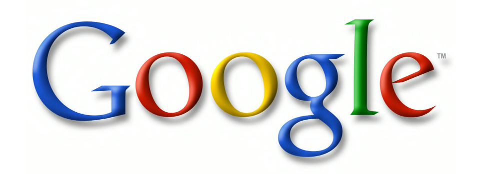
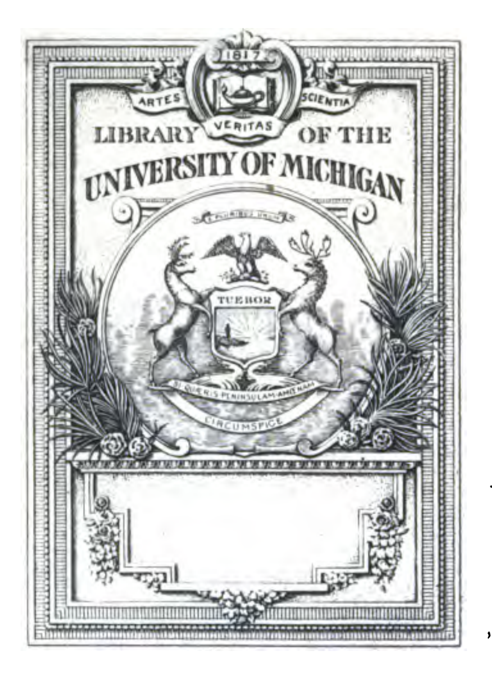





1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE




I. L. SCHMVCKER.
KOENIGLICHER. PREVSSISCHER.
ERSTER. GENERAL. CHIRVRGVS.
J.C. Krüger fc. Berol

Allgemeine deutsche Bibliothek.

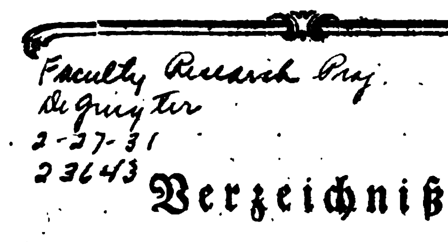




Des dreyßigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Brandenburg. allergnäd. Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1777.



Verzeichniß

der in des dreyßigsten Bandes erstem Stücke recensirten Bücher.

X gedruck-

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Mönch-

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne

4. Schöne Wissenschaften.

5. Romanen.

6. Weltweisheit.

7. Astronomie.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Des

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

10. Gelehrte Geschichte.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Vermischte Nachrichten.

Nach-

Verzeichniß der recensirten Bücher.

Nachrichten.

I. Karl

I.

Karl von Linne', Ritters des Nordsternordens 2c. Gattungen der Pflanzen und ihre natürlichen Merkmale. -- Nach der 6ten Ausgabe und der ersten und zweyten Mantisse übersetzt von Joh. Jak. Planer, Med. Doct. Erster und Zweyter Band, Gotha 1775. 8. mit fortlaufender Seitenzahl, 3 Alph. 1 Bogen.

Dies Werk wird Epoche machen in der Botanik der Deutschen. Der Recensent hat in der Bibl. B. XVIII. St. 2. S. 571. den „Versuch einer deutschen Nomencla„tur der Linnäischen Gattungen zur Uebersetzung der „Generum Plantarum Linnaei“ angezeiget und zweifelt nicht, daß Hr Planer auch der Verfasser desselben sey. Er, der Recensent, hätte diese Arbeit für keinen Preis übernehmen mögen, und würde an den meisten Stellen wohl nicht so glücklich, als Planer, übersetzt haben. Die in der Anzeige des Versuchs gemachten Erinnerungen sind von dem Verf. meistens genehmigt, es sey nun derselbe, oder ein anderer. So sind z. E. die gar zu kurzen und undeutschen Namen der Classen und Ordnungen: einmännig, einweibig, hier mit den deutlichern Umschreibungen: mit Einem Staubfaden, und Einem 2. 3. 2c. Staubwegen verwechselt.*) Aber das war der kleinste Theil der

 Arbeit.

*) Und eben so in der sonst so schweren XIX. Classe glücklich die Dunkelheit vermieden worden.

Arbeit. — Der größte bestund (nach des Rec. Urtheil) darin, die lakonisch-kurze Linnäisch-lateinische bedeutende Sprache des Originals in ein ähnliches Deutsch überzutragen, und dies ist dem Verf. vollkommen gelungen. Es mußten erst Kunstwörter gemacht oder gewählet werden, welche für die immer wiederkehrenden lateinischen gleichbedeutend, und bey mäßiger Sprachkenntniß doch so deutlich wären, als jene es dem seyn können, der nicht Botanik, sondern nur Latein versteht. Wir wollen nachher Ein Exempel zur Probe abschreiben. — Dann kam die Schwierigkeit, für die lateinischen Gattungsnamen schickliche deutsche zu finden, und der Augenschein lehrt jeden Kenner, wie scharfsichtig und glücklich der Verf. hierin gewesen, wovon schon ein Paar Exempel in dem angeführten XVIII. B. d. Bibl. gegeben sind, dazu wir hier sogleich noch einige setzen wollen, welche beweisen, daß der Hr Verf. nicht nach dem Leisten gearbeitet, sondern selbst in nicht geringem Grade Pflanzenkenner seyn, und was bey einem Uebersetzer nicht erwartet wird, Genie seyn muß. Da der Rec. dem Verf. und dieser ihm hinwieder völlig unbekannt ist: so kann dies von keinem Leser für Partheylichkeit aufgenommen werden.

Zur Probe der allgemeinen Kunstwörter wählen wir:

„68. Commelinen. Commelina. G. 62. Plum. 68.
„Zannonia Plum. 38.
„Kelch: eine Scheide, ist herzförmig, eingeneigt, zu-
„sammengedrückt, sehr groß, beständig.
„Krone: ist sechsblätterig, wovon die drey äußern
„klein, eyrund, eingetieft, wie eine Blumendecke
„aussehen, die drey innern aber wechselsweise ste-
„hen, sehr groß, rundlich, gefärbt sind.

„Drey

„Drey Honigbehältnisse, sehen wie Staubfäden aus,
„sitzen auf besondern Trägern, sind kreuzförmig,
„wagerecht.
„Staubf. drey Träger, sind pfriemenförmig, unter
„sich gekrümmt, kommen in der Gestalt und Um-
„fange mit den Trägern des Honigbehältnisses
„überein, sind aber niedriger als dieselben: die
„Staubbeutel eyrund.
„Stempf. der Fruchtknoten ist oben, rundlich: der
„Griffel pfriemenförmig, zurückgerollt, so lang
„als die Staubfäden; die Narbe einfach.
„Frucht: eine Kapsel, ist nackend, fast kugelrund,
„dreyfurchig, dreyfächrig, dreyklappig.
„Saam: zwey und zwey, eckig."

Die mit anderer Schrift gedruckten Worte sind Beyspiele, wie gut der Verf. die Kürze des Originals *ausgedrückt* hat, ohne der Sprache Gewalt anzuthun. Freylich wird ein deutscher unbotanischer Leser hier eben so wenig verstehen, als ein lateinischer unbotanischer bey dem Grundtexte, aber das hindert nicht: wir wollen hernach unsere Vorschläge geben, wie dem abzuhelfen.

In den Gattungsnamen hat der Verf. viel eigenes. Aus der Structur der Theile der Blume oder Frucht, aus der Beschaffenheit des Krauts, und von Botanisten genommene, zeigen die Geschicklichkeit des Verfassers.

Z. E. Callisia würde Schönblume heißen, aber Hr Pl. übersetzt das Synonymum Hapalanthus Zärtling.
Heliotropium - - er - - Scorpionenkraut.
u. Scorpiurus - - - - - - Raupenkraut.

Rhaeoma übersetzt er das Synonym. Franzenblume.

Cuscuta	Saiten.
Lycopsis	Krummhols.
Phlox	Flammenblume.
Senecio	Brandspitzeh.

Von der Proportion der Theile genommene:

Sagina	Vierling.
Septas	Siebner.

Vom Kraute

Roridula	Tropfkraut.
Crassula	Dickblatt.

Vom Orte

Azalea	Felsenstrauch.

Vom äußern Ansehen

Lagurus	Sammtgras.
Elymus	Haargras.

Lygeum Nußgras, und Cachrys Nußdolde, gehören theils zur ersten Quelle der Namen, theils zu dieser.

Bey den von Botanisten hergenommenen Namen zeigt der Verf. Patriotismus für seine Landsleute, und hin und wieder (ad modum Linnaei) Schalkheit; von dem ersten mag Jungien, Merianen und Burchardten für Dianthera, Antholyra und Callicarpa zeugen, von dem andern: Centunculus (NB. der Trivialname trift hier zu, und heißt: minimus) Kleinien. Ueberdem hat Hr Pl. in den Linnäischen Namen von Botanisten die Veränderung gemacht, daß er die abgekürzten wieder ergänzt hat, und z. E. Barreliere setzt, für Barlerie; Durantese für Durante u. s. f. Nach allen diesen Hülfsmitteln begreift der Recensent dennoch nicht, woher Hr Planer so viel Namen erhaschet hat, als für diese Menge nöthig war. Einen Einzigen hat ders. Rec. nur unter denen gefunden, die

er

er genauer betrachtet, welchen er verändert wünschte, und der, seiner Meynung nach, geändert werden muß, nämlich Cneorum, Seydelbast. Dies giebt Verwirrung in der Materia medica, da seit einiger Zeit die Seidelbastrinde wieder officinel geworden, und da denkt, wers nicht besser weis, es sey die von Cneorum, und es ist doch die von Daphne Mezereum gemeynt. Sonst ist allerdings Chamaelea ein Synonymon von Daphne, und Cneorum ein Trivialname von einer Specie der Daphne. Aber da es leicht Irrungen geben kann, so würde man denen durch Veränderung des Namens bald abhelfen können. Und warum 745. Sambacca, und nicht Tulpenbaum?

Recht sehr billigen wir auch des Verf. Verfahren mit den Nummern der Gattungen, die nun in eins weggezählt sind; denn daß sie dadurch nicht mit der Zahl des Originals übereinstimmen, hindert nichts. Aber nun ist noch viel zu sagen, wie das Werk klassisch werden könne? In so fern ists an sich es schon, da es wohl die einzige Uebersetzung seyn wird, die je vom Original mag verfertigt werden, und die, in Ansehung des großen Haufens der Uebersetzer, die Aufschrift führen möchte: Odi profanum vulgus — et arceo. Hr Dietrich hat allerdings Verdienste, aber nicht die halbe Arbeit unsers V. gehabt. Allein wir meynen doch eigentlich dies mit dem klassisch werden, daß von nun an (1776) in keinem deutsch zu schreibenden Werke von Pflanzen ein anderer, als der Planersche übersetzte Gattungsname, voran stehe, oder den Rang habe, und zwar sowohl ihrer innern Güte wegen, als auch zur Belohnung des Verf. für seinen laborem improbum nicht nur, sondern (im guten Verstande wie beym Virgil genommen) insanum! daß

allerwenigstens keine Flora noch Hortus ꝛc. deutsche Namen anführe, ohne diese mit zu setzen. Und dies kann auf zweyerley Art erreicht werden; Erstlich durch die Herren Verf. der Onomatologiae botanicae completae, wenn sie in ihrem zu hoffenden Register diese Planerschen Namen voran setzen und mit Selbstverläugnung der von ihnen gewählten, diese und die übrigen darunter bringen. Carduus soll das Exempel seyn, womit wir unsere Meynung erklären wollen. Wenn dies im Deutschen Distel übersetzt wird: so müßten alle Pflanzen, die den lateinischen Namen bey irgend einem Schriftsteller führen, nun mit dem Linnäischen Gattungsnamen, wenn er nicht derselbe ist, (oder wenn die Pfl. beym Linné nicht zu seinem genus Cardui gehört) in diesem deutschen Register so unter Distel aufgezählet werden, als die Synonyma in der Onomatologia unter Carduus es sind. *) Kommt dies Synonymon von einem Deutschen: so wird er auch einen deutschen Namen dafür haben, und der wird als deutsches Synonymum beygesetzt. Wir wollen einmal sehen, wie es heraus kommen würde. Bey den zur Probe hier genommenen 2 Seiten von Carduis aus der Onomatol. hat der Rec. die Schriftsteller alphabetisch geordnet; wollen die Verf. des künftigen deutschen Registers sie chronologisch stellen, so wird mans auch zufrieden seyn, wenn es nur einförmig genug wird.

Distel

*) oder noch besser: so als sie es unter Cnicus schon deutsch sind.

	Linnaei		
Distel. Planer Onomatol.	Carduus	Onomatologia	Planer.
Joh. Bauhin	Acanthus mollis	Bärenklau. weicher	eben so
„ „	„ spinosus	stachlicher	
C. Bauhin	Carduus nut. β	Bisamdistel.	
„ „	„ Bromelia Ananas	Ananas wahre	Bromelie.
„ „	„ „ „	„ wilde.	
Boerhaave	Cnicus	Stechkraut.	Kratzkraut
Camellus	Acanthus ilicif.	Bärenklau mit Stechpalmblättern.	
Dalechamp	Cynara Scolym. β	Gartenartischoke.	Artischoke
„ „	„	stachlige Distel. C. B. 3te Art.	
J. G. Gmelin	Arctium personatum	Klette maskirte.	eben so
Linne vor. Ausg.	Cnicus Acarna	Stechkraut.	Kratzkr.
Lonicer		stachlichste Distel C. B.	
„ „	„ Cynara Carduncul.	Cardone.	Artischok.
Matthiol	dieselbe	„ „ „	
Micheli	Cnicus Erisithales	Kratzkraut, österreichsches.	eben so
Morison	Onopordum Acanth.	Zellblume mit Bärenklaublättern.	—
	Cynara humilis β	Artischocke, niedrige	
	Carthamus tingit.	Bürstenpflanze; tingitanische.	Saflor
	Carlina corymbosa	Eberwurz straußförmige	eben so

5. Romanen.

6. Weltweisheit.

7. Astronomie.

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Des

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

10. Gelehrte Geschichte.

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

12. Vermischte Nachrichten.

Nach-

Verzeichniß der recensirten Bücher.

Nachrichten.

I. Karl

I.

Karl von Linne', Ritters des Nordsternordens ꝛc. Gattungen der Pflanzen und ihre natürlichen Merkmale. -- Nach der 6ten Ausgabe und der ersten und zweyten Mantisse übersetzt von Joh. Jak. Planer, Med. Doct. Erster und Zweyter Band, Gotha 1775. 8. mit fortlaufender Seitenzahl, 3 Alph. 1 Bogen.

Dies Werk wird Epoche machen in der Botanik der Deutschen. Der Recensent hat in der Bibl. B. XVIII. St. 2. S. 571. den „Versuch einer deutschen Nomencla„tur der Linnäischen Gattungen zur Uebersetzung der „Generum Plantarum Linnaei“ angezeiget und zweifelt nicht, daß Hr Planer auch der Verfasser desselben sey. Er, der Recensent, hätte diese Arbeit für keinen Preis übernehmen mögen, und würde an den meisten Stellen wohl nicht so glücklich, als Planer, übersetzt haben. Die in der Anzeige des Versuchs gemachten Erinnerungen sind von dem Verf. meistens genehmigt, es sey nun derselbe, oder ein anderer. So sind z. E. die gar zu kurzen und undeutschen Namen der Classen und Ordnungen: einmännig, einweibig, hier mit den deutlichern Umschreibungen: mit Einem Staubfaden, und Einem 2. 3. ꝛc. Staubwegen verwechselt.*) Aber das war der kleinste Theil der

 Arbeit.

*) Und eben so in der sonst so schweren XIX. Classe glücklich die Dunkelheit vermieden worden.

Arbeit. — Der größte bestund (nach des Rec. Urtheil) darin, die lakonisch=kurze, linnäisch=lateinische bedeutende Sprache des Originals in ein ähnliches Deutsch überzutragen, und dies ist dem Verf. vollkommen gelungen. Es mußten erst Kunstwörter gemacht oder gewählet werden, welche für die immer wiederkehrenden lateinischen gleichbedeutend, und bey mäßiger Sprachkenntniß doch so deutlich wären, als jene es dem seyn können, der nicht Botanik, sondern nur Latein versteht. Wir wollen nachher Ein Exempel zur Probe abschreiben. — Dann kam die Schwierigkeit, für die lateinischen Gattungsnamen schickliche deutsche zu finden, und der Augenschein lehrt jeden Kenner, wie scharfsichtig und glücklich der Verf. hierin gewesen, wovon schon ein Paar Exempel in dem angeführten XVIII. B. d. Bibl. gegeben sind, dazu wir hier sogleich noch einige setzen wollen, welche beweisen, daß der Hr Verf. nicht nach dem Leisten gearbeitet, sondern selbst in nicht geringem Grade Pflanzenkenner seyn, und was bey einem Uebersetzer nicht erwartet wird, Genie seyn muß. Da der Rec. dem Verf. und dieser ihm hinwieder völlig unbekannt ist: so kann dies von keinem Leser für Partheylichkeit aufgenommen werden.

Zur Probe der allgemeinen Kunstwörter wählen wir:

„68. Commelinen. Commelina. G. 62. Plum. 68.
„Zannonia Plum. 38.

„Kelch: eine Scheide, ist herzförmig, eingeneigt, zusammengedrückt, sehr groß, beständig.

„Krone: ist sechsblätterig, wovon die drey äußern klein, eyrund, eingetieft, wie eine Blumendecke aussehen, die drey innern aber wechselsweise stehen, sehr groß, rundlich, gefärbt sind.

„Drey

„Drey Honigbehältnisse, sehen wie Staubfäden aus,
„sitzen auf besondern Trägern, sind kreuzförmig,
„wagerecht.

„Staubf. drey Träger, sind pfriemenförmig, unter
„sich gekrümmt, kommen in der Gestalt und Um-
„fange mit den Trägern des Honigbehältnisses
„überein, sind aber niedriger als dieselben: die
„Staubbeutel eyrund.

„Stempf. der Fruchtknoten ist oben, rundlich: der
„Griffel pfriemenförmig, zurückgerollt, so lang
„als die Staubfäden; die Narbe einfach.

„Frucht: eine Kapsel, ist nackend, fast kugelrund,
„dreyfurchig, dreyfächrig, dreyklappig.

„Saam: zwey und zwey, eckig."

Die mit anderer Schrift gedruckten Worte sind Beyspiele, wie gut der Verf. die Kürze des Originals *ausgedrückt* hat, ohne der Sprache Gewalt anzuthun. Freylich wird ein deutscher unbotanischer Leser hier eben so wenig verstehen, als ein lateinischer unbotanischer bey dem Grundtexte, aber das hindert nicht: wir wollen hernach unsere Vorschläge geben, wie dem abzuhelfen.

In den Gattungsnamen hat der Verf. viel eigenes. Aus der Structur der Theile der Blume oder Frucht, aus der Beschaffenheit des Krauts, und von Botanisten genommene, zeigen die Geschicklichkeit des Verfassers.

Z. E. Callisia würde Schönblume heißen, aber Hr Pl. übersetzt das Synonymum Hapalanthus Zärtling.

Heliotropium . . er . . Scorpionenkraut.
u. Scorpiurus . . . . . . Raupenkraut.

 Rhacoma

Rhaecoma übersetzt er das Synonym. Franzenblume.
Cuscuta . . . . . Saiten.
Lycopsis . . . . . Krummhals.
Phlox . . . . . Flammenblume.
Senecio . . . . . Brandspitzeh.
Von der Proportion der Theile genommene:
Sagina . . . . . Vierling.
Septas . . . . . Siebner.
Vom Kraute
Roridula . . . . . Tropfkraut.
Crassula . . . . . Dickblatt.
Vom Orte
Azalea . . . . . Felsenstrauch.
Vom äußern Ansehen
Lagurus . . . . . Sammtgras.
Elymus . . . . . Haargras.
Lygeum Nußgras, und Cachrys Nußdolde, gehören theils zur ersten Quelle der Namen, theils zu dieser.

Bey den von Botanisten hergenommenen Namen zeigt der Verf. Patriotismus für seine Landsleute, und hin und wieder (ad modum Linnaei) Schalkheit; von dem ersten mag Jungien, Merianen und Burchardten für Dianthera, Antholyra und Callicarpa zeugen, von dem andern: Centunculus (NB. der Trivialname trift hier zu, und heißt: minimus) Kleinien. Ueberdem hat Hr Pl. in den Linnäischen Namen von Botanisten die Veränderung gemacht, daß er die abgekürzten wieder ergänzt hat, und z. E. Barreliere setzt, für Barlerie; Durantese für Durante u. s. f. Nach allen diesen Hülfsmitteln begreift der Recensent dennoch nicht, woher Hr Planer so viel Namen erhaschet hat, als für diese Menge nöthig war. Einen Einzigen hat ders. Rec. nur unter denen gefunden, die

er

er genauer betrachtet, welchen er verändert wünschte, und der, seiner Meynung nach, geändert werden muß, nämlich Cneorum, Seydelbast. Dies giebt Verwirrung in der Materia medica, da seit einiger Zeit die Seidelbastrinde wieder officinel geworden, und da denkt, wers nicht besser weis, es sey die von Cneorum, und es ist doch die von Daphne Mezereum gemeynt. Sonst ist allerdings Chamaelea ein Synonymon von Daphne, und Cneorum ein Trivialname von einer Specie der Daphne. Aber da es leicht Irrungen geben kann, so würde man denen durch Veränderung des Namens bald abhelfen können. Und warum 745. Sambacca, und nicht Tulpenbaum?

Recht sehr billigen wir auch des Verf. Verfahren mit den Nummern der Gattungen, die nun in eins weggezählt sind; denn daß sie dadurch nicht mit der Zahl des Originals übereinstimmen, hindert nichts. Aber nun ist noch viel zu sagen, wie das Werk klassisch werden könne? In so fern ists an sich es schon, da es wohl die einzige Uebersetzung seyn wird, die je vom Original mag verfertigt werden, und die, in Ansehung des großen Haufens der Uebersetzer, die Aufschrift führen möchte: Odi profanum vulgus — et arceo. Hr Dietrich hat allerdings Verdienste, aber nicht die halbe Arbeit unsers V. gehabt. Allein wir meynen doch eigentlich dies mit dem klassisch werden, daß von nun an (1776) in keinem deutsch zu schreibenden Werke von Pflanzen ein anderer, als der Planersche übersetzte Gattungsname, voran stehe, oder den Rang habe, und zwar sowohl ihrer innern Güte wegen, als auch zur Belohnung des Verf. für seinen laborem improbum nicht nur, sondern (im guten Verstande wie beym Virgil genommen) insanum! daß

allerwenigstens keine Flora noch Hortus ꝛc. deutsche Namen anführe, ohne diese mit zu setzen. Und dies kann auf zweyerley Art erreicht werden; Erstlich durch die Herren Verf. der Onomatologiae botanicae completae, wenn sie in ihrem zu hoffenden Register diese Planerschen Namen voran setzen und mit Selbstverläugnung der von ihnen gewählten, diese und die übrigen darunter bringen. Carduus soll das Exempel seyn, womit wir unsere Meynung erklären wollen. Wenn dies im Deutschen Distel übersetzt wird: so müßten alle Pflanzen, die den lateinischen Namen bey irgend einem Schriftsteller führen, nun mit dem Linnäischen Gattungsnamen, wenn er nicht derselbe ist, (oder wenn die Pfl. beym Linne' nicht zu seinem genus Cardui gehört) in diesem deutschen Register so unter Distel aufgezählet werden, als die Synonyma in der Onomatologia unter Carduus es sind. *) Kommt dies Synonymon von einem Deutschen: so wird er auch einen deutschen Namen dafür haben, und der wird als deutsches Synonymum beygesetzt. Wir wollen einmal sehen, wie es heraus kommen würde. Bey den zur Probe hier genommenen 2 Seiten von Carduis aus der Onomatol. hat der Rec. die Schriftsteller alphabetisch geordnet; wollen die Verf. des künftigen deutschen Registers sie chronologisch stellen, so wird mans auch zufrieden seyn, wenn es nur einförmig genug wird.

Distel

*) oder noch besser: so als sie es unter Cnicus schon deutsch sind.

	Linnaei	Onomatologia	Planer
Distel. Planer Onomatol.	Carduus		
Joh. Bauhin	Acanthus mollis	Bärenklau. welcher	eben so
= = =	spinosus	stachlicher	
C. Bauhin	Carduus nut. β	Bisamdistel.	
= = =	Bromelia Ananas	Ananas wahre	Bromelie.
= = = =	=	wilde.	
Boerhaave	Cnicus	Stechkraut.	Kratzkraut
Camellus	Acanthus ilicif.	Bärenklau mit Stechpalmblättern.	
Dalechamp	Cynara Scolym. β	Gartenartischoke.	Artischoke
= = =		stachlige Distel. C. B. 3te Art.	
J. G. Gmelin	Arctium personatum	Klette maskirte.	eben so
Linne vor. Ausg.	Cnicus Acarna	Stechkraut.	Kratzkr.
Lonicer		stachlichste Distel C. B.	
= = =	Cynara Cardunc.	Cardone.	Artischok.
Matthiol	dieselbe	= = =	
Micheli	Cnicus Erisithales	Kratzkraut, österreichsches.	eben so
Morison	Onopordum Acanth.	Zellblume mit Bärenklaublättern.	—
	Cynara humilis β	Artischocke, niedrige	
	Carthamus tingit.	Bürstenpflanze; tingitanische.	Saflor
	Carlina corymbosa	Eberwurz straussförmige	eben so

Distel Planer Onomatol.	Linnaei Carduus	Onomatologia	Planer
officinarum	Centaurea benedicta	Flockenblume Cardobenedict.	Flockblume
Parkinson	: : :	Haberdistel.	
Pluckenet	Centaurea galact.	Flockenblume milchigte	
	Gorteria personata	Gorterische Pfl. verlarvte.	Gorterie.
	Cnicus oleraceus	Kratzkraut kohlartiges.	eben so
Ray	Gorteria ciliaris	Gortersche Pfl. äthiopische	Gorterie.
Thalius Theodor	: : :	Haberdistel	
Tournefort	Carduus eriophorus ß	Distel Wolle tragende.	eben so

Das sind zwey Seiten der Onomat. in ein Register gebracht nach Planers Namen; aber auch nur zwey; denn eben dieser Artikel hat daselbst solcher Seiten 17! Also sieht der Recens. vorher, daß, wo nicht der Verfasser, doch vermuthlich der Verleger, sagen werden: ein solch Register würde etliche Bände mehr ausmachen, als man dazu bestimmt hat, und also — weg damit! Dies würde der Rec. bedauern, immer aber ein solches, oder ungefähr ein solches, wünschen, auch als ein eigenes von der Onomatologia abgesondertes Werk, auch wenns ein Paar Jahre später vollendet würde; auch wenn mans hin und wieder zusammenzöge, ohne daran zu denken die Auctores chronologisch oder alphabetisch zu ordnen, z. E. so:

	Linnaei	Onomatologia	Planer
Distel. Planer Onomatol.	Carduus		
Boerhaave Linné vorg. Ausgabe	Cnicus	Stechkraut *)	Kratzkraut
	— Acarna	. . .	.
Micheli	— Erisithales	Kratzkraut österreichsches.	
Plucknet	— oleraceus	Kratzkraut kohlartiges.	

Endlich, damit wir schliessen, könnte Planers Werk dadurch classisch werden, wenn in Teutschland da, wo botanische oder Apothekergärten sind, besonders in grossen Städten, für Apotheker- und Barbiergesellen darüber Botanik gelesen würde. Denn wenn es für die künftigen Herren gut ist, etwas von der systematischen Botanik zu wissen, (nicht sie ganz *einzusehen*, sondern nur dem Empirismo zu wehren): so wüste Recensent nicht, wie es für die Unlateinischen besser geschehen könnte, als wenn ihnen hiernach Classen, Ordnungen, und ausgesuchte Gattungen demonstrirt würden; und ein geschickter Lehrer würde darinn das Unnütze (vergleichungsweise) mit nähern Erläuterungen der Arten u. s. f. vertauschen. — Sollte einer von diesen Vorschlägen gebilligt werden, oder zu verbesserten Gelegenheit geben: so sollte uns die Mühe nicht gereuen, die wir auf diese Anzeige verwendet haben. Herrn Planer aber bitten wir ja inständigst, die im Versuch der Nomenclatur versprochene Biographie der Botanisten, von denen Pflanzen benannt sind, (auch derer, nach welchen Er

*) Diese Gattung hat beyläufig zwey Namen in der Onomatologia, wir sehen nicht warum?

Er einige genannt hat, z. E. der oben angeführten, uns nicht schuldig zu bleiben.

Dr.

II.

Philosophische Untersuchungen über die Aegypter und Chineser. Nebst einer Charte von der berühmten großen Mauer in dem alten Aegypten. Aus dem Französischen des Hrn. von P*** übersetzt von D. J. G. Krünitz, Berlin bey Deckern, 1774. Erster Band 1 Alph. 4½ Bogen, ohne Vorrede. Zweyter Band 1 Alph. 4½ Bogen, kl. 8.

Der Hr. Canonicus von Pauw, der sich Bewunderer und Gegner, durch seine bekannte philosophische Untersuchungen über die Americaner, erwarb, tritt hier von neuem auf, nun das ingenieuse, aber Spinneweb ähnliche System des Herrn de Guignes, den ägyptischen Ursprung der Chineser, zu vernichten. Zwar werden diese Recherchen eben das Schicksal haben, wie die über die Americaner; sie werden von diesem über den Werth erhoben, von jenem unter dem Gehalte herunter gesetzt werden; und zu Vertheidigungen gegen verschiedentliche Angriffe mag sich der H. V. immer rüsten. Indessen Dank verdient er doch für diese Untersuchungen, die eine außerordentlich ausgedehnte Belesenheit in alten und neuen Schriften und einen großen Umfang critischer, antiquarischer und historischer Gelehrsamkeit verrathen und viele Dinge in ein neues

Licht

licht setzen. Recens. wird sich begnügen, den Geist des Werks darzustellen, ohne jedesmal seine Zweifel, die er etwa dagegen beybringen könnte, zu eröffnen, um ohne also immer der Meynung des H. v. P. Beyfall zu geben, oder ihm zu widersprechen; dergleichen Einwürfe, Widerlegungen, oder Bestätigungen und Erläuterungen möchten nicht absichtlich seyn. Der Litterator und der Dilettant hingegen werden den zusammengedrängten Inhalt einer merkwürdigen Schrift, zur Uebersicht des Ganzen und zur Bestimmung des Augenpunktes, lieber entgegen nehmen; und jener erblickt vielleicht hin und wieder einen Gegenstand, der ihm in dem so reichhaltigen Ganzen entwischt war. Ueberhaupt aber bemerke ich, welches auch wohl jedem aufmerksamen Leser nicht entgehen wird, daß H. v. P. das Verdienst der Aegypter fast allenthalben recht würdigt, allein der Chineser ihres zu sehr heruntersetzt, ohne ihnen, bey dem wenigen Fortgange der Cultur, allemal die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die sie doch wohl verdienen möchten.

Hr. de Guignes las 1758 einen Aufsatz in der königl. franz. Academie der schönen Wissenschaften ab, worin er beweisen wollte, daß die Chineser eine 1122 Jahr vor Christi Geburt, aus Aegypten geführte Colonie wären: und suchte diese, von Kirchner und Huet schon behauptete Meynung, unter andern auch dadurch zu bestätigen, daß er zeigte, wie die zergliederten Schriftzeichen der Chineser ursprünglich alphabetische Buchstaben der Phönicier und Aegyptier wären, zu welchen sie auch noch hieroglyphische, oder sinnbildliche Zeichen, wie die Aegyptier, hinzugefügt hätten. Allein die Chineser haben nie Hieroglyphen gekannt, noch gehabt: und der

vollkom-

vollkommenste Beweis von unleugbarer Aehnlichkeit der Alphabete zweyer Nationen allein würde doch, wenn die Geschichte es nicht bewiese, nicht darthun, daß sie von einander abstammen. — Gegen dies System des H. de Guignes nun kämpft H. v. P., und mit scharfen Waffen und glücklichem Erfolge.

Erster Band. Erster Theil. Erster Abschnitt. Die Aegypter sind immer ein uraltes Volk: schon 2000 Jahr vor Christo konnten sie (S. 24.) in allerley Arten Steine schreiben; und man muß schon lange die wilde Lebensart abgelegt haben, ehe man an so etwas denken kann. Sie waren eine aethiopische Colonie, die das südliche Aegypten erst, denn das nördliche, bevölkerten. Allein, da durch Perser, Griechen, Römer, Saracenen und Türken, alle einheimische schriftliche Nachrichten verloren gegangen sind; so ist alles verworren: und daß wir (S. 22.) jetzt 117. verschiedene chronologische Systeme über die Aegyptische Geschichte zählen, heißt doch wohl so viel, als gar keine Chronologie haben? Annehmen, daß zugleich mehrere Dynastien in Aegypten an verschiedenen Orten geherrscht haben, heißt Aegypten nicht kennen: Die Elephantiner würden ein Königreich gehabt haben, so groß — wie Yvetot. — Sesostris Conquestor (S. 36.) ist höchstens (S. 39) eine Allegorie, die den Lauf der Sonne bezeichnet, die, wie er, immer von Morgen gegen Abend zog. Das, von Ctesias, von ihm erzählte Mährgen wird noch auffallender, wenn man die 600 langen Schiffe und 28000 Wägen bedenkt, die er aus einem Lande mitnahm, in welchem so wenig Bauholz war, daß man, vor den Ptolemäern, die, auf dem Nil nöthigen, Barken (S. 37.) aus gebrannter Erde verfer-

verfertigte, und wo die Einwohner, bis auf die Zeit der Griechen, theosophische Ursachen der Wasserscheue hatten. Die am Phasis in Colchis befindlichen Colonien, die Herodot für ägyptische, vom Sesostris angepflanzte, hält, wenn er gleich versichert, daß man in Aegypten selbst nichts davon wisse, waren wohl phönicische, die Onomacrit, der, nach dem Herodot Colchis beschrieb, Solymer und Assyrier, aber nicht Aegypter, nennt. — Die Chineser hingegen sind eine, aus der Mungaley, einem so hohen Lande, wie die Alpen, (S. 20.) in das nördliche China zuerst gedrungene, Colonie. Wenn gleich die alte Geschichte von China fabelhaft ist; so sind doch die Chineser ein uraltes Volk, welches sich zum Theil aus ihren Schriftzeichen beweisen läßt, wenn sie gleich (S. 17.) schon lange eine Völkerschaft gewesen seyn können, ehe sie schrieben. Aber ihre Schrift ist keine Hieroglyphe, davon sie gar keinen Begriff haben, und die doch auf allen aegyptischen Manufacturen vorkömmt. — Man hat die Chineser, weil man partheyisch oder unwissend war, zu vortheilhaft beschrieben: wenn man sie unterdessen genau prüft und gegen die Aegypter hält, so wird sich ihr weniges Verdienst ergeben — und man wird, wenn man ihr häusliches Leben, ihre Diät, Künste, Religion und Staatsverfassung betrachtet, einen so wesentlichen Unterschied zwischen beyden finden, daß man mehr, als hartnäckig seyn muß, wenn man doch ihren Ursprung von den Aegyptern behaupten will.

Zweyter Abschnitt. Griechen, die alles verstümmelten, oft verstellten — also Ausländer, die auch oft falsch sahen, haben (S. 40.) uns Aegypten beschrieben: und es ist ein Glück, daß sie sich oft widersprechen; denn sonst würde man gar nicht wissen,

 wie

wie man daran wäre. Diese Verschiedenheit trifft man hauptsächlich in der Beschreibung häuslicher Sitten an, deren rechte Kenntniß immer schwer ist. Herodot, und nach ihm Mela, behaupten, daß die Weiber in Aegypten die Geschäfte der Männer verrichteten, und diese zu Hause blieben, um Leinewand zu weben: aber das waren Weiber der Leineweber und des Pöbels, (S. 54.) der sich weder mehrere Weiber, noch Sclaven, noch ein Serail halten konnte. Eben diese waren es, die bey den Orgyen tanzten, den Phallus [eine Art von Priapus (S. 31.)] trugen, Klageweiber bey Todten waren, sich, von Opium berauscht, mit Ziegenböcken vermischten, und dem Apis, zu gewissen Zeiten, außerordentlich unzüchtige Ehrenbezeugungen erwiesen. — In Aegypten war, wie im ganzen Orient, die häusliche Knechtschaft eingeführt: und daraus (S. 40.) entstand die Vielweiberey. „Denn, wie können in warmen Län„dern, Männer Sklavinnen, die sie für Geld erkauft „haben, besitzen, ohne sie zur Unzucht zu verführen? „Dieser Ruchlosigkeit wußten die Gesetzgeber nicht an„ders abzuhelfen, als daß sie die Vielweiberey er„laubten, ohne zu berechnen, ob auch mehr Mäd„chen, als Knaben, geboren würden.“ Herodot redet also nur von Priestern, oder armen Pöbel, wenn er sagt, daß die Aegypter nur eine Frau nähmen: denn Diodor versichert das Gegentheil. — Das weibliche Geschlecht stand also in keiner großen Achtung; auch konnte es (S. 46.) nicht den Thron besteigen. Die Beyspiele, daß Königinnen im alten Aegypten, [denn von Aegypten unter den Ptolemäern ist hier nicht die Rede] regiert haben, sind so selten, daß man sie als Usurpationen, oder als vormundschaftliche Regierungen anzusehen hat. Um König zu seyn, mußte man

man opfern, also Priester, und in allen ihren Geheimnissen eingeweihet seyn: aber dazu ließ man kein Frauenzimmer — was man auch von den Priesterinnen der Isis sagen mag. — Ungemein häßlich waren (S. 60.) die einheimischen Aegypterinnen: braungelber Farbe, oft aussätzig, mit entzündeten Augen und entsetzlich dick, welches zu werden, sie sich vielerley Mittel bedienten. Dennoch waren die Männer eifersüchtig: und die Großen und Reichen hatten Harems und (S. 50.) Verschnittene. Diese durften sogar heyrathen und Sclaven halten, auch waren sie so mächtig, daß Pharao Ammamenes das Schlachtopfer ihrer Verschwörung ward. Es gab auch einige, die glatt hinweg verschnitten waren. Um die Weiber noch mehr einzusperren, verbot man ihnen (S. 53) Schuhe, Strümpfe, oder andere Ueberzüge, und machte es zur Schande, barfuß zu erscheinen. Der Kalife Hakim, Stifter der Religion der Drusen, erneuerte dies Gesetz im Kitab-al-Macheid. — Ob zwar die Aegypter vor den Ptolemäern ihre Schwestern nicht geheyrathet haben mögen (S. 60), sondern dies erst unter den Griechen eingeführt wurde; so ergiebt es sich doch, daß sie in naher Blutsfreundschaft, z. B. ihrer Brüder unbeerbte Wittwen, heyratheten: worüber man noch im römischen Gesetzbuch eine Stelle hat. Dies rührte wohl daher, daß die Aegypter in verschiedene Stämme eingetheilt waren, die sich nicht mit einander vermischen durften, und daß Feindschaften zwischen ganz nahgelegnen Nomen über die Verehrung verschiedener Thiere entstanden waren. — Diodor schreibt sehr unrichtig die starke Bevölkerung Aegyptens der Vielweiberey zu: allein auch so schlimme Folgen hat sie (S. 61) nicht, als man gewöhnlich glaubt. Ich wünschte, der H. V.

hätte sich hier deutlicher erklärt und seine Meynung mehr entwickelt. Ich glaube auch, daß die Polygynie, doch nur aus Staatsursachen, im Orient nicht so schädlich sey, als sie es im Norden von Europa seyn würde.] — Aegypten war (S. 121) ein sehr bevölkertes Land, wenn man gleich nicht mit Diodor oder Josephus 7 Millionen Einwohner ansetzen kann. H. von P. geht von der Berechnung der Herren d'Origny und d'Anville ab; setzt den Flächeninhalt auf 2250 franz. oder 1340 deutsche □ Meilen, die Bevölkerung unter den Pharaonen auf 4 Millionen, und die Anzahl der Wohnplätze über 3000: daß solchergestallt gegen 3000 Menschen auf jede geogr. □ Meile fallen. Die Ursachen der starken Bevölkerung waren zum Theil national, zum Theil politisch. Unter jene kann man (S. 64), was auch Aristoteles darüber urtheilt, die großen Gärten rechnen, die gewöhnlich die Harems umfassen, und die den Damen zum Erfrischungsorte und zugleich als ein Wall gegen die etwa im Schwange gehenden ansteckenden Krankheiten dienten. Das Clima des Orients ist (S. 90) überhaupt der Bevölkerung günstig: Die Einwohner sind mäßig, meiden starke Getränke, und die Erziehung der Kinder kostet wenig. Allein, daß das Nilwasser fruchtbar mache, ist (S. 126) eine leere Behauptung, wenn es gleich eine stimulirende Kraft hat. Unter die politischen Ursachen der Bevölkerung Aegyptens gehört hauptsächlich die Sorge der Regierung für alles, was dahin abzweckt. Gegen den Aussatz (S. 106), eine dort einheimische Krankheit, hatten die Priester eine heilsame Diätetik vorgeschrieben, und ihre Aerzte hatten dawider die besten Heilungsmethoden. Wider die Pest gebrauchten sie alle mögliche Vorsicht. Die Aerzte durften keine gewagte Curen durch neue Arzeneymit-

nenmittel, unternehmen. Sie hielten, der bösen Luft zu entgehen, die Canäle des Nils stets rein. Sie baueten keine Früchte, die die Luft vergiften, z. B. keinen Reiß. Sie beschnitten Knaben und Mädgen (S. 82), welches unstreitig seinen medicinischen Nutzen hat. Der Kindermord war (S. 77) verboten: und was die Juden vom Gegentheil sagen — sie, die in Canaan nur mannbare Mädgen am Leben ließen, und Kinder und Jünglinge hinrichteten, damit Niemand übrig bliebe, der an die Wand p . . . . te — ist Ausdehnung einer Ausnahme zur allgemeinen Regel. — — Wie so ganz anders in China! Zwar auch hier ist (S. 73) die häusliche Knechtschaft eingeführt, geht aber viel weiter, wie in Aegypten, erstreckt sich aufs Verkaufen und Ermorden der Kinder, besonders der Mädgen. Nur eine Frau (S. 67) darf man haben, aber Beyschläferinnen so viel man will, die jedoch unter der Frau stehen. [Es mag eine artige Subordination seyn!] Indessen werden sie doch alle (S. 88) in Harems eingesperrt, wo sie noch unendlich schlimmer daran sind, als die Aegypterinnen: denn diese durften doch, wiewohl barfuß, in den Gärten ihrer Harems promeniren; die Chineserinnen können auch dies nicht, da man ihre Füße zerquetscht. Nichts, als die Eifersucht der Chineser, welcher blos die Strenge, womit sie über das weibliche Geschlecht herrschen, gleich ist, (S. 80) ist der Grund dieses Verfahrens. Daher auch das Castriren, das (S. 84) seit alten Zeiten, bis auf den Einfall der Mandschu, so gewöhnlich war. Jeder ließ seine Söhne castriren, weil sie sonst auf keine Bedienung Anspruch machen konnten: denn die Verschnittenen hatten sich der Reichsverwaltung bemächtigt, und nur gleich Elenden theilten sie Würden mit. Die er-

schen Kayser der itzigen Dynastie suchten diese schändliche Gewohnheit abzuschaffen: allein sie hat sich noch sehr erhalten. — Vermöge eines Reichsgesetzes kann (S. 65) keine Frau den Thron besteigen: doch führen die Mütter, während der Minderjährigkeit die Regierung: — aber sie opfern nicht, wie die Kayser thun müssen. — Ein Glück für die Chineser, daß sie ungeachtet der Vielweiberey, (S. 89) und obgleich mehr Mädgen, als Knaben, ermordet werden, wegen der ungeheuren Menge ungeheyratheter Bonzen, Straßenräuber und Sclaven, doch mehr Frauenspersonen haben, als sie brauchen: sie würden sonst, da sich die Grade der verbotnen Ehen (S. 67) sehr weit erstrecken, oft verlegen seyn. — Scheint diese schwache Aehnlichkeit in Sitten Abkunft zu verrathen? Fast im ganzen Orient herrscht häusliche Knechtschaft, Vielweiberey u. s. w. Aber man trifft auch in China Dinge an, die dem aegyptischen Geiste ganz entgegen sind. Hier erlauben die Gesetze (S. 75.) den Kindermord. Man erstickt sie (horresco referens) entweder gleich bey der Geburt in heißem Wasser; oder wirft sie, an einem hohlen Kürbiß gebunden, in den Strom, oder setzt sie auf den Gassen aus. Mitleidige Mahomedaner nehmen einige auf; andere werden von Schweinen, Hunden oder Fischen gefressen, und, um den Rest zu sammlen, fahren an jedem Morgen Karren durch die Gassen, laden die ausgesetzten Kinder auf, führen sie an eine Grube, in welche man sie hinein wirft, und dem kläglichsten Tode, oder noch einmal dem Mitleiden der Mahomedaner überläßt. Nichts als Geiz, Armuth und Härte sind die Quellen dieses abscheulichen Gebrauchs. — Man beschneidet (S. 82) in China weder Mädgen, noch einmal Knaben: und die Chineser sollten von den

Aegy-

Aegypten stammen, denen doch schon lange vor der Epoche der angeblichen Anpflanzung China's von Aegypten aus, die Beschneidung bekannt war? Man könnte einwenden, daß auch die Griechen, bey welchen sich doch aegyptische Colonien niedergelassen haben, die Beschneidung nicht gekannt hätten: allein die Wirklichkeit dieser Colonien in Griechenland ist sehr zweifelhaft. — Obgleich (S. 106) die Pest in China oft wüthete, und 1347 so gar die schwarze Pest, die ⅔ aller Menschen wegraffte, aus China kam; so hat man doch keine Polizeyanstalten dawider. Man räuchert, aber nicht wie die Aegypter, um die Luft zu reinigen, sondern zur Ehre des Fo. — Augenkrankheiten haben (S. 113) die Chineser wie die Aegypter: — jene wegen ihrer Unkeuschheit und wegen des Waschens mit heißem Wasser, diese wegen der typhonischen Winde und mit Salpeter geschwängerten Luft: aber sie haben keine Augenärzte, und ihre Blinde betteln. — Die Aegypter arbeiteten, sagt der K. Hadrian. — Daher muß man von den Millionen, womit man China so freygebig bevölkert hat, viel abrechnen. Aus Mangel der Nachricht läßt sich (S. 94) die Bevölkerung dieses Reichs nicht bestimmen: Du Halde und Gaubil widersprechen sich, was Peking allein betrifft, in einer Zahl, die nicht weniger als eine Million ausmacht. Allein China überhaupt ist schlecht bevölkert, wenn gleich die großen und an der See gelegenen Städte, und so gar die dadurch fließenden Ströme mit Menschen überhäuft sind. Es finden sich Gegenden von 20 Meilen im Innersten der großen Provinzen, die nicht einmal angebauet sind; es giebt viele Tiger in China, so gar ein ganz wildes Volk, die Mau-lao. Dieser Ungleichheit abzuhelfen, untersagte der Despotismus der itzi-

gen Dynastie den Seehandel, riß alle 3 Meilen von der See entfernte Wohnstädte in sechs Provinzen nieder, und trieb die Bewohner derselben tiefer ins Land. [Ein Commentar zu des H. v. Montesquieu Beschreibung des Despotismus!] Troglodytisch lebten sie hier so lange, bis die Mandschu von dieser Strenge nachließen, da sie sich denn zum zweytenmale an die Seeküste begaben. Aus dieser ungleichen Vertheilung der Einwohner, aus Mangel des Ackerbaues, den die eitle Ceremonie des jährlichen Pflügens der Kayser nicht in Flor setzte, da die Mandarinen (S. 12) den Ackerbau so verachten, daß sie, um nicht für Bauern gehalten zu werden, ihre Nägel entsetzlich lang wachsen lassen — aus Mangel gehöriger Polizey, um Magazine anlegen zu können, entsteht bey dem kleinsten Miswachs, eine Hungersnoth, die Tausende wegrafft.

Dritter Abschnitt. Die Aegypter hatten (S. 129) drey verschiedene Lebensordnungen: eine für die Priester, die andere für das gemeine Volk und die dritte für jeden Mann insbesondere. Eben das, was den Gesetzgeber der Juden vermocht hatte, ihnen gewisse Thiere als rein oder unrein zu bestimmen; daß dadurch nämlich der Ausbruch nnd die Fortpflanzung gewisser, dem Clima eigenthümlichen und, durch Genuß so genannter unreiner Speisen, vermehrten, Krankheiten verhindert würde: eben das hatte auch gemacht, daß den Aegyptern von jeher einige Speisen erlaubt, andere verboten waren. Die wichtigsten dieser Krankheiten in Aegypten waren (S. 132) der Aussatz, die Augenkrätze und der Saamenfluß. Der Aussatz (S. 183), der beyde Geschlechte, auch die Verschnittnen martert, sehr zur Geilheit reizt, aber

keine

keine Folge derselben ist, entsteht (S. 180) aus dem Nilwasser, das nach Hr. Hasselquist's Untersuchungen, einen Ausschlag auf der Haut bewirkt. Dieser schrecklichen Krankheit vorzubeugen, gaben sich die Aegypter alle Mühe: daher jene Diätetik, unter dem Siegel der Religion! Allein die Priester wußten auch, ihn zu heilen, und brauchten, nach des Aretäus von Cappadocien und Galen's, vom Aetius und Paul Aegineta bestätigten Zeugnisse (S. 144), die Brühe und das Fleisch der Viper, namentlich des colubris cornuti. [H. v. P. macht diese aspis zur Schlange Lebham-nasser, die so wenig, wie der Cerastes (S. Michaelis IV B. Mos. Anm. S. 42) giftig seyn soll; und doch soll sich ihrer Cleopatra zum Selbstmorde bedient haben. Wenn H. Kr. hier recht übersetzt hat; so ist dies ein besonderer, im Raum von achtzehn Zeilen vorkommender Widerspruch in philosophischen Untersuchungen.] Unter den Lagiden, da Altägypten dahin war, breitete sich (S. 143) der Aussatz bis nach Italien aus, wo Aegypten Aerzte, die Hr. v. P. für Juden hält, durchs Ausbrennen heilten, welches die mosaische Cur gewesen seyn soll. [Ich möchte den Beweis hievon aus dem Moses sehn.] — Eine allgemeine, zur Aufklärung verschiedner diätetischen Anordnungen und zur Hebung des Spottes über die ägyptische Religion dienende (dem Recens. bey weitem nicht erwiesen scheinende) Bemerkung ist (S. 163) diese: daß die Aegypter kein Thier göttlich verehrt haben, für welches die Priester einen Abscheu hatten. — Die Priester aßen überhaupt (S. 132) keine Fische (S. 155), keine Pelicane (S. 140), kein Schweinfleisch (S. 154), keine Zwiebel; enthielten sich (S. 134) des Seesalzes; tranken (S. 137) keinen Wein, und widersetzten sich, vor der persischen

Eroberung, dessen Anbau. Ferner wurden (S. 156) alle, auch in der Regel reine, Thiere sorgfältig untersucht; und tadelfrey, kauscher sagt itzt der Jude, mußten die seyn, die der Priesterclasse mindestens, zur Nahrung dienen sollten. — Die Diätetik für das Volk war (S. 174) laxer, wie das wohl seyn mußte. Das Brod (S. 175) ward aus Olyra, wie Herodot sagt, mit vielem Sauerteig, wie Athenäus hinzusetzt, gebacken — und dies war weder die heutige Olyra des Linné, noch Reiß, wie Shaw und Goguet meynen, dessen Bau erst die Kalifen, ohne an die damit verbundnen Unbequemlichkeiten zu denken, einführten; sondern wahrscheinlich eine Art Roggen, doch auch nicht von demjenigen, den Theophrast unter dem Namen alexandrinisches Korn beschreibt, das erst unter Ptolemäus Lagi eingeführt wurde. — Das Getränk (S. 178) war, da Wein verboten und Nilwasser ungesund war, eine Art Bier, aus Gerste gebrauet, mit einem Zusatz von Wolfsbohnen (lupinus) statt des Hopfens, namens Zythum, das gewiß den Aussatz nicht erzeugte. — Schweinefleisch zu essen, war (S. 185) dem Volke verboten, außer zweymal im Jahr, da auch Opfer von diesen Thieren dargebracht wurden, ohne Zweifel um die zu starke Vermehrung eines, in Absicht auf die Diät, schädlichen, aber für den damaligen Ackerbau nützlichen, Thieres zu hindern — indem es zur Aufräumung des, nach des Nils Ueberschwemmung zurückgebliebenen und von den verschiednen Raubvögeln nicht verzehrten animalischen und vegetabilischen Unraths, also, wie Herodot sagt, statt eines Pfluges, gebraucht wurde. — Kuhfleisch (S. 188) durfte das Volk nicht essen, damit man immer den Priester- und Soldatenstand mit Kälbern, die pars salarii waren, versor-

versorgen konnte. Ferner waren (S. 189) alle fliegende und laufende, auch einige schwimmende Raubthiere, alle vierhändige Thiere, alle ohnschuppichte Fische, verboten. Auch der Gewächse waren viele (S. 195) unrein. Bohnen (S. 157) waren verboten: und Pythagoras nahm sie in Abscheu, so bald er sich in Aegypten hatte beschneiden lassen: denn ihre Blüthe erregt eine Trunkenheit, die in diesem Clima gefährlich ist. Die Meerzwiebel mit der rothen Wurzel (Scilla, oder officinel Squilla) durfte (S. 168) nicht gegessen werden: sie ward sogar an dem östlichen Ufer des pelusischen Nilausflusses, wie es scheint, göttlich verehrt. — Aber die Frucht schmeckt auch im höchsten Grade widrig: woher denn das Verbot und die Verehrung? — Sie war das beste Mittel wider die Trommelsucht [tympanites,] welcher die Einwohner dieses sumpfichten und Erdpech und Schwefel in sich schließenden Gegend ausgesetzt waren. [Mein Arzt zieht diese Wirkung in Zweifel.] — Übrigens war das Volk verbunden, alle Monate einmal (S. 183) Laxiertränke zu nehmen, die wahrscheinlich ein Infusum von einheimischer Rohrcassienstaude und, von Thebais bis an des Nils Wasserfällen wildwachsenden, Sennesblättern war. — Nicht war es unter den Pharaonen Absicht (S. 172) bey den verschiedenen, in verschiedenen Provinzen statt findenden, diätetischen Vorschriften und der daraus entstehenden Verabscheuung oder Verehrung der Consumtibilien, Feindschaften unter den Nomen zu erzeugen: dazu misbrauchte man sie erst unter den Römern, die, nachdem Plutarch, der dies nicht undeutlich zu verstehen giebt, die Ombyten gegen die Tentyriten 2c. aufhetzten, um sie alle desto leichter unter den Despotismus zu zwingen. — Das Ausbrüten

der

der Straußen- und Crocodilleneyer im Sande und der häufige, vom Gesetz anbefohlne Genuß des Gänsefleisches mag den ägyptischen Priestern Anlaß zur künstlichen Ausbrütung der Gänseeyer (S. 203) gegeben haben. Man brauchte dazu, bis 135 nach Christus, die Wärme des Mistes. H. v. P. wundert sich, daß die Aegypter Gänsefleisch essen durften, das einem dem Aussatz oder dem Hautausschlage unterworfenen Volke nicht dienlich seyn kann. [Eben so, wie sich H. Hofr. Michaelis (Mosaisch. Recht. 4ter Th. S. 191) wundert, daß die Gans nicht namentlich unter die, den Juden verbotnen Speisen gerechnet worden.] Aber H. v. P. bemerkt (S. 207), daß die ägyptischen Priester, bey dem kleinsten Anschein von Epidemie unter diesen Thieren, zu Tauben ihre Zuflucht nahmen, die zwar itzt einer Art von Pocken unterworfen sind, es aber ehemals nicht gewesen seyn müssen, weil Varro und Columella, die so ausführlich von den Tauben reden, dieser Krankheit nicht gedenken. — — Die Chineser, die doch so sehr den Augenkrankheiten und (S. 215) einer besondern, ihren Aerzten unheilbaren Art von Aussatz unterworfen sind, kennen keine Lebensordnungen: sie essen (S. 213 Ratzen, Fledermäuse, Uhue, Störche, Katzen, Dächse, Hunde, Kühe, Schweine, Fische, mit einem Worte, den Aegyptern abscheuliche Thiere. Sie opfern (S. 215) ihren Göttern, nach einem, bald dem Fo-hi, bald dem Tschuenhio zugeschriebenen Gesetz, so wie dem Confucius zu Ehren, an verschiednen Festen Thiere, denen zum Theil die Aegypter göttliche Ehre erwiesen. Wie sollten sie nun wohl eine ägyptische Colonie seyn, da ihre Religion so sehr von der ägyptischen unterschieden ist, und sie gar keine Diätetik haben? Alle Orientaler

ler (S. 217) sind zu feste Anhänger väterlicher Sitten und Gebräuche, um davon abzugehen: das beweisen auch die Chineser und die Kin-kiao, oder Juden unter ihnen. Und Religion und Diätetik war doch in Aegypten eingeführt; man mag nun mit dem H. de Guignes annehmen, daß diese ägyptische Colonie 1122 vor Christus, oder mit dem H. de Mairan behaupten, daß sie unter dem Sesostris nach China gegangen sey! Einige Aehnlichkeiten, in Dingen hieher gehörig, findet man wohl; aber welche, und wie schwache? und hingegen, wie auffallende Unähnlichkeiten, die zum Theil schon berührt sind, und davon diese noch hier bemerkt wird, daß (S. 214) in China statt Brodes Reiß dient, dessen Anbau so ungesund und dessen Genuß es vielleicht eben so sehr ist. — Die Chineser trinken (S. 218 keinen Wein: aber das liegt wohl mehr an dem bösen Geschmacke des einheimischen, dessen Reben alle Versuche der Jesuiten nicht haben bessern können. Deswegen nehmen ihn die Kayser dieser Dynastie aus Cadix. — Die Chineser brauen zwar (S. 220) ein Getränke aus Reiß, das sie Skiet-saoa, oder Sampsu nennen: aber das ist mehr schlechter Reißbrantwein als Bier, und schmeckt wie Fusel der deutschen Postillione oder Prossłoi in russischen Kabacken. Aber Thee (S. 222) ist doch ihr gewöhnliches Getränke: und vom Duncam bis zum Tronchin mögen die Aerzte, von den schädlichen Folgen warmer Getränke, sagen was sie wollen; in China haben sie die nicht gehabt. Der Thee ist, wegen des süß-salzigten Wassers daselbst und wegen politischer Ursachen, da man dem Volke kein wohlfeiler Getränke würde schaffen können, nöthig: auch hielt ihn der K. Kien-long seiner Muse nicht unwerth. — Die Chineser haben (S. 164), wie

die

die Aegypter, vor rothen Haaren einen Widerwillen, wenn sie ihn gleich nicht wie diese, bis auf rothes Haar an Thieren, auf rothe Floßfedern und rothe Wurzeln an Pflanzen ausdehnen. Zwar brüten sie, wie die Aegypter (S. 211), aber nur Entenеyer und in Oefen aus, die mit den aegypt. keine Aehnlichkeit haben. Es ist anfangs freylich auffallend, einen Handgriff der Art nur bey zwey, sehr von einander entfernten Nationen anzutreffen, ohne daß man, bey der allgemeinen Unwissenheit, die (S. 15 und 302) in China, in Absicht der Entstehung und des Fortganges der Künste herrschet, sagen kann, wie und wo die Chineser das künstliche Ausbrüten der Eyer zuerst gelernt haben: aber läßt sich denn daraus die Herkunft der Chineser aus Aegypten beweisen? Nun, so konnten sie auch von den Americanern, oder diese von jenen abstammen: denn in China (S. 231) bauet man, wie in America, Tobak und Jaem-seam, jene, wie Marktschreyerwaare in Europa ausposaunte, doch unkräftige und von Mazulhims unserer Zeiten, als restaurente gebrauchte Wurzeln!

Zweyter Theil. Vierter Abschnitt. — Eine raisonnirende Geschichte der schönen Künste des Orients, besonders der Mahlerey und Bildhauerkunst! aber zu reichhaltig für einen Auszug und blos fähig zerstückt dargestellt zu werden —! — Wenn man weiß, daß fast alle Künste im Orient entstanden, und dann sieht, daß sie dort immer in der Kindheit geblieben sind; so muß man sich wundern, daß sie in Europa zu mehrerer Vollkommenheit gelangt sind, als in Asien. Unterdessen hat es seinen guten Grund. Der, im Reden nnd in der Mahlerey (S. 243) bemerkte und, entweder attische oder orientalische Styl — jener

ner diesem vorzuziehen — und den Quinctilian sehr richtig in dicentium et audientium natura findet, entsteht (S. 364) aus dem Clima, das in heißen Ländern den Menschen jene Stärke des Geistes nicht läßt, um die Einbildungskraft in Schranken zu halten und ihre Lebhaftigkeit zu mäßigen, die durch den kurzen Schlaf, der in Vergleichung mit dem Schlafe der Grönländer und Esquimaux nichts sagen will, vergrößert wird: daher durch drey oder vier Farbenstuffen der Uebergang vom Schatten zum Lichte! Daher die glühende Poesie, gegen welche Pindar's Oden matte Prose sind! Die sinnlichen Werkzeuge der Orientaler fordern blendende Gegenstände und helle Farben; ihre Augen sind schwach: Daher (S. 368) jene entgegen gesetzte Farben, die bey uns so genannte Antipathie erregen! daher würden ihnen Rembrant's dunkle Stücke abscheulich seyn! Eine Art von Indolenz heftet (S. 370) den Orientaler am väterlichen Boden: daher eine Anhänglichkeit an alter Sitte und Unwissenheit vom Daseyn neuer, oder anderer Gegenstände, anderer Erfindungen und leichterer Handgriffe! Und endlich der Despotismus! Um ihn kennen zu lernen, muß man die Stelle ganz von S. 347 bis S. 362 lesen. Das alte Aegypten ausgenommen, seufzet der ganze Orient unter Sultanen und Schahen, denen die Unterthanen nichts, sie selbst sich alles sind. Sie haben, zu ihrem Behuf und Vortheil, Manufacturen angelegt, worin die besten Künstler als Sclaven arbeiten müssen: und nicht allein Eigennutz, sondern Schwäche und — was immer aus Schwäche entsteht — Furcht gründete diese Etablissements, wie (351) aus des Despoten Justinian's II. Gesetz l. 1. C. nulli licer. in fren. erhellt. (Aber dies Gesetz gab schon Leo und kann Sumptuar-

gesetz

gesetzt seyn.] Denn aus Furcht, daß nicht Jemand im kayserlichen Ornate sich dem Volke zeige und anerkannt werde, wurden alle Zierrathen im kayserlichen Pallaste verfertigt. So eine, in allen großen Reichen Orients eingeführte Gewohnheit, muß das Volk, und also auch die Künstler, unwissend und arm machen: und aus der Armuth rührt es her, daß auch solche Handwerker, die in Europa ihre Handthierung in Werkstätten und mit Hülfe vieler Instrumente treiben, im Orient von Haus zu Haus laufen und all ihr weniges Geräth mit sich schleppen. Der Despotismus erzeugt (S. 358) den Luxus und nähret ihn, nachdem er selbst schrecklicher wird: daher jene reiche Elephantendecken in China; jene Westen, die 10000 Thlr. am Werth betragen und vom Mogol zuweilen verschenkt werden; jene Tafelservice in Persien, die 32 Millionen kosten; jene persische Brocade, davon die Elle mit 3300 Livres bezahlt wird! Aber Niemand sieht auf Geschmack in dergleichen Werken: der Luxus ist aus Pracht in leere Prahlerey übergegangen. Sclaven können (S. 352) keine Meister in schönen Künsten werden. Sie kennen entweder ihr Unglück, oder nicht: im ersten Falle unterdrückt die daher rührende Traurigkeit jeden kühnen Gedanken; im andern Falle haben sie keine Beurtheilungskraft und gleichen dem Hausvieh. — Doch zurück auf Aegypter und Chineser! — — Ohne (S. 247) mit dem Plinius zu sagen, daß den Aegyptern die Schreibekunst von Ewigkeit, die Mahlerkunst aber erst seit 6000 Jahren bekannt sey; oder mit Plato, daß sie seit 1000 Jahren mahlten: muß man doch der aegyptischen Mahlerkunst ein hohes Alter zugestehn. Allein der Aegypter Mahlerey und Bildhauerey war schlecht; und ohne auf jene allgemeine Ursachen zurück

zu

zu gehen, die den Fortgang der Künste im Orient hemmen, waren es etwa folgende. Mangel an Genie (S. 291) in bildenden Künsten herrschte hier überall, und dazu trug das, durchs Clima beförderte, melancholische Temperament viel bey. Aber (S. 283) ihre Einbildungskraft wirkte desto stärker: daher jene colossalische und zwergsartige Arbeiten, ohne Proportion! Ihre Originale (S. 252), lauter aegyptische, da sie nicht reisten, waren häßlich, wie es die heutigen Copten noch sind. Ihre Mythologie war (S. 281) blos speculativisch, alles änigmatisch, alles geheimnißvoll: daher jene, ihrer überspannten Einbildungskraft angemessene Zusammensetzung der Gliedmaaßen verschiedner Geschöpfe — die Sphinxe, der Anubis u. s. w.! — Außer der Anhänglichkeit an alte Sitte, die in diesem Stücke bewirkte, daß (S. 283) Mahler und Bildhauer, nach alten Mustern, die Augen schief und parallel mit der Stirne setzten, die Winkel der Lippen erhöheten u. s. f. — war auch das Verhältniß und die Verbindung, worin sie (S. 265) mit den Priestern standen, an ihren Pfuschereyen schuld. Denn die Priester befohlen, daß man (S. 260) die Bildsäulen nicht anders, als mit zusammengeschobenen Beinen, vorstellen sollte, wie die Künstler es an den Mumien, deren Füße an einander gebunden waren, schon vorher fanden. Sie machten es (S. 261) den Bildhauern zum Gesetz, die Neitha, oder Minerva, nicht anders, als sitzend, abzubilden. [Ich sehe daher nicht ein, wie H. v. P. dem Pierius und Winkelmann es (S. 258) als einen großen Fehler anrechnen kann, daß sie behaupten, die ägyptischen Bildhauer hätten sich beflissen, den Bildsäulen ein starkes Ansehen der Einfalt zu ertheilen, um nicht das Volk zur Abgötterey zu verleiten; und

daß W. hierüber sogar ein Gesetz vermuthet: gewissermaaßen hatte doch Pierius, selbst nach dem, was H. v. P. sagt, recht, wenn gleich W. Vermuthung ungegründet ist.] Diese Verbindung der Künstler mit den Priestern hatte auch ihre gute Folgen. Kenntniß der Hieroglyphe war der Vorzug der Priester: und da nun doch oft Inschriften auf Statuen und Bilder angebracht werden sollten; so mußten die Priester sie den Künstlern vorzeichnen. Daher rührt es wohl, daß Hasselquist die, in der Hieroglyphe vorkommende, auf der Säule zu Matarea befindliche Abbildung von vierfüßigen Thieren und Vögeln so richtig und kenntlich fand. Das Ansehen der Priester diente vielleicht auch (S. 284) dazu, die Einbildungskraft der Künstler, die sonst noch viel ausschweifender geworden wäre, und die Execution ihrer übelgeordneten Vorstellungen im Zaum zu halten. — Veranlaßt vielleicht, durch ihre diätetischen Regeln, haben die Aegypter die Kunst im Feuer zu vergolden, sehr wohl verstanden: so erklärt H. v. P. (S. 277) die Worte des Plinius: tingit et Aegyptus argentum; so wie er (S. 274) die Stelle des Petron's: pictura quoque alium exitum fecit, postquam Aegyptiorum audacia tam magnae artis compendium inuenit — die alle Ausleger beschäftigt hat und allen Nachrichten und Ueberbleibseln von ägypt. Kunst widerspricht — dadurch erklärt, daß er sich weiß nicht mit welchem Grunde] statt Aegyptiorum audacia, ectyporum audacia liest, worunter Petron ein besonderes Verfahren, die besten Gemählde den Zügen nach zu copiren und mit gehörigen Farben auszufüllen verstanden haben soll. — Da die Aegypter (S. 278) des Nils Ueberschwemmung früh mit der Geometrie bekannt machte, und da sie mit Aethiopien in Verbindung

stan-

standen; so mögen sie wohl ganz gute topographische Charten von ihrem Vaterlande und einem Theile Aethiopiens gehabt haben: können auch auf die Ehre, die Erfinder der, durch Juden und Griechen weiter mitgetheilten und itzt verbesserten Landcharten zu seyn, Anspruch machen. Aber daß sie eigentliche Landcharten gezeichnet haben, ist nicht glaublich: denn die Aegypter reisten nicht, und was Clemens Alexandrin von den Kenntnissen, die der Hierogrammatist unter den Aegyptischen Priestern besitzen mußte, herschwatzt, und worunter er Cosmographie und Geographie begreift, ist offenbar übertrieben. — Was bis itzt gesagt worden, gilt nur vom alten Aegypten: denn (S. 284) unter den Ptolemäern, davon mindestens die drey erstern wohlthätige, kluge Regenten waren, und durch den Umgang mit den Griechen verfeinerte sich Mahlerey und Bildhauerkunst. Aber der Name keines ägyptischen Mahlers ist bis auf uns gekommen: denn diejenigen, die man namhaft macht, z. B. Antiphilus und Polemon waren alexandrinische Griechen unter den Lagiden. — — Wenn man in China die Werke der Mahler und Bildhauer betrachtet; so sollte man glauben, die Chineser hätten diese Künste erst seit gestern kennen gelernt: denn da sie nur auf zerbrechlichem Porcellan mahlen, oder Käfigen lakiren, und (S. 308) ihre Häuser nicht so beschaffen sind, daß sie lange ausdauren; so haben sie keine alte Gemählde aufzuzeigen: aber doch haben sie schon lange mahlen können, wenn man ihre Sudeleyen so nennen will. Die schönsten lebhaften Farben (S. 308), deren halben man ihnen kein Compliment machen muß, werden von unwissenden Kleckmahlern auf Porzellan u. d. gl. verbraucht. Diese, die man Hoa-pei nennt, sind immer — ohne daß doch, so wenig, wie bey den

Aegyptern, die Professionen in den Familien eingeschlossen wären — in gewissen Fabriken angestellt, werden für verdorbene Arbeit mit Prügeln bestraft; und verdienen diese Züchtigung, die freylich, da man sie auch schlecht bezahlt, nicht geschickt ist, große Mahler zu bilden. Ihre Geschicklichkeit besteht in der Kenntniß gewisser Umrisse, die sie von ihren Vätern seit ihrer Kindheit erlernt haben — und mehr als diese Umrisse können sie auch nicht zeichnen. Daher (S. 305) jene Fratzengesichter! jene unförmliche menschliche Posituren! woran denn auch, nebst (S. 304) der zügellosen Einbildungskraft, die Originale etwas schuld sind: denn schön ist der Chineser, wenn er einen dicken Wanst hat, die Chineserinn, wenn sie schlank ist; dam haben wir die dickbäuchigen und die Hopfstangen ähnlichen Figuren zu danken. — Von der Perspectiv (S. 299) wußten sie bis unter der Regierung des Kaysers Cam-hi, nichts, und executiren sie auch noch nicht. Mit einem Worte, Ghirardini, der im vorigen Jahrhunderte in China war, selbst ein Mahler, spricht ihnen (S. 295) die Kenntniß aller schönen Künste ab: und er konnte davon urtheilen. Sogar fanden die Regenten dieser Dynastie (S. 296) die Mahler schlecht, und nahmen Europäer, besonders Jesuiten, zu Hofmahlern: und die, Peter I. vom K. Cam-hi zum Geschenk überschickten, lakirten Arbeiten und Porzellan waren (S. 318) japanischer Manufactur. — Neuhoff versichert, daß man (S. 308) gar keine alte Bildsäulen in China finde: denn die Statue des Confucius ist jünger, wie seine Lebenszeit: und was wäre denn auch das? Herodot, des Confucius Coäve, fand in Aegypten, aus dem am längsten daurenden Holze, aus wilden Feigenbaumholz verfertigte, Statuen verfault.

Die Chineser haben in der That (S. 315) wenig Bildhauer, die aber, wiewohl sie Hände und Füße sehr krüppelicht vorstellen [denn das übrige deckt die Draperie] doch besser, wie ihre Mahler sind. — Aber auch Griechenland lieferte mehr vortreffliche Bildhauer, als Mahler. Hingegen haben sie desto mehr Töpfer oder Thonformer, die Colosse, Zwerge und eine Menge unzählbarer Affen verfertigen, die schaarenweise in Pagoden und Häusern, wie Bücher in Schränken stehen. — Ist denn nun, daß Aegypter und Chineser schlechte Mahler und Bildhauer sind, ein Zeichen gemeinschaftlicher Abkunft? Doch alle Nationen Asiens sind (S. 322 bis 348) schlechte Mahler und Bildhauer! Das kann also nichts beweisen. Und warum denn ignoriren die Chineser Künste, die doch bey ihren Vorfahren, wenn's die Aegypter waren, blühten? Die Glashütten wurden erst (S. 318) unter dem K. Cam-hi angelegt: und in der Bildhauerey sind sie weit zurück. Die Kupferstecherkunst ist ihnen (S. 297) unbekannt, ob sie gleich, seit langer Zeit, Bücher und Cattun drucken. — Ohne Ungereimtheiten zu sagen, kann man (S. 311.) nicht vorgeben, daß der Drache, den Chines. Mahler und Bildhauer auf so viel verschiedene Weise vorstellen und der das Wappen tatarischer Horden war, Aehnlichkeit mit dem Wappen der Aegypter hätte: diese hatten dazu keinen Crocodil, sondern eine Natter; diese hieß Thermutis, der Drache der Chineser heißt Lu.

Fünfter Abschnitt. Possierlich war (S. 374) die Idee des Tollius im vorigen Jahrhunderte, die ägyptische Mythologie in alchymistische Processe umzuschaffen: und sonderbar ist es, daß ihm dies ein Ungenannter in unsern Tagen nachbetete. Inzwi-

schen wußten die alten Aegypter von der Thorheit, den Stein der Weisen zu suchen, nichts: denn man müßte eine ungeheure Logik haben, wenn man das Gegentheil (S. 423) aus ägyptischen Inschriften, die uns Griechen aufbehalten haben, oder aus der Säule der Isis schliessen wollte. Aber (S. 375) zu Grunde gerichtete Juden, die in den Wüsten lebten, und Eusebius für Christen hielt, fielen darauf, den alten ägyptischen Priestern auch die Verwandlung der Metalle zuzuschreiben. Nach ihnen kamen die Anachoreten auf den nämlichen Einfall, und ihrer arbeiten 360. in einem Kloster zu Siut, oder Lycopolis, Tag und Nacht am philosophischen Stein: aber dazu brauchten sie kein Feuer, sondern geheimnißvolle Worte und Ceremonien. Copten und Araber sind noch itzt (S. 378) von dieser Thorheit eingenommen, und so sehr von der Möglichkeit, die Metalle zu verwandeln, und vom Daseyn gewisser alten Nachrichten, z. B. der smaragdenen Tafel (S. 390), darin Hermes das Geheimniß des Goldmachens mit einem Diamant geschrieben haben soll, überzeugt, daß sie dem H. Pocoke die Risse von den Ruinen zu Theben nahmen, weil sie die für eine Anleitung hielten, den großen Schatz zu Karnac zu finden. — Die Tyrer waren, ungeachtet der schönen Erzählung die man davon hat, nicht die Erfinder der Glashütten, sondern die Aegypter waren es; (S. 382) die die vortrefflichste Sode hatten, die die Venetianer noch itzt für die Werke zu Murano in Alexandrien aufkaufen. Spiegel mit Folie unterlegt machten sie (S. 387) wohl nicht, und die ungeheuren Spiegel am Pharus und im Tempel zu Heliopolis sind Fabeln: allein sie kannten die Vergoldung des Glases, davon die Tyrer nichts wußten; sie machten (S. 386) kostbare Trinkgeschirre, (S. 392),

Statu-

Statuen von gefärbten Glase und jene unschätzbare Vasa murrina, davon man keine Spuhr mehr findet. [Dies kann doch wohl nicht vom alten Aeg. sondern von Aeg. unter den Lagiden und Römern gelten?] Inzwischen waren (S. 399) diese vasa murrina, nach Christ's Meynung, unächt und aus Glasmassen verfertigt; dahingegen die ächten aus Persien, vornämlich aus Caramanien, gebracht und aus Steinen, die der Gattung der Alabastriten und Onychiten nahe kommen, gemacht wurden — Porzellan (S. 402) scheinen die Aegypter nicht gekannt zu haben, wohl aber Fayence und zwar von der schlechtesten Art, wie die majoliche ist, die einige Kenner so sehr suchen, weil sie glauben, Raphael habe einige bemahlt. — Nicht die Kunst, den, unter dem Namen Cyanus den Aegyptern bekannten Stein nachzumachen, wie Plinius sagt, sondern, wahrscheinlicher nach dem Theophrast, kannten sie (S. 412) die Kräfte alcalischer Salze und die Handgriffe aus der metallischen Substanz des Kobalts eine Erde zu ziehen, die mit Sode und Kiesel versetzt, sich verglaset und die sogenannte Smalte erzeugt. — So verfertigten sie auch (S. 415) Salmiak, nicht aus dem Urin der Kameele sondern aus dem Ruß, der sich auf dem Heerde von dem verbrannten Miste körnerfressender Thiere ansetzte. — Bey den häufigen Illuminationen, die die Aegypter liebten, aber durch so viele Fabeln vergrößert sind, brauchten sie (S. 404) Salze — ob Flammen von verschiedener Art zu bewirken, oder das schnelle Verzehren des Oels zu verhüten, weiß ich nicht. So ists auch schwer zu bestimmen, wie sie den Donner und Blitz bey feyerlicher Begehung ihrer Mysterien hervorbrachten; vielleicht kannten sie eine Composition feuerfangender

Materien. — Die Einbalsamirung der Todten (S. 417) erforderte eben keine große chymische Kenntniß. — Der Trank der Unsterblichkeit, den Diodor, die Isis dem Horus (S. 420) reichen läßt, ist griechische Fabel. Aber die Aegypter brauchten starke Opiate: das Kraut Nepenthe, eine Mohnart, die dort Manti heißt, und das Berghe, eine Composition aus weißem Bilsenkraute. — — In China (S. 437. 443. 447) weiß man von der Chymie eigentlich nichts: würden die Chineser wohl, wenn sie einige Kenntnisse davon hätten, fünf Elemente, Holz, Metall, Wasser, Feuer und Erde annehmen? Beyläufig gesagt, ist ihnen 9 und 5 eine geheiligte Zahl, wie den Tataren; den Aegyptern war es die Zahl 7. In ihren Apotheken findet man keine destillirte Flüßigkeiten, und sie kennen weder Scheide- noch Königswasser: daher verliert das Volk, bey Läuterung des Silbers, das beygemischte Gold, weil es blos in der Capelle abgetrieben wird. Und doch (S. 426) sagten die Jesuiten, daß die Chineser den Stein der Weisen besäßen, daß sie aber nicht Gold, sondern Silber machten. Aber der Arzt Cleyer, der sich in China nach diesen Dingen erkundigte, fand weder Brennkolben noch Helm. — Jedoch die Thorheit (S. 427), einen Trank der Unsterblichkeit erfinden zu können, — eine alte Thorheit, die schon nach Herodot's Bericht, die, sich unsterblich zu machen suchenden Geten, Anhänger der Religion des Dalai-lama, hatten, und woraus man vielleicht eher die tatarische Abkunft der Chineser herleiten könnte — herrschete schon vor unserer Zeitrechnung in China. Man findet darüber lustige Anecdoten in den einheimischen Geschichtbüchern und, unter den Kaysern, fünf Schlachtopfer dieses, von Spitzbuben oder Charlatanen verfertigten, Tranks. —

Glas-

Glasfabriken hatten (S. 450) die Chineser nie; bis der K. Cam-hi eine zu Peking anlegen ließ, die doch ziemlichen Fortgang haben muß, da die Einfuhre des europäischen Glases verboten ist. — Sehr zweifelhaft (S. 439) ist's, ob die Chineser das Porzellan erfunden haben: ihre Geschichtbücher, die doch so alt und reichhaltig seyn sollen, schweigen von der Zeit und der Erfindung. Dieser und anderer Dinge wegen, würde man zu Benarez, Balk, Samarkand und Brantosa die besten Erkundigungen einziehen. Die Farbesubstanzen zum Porcellan (S. 442) erhalten sie leicht: mit zwey Schmelztiegeln ziehen sie Roth aus einer Art Vitriol und die übrigen Farben durch das Rösten oder die Calcination in gemeinen Oefen. — Ihre Feuerwerke sind (S. 437) doch nicht so gut, wie die persischen; sie haben indessen einige, in Europa unbekannte, Arten des Verfahrens. Allein das Schießpulver haben sie (S. 411) nicht erfunden: sie würden sonst nicht davon schweigen. Auch können sie es nicht gegen die Mogolen schon 1232 gebraucht haben. Denn warum hätten sie nachher den Gebrauch desselben vernachläßigt, und es nicht gegen die Straßenräuber gebraucht, die Peking einnahmen? und warum hätten sie den Marcus Paolus um Erfindung einer Maschine, die eigentlich eine ballista war, gebeten? — Uebrigens ist (S. 441) ihr itziges Schießgewehr schlecht: ihre Canonen taugen nichts; ihre Flinten sind Nachahmungen der portugiesischen und spanischen Gabelmusqueten des XV Jahrhunderts. Sie brauchen keine Feuersteine, sondern Lunten, weil ihre Künstler zu einfältig sind, Schlösser zu verfertigen — nicht, wie die Chineser vorgeben, weil durch das Clima die Feuersteine so naß würden, daß sie keine Funken schlügen: denn man hat das

 nicht

nicht am Schießgewehr, aus Rußland nach China gebracht, bemerkt. — —

(Die Fortsetzung folgt.)

Fz.

III.

Unterredungen mit der Jugend, von Ernst Chr. Trapp, Rector der Schule zu Itzehoe. Hamburg bey Bohn, 1775. 331 Seiten in kl. 8.

Was der Verf. in den Vorerinnerungen, die von der Absicht, der Einrichtung und dem Gebrauch dieser Unterredungen handeln, wünscht, daß man nämlich aus seinen Unterredungen möchte einsehen können, ihr Verfasser gehöre in der Schule zu Hause, und fühle das, was er sage, das ist beym Recensenten in vollem Maaß erfüllt. Auch wird dies gewiß bey jedem Leser, bey dem Kopf und Herz sind, wie sie seyn müssen, um richtig über diese Schrift urtheilen zu können, nicht anders seyn. Alles was hier geschrieben ist, beweist durch das Leben, was darin ist, und durch das helle Licht, das sich über alles verbreitet, daß von Hrn. Trapp alles, was er gelernt, bemerkt und erfahren hat, mit wirksamer Geisteskraft umfasset ist, und daß anschauende Erkenntniß, lebhaftes Gefühl und feurige Begierde, die in die Welt eingehende Jugend durch nöthige Kenntnisse und Tugend glücklich und brauchbar zu machen, die Quellen sind, woraus hier alles geflossen ist. Die Beschaffenheit der gegenwärtigen Schrift

Schrift verdient es, daß wir etwas umständlich über ihren Inhalt urtheilen, und ein Mann, der bey vielen Talenten und Kenntnissen, die ihm leicht den Weg zu andern Bedienungen bahnen würden, wobey mehr für seine äußere Glückseligkeit gesorgt würde, bloß durch den innern Werth, den das Schulamt hat, und durch den Nutzen, welchen ein Lehrer der Jugend stiften kann, sich zum Schulamt hat hinführen lassen und sich in Gefahr setzt Mangel zu leiden und tausend Unannehmlichkeiten zu erfahren, verdient es auch ohne Zweifel, daß unsere Leser ihn etwas genau kennen lernen. So viel sieht man aus allem, daß vorzüglich Sachkenntniße seine Seele an sich gezogen haben, und daß er beym Unterricht besonders auf solche Kenntnisse sehe, die fruchtbar zur menschlichen Glückseligkeit werden. Was sehr häufig sonst den Charakter der Leute, die das Schulamt wählen, und von denen der Ausdruck Schulpedanterey gewiß seinen Ursprung hat, auszumachen pflegt, da sie nämlich bey einer eingeschränkten Sehekraft des Geistes nur auf alles das merken, was zur Phraseologie und zu den grammatischen Regeln gehört, ohne auf den Gedanken oder die Bestimmungsart der Idee, worauf Redensarten und grammatische Formen abzielen, aufmerksam zu seyn, oder davon etwas zu empfinden, das gilt beym Verfasser nichts mehr, als es gelten muß. Daher finden wir auch nirgends eine Spur von der kleinen Seele und dem lächerlichen Stolz, womit manche Schulleute handeln und sich aufblähen, wenn sie wissen, daß andere in ihren Arbeiten das, was zu dem engen Gesichtskreis, worin ihr Seelenauge herumschaut, und worin nach ihrem Dünkel das Hauptsächlichste aller Gelehrsamkeit steckt, recht finden müssen, so wie wir auch nirgends ein

Merk-

Merkmal eines sich bey jenen armsäligen Schulpedanten findenden bittern und muthwilligen Tadels entdecken, welcher alles das trifft, was der Grammatik nach nicht ganz recht ist, und sollten auch in der vortrefflichsten Schrift in Absicht auf Gedanken und Einkleidung nur ein Paar Fehler dieser Art sich eingeschlichen haben, wie das gar zu leicht einmal geschieht, wenn die Seele vom Gedanken selbst und dem überhaupt dazu treffenden Ausdruck voll ist, und wie es auch bey den allerbesten Schriftstellern in ihrer Muttersprache zu geschehen pflegt. Uebrigens haben wir zu unserm Vergnügen auch bemerkt, daß grammatische Genauigkeit, welche von vielen vortrefflichen Köpfen itzt nur zu sehr vernachläßigt wird, bis zu einem hohen Grade in diesen Unterredungen allenthalben angetroffen wird.

Um unsern Lesern einen Begriff von Hrn. Trapps Art zu denken und seine Gedanken einzukleiden, zu geben, wollen wir hieher setzen, was er S. 9. und 10. von der Art sagt, wie der Lehrer gegen seine Schüler handeln müsse. „Die Schulstunden, sagt er, „sollten gleichsam Umgangsstunden des Lehrers mit „den Schülern seyn, wo der erstere das Recht und „Ansehen haben muß, den Ton anzugeben und die „Gespräche zu lenken, auch Stillschweigen zu gebie„ten, wenn es die Umstände erfordern. Aber er „muß die strenge Foderung des Pythagoras nicht „thun, und jeder muß die Erlaubniß haben zu re„den, wenn das, was er sagt, nur zur Sache ge„hört. Ein mitgetheilter Gedanke des Lehrers zeugt „in den Seelen der Schüler andre. Sie geben ihm „Beyfall oder widersprechen ihm nach der verschiede„nen Beschaffenheit ihres Geistes. Er lockt durch

„Fragen

„Fragen ihre Meynungen heraus, hat Veranlassung „ihre falschen Begriffe zu berichtigen, die Zahl ihrer „Ideen zu vermehren, und sie — sokratisch möcht „ich sagen, wenn dies nicht zu stolz klingt — dahin „zu führen, wo er sie haben will. Der Geist des Wi„derspruchs ist durch und durch in die menschliche Na„tur verwebt. Daher die vielen Sätze, in der ge„wöhnlichen Unterredung eines Menschen mit dem an„dern, die sich mit aber anfangen, daher alle Prü„fungen und Widerlegungen unter den Gelehrten. „Ich denke, er entsteht aus dem Gesetz der Associa„tion. Wenn Andere uns ihre Gedanken sagen: so „hängen sich in unserer Seele gleich andere daran, „die sehr nahe liegen, und die dem Andern, weil sei„ne Ideen einen andern Weg giengen, und weil seine „Seele entweder von Jugend auf oder doch, als er „seine Gedanken niederschrieb, eine andere Richtung „hatte, nicht aufstießen. Man muß also die Kinder „nicht hindern ihre Gedanken an die unsrigen anzu„fügen, damit wir Gelegenheit haben, den Gang ih„rer Vorstellungen und die Enge oder Weite ihres „geistigen Gesichtskreyses zu bemerken, und jenen „ebenfalls einen andern Lauf, diesem mehr Ausdeh„nung zu geben. Es ist wahr, der Trieb, das Wi„derspiel zu halten, macht Einige unerträglich, wenn „böser Wille, gereitzte Empfindlichkeit und Stolz „die Ideen herzuführen und verbinden. Aber man „suche diese Unarten zu heilen, und nicht die Quelle „aller Erleuchtung des Verstandes zu verstopfen, nicht „die Mutter aller Künste und Wissenschaften zu töd„ten, indem man das Vermögen und den Hang der „Seele zu aber und nein, zum weiter gehen und zum „weiter sehen, unterdrückt. Wo soll der reinigende „Wind, wo soll das vor Fäulniß schützende Salz her„kom-

„kommen, wenn wir den Widersprechungstrieb ersti„cken, für den ich übrigens gern, als Vermögen der „Seele betrachtet, einen bessern Namen haben möchte, „der nicht so viel bösen Willen, und mehr die Thätig„keit der Seele, sich frey zu machen und sich umzu„sehen, bezeichnete.“ Ein Geist, der seine Kenntnisse aus Unterricht und Büchern nur zusammen sammlet, und der nicht selbst die Natur der Menschen und der Dinge mit einem eindringenden Blicke durch zu forschen sich bemühet, und nicht viel Neigung, etwas gut zu deuten zugleich hat, wird, besonders wenn er als Schulmann von dieses Widersprechungstriebes übler Richtung viel unangenehmes geduldet und erlitten hat, gewiß nicht darauf fallen, diesen Trieb so zu analysiren, als es hier mit Wahrheit und Scharfsinn geschehen ist. In der That, wenn man auf die erste Naturquelle zurückgeht: so gründet sich der oft unrecht sogenannte Widersprechungsgeist auf natürliche Wißbegierde und ist eigentlich ein Bestreben der Seele, eine Sache unter ihren eigenen Blick zu bekommen, und mit eigenthümlicher Sehkraft zu durchschauen. Und die zwischen verschiedenen Menschen von einander abweichende Abformung des Bildes von einer und derselben Sache, entsteht ohne Zweifel aus den abweichenden Ideeverbindungen, die wieder ein natürlicher Erfolg von den verschiedenen Seiten einer Sache sind, die das Auge des Einen oder des Andern an sich heranlocken. Der Verf. zeigt auch hier sehr gut, wie wenig man mit allgemeinen in der Studierstube gemachten Betrachtungen zu seinem Zwecke bey der Jugend gelangen könne, und wie nothwendig es sey, einen jeden einzelnen Menschen selbst nach seinen eigenthümlichen Eigenschaften darzustellen, und gleichsam alles dramatisch zu treiben. In der ersten

und

und zweyten Unterredung ist von bösen und guten Gewohnheiten, und besonders vom späten Aufstehen, vom Mangel der Aufmerksamkeit und von Unordnung die Rede. Er zeigt, indem er auf diesen und jenen seiner Schüler und dessen persönliche Eigenschaften sieht, wie dergleichen Fehler entstehen, wie man sie wegen ihrer Folgen zu fürchten Ursache habe, und wie es anzufangen sey, sie zu vermeiden. In der dritten redet er eben so von der Neigung zum Widersprechen, und in der vierten zeigt er mit einer Manier, die es zeigt, daß alles aus dem Herzen heraus gesprochen ist, und die nothwendig auch das Herz bewegen muß, wie nothwendig es vorzüglich sey, beym Gebet Aufmerksamkeit und Andacht zu haben. In der fünften und sechsten Unterredung ist ungemein viel schönes über den rechten und klugen Gebrauch der Zeit enthalten. In der siebenten und achten Unterredung läßt der Verfasser seine Schüler einzeln nach einander ihre Meynung über die Vorzüge der Gelehrsamkeit und der Gelehrten sagen, bringt sie durch Fragen dabey zum Theil in die Enge, und stellt die Materie auf die beste Weise ins Licht. Die neunte und zehnte Unterredung enthält ungemein viel vortreffliches über den jugendlichen Stolz, und verdiente vorzüglich von allen jungen Studierenden mit Nachdenken gelesen zu werden. Denn nie war vielleicht die Jugend mehr geneigt, als in diesen Zeiten, mit einem entscheidenden Tone über alles zu urtheilen: und nichts ist dem Fortschritt in Kenntnissen nachtheiliger, als dies. In der Art, wie der Verfasser in der eilften Unterredung über den Grandison urtheilt, hat er ganz unsern Beyfall. Er vertheidigt ihn mit den überzeugendsten Gründen gegen den Vorwurf, daß er zu vollkommen vorgestellt sey. Recensent läugnet zwar nicht, daß es

manche

manche Leser geben könne, denen das Bild eines so vollkommnen Mannes vielleicht den Muth benimmt, nach einer hohen Stufe der moralischen Vollkommenheit hinzuringen. Aber wie manchem jungen Maler oder Bildhauer geht's auch so bey Erblickung eines sehr schönen Gemäldes oder einer Bildsäule, die als ein Meisterstück bewundert wird? Hat einer aber einige natürliche Neigung etwas großes zu leisten: so erweckt der Anblick eines so vollkommnen Musters Enthusiasmus und Kraftanwendung, um nicht unter seinem Muster zu bleiben. Ja, wenn selbst dieses fehlt, und die Erziehung so beschaffen gewesen ist, daß dem Menschen immer ein neues Ziel der Vollkommenheit gesteckt und von den Aeltern und Lehrern zur Aufmunterung ein gutes Beyspiel gegeben ist: so hat doch das Verhalten eines so vollkommnen Musters immer eine gute Wirkung. Dem Recensenten ist sogar ein Beyspiel der Art bekannt, daß ein Mensch, der in der Kindheit freylich Tugend und Religion zu lieben veranlaßt, hernach aber so in Wollust und Ausschweifung versunken war, daß keine Vorstellungen ihn davon zurückbringen konnten, sich, wie ihm der Grandison unter dem Namen eines Romans in die Hände gespielt war, und er selbigen gelesen hatte, sich aus Schaam in einiger Zeit vor seinen Bekannten nicht sehen ließ, und auf einmal ganz sein Leben änderte. In der zwölften Unterredung spricht der Verf. mit Confirmanden so, daß die Seele eben so glücklich gegen Leichtsinn, als gegen das Uebertriebene und Falsche in der Andacht, dadurch verwahrt werden muß. Die dreyzehnte Unterredung handelt von der wahren Größe und enthält eine Erklärung über die bekannten Verse: Der Krieger dürstet nach Ehre u. s. w. Möchte doch jeder, der sich dem Kriegs-

stande

stande widmet, selbige lesen, um das, was er als Kriegsmann etwa großes thun möchte, richtig schätzen zu lernen! In der vierzehnten Unterredung zeigt der Verf., wie man lieber guten Rath gebe, als annehme. In der funfzehnten, sechszehnten, siebenzehnten und achtzehnten Unterredung wird Uzens Theodicee erklärt, und der Verf. zeigt es, wie glücklich er in den Geist des Dichters hineingedrungen ist, und wie ein Licht er über jenes vortreffliche Gedicht zu verbreiten gewußt hat. Damit die Leser sehen, wie er seinen Dichter behandelt; so wollen wir das meiste abschreiben, was über die erste Strophe gesagt wird, welche folgende ist.

Mit sonnenrothem Angesichte
Flieg ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,
Sich strömend fort und braust von meinen Lippen!

Hier ist nun das, was Herr Trapp darüber sagt:

„Voll von seinem großen Gegenstande, voll von „der Gottheit, die er besingen will, fängt der Dichter „an. Damit sie seinen Sinn desto besser fassen, und „die Vorzüge der erhabenen Poesie desto besser empfinden mögen: so will ich die Poesie in Prosa übersetzen:

„Ich erhebe mich mit meinen Gedanken bis zur „Gottheit, ich sehe sie in Licht gekleidet. Ihr Glanz „fällt auf mich zurück. Ich stimme einen Gesang ihr „zu Ehren an. Dieser Gesang ist heilig und stark. „Wer ihn hört, würde glauben, das Brausen eines „Stroms zu hören, der von einer hohen Klippe herunter stürzt.

„Oder noch simpler so:
„Ich denke an Gott, der so erhaben und herrlich ist,
„und schreibe meine Empfindungen in einem Ge-
„dichte nieder, das der Größe und Würde seines Ge-
„genstandes gemäß ist.

„Dies ist der Gedanke des Dichters, von allem
„Schmucke entkleidet. Ein Philosoph würde noch
„eine Einleitung vorangeschickt haben, etwa so:

„Es ist lange eine wichtige und hitzig getriebene
„Streitfrage gewesen, ob die Mängel und Unvoll-
„kommenheiten, die wir an dem Menschen und in
„der Natur bemerken, ein Einwurf gegen die Weis-
„heit ihres Urhebers sind, oder ob diese sich rechtfer-
„tigen lasse, u. s. w. Sie müssen nur nicht denken,
„daß der Philosoph Unrecht thue, wenn er uns in
„seine Materie einleitet. Ein jeder in seiner Art.
„Der Philosoph muß bey kaltem Blute seyn und
„Schritt vor Schritt gehen. Nicht so der Dichter,
„am wenigsten der Heldendichter. Diesen reißt die
„feurigste Empfindung mit sich fort. Er ist auf ein-
„mal mitten in seiner Materie. Er denkt nicht an
„die Gottheit, er sieht sie in seiner Begeisterung, er
„redet mit ihr. Er kündigt den Inhalt seines Ge-
„sangs auch an, aber nicht mit den simpeln faßlichen
„Worten des Philosophen. Er fliegt zur Gottheit
„auf. Nun erwartet der Leser Offenbarungen dieser
„Gottheit, die dem Dichter geworden sind, der ihr
„nahe war. Er spricht nicht zu der Ueberlegung,
„sondern malt für das Auge der Phantasie und er-
„schüttert das Ohr durch starke rauschende Töne.
„Mit sonnenrothem Angesichte flieg ich zur Gottheit
„auf. Der Dichter fliegt der Sonne entgegen, und
„diese röthet sein Angesicht mit ihren Strahlen. Die-
„ser Zug ist für das Auge. Fliegen ist die schnellste
„Bewe-

„Bewegung eines lebendigen Geschöpfes; es drückt „die starke Empfindung des Dichters aus. Ich er„hebe mich, wäre der Ausdruck des kalten oder schwach „begeisterten Gefühls. Ein Strahl von ihrem Lichte „glänzt auf mein Saitenspiel, das nie erhabner „klang. Er ist auf einmal der Gottheit nahe. Wo„durch soll er dies zu erkennen geben? Dadurch, daß „er sagt: Ich fühle mich der Gottheit nahe? Das „wäre sehr unpoetisch, wenigstens in einer erhabenen „Ode. Er muß sich dem Auge zeigen. Strahlen „der Gottheit fallen auf ihn; aber nicht auf ihn, „sondern auf sein Saitenspiel, das heißt, auf ihn, „als Dichter. Der Strahl erwärmet, erleuchtet. Der „Dichter will damit seine Begeistrung anzeigen, dies „mußte er durch einen sinnlichen Ausdruck thun. Man „sieht ihn glühen im Lichte der Gottheit. Nun er„wartet man etwas Großes. Der Dichter hat nie „*einen* wichtigern Gegenstand besungen, das heißt in „der Poesie, sein Saitenspiel klang nie erhabner. Er „hört sich gleichsam selbst singen, hört die rauschende „Feyerlichkeit seines Gesanges, der Leser hört sie auch. „Durch welche Töne wälzt mein heiliger Gesang, „wie eine Fluth von furchtbarn Klippen sich strö„mend fort, und braust von meinen Lippen. Der „Gesang ist heilig, weil er einen heiligen Gegenstand „hat; die gewöhnliche Dichtersprache. Er wälzt „sich fort. Man wälzt nur, was schwer ist. Das „Schwere veranlaßt die Idee des Wichtigen, des „Großen. Was kann größer seyn, als Gott, der „hier besungen wird? Er wälzt sich fort, der Ge„sang, durch Töne, d. i. er geht von Ton zu Ton stei„gend fort. Wird man das Wälzen, die Töne, „nicht hören können, und womit haben sie Aehnlich„keit? Der Dichter wählt ein Bild, das unser Auge

„und Ohr ganz füllt, das Bild eines vom Felsen her„unterstürzenden Stroms, ein schrecklich schönes „Schauspiel in der Natur! Wie eine Fluth. Dies „Wort hat etwas Großes in sich. Von furchtbaren „Klippen. Eine große Klippe erregt Erstaunen, „und dies ist der Furcht nahe verwandt. Alles Große „erweckt einige Furcht. Fragen sie nur ihre Empfin„dung." Doch wir können hier aufhören. Der Leser sieht aus dem Angeführten hinlänglich, wie der Verfasser die Seele der Schüler glücklich öffnet, um alles Große und Vortreffliche des Dichters mit lebendiger Empfindung zu empfangen. In der neunzehnten Unterredung erklärt der Verfasser auf gleiche Weise einen Theil der fünf und dreyßigsten Ode im ersten Buch vom Horaz. Auch in der Entwickelung der Gedanken dieses römischen Dichters, und in der Bewirkung des Leitfadens, dem Horaz in seinen Vorstellungen folgt, zeigt er eine große Geschicklichkeit. Er würde indessen überhaupt es nicht wohl wagen können, uns eine Erklärung oder eine Uebersetzung dieses Dichters, dem er sonst so sehr nachzuspüren und zu folgen fähig ist, zu geben, wenn er nicht einen starken Vorrath von Ausgaben dieses Dichters, welche freylich nicht leicht ein Schulmann besitzt, vor sich hätte, und seine Erklärung daraus vergleichen könnte. Er zeigt so viel gesundes kritisches Genie, daß man alsdenn es erwarten dürfte, er würde nicht leicht die beste Erklärung verfehlen, oder er würde oft eine bessere, als sich irgendwo findet, an die Hand geben. Der unglückliche Erfolg, womit die besten Commentatore der Alten etwas erklären, beweist es, wie schwer es oft fällt, an jede Schwürigkeit gehörig zu denken oder sich in allen Stücken in den gehörigen Gesichtspunkt

hinein-

hineinzusetzen. Hier dürfte der Verf. z. B. wohl S. 265. die Idee der Ehrensäule in der Strophe:

Iniurioso ne pede proruas
Stantem columnam; neu populus frequens etc.

nicht beybehalten haben, wenn er Anderer Erklärungen hätte ansehen können. Die Säule bedeutet hier ohne Zweifel den geruhigen und ehrenvollen Zustand der Republik, oder den Regenten, welcher gleichsam die Stütze des Staates ist, woran sich alles hinanlehnt. Wir lassen uns übrigens nicht auf die Erklärung dieser freylich schweren Stelle, und auf die Prüfung der verschiedenen Erklärungen ein, die man davon findet. Sonst ist hier der Druckfehler concitas und frangas anstatt concitet und frangat. Denn hier sollte diese Stelle noch nicht nach der hernach folgenden Conjectur, die der Verfasser als möglich angiebt, ohne sie anzunehmen, abgedruckt werden. Die schon S. 257. gegebene Uebersetzung der Stelle zeigt es, was für einen Sinn selbige nach gedachter Conjectur erhalten sollte. Die Uebersetzung nämlich lautet so: „Dich fürchtet der rauhe Dacier, und „der unstäte Scythe und Städte und Völker, und „das muthige Latium und die Mütter ausländischer „Fürsten, und die gepurperten Tyrannen, sie fürch„ten, du mögest mit erzürntem Fuße die aufgerich„tete Ehrensäule umstoßen, und das Volk, das die „Waffen ruhen läßt, versammeln und zu den Waf„fen aufwiegeln und ihren Scepter zerbrechen u. s. w. Um dieses so geben zu können, schlägt er S. 270 nämlich diese Aenderung vor:

neu populum frequentem
Ad arma cessantes, (cessantem) ad arma
Concitas, imperiumque frangas.

Wenn die Sprache keine Hinderniß veranlaßte: so wür-

den wir wider die Erklärung und den Zusammenhang nichts zu erinnern haben. Das *em* vor dem Selbstlauter *a* würde nun zwar, wie richtig angemerkt ist, nicht nothwendig verschlungen werden dürfen: allein bey dem Worte concites findet sich eine Schwürigkeit, die vielleicht nicht durch Autorität der Alten gehoben werden kann. Das *es* in concites möchte wohl nicht kurz gefunden werden und müßte hier doch kurz seyn. Der V. muß, indem er voll von dem Sinne gewesen ist, den diese Stelle nach seiner Aenderung hätte, nicht an diese grammatische Schwürigkeit gedacht haben, weil sonst gewiß etwas darüber erinnert wäre. Aus diesem Fehler der Unachtsamkeit wird ohne Zweifel irgend ein kurzsichtiger bloßer Grammatiker, der für des Verf. Denkkraft und Vortrefflichkeiten nicht Fassungsfähigkeit und Gefühl genug hat, sich ein kleines boshaftes Freudenfest machen, und muthwillig und stolz aufspringen, wie ein Hahn auf seinem Misthaufen die Flügel zusammenschlagen und auskrähen: ein schlechtes Buch! So einen Fehler hätte der Secundaner nicht wider die Prosodie begehen müssen! Und wir wollten wohl schwören, daß ein Kritikaster von dem Schlage, als wir im Anfange dieser Recension genannt haben, sich irgendwo so über Hrn. Trapp hermachen werde. In der auf diese Unterredung folgenden zwanzigsten und ein und zwanzigsten sagt der Verf. über Bescheidenheit und Höflichkeit ungemein viel gutes. In der darauf folgenden sind Lehren eines Vaters für seinen Sohn enthalten, und auch ein Brief eines Lehrers an einen Schüler, der den Lehrer nach geschehener Bestrafung verlassen hat. Dieser Brief ist so aus dem innigen Gefühl der Sache herausgeschrieben, daß man nicht darauf fallen kann, er möchte vielleicht erdichtet seyn. Es herrscht

auch eine so edle und musterhafte Denkungsart darin, daß jeder, der ihn liest, nicht umhin kann, mit recht inniger Hochachtung an den, der ihn geschrieben hat, zu denken; und dieser ist ohne Zweifel der Verfasser selbst. Die drey und vier und zwanzigste Unterredung beschließt endlich dieses Werkchen und enthält viel lesenswürdiges über die zweckmäßige Einrichtung des Studirens.

Wr.

IV.

Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Zweyter Band, welcher den vierten Theil enthält. Riga bey Hartknoch. 1776. 4.

Enthält die Fortsetzung der mosaischen Erd- und Menschengeschichte, die Schöpfung des Menschen, — Einsetzung des Ehestandes — Abfall des Menschengeschlechts — Fortgang des Menschengeschlechts — Geschichte, worüber viele Ausleger vieles kommentirt, viel Moralisten und Philosophen moralisirt und philosophirt haben! Und dieser Ausleger, der letzte, — so wie man ihn versteht, — tritt seine Vormänner in den Koth; alle sind ihm Buben oder Narren oder Beydes, bis ein anderer folgt, der ihm eben so begegnet; denn was ist leichter?

Seit dem man auf die mosaische Menschengeschichte Systeme gebauet hat, ist ein jeder Ausleger beynahe seinen eigenen Weg gegangen, die mehresten in der guten Absicht, die Regierung Gottes in dem besten Lichte zu zeigen. Sie haben in ihre Aus-

 legungen

legungen mehr oder weniger Richtigkeit gebracht, je nachdem sie mit verschiedenen Gegnern oder Lehrern zu thun hatten, und je nachdem zu ihrer Zeit eine Art zu philosophiren und zu interpretiren im Gange war. Dahin gehört die allegorische Auslegungsart, die zu so vielen Erbaulichkeiten Gelegenheit gegeben hat. Einige Schwierigkeiten, die man in der ersten Menschengeschichte anders nicht übersteigen zu können geglaubt hat, haben gemacht, daß auch verschiedne denkende Ausleger zu dieser Methode gegriffen haben. Es ist natürlich, daß denn da ein jeder seine eigenen Gedanken in die Geschichte tragen mußte, die er auslegen wollte; und daß diese Gedanken verschieden ausfallen mußten, nach Verschiedenheit der Zeiten und Einsichten.

Wir können damit Geduld haben; wir können die Absicht loben und die Ausführung ertragen.

Aber nicht so der Verfasser dieser Auslegung der A. U. Alle seine Vorgänger sind Elende, sind Bösewichter, ihr Denken ist Narrheit, und ihr Thun Schalkheit. Wie hat er aber nun selbst die Schwierigkeiten aufgelöset, wie ist er bey Klippen vorbey gekommen, woran andere gescheitert sind, oder die sie umfahren haben? Er benebelt die Augen mit Wörterdunst, daß der Zuschauer nicht gewahr wird, wie verwickelt das noch sey, was er zu lösen verspricht, und fährt hoch auf den Redemeteoren daher, daß ihm der Felsen verschwindet, woran der niedrige Nachen des demüthigen Suchers stößt.

Wir wollen es an einigen Beyspielen zeigen, wie wenig das was er geleistet, seinem Versprechen zustimmt. Zuförderst also ist in der Aeltesten Urkunde nicht allegorische Weisheit, sondern klare, buchstäbliche, alle Erfindungen der Nachwelt in sich fassende

und

und noch weit übertreffende Weisheit. Wie aber ist sie darin, und wie entdeckt sie der Verfasser? Es ließe sich wohl hier fragen, da die Schöpfungsgeschichte symbolisch erzählt ist, da die mosaische Erzählung davon nur die Ueberlieferungsmethode einer nützlichen Wahrheit ist, warum kann es der entschlafene Adam, die aus der Ribbe gemachte Eva, die redende Schlange nicht gleichfalls seyn? Warum hat Eva mit der Schlange wirklich geredet, Gott aber nicht wirklich geruhet? Wo hört das Symbolische auf, und wo fängt das Wörtliche an?

Die Schöpfung des Menschen. „Aus solcher „noch dampfenden Erde schuf Gott den Menschen.“ (S. 7) Dieses Stück der Urphysik mag seinen Grund haben; mag sich aus der Zusammensetzung des menschlichen Körpers, der Erde und Feuchtigkeiten in sich faßt, rechtfertigen lassen. Das ist alles, was wir darüber sagen können. Dem V. aber scheint in dieser Geschichte die ganze Hällerische Physiologie zu liegen. (S. 8) „Was ist, wenn wir den grössesten Physiologen un„sers Geschlechts fragen, (s. Hallers grössere Physio„logie vom Anfange bis zu Ende ꝛc.) der menschliche „Körper, als feuchte mit Dampf und Lebensgeist durch„gossene Erde?“ Da hätte Haller sich die Mühe sparen können, so viel Beobachtungen zu machen und zu sammeln. War es nicht genug zu wissen, daß sich ein Mensch aus Erde und Wasser machen läßt? Erde und Wasser! daraus werden auch Pflanzen. Wo liegt also die Hallerische Physiologie in der mosaischen? Gewiß noch nicht, wie der Eichbaum in der Eichel. Denn aus diesen Elementen kann noch die Rose auf den Blumenbeeten, das Gold in den Eingeweiden der Erde und die Distel auf dem Felde werden. Es gehört erst noch mehr dazu, ehe man, statt den

belebten Körper aus dem Nilschlamm hervorgehen zu lassen, die Afterphilosophen herbey rufen, und sie auf den göttlichen Bildner führen kann! „Versammlet „euch nun ihr Menschenschöpfer und Prediger des Un„gefährs! Prometheus mit plastischen Formen der „großen Göttin, deren Händen der Mensch ein Un„gefähr, eine Ratte des Nils, entschlüpfte." So glauben wir, werde man am Schlusse der Hallerischen Physiologie ausrufen können, aber wie weit ist es bis dahin! Wir wollen die edle poetische Kosmogonie Moses verehren, aber gestehen, daß in spätern Jahrhunderten genauere Beobachtungen aufbehalten waren. So ist es mit den Bemerkungen über den Othem in der Nase des ersten Menschen. Wir wollen dem Morgenländer den Zusammenhang seiner Bilder lassen, sie schön und stark finden; aber man sage uns nicht, daß sie in der Seelenlehre und Physiologie uns genaue Wahrheit lehren. Wir wären zu bedauern, wenn unser physiologischer Unterricht davon abhangen sollte. Denn wer wird uns diese erhabenen Räzel entziefern, da ihre Ursprache so weit von uns liegt. Hier erhalten wir die Erklärung: „Othem Gottes ist „in uns, eine Sammlung unsichtbarer, mächtiger „und so verschiedener, nur in Duft zusammengeord„neter Lebensfäfte." *Grotius*: „Neque vero hic „spiritus *in nares* inditus dicitur, sed in faciem to„tam mentis indicem et loquendi capacem, qua de „caussa spiritum loquentem hic posuit Paraphrastes „Chaldaeus." Wie mit dem angezogenen Texte die Worte der Anmerkung n) zusammenhängen, mag dem Verf. wohl selbst ein Räthsel seyn. „Die Be„obachtungen des großen Hallers, über die Irrita„bilität und Sensibilität im Abgrund ihrer Unter„schiede leihen mir, was ich sage." Der große Hal-

ler

ler sagt selbst ausdrücklich: „in intima fabrica la„tere hanc utriusque potestatis scaturiginem. Würde der große Physiologe die Forschbegierde seiner Leser befriedigt haben, wenn er so armselig stolz, wie hier geschieht, gesagt hätte: diese scaturigo ist der Othem Gottes! Das ist meine Entdeckung! Aber dieser Othem Gottes, wie wirkt er? Welches ist sein Organ, sein vehiculum? Nackte, armselige Unwissenheit! wie stolz, wie brausend pflegt sie einherzugehen, wenn die demüthige, stille Wissenschaft mit niedergeschlagenem suchendem Blicke fortschreitet, sich nichts rühmt, weil sie weis, wie viel ihr noch zu lernen übrig ist; in dem großen Haller das Zergliederungsmesser führt, in dem Walsh die Bewegungskraft aus dem Torpedo ableitet, und in dem Priestley die Luft in ihre Elemente auflößt, um zu lernen, durch welchen Mechanismus der große Schöpfer den thierischen Körper bewegt.

Das ist noch nicht alles, was der Verfasser in dieser Erzählung entdeckt. „Wie Adam gebildet „ward, werden wir noch alle gebildet. (S. 14) Die „Erde war seine Mutter, und in der Schrift heißt „der Mutterleib immer noch Mittelpunkt der Erde.“ Im Vorbeygehen: nicht der Mittelpunkt der Erde, sondern die Tiefe תחתיות. Wir müssen nicht weiter gehen, als der Text, und der führt nicht nothwendig auf die kugelförmige Gestalt der Erde. Doch weiter: „Und eben hier, im tiefsten Geheimniß der „Natur, haben die Spähblicke unserer Forscher ge„rade die simplen Worte Moses zum Inhalte.“ Und dabey stehet in der Anmerkung: „S. Hallers auf „lauter Erfahrungen gegründetes treuestes System „Elem. Physiol. T. VIII. Libr. XXIX. foetus: er „ist durchaus ein Prophet über Moses Worte.“

Sollte

Sollte man nicht meynen Haller, Meckel, Röndeerer, Hunter u. s. w. hätten bloß 1 Mos. 2, 7. abgeschrieben: Da stehe, wie sich die Frucht in der Mutter bildet; da sey das große Geheimniß aufgedeckt, in welches zu schauen so viele lehrbegierige Weisen vergebens gelüstet, da sey die schwere Frage vom Ey und Saamenthierchen entschieden, da stehe die ganze Lebensbeschreibung des Embryo vom ersten unsichtbaren Schlage des punctum saliens, bis daß sich der vollkommene Mensch mit seiner Hülle von seinen bisherigen Lebenskanälen sondert, und nun zum erstenmale die Schöpfung anblickt. Und doch da ist nichts, als: Gott schuf den Menschen aus einem Erdenkloß. Sogar der Satz: „Wie Adam gebildet ward, „werden wir noch alle gebildet.“ läßt sich nicht anders als durch den elendesten Schematismus herausbringen Erde, Mittelpunkt der Erde, Mutterleib! Wir denken, daß man mit dieser Auslegungsmethode aus Allem Alles machen könne. Wir zucken die Achseln, wenn wir solcherley Herrlichkeiten in Scrivers oder Gottholds zufälligen Andachten lesen, und das fängt nun an die überirrdische Weisheit der neuern Genies zu werden, die auf Newton, Leibnitz und ihres gleichen mit Hohn und Verachtung herabsehen. „Und so wird, fährt die Anmerkung S. 15. „fort, einst alles bestätigt werden. Die Hypothesen „unserer Weisen über die lebende Menschengeschichte „werden Fabeln werden, wie Löwenhöcks und Büffons Romane der Thierzeugung. Die älteste Philosophie wird überall, wie hier, die jüngste werden, und es wird eine Zeit kommen, da man über „die prästabilirte Harmonie und den Limbus präformirter Seelen denken wird, wie man über die molécules organiques jetzt schon denket.“ Der Streit über

über die ovula, animalcula spermatica und molecules organiques, die gelegentlichen Ursachen und die vorherbestimmte Harmonie, ist also für alle Folgezeit durch die Worte entschieden: „Gott schuf den Menschen aus einem Erdenkloß.“ Wir glauben nicht, daß man, seit dem Bücher in der Welt gewesen sind, die Leser so kindisch zum Besten gehabt habe. Man muß die Menschen für Buben oder Narren halten, wenn sie sich so etwas wollen oder müssen aufbürden lassen. Sollte es nicht leichter seyn, die generationem aequivocam mit diesem Verse zu beweisen, wenn es überhaupt die Absicht der Vorsicht seyn könnte, die Forschbegierde der Menschen durch die Einsichten der Vorwelt einzuschränken; oder hat es nur ihr Vorsatz seyn können, die Naturerkenntniß an Bilder zu binden, womit sich der menschliche Geist in seiner Kindheit behelfen mußte, und die jetzt höchstens einen poetischen Nutzen haben können. Wenn es auf Schematismus ankömmt: so können wir wieder aus andern Bildern etwas anders herleiten. Es. 51, 1. heißt der Mutterleib ein Brunnen. Was ließe sich nicht darüber tiefsinniges sagen, von der Dunkelheit des Brunnens, seinem Wasser ꝛc. und M. Antonin nennt die Leibesfrucht κρoκύφαντον, wie edel, wie treffend!

Kömmt nun den Machtsprüchen des Verfassers die Philosophie in den Weg, wie wird sie weggestoßen! „Unsere Theilnehmung an der Bildung Adams „erkläret, und fodert sie nicht zugleich Theilnehmung „an seiner Natur und Sünde?“ (S. 15) Ja! antwortet die Philosophie, Ja! antwortet der Verfasser, ein jeder in seinem Sinne. Es ist natürlich, sagt auch der erste, daß von unvollkommenen Menschen unvollkommene Menschen geboren werden, und

daß unvollkommene Menschen sündigen. „Der Erd-„kloß sagt der V. war unrein, der Hauch der ihn be-„seelte unrein, wie anders konnte das Gebilde seyn? (S. 16)“ Aber wie kömmt die Unreinigkeit des Erdkloßes in die geistige Seele, und was ist geistige Unreinigkeit? „After- und Ueberweise reden von einer „Metaphysischen Seele, der Monade, die in uns „denket, die aber weder Zeit noch Ort, noch Art hat, „den Körper zu durchweben.“ Die Seele also nicht einfach? — Welch Verbrechen, oder welche Ungereimtheit ist es, sie einfach zu glauben? Um es also ungereimt vorzustellen, heißt es weiter: „ein unver-„mögender Sultan, unwirksamer als die Spinne „im Mittelpunkte ihres Gewebes. Dies nennen sie „Einfach, Geist, Substanz —“ Falsch! hier sind Leibnitz, Wolf und so viele andere Weltweisen belogen! Die Seele, sagen sie, ist nicht unwirksam! Unwirksam nennen wir nicht Einfach, Geist, Substanz! Wenn ein Zungendrescher sich des Rednerstuhles in Athen bemächtigt hätte, und den Atheniensern zugeschryen: Athen liegt im Lande der Hyperboreer, würden ihn nicht alle Athenienser vom Gerichtsplatze gejagt haben? Aber gedruckt kann man so etwas sagen. Wer rächts? — Der unreine Kloß, wie verunreinigt er die reine, geistige Seele? Hier scheint die vorbestimmte Harmonie im Wege, die zwar die Einigkeit des Bandes zwischen Leib und Seele, die höchste Wirksamkeit beyder unter allen Systemen ins vollkommenste Licht gesetzt hat. Man kann ihr aber durch Verfälschung los werden. „Ist etwas inni-„ger, bewährter, als das Band zwischen Leib und „Seele? Leugnet ihr dieses (Wer leugnet es?) weil „ein Erdkloß es nicht aus Druck und Stoß des Erd-„kloses zu erklären vermag, was wollet ihr nicht leug-„nen?

„nen?" Schweigen über das Wie? einer Thatsache, oder leugnen einer oder der andern Erklärungsart dieses Wie's, ist das die Thatsache leugnen? „Welches andere tausendfach ungewissere, unstätere „Band zwischen Ursach und Wirkung ist für Trugschlüsse sicher? So bleibt endlich nichts, als daß „alle Ursach und Wirkung, alle Erfahrung also, an„gezweifelt oder geleugnet werde, wie ja der feinste „Sophist unserer Zeiten (Hume) bereits versucht hat." Nun sieht die vorbestimmte Harmonie scheußlich genug aus. Aber leugnet sie Ursach und Wirkung, oder ist sie wider die Erfahrung? Ist die ganze Sache ein Gegenstand der Erfahrung, und sind nicht alle Erscheinungen bey allen dreyen Systemen die nämlichen? Ist es menschlich, ist es ehrlich, Weltweise, deren Arbeiten der Ruhm der menschlichen Natur sind, und deren Lehren zur Verherrlichung Gottes gereichen, in diesem verhaßten falschen Lichte zu zeigen, und dann (S. 24) auszurufen: „Das „Kind ist nicht mehr Kind, sondern Philosoph, „Metaphysiker und bald vielleicht Bube." Ich frage: Womit kann man wohl ein so unsinniges Schimpfen entschuldigen? Es gehen nähere Wege zur Büberey als durch die Metaphysik und Philosophie, wo Thrasimachus und Machiavel, ohne Metaphysik und Philosophie Wegweiser sind?

Von eben der Art sind die Verdrehungen der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. „Ich hasse (heißt es S. 187) das Wort Unsterblichkeit, wenns, „als ob wir Riesen der Ewigkeit wären, aus uns „selbst, aus der unendlich fortstrebenden, unaufhalt„barinnigen Kraft der Monade, folgen soll, der Gott „nur immer Raum machen, weichen, Schranken „wegnehmen dürfe, daß sie

„Steig'

Steig' auf der Geschöpfe Leiter
Bis zum Seraph, steige weiter
„Göttin werde — und genieße ihrer Jugend!“ — Welcher Bekenner der Unsterblichkeit der Seele hat je gesagt, daß „Gott der Seele weichen müsse, damit sie Raum habe zu ihrer Entwickelung?“ Wir enthalten uns, gerader als der verleumdende Verf. über diese Stelle einen Commentar zu machen, und begnügen uns, einige Verwunderung zu bezeugen, wie das nämliche Kraftgefühl der neuern Genies bey dem einen sich eine Seligkeit denkt, worin der erhöhete Mensch Planeten aus ihren Laufbahnen fortschleudert, bey dem andern eine Seligkeit von arcadischer Unthätigkeit in blumigten Fluren, où baillent tant de bienheureux.

Baum der Erkenntniß Gutes und Böses, Schlange u. s. w. Alles voll Schematismus. Die Schlange glatt, schön, kriechend rc. das alles ist bedeutend. „Der Menschheit Uebel, woher entstehen sie, als vom „Baum der Erkenntniß? Durch falsche Weisheit „und Verfeinerung unsers Geschlechts — Daß der „Mensch seinem treusten Gefühle nicht treu blieb, „daß er sich aus den Schranken seiner einfachen Be„dürfnisse, Seligkeiten und Pflichten herauswarf —“ (S. 70) Wir müssen erwarten, daß uns der Verf. einmal mit aller möglichen Präcision, nicht brausend, mit Worten die ein Kind versteht, mit Ja und Nein lehre, was wir mit den unseligen Wissenschaften, Verfeinerungen, Staatsverfassungen und Bequemlichkeiten anzufangen haben, um in den paradiesischen Zustand des bloßen Gefühls und des ersten Bedürfnisses wieder zurück zu kehren, doch so, daß uns weder die lange Weile plage, noch das Bedürfniß

dürfniß im Stiche lasse, daß er die école de bétise eröffnet, die er uns so sehr anpreist. Auch mache man endlich einmal dazu den Anfang, sich aus den Gefängnissen, die man Städte nennt, in eine schöne paradiesische Wildniß hinzubegeben, statt in Betten à la Duchesse und auf Ottomanen zu ruhen, in einer Laube von Zweigen und einer Winterhöle auf der Erde zu liegen, — die Propheten, die gegen die Künste und Wissenschaften zeugen, zuerst, Prediger in der Wüsten mit Ziegenfellen angethan, Honig und Heuschrecken essend; sonst muß man glauben, daß ihr Sittenrichten nur buon per la predica sey, um ihren Schriften den haut gout der Sonderbarkeit zu geben, oder daß sie gar wie Blifil in der Bibel lesen, damit Jones Schläge bekomme.

So sehr nun der Verf. wie wir schon am Baume der Erkenntniß gesehen, schematisirt, so soll doch die Erzählung nicht Allegorie seyn. Warum nicht? Es ist weitläuftig in einem Beyspiele gezeigt, was man alsdann alles daraus machen könnte. Das ist ein mächtiger Fingerzeig über den Werth dieser Auslegung, die Trotz alles Versicherns doch voll Schematismus ist. Geschichte und Lehren so grauer Vorzeit kann die Einbildungskraft ausmahlen, wie sie will; ein Pinselzug mehr oder weniger, grösser oder kleiner, giebt einen Dämon, oder eine Schlange. Man lasse sie also, was sie sind, Beantwortungen schwerer Fragen, Auflösungen wichtiger Zweifel, wozu noch keine allgemeine Grundsätze da waren, die nicht für alle Menschen bestimmt sind, die aber die Lehrart der Urwelt waren, und die wir nicht durch Allegorien ausdehnen sollen; wofern wir es aber wollen, so muß es einem jeden nach seiner Art frey stehen. Gebrauche ich dann die Allegorie zum Kanal, auch für unsere Zeit

gute Lehre zuzuführen, so mag es seyn. So machten es schon vor Christi Geburt die jüdischen Gelehrten, so machten es die Kirchenväter. Basilius und Gregorius von Nyssa haben in den Anfang der mosaischen Geschichte einige erhabene platonische Erbaulichkeiten gehüllt. Sie sind, ihrer Meynung nach, gute Christen gewesen, und haben doch hie und da in der Bibel Allegorie gesucht. Das ist es nun zwar hier nicht. Aber sicherlich, eben so wenig ist die Geschichte „von der Schöpfung des Weibes aus der Ribbe des Mannes einfache, wirklichste Geschichte." (S. 86) Es giebt ein drittes. Gesetzt aber, daß ein Ausleger den allegorischen Sinn wählte, so würde er um deswillen noch nicht ein Verräther der Religion seyn. Es ist daher ganz elender, verächtlicher Spott über „die feinen und hellen Geister unsers Jahrhunderts, deren olympischer Siegeskranz es ist, die „Offenbarung Gottes zur Philosophie ihres gesunden Verstandes, zum Schweistuch ihres duftenden „Leichnams, zu erniedern." Denn wie leicht könnten sie (wer weiß wer sie seyn sollen?) die Schmähungen von „ihrem Schlangenstil und Blindschleichen Beredsamkeit und Schweistuch für ihre Leichname" (S. 78) mit dem wohl natürlichern Gedanken vergelten, daß hinterhältige Zeloten aus dem reinen Duft des Wortes Gottes schlangenartig Gift distilliren, sich unter seinen balsamischen Blumen und heilenden Kräutern verbergen, um dem unbesorgten schuldlosen Wanderer an die Fersen zu fallen. Denn was ist denn nun für ein unabbüßbares Verbrechen darin, in einem Stück des A. T. eine Allegorie zu finden? Daß der ein verworfener Bube ist, der sich davon überzeugt glaubt. Wie nennt der Verf. in dem apostolischen Munde eines Paulus den Ausspruch: (Gal. 4, 24.)

ἅτινά ἐστιν ἀλληγορούμενα; und was ist 2 Kor. 3, 7. u. ff. Es ist daher falsch, (S. 85) „daß Luther einen Feuerhaß gegen die allegorische Erklärungsart „gehabt habe.“ Er wußte zu gut, daß er darin die Apostel Jesu selbst zu Vorgängern gehabt. Er verwirft die Erklärungen der Kanonisten, nicht die Methode; die Lehre, nicht die Lehrart; und giebt die Regel an, wornach man verfahren müsse, die zum Gebrauche der Bibel von vortrefflichem kräftigen Nutzen ist. „Doch sagt er, (Ausleg. des 1 Mos. 9.) „soll man dieses also verstehen, daß wir darumb „gleichwohl nicht alle Allegorien in gemein verwerfen. „Denn wir sehen, daß auch Christus selbst und die „Apostel zu Zeiten Allegorien gebraucht haben. Dieselben aber seynd also, daß sie dem Glauben gemäß seynd, nach der Regel S. Pauli Röm. 12. „da er vermahnet und heißet, daß die Prophecey oder „Lehre dem Glauben soll gemäß seyn.“ Das alles aber, was in die wirkliche Geschichte hereingelegt wird, womit sie ausgemahlt wird, um der Wahrheit ähnlich zu werden, die Wendung, wodurch der Baum der Erkenntniß die Verfeinerung der Sitten, die Schlange eine redende Schlange, kriechende, Staubfressende, dem Weibe nachstellende Schlange wird, bringt die Geschichte der Allegorie so nahe, daß endlich die ganze Sache auf die Frage ankommen wird, ist die Erzählungsart kunstmäßige Allegorie, oder ist sie Bedürfniß des kindischen Menschen? Und dann ist im letzten Falle freylich diese Erzählung die Philosophie des ersten Weltalters; mit diesen kindischen Empfindungen bekömmt der erste Mensch seine Erkenntniß, mit ihnen theilt er sie mit. Ob aber die Erzählung nun eigentliche oder bloß wahrscheinliche Geschichte, und fortgepflanzte, überlieferte Lehre

 seyn,

sey, das thut doch wohl so viel nicht zur Sache, daß man ein Bubenstück begeht, wenn man es sagt. Alsdann aber wird man deutlich seyn können und müssen; und das ist es, was eben der Verf. am geflissentlichsten vermeidet. Wie bequem läßt sich nicht hinter einer Wolke von Wörterdunst alles mischen und vermischen, wenn man gleich Platons Sophisten (im Theaet.), die ὥσπερ ἐκ φαρέτρας ῥηματίσκια αἰνιγματώδη ἀνασπῶντες ἀποτοξεύουσι, aus dem Hinterhalt seiner gemachten Dunkelheit Pfeile auf die Vernunft hervorschießt, und wie hier (S. 24.) „die „Schlange den ersten Lügner, Mystiker und Metaphy„siker — oder einen philosophischen Theologen nennt,“ (ebend.) und von Männern, die sich um die Erweiterung der menschlichen Vernunfterkenntniß verdient gemacht, mit wegwerfender Verachtung spricht. Sie sind dem V. Vernunftmänner, und das werden sie wohl bleiben müssen, so lange sie noch nicht zu der Klasse der Unvernunftmänner übergehen, und sich in das Gefolge einer litterarischen Circe begeben wollen.

— τῆς τὰ φάρμακ᾽, ἀνακυκοίσης
Καὶ μαγγανευούσης, μολυνούσης τε τοὺς ἑταίρους.

In der That muß man auch wohl nicht viel auf Vernunft Anspruch machen, wenn man die Naturerkenntniß Homers, Platons, Aristoteles, Linnäus, Montesquieu mit der Naturerkenntniß Adams vergleichen will, und sagen, daß sie sich zu ihm wie schwatzhafte Raben zu dem Vogel Jupiters verhalten. Doch aber muß der Verf. an die Thür der verhöhnten Philosophen klopfen, wenn er sie braucht. „Shaftes„bury, Reimarus und Mendelsohn, (heißt es S. „129. in der Anmerkung) haben dieses herrliche Ab„strakt (den Naturstand) schon sehr entkleidet.“ Und das haben sie doch wohl mit ihrer Vernunft gethan

als Philosophen. Und selbst da, wo die Vernunft noch so sehr zurück ist, wo ihr so viel zu bemerken und zu entdecken übrig bleibt, wie groß ist selbst da das Verdienst eines Archimedes, Kepler, Cartesius, Newton, Huygens, Eulers, Kästners, Hallers! So wenig mit dem Gebrauche der Vernunft zur Entdeckung der würkenden Ursachen mag gethan seyn, so ist doch immer etwas damit gethan. Ausbildung der Vernunftfähigkeit selbst, und tieferes Eindringen in das Gewebe der Weltveränderungen ist doch gewiß der Erfolg davon. Wenn also der Mensch bey dem Tropfen, der fällt, bey dem Bache, der fließt, dem Thaue, der befeuchtet, der Feuchtigkeit, die in der Röhre steigt, dem Irrstern, der umläuft, unbekümmert um die nächste Ursach, oder das Gesetz, wonach es fällt, fließt, steigt, umläuft, sogleich das Alles unmittelbar durch den Finger des Allmächtigen verrichten läßt, oder das Quecksilber für ein Thier, und den Naturkündiger für einen Hexenmeister hält, so ist er noch in der Kindheit. Ist der Mensch nothwendig besser am Verstande und Herzen, der das thut? oder verliert die Allmacht Gottes, wenn sie durch Mittelursachen wirkt, und gewinnt die Verehrung seiner Weisheit? Aber das Alles, sagt man, „ist Name, Abstraktion, Laut, Farbe." (S. 68) Abstraktion! wie viel ist das werth, dazu fähig zu seyn! Die Schwere, die in den verschiedenen Körpern so verschieden wirkt, sich in verwickelten Erscheinungen versteckt, durch entgegenwirkende Kräfte zu verschwinden scheint, da wo sie nicht vermuthet wurde, wieder zu finden, die abweichendsten Bewegungen in ihre Elemente aufzulösen, und so das unendlich große und unendlich kleine einerley Gesetz zu unterwerfen, zu verstehen, wie diese Kraft in den

verschiedenen Massen und Entfernungen in Sonnensystemen und in den Sonnenstäubchen gleichförmig wirkt. Ist das gar nichts? Ja nur überhaupt die Schwere als eine allgemeine Eigenschaft an allen uns bekannten Körpern wahrzunehmen, ohne noch das Maaß zu wissen, wonach sie wirkt, sie in dem Dunste, der emporsteigt, wie in dem Steine, der auf die Erde fällt, wahrzunehmen, ist das nicht besser, als die Körper in absolut leichte und absolut schwere einzutheilen? Gesetzt nun, ich könnte von dieser Erscheinung nicht bis auf ihr Reales hinaufgehen, noch bis in alle ihre Modifikationen herabsteigen; so habe ich doch wenigstens manchen Schritt weiter gethan. Abstraktion! so verächtlich sie scheint: so ist sie doch das, was den grossen Haller, Boerhave, van Swieten, Zimmermann u. s. w. zu den grossen Aerzten macht, die sie sind. Wenn sie nicht die Kräfte der Arzneyen, die Indikationen der Krankheiten und ihre Ursachen abstrahirt hätten, wenn sie sich begnügt hätten, sogleich auf die übernatürliche Ursache unmittelbar fortzugehen: so würden sie, statt Arzeneyen zu verordnen, müssen Kreuze machen und Segen sprechen.

Wir müssen es bey dieser Anzeige der Manier und Denkungsart des V. bewenden lassen, und berufen uns übrigens auf dasjenige, was wir bereits am Ende dieser Recension des ersten Bandes in unserer Bibliothek gesagt haben. So geneigt man ist, einem Schriftsteller etwas von der Gerechtigkeit, die man ihm schuldig ist, zu versagen, wenn er andere würdige Männer so unwürdig behandelt, als es in diesem Werke geschehen ist: so sind wir doch unfähig, das eigene wahre Verdienst desselben zu verheelen. Und dieses besteht in den kraftvollen Uebersetzungen der biblischen

Stellen

Psalmen im Sinn und Gefühl des Orients. In diesem Betrachte sind sie der Michaelischen Uebersetzung weit überlegen. Und diese Bemerkung bestätigt dann die Wahrheit, der viele bloß gelehrte Ausleger wohl nicht geständig seyn möchten, daß zur Darstellung eines alten schriftlichen Denkmals in einer andern Sprache mehr als Wortkritik gehöre. Man hat dieses bereits in der Vergleichung der Tellerischen Uebersetzungsart mit der Michaelischen in einigen Psalmen zu bemerken Gelegenheit gehabt. Bey allem dem müßten wir das beleidigende Betragen gegen Herrn Michaelis, das auch in diesem Theile des gegenwärtigen Werkes herrscht, nicht zu rechtfertigen. So sehr der Mangel an Geist und Geschmack in den Michaelischen Uebersetzungen auch unserm Gefühl auffällt, so erfodert doch die Unpartheylichkeit und Billigkeit, seine orientalische kritische Gelehrsamkeit, und insonderheit seinen philosophischen Beobachtungsgeist hochzuschätzen.

Bl.

V.

Plantarum verticillatarum vnilabiatarum Genera et Species auctore, Io. Chr. Dan. Schrebero, Ser. Marcgr. Brand. Onold. et Culmb. Consil. aul. etc. Lips. 1774. 4. mai. 10 Bogen mit der Vorrede. 1 Kupf.

Wenn die Frage aufgeworfen wird: wie kann die Botanik weiter gebracht werden? so würden wir antworten: theils durch Beschreibung der Pflanzen aus solchen Gegenden, die

 wir

wir bisher nicht kannten; theils durch Ausarbeitung einzelner Classen, Familien und Geschlechter. Von beyden Arten hat Hr Schreber Proben gegeben; von der ersten in seinen Decadibus; von dem letzten in seinem Werke von den Gräsern (möchten wir doch bald dessen Fortsetzung bekommen! wenn nur das Thierreich den Hrn Verf. nicht zu sehr darin unterbricht). Diese Abhandlung ist ein Beweis von dem zten Satze. Denn der Verf. hat wenigstens eben so viel geleistet, als irgend einer von denen, die sonst schon einzelne Geschlechter bearbeitet haben.

Die Vorrede enthält eine Kritik der Figuren die Dr. Hill in seinem Vegetable System. T. XVII. von den hier abgehandelten Pflanzen gegeben; die meisten derselben werden hier wo nicht für unrichtig, doch für unzuverlässig erklärt; ein Urtheil, das man in England schon vor 10 Jahren von dem Werke überhaupt fällte, und dessen Bestätigung durch Hr. Schr. uns wegen des bey dem Werke gemachten Aufwandes leid ist.

In dem §. 1. untersucht der Hr. HR. welche Pflanzen dieser Gattungen den Alten bekannt gewesen? Wenn irgend eine Untersuchung in der Kräuterkunde schwer ist, so ist es diese. Mit unglaublicher Geduld muß der Verf. sie angestellt haben, da sie so vollständig ist, als eine seyn kann. Er findet etwa fünf bey den Alten, wiewohl bey einigen man zwischen zwey Arten zweifelt. Darauf folgen die nach der Wiederherstellung der Wissenschaften entdeckten in einer chronologischen Tabelle; die Eintheilung derselben in verschiedene Geschlechter; das Allgemeine der quirlförmigen Pfl. (verticillatarum) und ferner derer unter ihnen, die nur Eine Lippe haben. Das ist eine Probe, nicht von einem Charactere ordinis

tura naturalis, sondern von der Structura naturali der Pflanzen dieses ordinis. Der Recens. kann sich hier nicht weiter darauf einlassen, wünscht aber, daß wir von allen bekannten natürlichen Ordnungen nur dergleichen Beschreibungen erst hätten. Nun beschreibt der Hr. HR. im §. 6. und 7. die Kennzeichen der Geschlechter, worin er sie eintheilt, nämlich Ajuga und Teucrium; jenes giebt zwey ordines, Unterabtheilungen, Bugula und Chamaepitys; dieses 4. nämlich Teucrium, Chamaedrys, Scorodonia, Polium. Und dann folgen die Arten §. 8. und 9. bey deren jeden ein Trivial- und spectfischer Name, dann die Synonyma, der Geburtsort, und eine genaue Beschreibung aller Theile gegeben wird, oft mit einer Kritik über die Figuren und Namen begleitet. So sind hier von der Ajuga 8. und vom Teucrium 49 Arten beschrieben, eine, T. paruiflorum Tourn. abgebildet.

Im §. 10. werden 43. Pfl. angegeben, die nicht bestimmt genug sind, um eigne Arten auszumachen, oder unter die andern als Spielarten sich zu vertheilen. Dergleichen Verzeichnisse sind sehr gut, um für neu angegebene Arten darnach zu untersuchen, und alsdenn zu bestimmen, ob sie zu der einen oder andern Abtheilung gehöre? Der §. 11. und 12. enthält die Eigenschaften der beschriebenen Pflanzen und die, welche officinel sind; ihre Kräfte aber sind noch fernerer Untersuchung fähig, und wir setzen hinzu: auch würdig. In den letzten §§. 13—16. werden ihre Bestandtheile nach der Chymie untersucht, und ihr (versprochner) Nutzen in Krankheiten und der Oekonomie angeführt.

So lang dieser Auszug auch unter den Händen uns geworden ist, so wird ihn die Seltenheit ähnli-

cher solcher Abhandlungen, wovon Eine Seite dem Kenner mehr werth ist, als oft ganze Bogen von floris, hortis etc. die nur ausgeschrieben sind, dis entschuldigen. Aber wir müssen den Hrn V. noch um eins bitten, und die sämmtlichen europäischen Botanisten — das ist viel! — werden mit uns bitten, wenn sie in der Vorrede lesen: — ad me peruenerunt, *TVM stirpium collectio a* IO. ERN. HEBENSTREITIO *medicorum Lipsiensium decano, dum viueret, optime merito, IN ITINERE AFRICANO* facta: — Wir erstaunten, als wir das lasen, und so sehr wir uns freueten, diese unserm Vermuthen nach reiche und schätzbare Sammlung in so guten Händen zu finden, so sehr müssen wir das Ansuchen wiederholen, was wir Allgem. d. Bibl. B. XXIV, S. 69. gethan haben, wo zugleich der Irrthum zurück zu nehmen ist, daß dieser Schatz in Dresden sey. Denn was wissen wir doch wohl von den Pflanzen in der Barbarey außer dem, was uns Shaw davon sagt? und wie wenig war es dessen Fach! wie sehr Hebenstreits! — Wie viel Hindernisse jenem Wunsche entgegen stehen, mögen wir nicht untersuchen. Sollte ein Schreber nicht manche überwinden können?

Dr.

VI.

Ausführungen politischer und rechtlicher Materien. Berlin bey Voß. 1776. 207. Seiten. gr. 8.

Der Verfasser dieser Ausführungen ist ein Mann von so richtiger, reifer und praktischer Beurtheilungskraft, von so weitläuftigen mannichfaltigen Kenntnissen, und hat dabey die Gabe, die mit groser Gelehrsamkeit gar oft nicht verbunden ist, die Gabe, seine Ideen wohl zu ordnen, in so hohem Grade, daß wir das Buch von Anfang bis zu Ende mit Vergnügen und Belehrung durchgelesen haben, und unsern Lesern eine ausführliche Nachricht davon schuldig zu seyn glauben.

Da die Abhandlung Num. 4. schon anderwärts *) mit dem Namen des V. gedruckt war: so kann es seine Absicht nicht seyn, incognito bleiben zu wollen; und wir dürfen daher ohne Bedenken seinen Namen nennen. Er ist der Hr. geheime Kriegsrath von Steck in Berlin, welcher schon durch verschiedene juristisch-publicistische Arbeiten den Rechtsgelehrten auf das vortheilhafteste bekannt ist.

In der ersten Abhandl. welche überschrieben ist: von dem Rechte des evangelischen Reichstheils sich der Mehrheit der Stimmen entgegen zu stellen, handelt der Hr V. vornämlich die beyden Fragen ab: 1) Ob die itio in partes nur in eigentlichen Religionssachen, oder in allen und jeden Sachen, also auch in politischen, Statt habe. 2) Ob zur itio in partes alle Stimmen der Evangelischen einmüthig übereinstimmen müsten, oder nur die Mehrheit der Mitglieder des evangelischen Corpus dazu genug sey? Die Absicht des Hrn V. ist nicht, neue Entdeckungen in dieser bekannten und schon auf allen Seiten erschöpften Materie zu machen, sondern zum Dienste der-

*) Hallische Anzeigen vom J. 1757. St. 39. Schott jurist. Wochenbl. 4 Jahrg. 2 Stück.

derjenigen, die in Staatssachen zu arbeiten haben, die Hauptgründe zu sammeln, und die Richtigkeit der Behauptungen des protestantischen Theiles kurz und deutlich darzuthun. Diesen Zweck hat er völlig erreicht. Die Geschichte des Streites über die Pluralität auf Reichsversammlungen ist sehr vollständig bis zum Westphälischen Frieden vorgetragen, und die Hauptgründe für den Satz: Daß die itio in partes in allen, auch politischen Sachen Statt finde, aus den Worten des Friedensschlusses, aus der Absicht der Paciscenten, aus den Friedenshandlungen und aus der Observanz bey den nach dem Westphäl. Frieden vorgekommenen Fällen angeführt. Mehr erfordert der Zweck der Ausführung nicht. Sonst hätte man wohl noch mehr aus dem Geiste des Friedensschlusses und der Analogie anderer Stellen desselben für diese Meynung sagen und zeigen können, daß die Absicht des Friedensschlusses durchgehends diese gewesen ist, überhaupt überall, wo Katholiken und Protestanten mit einander concurriren können, alle mögliche Besorgniß des Uebergewichtes auf der einen oder der andern Seite zu entfernen, und daher entweder, wo es nur immer möglich war, die Personen von jeder Religion auf eine völlige gleiche Zahl zu setzen, oder, wo dies nicht geschehen konnte, dem protestantischen Theile doch eben so viel Recht, als dem katholischen, und eine gleiche politische Stärke, folglich, der Sache und Wirkung nach, eben so viel Votum als den Katholiken, zu geben. Man sehe z. E. im Osnabr. Fr. Schl. den 5ten Art. §. 3. u. f. §. 11. §. 51. §. 53. vornehmlich aber den 9ten §. eben dieses fünften Artikels. Auch hätte die Erklärung des Churfürstl. Collegiums vom 23sten Novembr. 1653. noch genutzt werden können. Ordnung und Präcision zeichnen

ren diese Abhandlung vor vielen Schriften in ihrem Fache aus. Auch verdient die vollständige Anführung der Staatshandlungen und Hauptschriftsteller in dieser Materie gerühmt zu werden. Nur Einer fehlt, welcher doch verdiente angeführt zu werden, Herr Maier im deutschen geistlichen Staatsrecht. Th. 1. S. 241. f.

II. Von der Einschließung einer dritten Macht in einen Tractat, und von dem Beytritte eines dritten Staats zu einem geschlossenen Bündnisse oder Tractate. Von beyderley Handlungen, insonderheit von den verschiedenen Gattungen der letztern, nämlich des Beytrittes zu einem Tractate, wird sehr gründlich und mit nicht gemeiner Kenntniß der europäischen Staatsgeschichte und Verfassung gehandelt. Im Anfange der Abhandl. sagt der V. „In „dem besondern Völkerrechte der Europäischen Natio„nen und Mächte finden wir mannichfaltige Gebräu„che und Beobachtungen, welche sich schwer auf „Grundsätze desjenigen Rechts bringen lassen, wel„ches die gesunde Vernunft und Natur unter den „Völkern festgesetzt hat. Wir wollen einen Versuch „mit der Gewohnheit machen, dritte Mächte und „Staaten in Tractate einzuschließen, und den Tra„ctaten anderer Mächte beyzutreten rc.“ Hier sehen wir nicht ein, wo in dieser Materie die Europäischen Völkergebräuche vom Naturrecht abweichen, oder auch nur abzuweichen scheinen, finden auch in der ganzen Abhandlung keine solche Anomalie bemerkt.

III. Von den verschiedenen Titeln der Priesterweihe. Das Wort Titel bedeutet im canonischen Rechte oft eine Kirche. In den ältesten Zeiten hielt man es für ungereimt, einen Priester anders als zu

einer

einer gewissen Kirche oder zu einem gewissen Titel, wie man es nennte, zu weihen. Im neunten Jahrhundert aber riß der Mißbrauch ein, Priester ohne Titel zu weihen; wurde endlich von den Päbsten erlaubt, und noch jetzt werden gewisse Priesterweihen ohne Beneficium bey den Katholicken erlaubt. Die ganze Geschichte so wohl, als die jetzige Verfassung dieser Sache ist ausführlich und schön beschrieben.

IV. Von Proselyten und Neophyten oder Neubekehrten. Diese Abhandlung war, wie gesagt, schon gedruckt. Sie ist aber hier ganz umgearbeitet, und so sehr verändert, daß man sie beynahe nicht mehr kennt. Wir wollen auch ihren Innhalt kürzlich auszeichnen. Der Hr. V. zeigt, was ein Proselyte und Neophyte ist; daß der Uebertritt zu einer Religion nicht eher als in den Discretionsjahren geschehen; daß den Aeltern das Recht in ihrer Religion die Kinder zu erziehen, nicht entzogen werden könne; daß bey Aeltern verschiedener Religion die Kinder beyderley Geschlechts der Religion des Vaters folgen, wo nicht die Landes-Observanz etwas anders bestimmt; daß aber eine allgemeine Observanz, vermöge der die Töchter der Religion der Mutter folgen, in Deutschland nicht existiret; daß man sich auf der Friedensexecutionsversammlung von protestantischer Seite viele Mühe gegeben, mit den Katholicken gemeinschäftlich gewisse Discretionsjahre festzusetzen, und sich so billig als möglich erklärt; daß die Katholicken aber von einer solchen Bestimmung nichts hören wollen, weil sie glauben, daß auch ein Kind zum wahren katholischen Glauben sich zu bekehren fähig sey. Ferner wird dargethan, daß nichts unmoralisches oder unrechtmäßiges in der Bedingung sey; daß man eine gewisse Religion habe, die Religion

gion ändern oder nicht ändern wolle, und daß also, wann diese Bedingung Erbeinsetzungen, Vermächtnissen, Fideicommissen u. d. g. angehängt wird, man sie nicht für ungültig halten könne. Ein Mönch, welcher Orden, Kloster und Religion verläßt, kann nicht verfolgt, bestraft, zurückgefordert werden. Er kann das Vermögen, welches er dem Kloster zugebracht hat, oder das ihm während seines Mönchsstandes angefallen ist, wiederfordern, noch mehr aber diejenigen Erbschaften erwerben, die ihm nach Verlassung des Ordens und Glaubens zugefallen sind. Der geistliche Vorbehalt hat nichts unbilliges. Ein Proselyte wird aller Rechte theilhaftig, welche einem wirklichen Gliede der Kirche zustehen, doch entfernen die Concilien einen Neophyten von den geistlichen Orden. Heutiges Tages hat man indessen Beyspiele, daß den Uebergang zur katholischen Religion mit Würden und Pfründen belohnet worden ist ꝛc.

V. Von der Freyheit der Presse. Der Hr. V. glaubt, daß die Büchercensur nicht den mindesten Nutzen habe, wann sie auch gleich mit der Mäßigung ausgeübet werde, daß dadurch nur der Frechheit und Ausgelassenheit ein Zügel angeleget, und nur dasjenige unterdrücket wird, was auf den völligen Umsturz der Religion, auf eine gänzliche Verderbniß der Sitten, auf die Stöhrung der Ruhe des Staates und Verletzung der dem Souverain gebührenden Ehrfurcht abzielet. Es ist einem Leser, der die zur Erforschung der Wahrheit so nöthige Freyheit zu denken liebt, sehr erfreulich, einen Mann so reden zu hören, der selbst verordneter Censor ist. Die Freyheit der Presse nimmt der Hr. Verf. in der engern Bedeutung des Wortes, für die Freyheit nämlich solche Schriften zu

drucken,

drucken, welche Gegenstände der Staatsverfassung und Staatsverwaltung angehen. Er zeigt, in wie weit diese Freyheit in den Europäischen Reichen, England, den Niederlanden, Pohlen, Frankreich, Schweden, Dänemark statt finde. Insonderheit wird die Geschichte der Englischen Preßfreyheit ausführlich und genau erzählt. Daß sich diese Freyheit, wie S. 98. u. f. behauptet wird, in keiner uneingeschränkten Monarchie und in keiner Aristocratie, sondern allein in vermischten Regierungsformen denken lasse, dawider ließen sich unsers Erachtens noch einige Gründe vorbringen.

VI. Von Zusammenberufung der Reichs- und Landstände. Wer das Recht habe, die Stände zusammen zu berufen, und die Zeit ihrer Versammlung zu bestimmen? Ob das allein vom Regenten abhänge, ob und wann die Stände selbst die Zusammenberufung verlangen können? wird nach allgemeinen Grundsätzen abgehandelt, und mit Beyspielen mehrerer Reiche erläutert. In Ansehung der deutschen Landesstände scheint der Herr Verfasser ohne Ausnahme anzunehmen, daß sie sich nirgends ohne Berufung und Bewilligung ihres Landesherrn versammeln dürften, welches doch wohl nicht überall von den Privatversammlungen der Landesstände gelten möchte. Von der Abhandlung in den Moserschen Nebenstunden, die S. 114. Not. c. allegirt ist, sind auch die Fortsetzungen in Mosers zweyter Samml. neuer Abhandl. von deutschen Staatssachen Num. 2. und im Tr. von der deutschen Reichsstände Landen S. 1519. zu merken.

VII. Von dem wahren Grunde eines blühenden Ackerbaues. Europa sah erst nach dem Aachner Frieden, daß die Größe Großbritanniens vornehmlich

auf

auf dem blühenden Ackerbau dieses Reiches beruhe. Seit der Zeit fieng man an, in andern Ländern, die Engländer nachzuahmen, ihre Schriften zu übersetzen, und Versuche zu machen. Wenn der Erfolg den Absichten nicht entsprach: so lag die Schuld daran, daß man nicht bemerkte, wie sehr vieles auf die Güte der brittischen Constitution u. s. w. ankam. Wann also der Feldbau blühend werden soll: so müssen zuvor alle Fehler der Constitution, Gesetzgebung und Finanzeinrichtung verbessert werden. — Dies ist der ganz richtige Gang, den der Herr Verfasser nimmt. Er behauptet, 1) daß der Ackerbau die erste Nationalbeschäftigung seyn, und ihm alle übrige Künste und Gewerbe untergeordnet seyn müssen. Dies habe Colbert in Frankreich versehen, und die Handlung zum Nachtheil des Ackerbaues empor zu bringen gesucht. 2) Der Ackerbau sey nicht als ein blosses Nahrungsmittel, sondern auch als ein Zweig der Nationalhandlung anzusehen; er müsse aber 3) mit den übrigen Zweigen der Nationalindustrie in einem gewissen Verhältnisse stehen. Es würden mehr Früchte gezogen, als die Landleute verzehren könnten. (Es versteht sich in guten Ländern: denn es sind dem Recens. Gegenden genug bekannt, wo nicht so viel gezogen werden kann, als verbraucht wird.) Diese müßten entweder ausgeführt, oder von andern Gewerbe treibenden Leuten verzehrt werden. Nach diesen allgemeinen Grundsätzen bemerkt der Hr. Verf. daß sehr vieles ankomme: a) auf die Erziehung und Bildung des Landvolkes, für dessen Gesundheit, Stärke und bürgerliche Tugenden die Regierung Sorge tragen müsse. Es müsse ihm durch Hülfe der Schulmeister und Landprediger eine Theorie vom Ackerbau beygebracht werden. — (Hier hätten wir

eine mehr detaillirte Erörterung zu lesen gewünscht, wie dies geschehen könne, da diese Leute höchstens weiter nichts, als eine einseitige Kenntniß ihrer Gegend haben, und die Menge der ökonomischen Schriften zur Erlangung der Theorie mehr hinderlich als dienlich zu seyn scheint, wenigstens nur allzuleicht zur Agromanie verleitet, wovon die folgende Abh. spricht;) b) Auf die Constitution und allgemeine Nationalfreyheit. Unter einer despotischen Regierung oder der Tyranney des Adels kann der Ackerbau nicht blühen, welches mit dem Exempel von England und Polen sehr treffend erläutert wird. c) Auf das Eigenthum des Bauers und die Art seines Besitzes. Hat er gar kein Eigenthum: so wird er keine Mühe anwenden. Die Gutsherren sollten ihre Ländereyen auf Erbbestände geben, wodurch sie eine Art von Eigenthum behalten, der Bauer aber auch eines bekomme. d) Auf die Dauer der Pachtungen. In England erstrecken sich diese oft auf 28 Jahre, während deren der Landmann manche Verbesserungen vornehmen könne. In Deutschland setze man, insonderheit bey Domainen, die Zeit der Pachtung zu kurz an, um die Güter jedesmal wieder höher verpachten zu können. (Diese Ausführung scheint uns für den Staat sehr wichtig und zugleich sehr menschenfreundlich.) e) Auf die Gesetzgebung in Ansehung des Ackerbaues. Die Leibeigenschaft und bäuerliche Sclaverey, wie auch das Näherrecht müsse abgeschafft werden. Allzugroße Höfe der Bauern seyen der Cultur nachtheilig. Der Processe des Landmannes müßte so viel möglichst vorgebeugt werden. — (Wir schieben einige Anmerkungen ein, die der Recens. in seiner Gegend zu machen Gelegenheit gehabt hat. In den meisten Dörfern haben einige wenige Bauern zu viel, alle übrige

zu wenig Land. Jene kaufen alles an sich, und können es, theils wegen der Menge, theils und vornehmlich wegen der Entlegenheit nicht gehörig bauen. Einer, der weniger Aecker hat, würde mehr Fleis darauf verwendet haben. Dazu kommt der Umstand: jeder hält auf einige Morgen Landes ein Gefährte, und muß es halten. Mit diesem Gefährte muß er eben so viele Frohnen thun, oder davon eben so viel Dienstgeld bezahlen, als der, welcher mit dem seinigen fünf- bis sechsmal so viel bauet. Muß dadurch jener nicht nothwendig zu Grunde gehen? Wollte man, dieser Unbequemlichkeit abzuhelfen, die Dienste nach den Gütern anschlagen: so fragt sichs doch wohl immer: Wie ist die große Ungleichheit des Vermögens der Bauern zu verhindern, ohne zugleich die Arbeitsamkeit zu ersticken? Gewöhnlich können zwey Drittheile der Bauern eines Dorfes kaum subsistiren. Wie ist dem abzuhelfen? Soll man durch Gesetze die Anzahl der Aecker bestimmen, über welche Niemand hinausgehen soll? Diese Gesetze müßten aber nach den Gegenden und fast nach jeden einzelnen Dörfern verschieden seyn. Oder wäre es nicht besser, der Landesherr kaufte Aecker, besonders entlegene, unter der Hand an, nicht um neue abgesonderte Höfe daraus zu formiren, sondern um sie den Unbemittelten ohne Kaufgeld gegen einen jährlichen leiblichen Zins auszutheilen? Soll aber dies geschehen, und überhaupt der Ackerbau verbessert werden: so müßte in jedem Amte ein besonderer Cameralist angestellt werden, der hierauf, wie auf alle andere in sein Fach einschlagende Dinge, aufmerksam wäre, und sich die nöthigen Lokalkenntnisse erwerben könnte. Denn wenn der Justizbeamte, dem die liebe Justiz und Policey die Hände voll zu thun giebt, auch die landesökono-

mie besorgen soll: so muß diese nothwendig nachstehen. Oeconomische Collegien in der Hauptstadt reichen nicht hin. Sie sehen nicht alles mit eigenen Augen, und kennen die so sehr verschiedene Landesart nicht genau. Daher gehen von solchen Collegien nicht selten Befehle aus, welche den Bauern bald äusserst lästig, bald in demselbigen Grade lächerlich seyn müssen.) f) Auf die Nationalwohlhabenheit und die Bevölkerung. Der Luxus in einem Lande könne selbst dem Ackerbau vorträglich werden, weil er viele Leute erfordert, welche dann das überflüßige Getreyde verzehrten. (Richtig; nur muß dieser Luxus nicht unter die Bauern kommen. Dies ist der sicherste Weg für sie, zu verarmen. Die ausländischen Getränke und die Kleiderpracht sind eine Hauptursache von dem Verfalle so vieler Dörfer. Allein wie soll man ihm vorbeugen, um andere Personen im Staate nicht zu ruiniren? Mit Kleiderordnungen und Accisen auf ausländische Waaren ist es nicht ausgemacht. Man kann noch keine einzige Kleiderordnung aufweisen, die nicht einseitig und allen Classen von Unterthanen vortheilhaft wäre. Kann wegen der Lage des Landes die Einfuhre fremder Waaren nicht wohl gehindert werden: so hilft die Accise auch nicht viel, um dem Luxus zu steuern. In Brandenburg, wie der Herr Verf. schreibt, sey wirklich hierin alles viel besser eingerichtet, wie in den meisten andern Ländern. —) Die Bevölkerung beruhe auf dem Ackerbau. — (So wahr dies ist, und so vortheilhaft es für den Staat ist, wenn die Anzahl der Einwohner sich mehret: so gewiß ist doch in manchen Provinzen und kleinen Ländern die Bevölkerung zu groß, und es werden nicht Früchte genug gezogen, um die Menge ordentlich zu nähren. In diesem Falle, auf den die Ca-

mera-

moralischen festen Rücksicht nehmen, muß den überflüssigen Leuten, die man nicht zum Ackerbau braucht, eine andere Nahrungsart, z. E. durch Fabriken und Manufacturen, durch Beförderung des innern Handels mit andern Provinzen rc. verschafft werden. Sind diese Mittel nicht practicabel: so verpflanze man die überflüssigen Leute aus einer Gegend des Landes in eine andere, wo sie sich besser nähren können. —) g) Auf die Freyheit und Aufmunterung des Getreydehandels, sowohl zwischen den Provinzen des Staats, als mit auswärtigen Nationen. Kein Getreyde muß eingeführt werden, als im Nothfalle. England hat Belohnungen auf die Ausfuhre gesetzt. h) Auf die verhältnißmäßige Eintheilung der Bauergüter und Pachtungen. Allzuweitläuftige Güter sind dem Ackerbaue nachtheilig. Der Landesherr sollte die Gutsherren nöthigen, die Güter in kleineren Stücken zu verpachten, wie die Engländer thun. i) Auf die Erträglichkeit, gleiche Vertheilung und unbeschwerliche Hebung der Abgaben. Diese müssen auf alle Grundstücken vertheilt werden, und weder Adel noch Geistlichkeit frey seyn. So ist es in England, da hingegen in Frankreich alle Last allein auf dem gemeinen Bauer liegt. k) Auf die Freyheit von Frohnen und Diensten, oder doch deren Einschränkung. Sie müsten in Geld verwandelt werden. (Wir setzen hinzu: und nicht nach dem Zugvieh, sondern nach den Ländereyen abgemessen werden.) l) Auf die Abschaffung der Zehenden. (Hier scheint es uns, ist der Hr Verf. etwas zu kurz. Er zeigt nicht, wie den Zehenden eine Vergütung geschehen könne. Das sagt er zwar, die Vergütung soll mit Gelde geschehen, aber nicht wie. Und am Ende ist es doch einerley, ob der Bauer Geld oder Früchte giebt. Ja, es ist

sogar bequemer für ihn, eine Abgabe in Früchten, als in Gelde zu leisten.) m) Auf die Abschaffung oder Mäßigung anderer gutsherrlichen Rechte, z. E. Lehnwaare ꝛc. n) Auf die Abschaffung und Vertheilung der Gemeinheiten, über die so viel seit einiger Zeit geschrieben worden ist, und wozu, wie wir hören, im Brandenburgischen so viele Anstalten getroffen worden, deren Effect gewiß im Ganzen gut ist. Indessen soll er doch auch hin und wieder der Erwartung nicht entsprochen haben. Wenn doch ein Mann von des Hrn. Verf. Einsicht hierüber glaubwürdige Nachrichten bekannt machen wollte! o) Auf die Einschliessung der Felder mit Hecken. — (Dies würde doch in Deutschland, wo die Güter so sehr zerstückt werden, Schwierigkeit haben, und der Rath des Hrn Verf. den Bauern ihre Güter beysammen zu geben, ist, wegen der verschiedenen Güte des Bodens, wegen der Entlegenheit, und vieler andern Ursachen, allenthalben nicht wohl zu befolgen. Indessen thut Eifer und Thätigkeit auch hiebey vieles. Es ist dies, wie wir hören, auch im Brandenburgischen, auf königlichen Befehl versuchet worden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man von dem Erfolge genaue Nachrichten hätte. — p) Auf das gerechte Verhältniß des Ackerbaues zur Viehzucht. Der Hr. V. tadelt, daß der Landmann zu viel Land in Viehweiden und Wiesen verwandle. Wir kennen aber auch Gegenden, wo das Gegentheil statt hat, wo aus Mangel des Viehes und des Düngers wenig Getreyde gezogen wird; und das theils wegen des Vorurtheils, daß man zur Viehzucht viele Wiesen haben müsse, (da doch bey Futterkräutern, ganz ohne natürliche Wiesen, eine sehr gute Viehzucht bestehen kann,) theils wegen der schädlichen Abgaben, die von einem

jeden

jeden einzelnen Stück Vieh bezahlt werden müssen. — Dies sind die Hauptmaterien einer vortreflichen Abhandlung, welche ganz gelesen zu werden verdient, wenn man gleich in einzelnen Gegenden Zusätze oder Ausnahmen bey den vorgetragenen Sätzen machen muß.

VIII. Von der Agromanie. Der Hr. Verf. versteht darunter eine übertriebene Begierde den Ackerbau zu verbessern, bey welcher man sich nicht nach dem Clima richtet, fremden Ländern ohne Ueberlegung nachahmt; nicht auf den übrigen Zustand des Bauern sieht, dem Acker keine Ruhe läßt; alles durch Arbeit und ohne Dünger zwingen will, den Ackerbau allein treibt, andere Beschäftigungen vernachläßigt ꝛc., Bücher über den Ackerbau schreibt, ohne ihn zu kennen, den Landmann auf chymische Kenntnisse und eine subtile Theorie zurückführen will; bloß weil es in Frankreich und Italien Mode ist. Die Vernachläßigung des Ackerbaues liege nicht in der Unwissenheit der Theorie; der Bauer verstehe ihn empirisch gut; sondern in den entvölkernden Kriegen, drückenden Abgaben ꝛc. Man sehe die vorhergehende Abhandl. Man mache den Bauer zum freyen Menschen, zum Eigenthümer, zum langwierigen Pächter, seinen Zustand, seine Abgaben, seine Dienste erträglicher; die Gesetze passender: so wird sich der Ackerbau bald verbessern. — Alles richtig und unumstößlich. Wir setzen hinzu, man verhüte den ungeheuren Schaden, den das Wild in manchen Gegenden thut, und entziehe dem Ackerbau nicht so viele Hände durch das Halten einer übertriebenen Anzahl müßiger Soldaten. Wann und wo wird aber dies alles geschehen? Eheu!

IX. Von der Befreyung der Werbungscommandirten von der Gerichtsbarkeit des Ortes der Werbung. Daß nach dem Europäischen Gewohnheitsvölkerrechte, und nach den deutschen Reichsgesetzen ein Werbungscommandirter oder Werbofficier nicht unter der Gerichtsbarkeit des Werbungsortes stehe, hat der Hr. Verf. sehr gut bewiesen. Indessen wann Er S. 168. ganz allgemein behauptet, es sey ein Satz auch des natürlichen Völkerrechtes: „daß alle diejenigen, welche von Souverainen und „Staaten zur Besorgung und Ausrichtung ihrer öf„fentlichen Geschäfte gesendet und beglaubiget, auch „von dem andern Staate in dieser Eigenschaft ange„nommen werden, von der Gerichtsbarkeit des Orts, „wo sie ihren Auftrag auszurichten haben, befreyet „seyn, und daß hierin weder die Verschiedenheit der „Geschäfte, noch der Titel, noch der Stand einen „Unterschied machen:" so können wir Ihm nicht ganz beypflichten. Das natürliche Völkerrecht erklärt den Gesandten nur, in Ansehung des ihm aufgetragenen Geschäftes und was dahin gehört, für exterritorial. Aber der Recens. glaubt nicht, daß nach diesem Rechte ein Gesandter gänzlich und in allen Sachen, Fällen und Handlungen exterritorial sey.

X. Von den Unterhandlungen Kaiser Maximilians I, einem seiner Enkel die römische Königskrone zu verschaffen. Hier wird ausgeführt, was auch schon Gottfr. Dan. Hofmann in den vermischten Beobachtungen Th. 2. S. 191. und folg. Th. 3. S. 3. u. f. gezeiget hat, daß Carl V. schon bey seines Großvaters Lebzeiten im Jahre 1518. zum Röm. Könige hat erwählt werden sollen, daß bereits fünf Churfürsten ihn dazu zu erwählen bereit gewesen,

und

und ihre Gesandten deswegen an ihn nach Spanien abgeschickt worden; daß auch Carl die Wahl angenommen, und die ihm vorgelegten Bedingungen eingegangen, daß aber, weil Maximilian inzwischen, ehe Carls Antwort den Churfürsten zugekommen, und ehe also die Wahl völlig ins Reine gebracht war, gestorben, und daß nun, weil nach des Kaysers Tode von der Wahl eines römischen Königes keine Frage mehr seyn können, die Churfürsten an alles, was deswegen vorgegangen war, sich nicht gebunden erachtet, und daher eine neue Kayserwahl vorgenommen haben. Es ist auch richtig, was der Hr. V. anmerkt, daß die Bedingungen, welche man Carln im Jahre 1518. bey der vorgewesenen römischen Königswahl vorgelegt hatte, die erste Veranlassung zu der ihm im folgenden Jahre, als er zum Kayser erwählt wurde, vorgeschriebenen Capitulation gewesen sind.

XI. Von der Versicherung feindlicher Güter und Schiffe. Ungerecht gegen den Feind ist es nicht, wenn wir unsern Unterthanen nicht erlauben, ihm seine Güter und Schiffe zu assecuriren. Aber ist ein solches Verbot unsern Unterthanen nützlich? Der Herr Verf. sagt nein, sondern schädlich. Denn, sagt er, entweder wird ein feindliches assecurirtes Schiff aufgebracht oder nicht. Im letzten Falle ist die Prämie ein Nationalgewinn. Im ersten Falle gewinnt unsere Nation das ganze Schiff, obgleich unser Assecurateur den Werth bezahlen muß: so ist er doch eines theils gemeiniglich geringer angegeben, und andern theils gewinnt doch der Versicherer die, oft sehr hohe, Prämie. — Bey diesem Beweise läßt sich noch manches erinnern. Oft wird das Schiff nicht von einem Caper unserer Nation, sondern von einem andern weg-

 genom-

genommen. Wie oft geht es durch Sturm und andere Unglücksfälle zu Grunde! Wir sehen auch nicht ein, wie man sagen kann, der Assecurateur gewinne die Prämie, wenn das Schiff verloren geht.

XII. Von der landesherrlichen Einwilligung in die Errichtung und Stiftung eines Fideicommisses, Majorats ꝛc. In einigen Ländern, z. E. in Böhmen, Schlesien, Osnabrück, ist festgesetzt, daß die Fideicommisse, Majorate und Erbverträge vom Landesherrn genehmigt, und in gerichtliche Protocolle eingezeichnet werden sollen, damit die Creditoren und andere dabey interessirte Personen Nachricht davon erlangen können. Der Hr V. zeigt, wie nützlich und allgemein nachahmungswürdig diese Anstalt ist.

XIII. Von der Enthaltung der väterlichen Erbschaft. Die Absicht dieser Abhandlung ist, zu beweisen, daß ein suus heres, welcher behauptet, er habe sich der väterlichen Erbschaft enthalten, den Beweis führen müsse, und daß die Gläubiger nicht schuldig seyn, die Einmischung darzuthun. Averanius hat diese Meynung schon weitläuftig vertheidigt, dessen Gründe der Hr Verf. dann ebenfalls braucht, und mehr ins Licht stellt. Allein Hr Böhmer hat auf diese Argumente in s. elect. iur. ciu. p. 134. u. f. so scharfsinnig geantwortet, daß wir gewünscht hätten, der Hr Verf. hätte Gebrauch von dieser Abhandl. gemacht, und darauf repliciret. Auch die neuen Pufendorfischen Argumente hat Hr. Koch in Giesen in einer eigenen Dissertation widerlegt.

XIV. Von der Einzeichnung der Verträge der Könige und Prinzen von Frankreich in den Registern des Parlaments. Im Tractat Königs Franz. I. mit

mit Kayser Carl V. vom 15 Jan. 1525. und einem andern mit Henrich VIII. König von England, vom 30 Aug. 1525. auch in den Unterhandlungen bey dem Utrechter Frieden, wurde versprochen, daß diese Verträge bey den Parlamenten registriret werden sollten. Der Hr. Verf. hält diese Einzeichnung für eine leere Feyerlichkeit, weil die Parlamente bloße Gerichtshöfe seyen, und an der öffentlichen Regierung keinen Antheil hätten. Wir haben hierbey doch auch Zweifel. Denn es werden, wie der Hr. Verf. selbst anmerkt, selbst die königl. Gesetze und Verfügungen nicht in Ausübung gebracht, bis sie registrirt sind, und dies beweist doch, dünkt uns, daß die Parlamente etwas mehr als bloße Justizcollegien vorstellen. Sie selbst, und insonderheit das Parlament von Paris, welches seinem Ursprunge nach ein Ausschuß der Reichsstände war, machen auch noch heutiges Tages Anspruch darauf, daß sie in allen innern Angelegenheiten des Landes, z. E. bey Gesetzen, Auflagen u. s. f. zu Rathe gezogen werden sollen, und wenigstens widersprechen dürften. Es ist also kein Wunder, daß auswärtige Mächte zur Zeit Franz I. wo die Reichsstände noch nicht ganz unterdrückt waren, die Genehmigung der Verträge von den Reichsständen, und deren Registrirung von den Parlamentern verlangten. Und obgleich Ludwig XIV. seinen Reichsständen und Parlamentern dieses nicht zugestehen wollte: so wollte doch Großbritannien bey dem Utrechter Frieden davon keine Notiz nehmen, weil man diese Schmählerung der Reichsständischen und Parlamentischen Rechte nicht für gesetzmäßig hielt.

XV. Von einem Gesandten, der Handlung treibet. Mit Grund wird behauptet, daß ein Gesandter,

ter, welcher Handel treibt, wann es auch kein Contrebandehandel ist, sich den Gesetzen des Staates, welche diesen Handel betreffen, und dessen Gerichtsbarkeit, mit allen seinen zu diesem Gewerbe gehörigen Effecten, Waaren und Forderungen unterwerfe. Die Effecten nämlich können mit Arrest belegt, und dadurch das Forum fundiret werden.

XVI. Von Entsagung eines befreyeten Gerichtsstandes. Wer einen gefreyeten Gerichtsstand hat, kann sich dessen nicht begeben. Ein solches Privilegium Fori ist ein Vorrecht der ganzen Gesellschaft, Gattung, Gemeinheit, und nicht des einzelnen Mitgliedes. Dies wird weiter ausgeführt und erläutert. Wir stimmen dem Hrn. V. völlig bey.

Nz.

VII.

Wilh. Friedr. Hetzels Geschichte der hebräischen Sprache und Litteratur; nebst einem Anhange, welcher eine kurze Einleitung in die mit der hebräischen Sprache verwandten orientalischen Dialekte enthält. Halle bey Hemmerde. 1776. 394 S. in 8. ohne die Vorrede und Register.

In der Einleitung, die der Verf. dieser nützlichen Schrift vorgesetzt hat, handelt er von dem Namen und Ursprunge der hebräischen Sprache: behauptet, sie sey, unter gewisser Einschränkung, die allererste oder älteste Sprache der

Welt,

Welt, und giebt einige gute Erinnerungen wegen der vermeynten Heiligkeit derselben. Darauf erzählt er dann historisch die Beschaffenheit, Schicksale und Veränderungen derselben durch alle Jahrhunderte hindurch; erst als einer lebendigen, und dann als einer todten Sprache. Lebendig, oder Muttersprache, war das Hebräische, vom Anfang bis auf den gänzlichen Verfall des jüdischen Staats, d. i. bald nach Christo; todt, oder ausgestorben, ist sie nun von da bis jetzt. Hieraus entstehen zwey Abschnitte. In dem ersten Abschnitte macht der Verfasser wieder vier Perioden: das kindische Zeitalter dieser Sprache, das Jünglingsalter, das männliche, das graue Alter. Das erste reichet bis zur Sündfluth, das zweyte bis an Moses, das dritte bis zur babylonischen Gefangenschaft, das vierte bis zum Umsturz des jüdischen Staats. — Im männlichen Alter war sie *am reinesten*, auch, zumahl nach der Mitte desselben, *von weiterem Umfange*. Moses, Josua, die Prophetenschulen, Salomon, die Propheten. Im letzten Zeitalter verfiel sie nach und nach, bis sie aufhörte Muttersprache zu seyn. Das babylonische Exilium. Daß schon während dieser 70 Jahre, wie einige haben behaupten wollen, die hebr. Sprache ausgestorben, sey irrig. Hingegen, nach der Rückkehr unter Esra und Nehemias, machte Ptolomäi Lagi Entführung vieler tausend Juden nach Aegypten, die Alexandrinische Bibelübersetzung, Antiochi Epiphanis Wüten, und die Oberherrschaft der syrischen Könige weiterhin, daß aus Vermischung des alten ächten Hebräischen mit dem Syrischen eine neue Sprache entstand, die Chaldäische. So starb, von der Zeit der syrischen Könige an bis auf Christum, nach und nach, der alte hebräische Dialekt ganz aus, und an

seine

seine Stelle trat der Chaldäische. (Den ausführlichen Erweis giebt der Verf. von S. 51 an.) Nun folget der zweyte Abschnitt. Die Geschichte des Hebräischen, als einer todten Sprache nunmehr, theilt der Verf. in acht Perioden, deren fünf ersten er, jeder drey Jahrhunderte eingiebt: der sechsten, siebenten und achten aber, das sechszehnte, siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert — Erste Periode, (Säc. I—III.) Juden vornehmlich, und dann auch Christen, trieben das Hebräische. Blühende Schulen in Palästina erstlich, und weiterhin in Babylon. (Verzeichniß davon S. 57 — 61.) Der jerusalemsche Talmud. Das Targum des Pseudojonathan. Aquila, Theodotion und Symmachus; und von Christen, Origenes, als Kenner dieser Sprache. (und hiebey wird von den griechischen Versionen des A. T. wie auch von der alten syrischen, Nachricht gegeben) — Zweyte Periode. (Säcul. IV—VI.) Die Juden sind überhaupt noch eben so fleißig in diesem Studio; aber minder glücklich, als vorher. Die Targumim, oder chaldäischen Paraphrasen. Die Masora, große und kleine. (Vom Entstehen derselben ausführlich S. 81. ff.) Der babylonische Talmud. Unter den Christen nimmt das Studium sehr ab; es findet sich nur der einzige Hieronymus. — Dritte Periode, Säc. VII—IX. Die finsterste Zeit für alle Gelehrsamkeit! Die Muhammedaner zerstören die Schulen in Syrien und Palästina: die hebräischen Musen wandern fort, endlich nach Spanien. Nur zwey Rabbinen zeichnen sich unter den Juden merklich aus. Das Studium selbst leidet auch innerlich eine wesentliche Veränderung: Die Bibel nämlich, und mithin die ächte Grundsprache, wird ganz vernachlässiget, und dagegen der Talmud übermäßig

verehrt. Bey den Christen aber findet sich nichts; nichts als Unwissenheit, Aberglaube, Finsterniß, Kriege in aller Welt. — Vierte Periode. Säcul. X—XII. Die fliehenden Musen des hebräischen Studii lassen sich in Spanien, lassen sich in Afrika nieder, und hier lernen sie, zumahl unter den Saracenen in Spanien, eine Grammatik von den arabischen Grammatikern. Sie ahmen derselben formam artis nach. Zwölf gelehrte Rabbinen angezeiget. Das Bibellesen, das Studium des reinen Hebräischen, fängt wieder an, in Gang zu kommen. Und hieraus entstehet unvermerkt der rabbinische Dialekt. Unter den Christen giebts wieder nichts, gar nichts, als Dummheit und Aberglauben. — Fünfte Periode. Säc. XIII—XV. Die jüdischen Gelehrten fahren, ohngeachtet aller harten Bedrückungen und Verfolgungen, noch immer fort, fleißig zu seyn. Vierzehn Rabbinen führt der Verfasser an. Die Christen fangen im kleinen wieder an, sich um das Hebräische zu bekümmern. Gelegenheit und Anlässe dazu sind: die vielen gelehrten Conversi; obrigkeitliche Betreibung des orientalischen Studii auf den jetzt häufig neugestifteten Akademien; auch die Erfindung der Buchdruckerkunst. Und unter den hier genannten sieben christlichen Gelehrten glänzet denn auch vor allen unser Joh. Reuchlin hervor. — Sechste Periode. Säc. XVI. Die Juden leisten fast gar nichts mehr; desto fleißiger aber sind die Christen. Begünstigende Umstände: die Kirchenreformation Lutheri; Gönner und Beförderer der Wissenschaften; Buchdruckereyen insbesondere (und hier auch billig rühmliche Erwähnung der verdienstvollen gelehrten Buchdrucker, als Bomberg — jede Auflage des Talmuds kostete ihm 100,000 Dukaten — Ro-

bert

bert Stephan, Christoph Plantin u. a.) Die Christen theilt nun der Verf. von hier an nach den Nationen wieder ab: Deutsche, Italiäner, Spanier, Franzosen, Holländer, Engländer. Es muß einen ehrlichen Mann doch freuen, daß man unsere Nation hier unter allen hervorglänzen sieht. Bey Spanien kommt dann hier auch einige Nachricht von der Komplutensischen Bibel vor. (Auch die Göttingische Universitätsbibliothek hat nun seit mehrern Jahren ein Exemplar davon.) Die christlichen Hebräer dieser Periode also sind fleißig und eifrig; aber noch zu sehr blinde Anhänger der Juden, ihrer Lehrer, die sie für untrüglich halten. — Siebente Periode. Säcul. XVII. Sehr fleißig ist man noch beständig; aber auch, wie gesagt, größtentheils lauter Nachbeter der Juden. Samuel Bohle wirft sich zum Reformator auf, zumal in den Lexicis: verfehlt aber sein Ziel gewaltig und macht sich lächerlich. Indessen fangen doch einige, insbesondere unter den Holländern, an, sich auch auf die andern morgenländischen Dialekte zu legen, sie auf das Hebräische anzuwenden, und also auf eine bessere Spur zu kommen. Nur hält man deren Erlernung aus Vorurtheil noch immer für ganz unersteiglich schwer. Die hervorstechenden Namen sind hier: Die beyden Buxtorfe, Samuel Bohle (mit seinen albernen, abstrahirten, ausgeklaubeten, errathenen Grundbedeutungen!) Hottinger, Glaß, (52 Deutsche wieder) Cappellus, Bochart, Gousset, (er schlug Bohls Wege ein!) Erpenius, Lud. de Dieu, Walton (und hieben von seiner Polyglotte) Lightfoot, u. a. — Die achte Periode. Das gegenwärtige achtzehnte Jahrhundert zerfällt in die beyden Hälften. In der ersten Hälfte findet es unser Geschichtschreiber im Grunde noch

schlecht

schlecht um die hebräische Litteratur stehen. Die meisten klebeten noch fest an den alten Vourtheilen. Reformatoren der Wörterbücher standen auf, z. E. Neumann, und Rümelin; aber sie brachten lächerliche Produkte ans Licht. Verbesserer der Grammatiken warfen sich auf; aber sie thaten am Ende nichts, als daß sie der hebräischen Grammatik einen philosophischen Rock anzogen. (z. E. der große Danz u. a.) Demonstriersucht, herrschender Modegeschmack an Philosophie und beliebter mathematischer Methode, waren Schuld. — Nur der einzige Albert Schultens betrat den rechten Weg. Er hat Verdienste, meynt der Verf. die immer noch nicht genug erkannt; Entdeckungen, die noch nicht genung genutzt sind. — In dieser zweyten Hälfte aber, in der wir leben, kleben zwar die meisten immer noch am Alten, indem sie die neue Methode für unsäglich schwer halten; aber manche folgen doch Schultens glücklicher Spur; und unter diesen nennt denn der Verf. billig instar omnium den Herrn Ritter Joh. Dav. Michaelis. Deutschland hat hier wieder 39; Italien aber, und Spanien nichts: Frankreich, Richard Simon, Houbigant u. a.; Holland, Schultens; England, Kennicott.

Der Anhang enthält eine kurze Einleitung in die, mit der hebräischen Sprache verwandten, morgenländischen Dialekte. Diese sind die syrische Sprache, die chaldäische, die samaritanische, die arabische, die äthiopische. Von allen diesen handelt unser Verf. so, daß er bey einer jeden erst ihren Namen und Ursprung beschreibet, alsdenn ihren Nutzen und ihr Verhältniß gegen das Hebräische zeiget, und endlich die Hülfsmittel zu deren Erlernung nennet. Die syrische Sprache. Von ihrem Ursprung das historische kurz. Sie nützt für das Lexikon und

für die Grammatik; durch die syrische Version, durch andere syrische Werke. Ihr Verhältniß gegen die hebräische Sprache ist nach den Buchstaben gezeiget, und deswegen eine alphabetische Vergleichungstabelle beygefügt. (Sehr nützlich zur Anleitung. Aber übrigens ist das Licht, das sie auf die Syntax, auf den hebräischen Stil überhaupt, auf die Redens- und ganze Denkungsart u. s. f. wirft, wohl unstreitig noch ungleich viel wichtiger.) Der von dem obgedachten Hrn. M. längst versprochene Abdruck des Kastellischen syrischen Lexici, aus dessen Heptaglotto, ist angefangen; dann liegen geblieben; nun neulich wieder angefangen. — Chaldäische Sprache. Ihre Geschichte lehrt, daß sie sich bald in zwey Dialekte zertheilet: in den babylonischen, in den jerusalemschen Dialekt: jener ist eine Mischung vom Hebräischen und Syrischen; dieser noch ein stärkeres Gemisch aus der syrischen und aus andern Sprachen. — Das Samaritanische. Eine Mischung der Sprache, die die von dem assyrischen Monarchen hingeschickten Kolonisten mitbrachten, mit dem Hebräischen; folglich der Chaldäischen am allernächsten verwandt. Ursprung der Samaritaner kürzlich, und dabey auch vom Entstehen des samaritanischen Kodex. (d. i. eines hebräischen Kodex, der mit samaritanischen Buchstaben geschrieben ist.) Außer diesem die samaritanische Uebersetzung. — Die arabische Sprache. Ihre Geschichte ganz kurz. Ihre sehr nahe Verwandschaft mit der hebräischen: Ihre — Unveränderlichkeit, möchte man sagen. Sie nützt als Hülfsmittel bey dem Hebräischen: sie nützt durch die Menge Schriften der gelehrten Araber. Ihr Verhältniß gegen jene ist hier wiederum nach der Reihe der Buchstaben in einer alphabeti-

schen Vergleichungstabelle gezeiget, die wir vorzüglich treu und genau befunden haben. (Und da wird beyläufig, S. 377 in der Note, eine Aufklärung der Schriftstelle 1 Mos. 6, 3. vorgetragen.) Hülfsmittel. Hier macht uns der Verf. zu einem längst gewünschten neuen Abdruck des theuren Golius Hoffnung. Wir bitten und ermuntern ihn um desto mehr dazu, da jener andre Gelehrte, den er nennet, wie uns wenigstens versichert ist, niemals dergleichen versprochen hat. — Das Aethiopische. Die Aethiopier (Habesinier nennen sie sich eigentlich) sind ursprünglich Araber, nichts anders. Darum ist auch ihre Sprache genau mit der arabischen verwandt. Sie dient zur richtigern Bestimmung mancher hebräischen Wörter, (und hier verspricht der Verf. wieder eine besondere Abhandlung von Aufklärung des Hebräischen aus dem Aethiopischen.) sie nützt durch die äthiopische Bibelübersetzung. Hülfsmittel fehlen noch ein wenig. Job Ludolf ist fast alles.

Da ist kürzlich der Inhalt des ganzen Werkes. Den Vortrag haben wir durchgängig sehr deutlich, ordentlich und angenehm gefunden. Im Ganzen behält der Verf. beständig, seiner Absicht gemäß, die Person des unterrichtenden Geschichtschreibers bey; nur selten wird er Kritiker. Und, wo ers thut, bringt er so gesunde Urtheile vor, daß man wünscht, er hätte es mehr gethan. Die Quellen, woraus er schöpfet, sind treulich angezeiget. Das Schätzbarste dünken uns noch die guten litterarischen Notizen in diesem ganzen Fache der Gelehrsamkeit, Biographie und kritische Bücherkenntniß. Daher glauben wir mit Grunde, daß es ein recht nützliches und brauchbares, seinem Titel völlig entsprechendes, Buch sey; zumal für Anfänger in diesem Studio; als für wel-

che der Verf. eigentlich geschrieben haben will, und die freylich, wie er in der Vorrede gar recht anmerkt, nur gar zu oft zur Erlernung der hebräischen Sprache hineilen; ohne zu wissen oder zu bedenken, was für eine Sprache sie lernen wollen? Voll von Vorurtheilen: von unersteiglicher Schwierigkeit der andern morgenländischen Dialekte: von Seltsamkeit, von Heiligkeit des Hebräischen u. s. f. Drey große Gelehrte, die im Buche vergessen waren: Eduard Pokoke, Celsius, und Job Ludolf, sind hier in der Vorrede nachgeholet.

Nächstens sollen wir von eben diesem Verfasser auch eine Geschichte der hebräischen Schrift (der Schriftzüge oder Charaktere, der Vocalen, und der Accente) zu erwarten haben. Anfänglich sollte eine Abhandlung hievon den zweyten Theil des gegenwärtigen Buches ausmachen; (und so wird es auch wirklich zweymal in demselben angeführt) nachmals aber fand man für besser, es als ein besonderes Buch heraus zu geben. Diesem sowohl, als den übrigen versprochenen Werken, kann man nicht anders, als mit Verlangen, entgegen sehen.

Na.

VIII.

Noui Commentarii Societatis regiae scientiarum Goettingensis Tom. VI. 1776. Göttingen bey Dietrich. 4. 39 Bog. 12 Kupferbl.

Zur physischen und mathematischen Classe. 1. Hrn. v. Haller zweyter Vortrag über die Getraidearten, und namentlich über Gerste, Roggen, Haber.

haber. 2. Hrn. J. A. Murray botanische Beobachtungen. Oenothera muricata Linn. Amomum Zerumbet Linn. Allium Pallasii. Allium Schoenoprasum Linn. Var. maior. Sedum hybridum Linn. Die Pflanzen sind nicht nur nach allen Theilen beschrieben, sondern, welches vorzüglich ist, und mit einem Anblicke mehr sagt, als ganze Seiten voll Worte, in Kupfer vorgestellt. 3. Hrn. H. A. Wrisberg Versuche über die Lungenprobe. Die Lunge bey noch ungebornen Kindern fällt im Wasser zu Boden, wenn sie anders gesund ist. Bey gebornen und erwachsenen können sie aber auch, wenn Vereiterungen, harte Geschwülste ꝛc. hinzukommen, im Wasser untersinken. Die Probe beweiset demnach überhaupt nichts, dafern man nicht auf die übrigen Umstände Rücksicht nimmt. 4. Hr. A. G. Richter von traubenartigen Auswüchsen des Auges. Ihr Sitz ist in der Hornhaut. Mit einwärtsdrückenden Maschinen wird wenig oder nichts ausgerichtet. Besser hilft das Einbrennen mit dem Lapis infernalis, oder nach Hrn. Janin neuer Art, das Anstreichen mit Spiesglasbutter. 5. Eben desselben chirurgische Wahrnehmungen von Brüchen. Man hat die verschiedenen Fälle, wo sich die Eingeweide nicht wollen hereintreiben lassen, nicht genug unterschieden, da sie doch verschiedene Hülfsmittel erfodern. Dieses sucht Hr. R. hier nachzuholen. 6. Hrn. J. Beckmann Versuche vom Färben des Leinenzeuges mit Safflor. Man zieht erst die braungelbe Farbe aus, gießt auf das übrige Potaschenlauge und preßt es aus. Das ausgepreßte färbt sich mit Citronensaft schön rosenroth, mit andern Säueren theils minder schön, theils rothfarb ꝛc. 7. Hr. Erxleben untersucht chemisch den Gravenhorstschen rothen Allaun. Die rothe Farbe rührt vom

 Kobalt

Kobalt her, wie aber dieser Kobalt darin vorkomme, will Hr. E. zur Zeit noch nicht entscheiden. 8. Hr. Kästner über die hydrostatische Probe gemischter Körper. Zwey Körper nehmen nach der Mischung oft mehr, oft auch weniger Raum ein, als vor derselben, und damit treugt des Archimedes Regel. Nur hat man noch keine bessere, und bisher sind noch wenige Versuche zu dem Ende gemacht worden, eine bessere zu finden. Hr. K. giebt Anleitung solche Versuche zweckmäßig zu machen, und erläutert seine Formeln durch Beyspiele. 9. Hrn. Meister, zweyter Theil seiner Abhandlung von den optischen und perspectivischen Kenntnissen der Alten. In der halberhobenen Arbeit waren sie nicht glücklicher als in den Gemälden. In der Baukunst brachten sie ihre optische und perspectivische Kenntnisse mit mehrerem Nachdenken, jedoch gerade da an, wo sie nicht sollten angebracht werden. Zur historischen und philologischen Classe. 1. Hrn. Walch Abhandlung von den Sarabaiten, einem schon im 3ten Jahrhunderte berüchtigten Mönchsorden, dessen Theilnehmer kein Oberhaupt hatten, nicht ganz einzeln sondern truppweise, halb geistlich halb weltlich lebten rc. 2. Hr. Heyne: Daß auf den Etruscischen Denkmälern die diesem Volke eigenen Götter und Hausgötter mehrentheils durch Jünglinge und Jungfern allenfalls in kleinen Hüttchen oder Capellen, oder auch Pferde haltend, ohne Namen rc. vorgestellt werden. 3. Hrn. J. Ph. Murray von Pytheas aus Marseille, dessen Reisen nach Norden, von der Insel Thule, und dessen anderer Reise durch das mittelländische Meer. 4. Hrn. Heyne Lobrede des erstbemeldten Hrn. Murray, der einige Monate nachher mit Tode abgegangen.

IX. Ab-

IX.

Abhandlungen der Churbayerschen Akademie der Wissenschaften. Achter Band. Philosophische Stücke. 1775. 4. München mit akademischen Schrifften. 66 Bogen 20 Kupferbl.

Dieser Band enthält folgende Abhandlungen: 1. Herrn Victorini Entwurf, wie man die Weyher benutzen und die Karpfen auf böhmische Art erziehen könne. Der Entwurf geht ins Große. Vier Hauptkarpfenweyher, 50 bis 60 Streckweyher ꝛc. erstere mit böhmischen alten Karpfen und jungen besetzt, damit jene sehen, was sie machen sollen, nämlich junge: agnosco veteris vestigia flammae etc. 2. Hrn. Torporch Abhandlung von den Kegelschnitten. Der Verf. bedauert, daß man die Kegelschnitte nicht mehr als solche, sondern nur als Linien der zweyten Ordnung, und bloß nach ihren algebraischen Gleichungen betrachtet. Wir finden nicht, daß man so ganz unrecht habe. Man gebraucht übrigens in der That die Kegel und ihre Schnitte noch da, wo sie wirklich vorkommen, z. E. die Lichtkegel in der Optik und Perspective, so wie auch bey Sonnenuhren, bey Entwerfungen der Kugelflächen ꝛc. Der Verfasser liefert hier einen neuen Versuch, den Kegel bey seinen alten wohl hergebrachten Rechten zu erhalten. Seine Aufgaben sind: 1. zu einem gegebenen Kegelschnitt den Kegel, und zu diesem die Lage von jenem zu finden. 3. Hrn. Karsten Untersuchung über die ersten Gründe der Photometrie. Auf Veranlassung der Streitigkeiten zwischen Hrn. Gerlach und Kästner über die beste Beleuchtung einer Ebene oder eines Ringes derselben, soferne sie von

der Höhe des Lichtes über derselben abhängt. Der Verfasser zieht aus diesen Streitigkeiten den Schluß, daß es gut sey, die Grundsätze der Photometrie bekannter zu machen, vermuthlich, damit ähnliche Streitigkeiten vermieden werden. 4. Hrn. Scheid kurze Betrachtung über einige Ursachen des allgemein werdenden Holzmangels, und über die Mittel demselben abzuhelfen. Ein Wald ist sehr unbewohnbar, und die Bevölkerung zieht das Ausreuten der Forsten so weit nach sich, bis das Holz anfängt, gerade nur zu den Bedürfnissen zu zureichen. Von da an muß man anfangen, den Bedürfnissen Schranken zu setzen und mit dem Holze bedächtiger umzugehen, auch den Anbau des Holzes zu verbessern. Der Verfasser muntert die Forstbedienten dazu auf, und giebt noch eine Beschreibung eines holzsparenden Kochheerdes, auf welchem ein umschlossenes Feuer brennet. 5. Hrn. Brunnwiser lithologische Beobachtungen. Eigentlich über das Verwittern der Steine, dessen allmächtige Stuffen, und wiefern aus einer Steinart eine andere erwachsen könne. 6. Hrn. P. Arbuthnot in Regensburg Abhandlung von den Kräften der Körper und der Elemente. Erst wird mehr metaphysisch als physisch behauptet, daß die Elemente eine anziehende und eine zurücktreibende Kraft haben, und diese werden so ziemlich nach Boscowichs Meynung weiter betrachtet. Der Verfasser nimmt aber diese Meynung nicht schlechtweg an, sondern trägt alles nach seiner eigenen Einsicht vor. Nur ist es noch allzusehr wahr, daß der Weg ins Innere der Natur noch ganz ungebähnt ist. 7. Hrn. Epp Abhandlung von dem Zusammenhange der Theile in den Körpern, und dem Anhange der flüssigen Materien an die solide. Auch hier wiederum anziehende und zurückestoßende

stossende Kräfte und erstbemeldter ungebähnter Weg. 8. Des Grafen von Seefeld Abhandlung von der Nutzbarkeit der Wiesen und des Heuwuchses. Nämlich zur Viehzucht und an Orten, wo Wiesen seyn können. 9. Hrn. Model Entdeckung der Seleniten in der Rhabarber. Es ist eine gypsartige Kalcherde, die im Wasser niedersank, als ein Apotheker zerstossene Rhabarber darinn umgerührt hatte. 10. Hrn. Stattler Abhandlung über die Preisfrage, woher die Wasserfläche in Gefäßen nicht eben, sondern mehrentheils einwärts gebogen ist. Eigentlich hätte die Frage umgekehrt werden können, oder auch sollen, nämlich: Unter welchen Umständen hat die erwähnte Erscheinung statt, und was für Eigenschaften und Kräfte des Wassers, und so auch des Gefäßes, müssen vorausgesetzt werden, damit diese Erscheinung statt haben könne. Der Verf. bringt anziehende und zurückestossende Kräfte in Vorschlag. Das ist schon mehrmal geschehen. 11. Hrn. Arbuthnot Abhandlung über die Preisfrage: ob und was für Mittel es gebe, die Ungewitter zu vertreiben? Das Glockenläuten, das Lösen des groben Geschützes, die Electricität kommen hier in Betrachtung. Letztere behält den Vorzug. 12. Hrn. Helfenrieder Beantwortung der Preisfrage, von der wohlfeilsten Art den Strom in seinem Bette zu erhalten. Die Rede ist von Flüssen in bergichten Ländern, die bey starken Regengüssen ein 6, 8, 10 und mehrfach grösseres Bett haben müßten, als ihr gewöhnliches Bett ist. Schränkt man sie in dieses ein, so gräbt alsdenn das Wasser in die Tiefe, unterfrißt die Ufer und reißet alle Wehre mit sich fort. Führt es überdies noch Steine und Felsenstücken mit sich, so läßt es diese da wo es sein Bette erweitert hat, fallen, schwillt aufs neue auf,

und nimmt seinen Weg nach der geringsten Widerstandslinie und damit oft über die anliegenden Felder. Des Verfassers Vorschläge sind größtentheils bey Flüssen, die weniger reißend sind, anwendbar.

Sw.

X.

Johann Melchior Götzens Versuch einer Historie der gedruckten Niedersächsischen Bibeln vom Jahre 1470 bis 1621. Halle. 1775.

Der Herr P. Götze hat viel mühsamen Fleiß darauf gewandt, von allen Ausgaben der niedersächsischen Bibeln eine genaue Nachricht und Kenntniß zu erlangen. Er selbst besitzet eine ansehnliche Sammlung davon, und theilet hier den Liebhabern seine erlangte Kenntniß mit.

Das ganze Werk ist in zwey Theile getheilet, deren erster von denen vor Lutheri Uebersetzung ans Licht getretenen Ausgaben der niedersächsischen Bibeln handelt. Seine Absicht ist zwar eigentlich bloß auf diejenigen niederdeutschen Bibeln gerichtet, welche aus der Uebersetzung Luthers entsprungen sind. Allein um mehrerer Vollständigkeit willen führt er auch diejenigen an, die vor der Reformation, und also bald nach Erfindung der Buchdruckerey erschienen, und nach der Vulgata, oder anderen Obersächsischen Bibeln verfertiget sind. Vor der Reformation sind vierzehen, oder wie andere rechnen, funfzehen Ausgaben der deutschen Bibel in oberländischer Sprache ans Licht getreten, von niedersächsischen aber finden sich nur fünfe oder sechse, und von niederdeutschen

schen Handschriften erinnert sich der Verfasser nicht einige Erwähnung gefunden zu haben, außer einer, deren in der Anmerkung gedacht wird, und welche der Königl. Preuss. Staatsminister, Hr. v. Gotter, in seiner Bibliothek zu Malsdorf gehabt haben, die aber wirklich mehr holländisch als eigentlich niedersächsisch seyn soll.

Da man keine genaue Beschreibung der von der Reformation ans Licht getretenen hochdeutschen Bibeln geben kann, ohne solche mit ältern Handschriften und der Vulgate zu vergleichen, noch von niedersächsischen aus der obersächsischen Uebersetzung verfertigten Bibeln etwas gründliches sagen, ohne die obersächsischen Ausgaben zugleich zu melden, so giebt der Verf. auch Nachricht von einer schönen deutschen Handschrift der 4 Evangelisten und Apostelgeschichte, welche er selber besitzt. Diese beschreibt er sehr genau, und vergleicht sie mit der Vulgata, wobey er zugleich diejenigen Stellen, in welchen sie von der Augspurgischen Bibel abgehet, in den Anmerkungen anzeiget. 6—21 S. Er giebt ferner von den ältesten Bibeln Nachricht, welche der Herr Prof. Masch schon beschrieben hat. 23 S.

Hierauf folget die Beschreibung der Augspurger Bibel, welche ohne Anzeige des Jahrs und Druckers, muthmaßlich zwischen 1473 und 1475 herausgekommen, und welche mit der Mainzer von 1462; und der Straßburger von 1466. verglichen wird, 24—37 S., wobey zugleich eine Probe, theils von der Unwissenheit des Uebersetzers, theils von veralteten und verschwundenen deutschen Wörtern und Redensarten gegeben wird. 38—44 S.

Weil der Hr. P. Masch geglaubet, Luther habe die ersten Uebersetzungen der Bibel fleißig gelesen, und

und selbige wären die Grundlage der seinigen gewesen, so beweiset H. G. das Gegentheil aus Luthers ersten Uebersetzung der sieben Bußpsalme, welche er mit der Augsburgischen vergleichet. 47 und 48 S.

Eben daselbst wird die Meynung des Hrn. Adelung widerleget, welche er in der Vorrede zu dem ersten Theile seines Wörterbuchs von dem grossen Unterschiede der ersten und folgenden Ausgaben der Uebersetzung Luthers, in Absicht auf die Sprache, vorgetragen hat.

Auf der 49 S. findet sich die Anmerkung, daß in der Augspurgischen Bibel die Sprache in manchen Stellen noch rauher und undeutscher sey, als in der alten Handschrift von 1404, und man also, da solche 70 Jahr jünger ist, den Schluß machen könne, es müsse das studium biblicum und die Cultur der deutschen Sprache in dem ganzen funfzehenden Jahrhunderte nicht den geringsten Zusatz bekommen haben, welches der Verf. aus beyder Vergleichung zu beweisen sucht.

Er fängt darauf 51 S. an von den niederdeutschen Bibeln selbst zu handeln, unter welchen die Cöllnischen die ersten sind. Da er dieses schrieb, hatte er selbst noch keine davon, und mußte daher die Nachrichten anderer gebrauchen. Nachdem er aber den ersten Theil bereits weggeschicket hatte, ist er noch so glücklich gewesen, ein vollständiges Exemplar von der Cöllnischen Bibel zu erhalten, welches in einer Zugabe 76 S. ff. sehr genau und umständlich beschrieben wird.

Nun folgt die Lübeckische Bibel, welche aus der Druckerey Stephan Arndes 1494. med. Fol. ans Licht getreten. Es werden erstlich diejenigen angezeiget, welche schon von dieser Bibelausgabe geschrieben

geschrieben haben, und hernach wird mehrere Nachricht davon gegeben. Was bey dem Text selbst zu erinnern wäre, wird bis zur folgenden Abhandlung von der Halberstädtischen Bibel versparet; da aber die beygefügten Glossen derselben eigen sind, so wird hier das merkwürdigste davon beygebracht. Die meisten sind aus dem Lyra und Hugo a Sancto Victore hergenommen, von welchem letzteren auch die bekannte Glosse über 1 B. Mos. 3, v. 16. herrühren soll: „Under der Macht des Mannes werstu wesende, und he „schall over dy herschapen dy rakene to pynighende „vnd to schlande." Ueberhaupt wird von dieser Bibel bemerket, daß sie allerdings unter die seltenen, aber nicht der ersten, auch nicht der zweyten Classe gehöret. 84 — 93 S.

Die letzte vor der Reformation, ja schon zur Zeit der wirklich angefangenen Reformation ans Licht getretene Bibel, ist die Halberstädtische von 1522. Fol. Da einige von dieser Bibel drey Ausgaben in dreyen auf einander folgenden Jahren von 1520 bis 1523. angegeben haben, so wird der Irrthum dieser Meynung, und woher er entstanden, gezeiget, hernach sowohl ihre äußerliche Gestalt beschrieben, als auch der Text mit der Augspurgischen und Lübeckischen Bibel verglichen. 94 — 104 S.

Damit nun die Leser auch in den Stand gesetzet werden das Verhältniß einzusehen, worin die alten niedersächsischen Bibeln gegen die ersten oberdeutschen, sowohl, als auch untereinander stehen, so werden die vier ersten Capitel des 1 Buchs Mos. aus der Augspurgischen von 1473 — 75. Lübecker von 1494, Halberstäd. von 1522 und Lübecker von 1534, gegen einander gehalten, und auch die Cölln. von 1470 — 77 hinzugefüget, 106 S. ff.

Der

Der zweyte Theil, handelt von den niederdeutschen Bibeln nach Luthers obersächsischer Uebersetzung, und zwar in dem ersten Abschnitte, von 1523 bis zu dem völligen Abdruck der Bibel 1534. In diesem Zeitpunkte sind nur noch einzelne Theile der niederdeutschen Bibel ans Licht gestellet worden. Luther hat, ehe er noch die Uebersetzung des Neuen Testaments unternommen, mit den sieben Bußpsalmen den Anfang gemacht, es sind aber dem V. keine von den einzelnen biblischen Stücken, welche vor dem N. T. gedruckt worden, zu Gesichte gekommen, 153 S. und er handelt daher im 4 §. sogleich von den Uebersetzungen des Neuen Testaments, die er selbst gesehen, oder die ihm aus andern Nachrichten der Gelehrten bekannt geworden. Er zählet derselben funfzehen, wovon er No. 1. aus der Stadtbibliothek gebraucht, 3, 8, 9, 13 aber selbst besitzet, welche er darauf umständlich beschreibet, und alles, was bey einer jeden Ausgabe zu bemerken ist, anzeiget. Es wird aber zu weitläuftig, ein mehreres hier abzuschreiben; wer nähere Kenntniß davon zu haben verlanget, kann das Werk selber nachlesen.

Da der Verf. nach der Ordnung handelt, in welcher Luther die Uebersetzung der biblischen Bücher nach und nach ans Licht gestellet hat, und welcher die niederdeutschen Uebersetzer ebenfalls folgen müssen, so kommt er nun auf die einzelnen Theile des Alten Testaments, welche vor der Ausgabe der gesammten Bibel 1534 gedruckt worden. 177 S. Er erinnert dabey, daß man sich auf keine ausführliche und vollständige Abhandlung Rechnung machen soll, weil er in diesem Felde fast gar nichts vorgearbeitet findet.

„Bey dem Verzeichnisse der Ausgaben der einzelnen Stücke der niedersächsischen Uebersetzung des

„Alten

„Alten Testaments heißt es im 12 §, haben die „Wittenbergischen billig den Vorzug, indem solche „als Originalausgaben angesehen werden müssen, „da die andern alle vermuthlich nur Nachdrucke sind.“ Es werden also diese zuerst angeführet, und sind überhaupt 6. Von den auswärtigen werden 8 gemeldet. Von den ersten besitzet H. G. selber 3, nämlich die 7 Bußpsalme, 1525, und zwey ganze Psalter, deren einer von 1515, und der andere von 1535 ist, welche weitläuftig bis zur 200 S. beschrieben werden.

Der zweyte Abschnitt handelt von den vollständigen niedersächsischen Bibeln von 1534 bis 1621. H. G. hat selbst in seiner Büchersammlung 17, von welchen wir nur die Titel hersetzen wollen, eine weitere und ausführliche Nachricht kann man in dem Werke selber suchen.

1. die Lübecker von 1534. Fol. Ludw. Diez.
2. die Magdeburgische von 1536. Fol. Mich. Lotther.
3. die Wittenbergische von 1541. Fol. Hans Luft.
4. die Magdeburgische von 1545. Fol. Hans Walther.
5. die Wittenberg. von 1561. Fol. Ge. Rhauwen.
6. die Wittenberg. von 1565. Fol. ebend.
7. die Wittenberg. von 1569. Fol. Hans Luft.
8. die Wittenberg. von 1574. Fol. Hans Luft.
9. die Magdeburgische von 1578. Fol. Wolfg. Kirchner.
10. die Wittenberg. von 1579. Fol. Hans Luft.
11. die Rostockische von 1580. med. 4. Jac. Lucius.
12. die Barthische von 1588. med. 4. Hans Witte.
13. die Wittenberg. von 1590. Fol. Zachar. Lehmann.
14. die Hamburgische, Wolderi, 1596. Fol. Jac. Lucius, der Jüngere.
15. die Wittenberg. von 1599. 4. Lorenz Säuberlich.
16. die Goslarische von 1613. Fol. Joh. Voigt, und Hans Sterne.
17. Ebendieselbe von 1621. Fol. Joh. Vogt und Hans und Heinrich Sterne, Gebrüdere.

Die vier ersten sind noch vor, die andern erst nach D. Luthers Tode herausgekommen

Von

Von allen diesen Bibelausgaben wird weitläuftig gehandelt, das äußerliche Ansehen, Druck, Bogenzahl, Holzschnitte u. s. w. beschrieben, und das besonders Merkwürdige einer jeden angezeiget, wobey auch einige alte deutsche Wörter erkläret werden.

Da man gemeiniglich dafür hält, daß die deutsche Bibel Lutheri von D. Johann Bugenhagen ins Niederdeutsche übersetzet sey, so zeiget der Verf. im 21 §., daß sie zwar seiner Aufmunterung, Rath und Beystand zuzuschreiben sey, aber doch von einem anderen verfertiget worden. Er meldet zugleich die besondere Anekdote, daß Dietrich von Stade so glücklich gewesen sey, den eigentlichen Uebersetzer zu entdecken, an einem Orte, wo man diese Nachricht am wenigsten gesucht haben würde, nämlich an einer Fensterscheibe in dem Bremischen Flecken Büttel, als in welchem er 1697. diese Worte gelesen: „Herr „Johannes Hoddersen, Pastor in Hammelvörden, „hat unter D. Martin Luther studirt, die Bibel in „die niedersächsische Sprache versetzet, und ist anno „1564 an 6 December die Kirche allhier zu Büttel „ihm anbefohlen, die er auch durch Vicarien verwaltet.“ In der Anmerkung heißt es: „Sie wird „auch in Schloissers Odenburgischen Nachrichten bestätiget.“ S. Hamb. Berichte 1747. S. 123—125.

Von der 296 bis 349 S. ist eine weitläuftige Digression, die nach Luthers Tode in die obersächsischen Bibeln von 1546 an eingeflossenen Veränderungen betreffend, welche zu verschiedenen Streitschriften, zwischen Kraften und Reineccius, Gelegenheit gegeben.

Nach Luthers Tode hatte der Druck der obersächsischen sowohl, als niedersächsischen Bibeln seinen Fortgang. Der Verf. besitzt keine von 1546 bis 1560, allein es sind verschiedene in den Jahren 1546, 47—

47—51—53—54—56—57—58 und 60, theils zu Magdeburg, theils Wittenberg, herausgekommen, wie die Braunschweigischen und Wernigerodischen Bibelsammlungen zeigen, und man kann nicht mit Gewißheit behaupten, daß nicht zwischen diesen Ausgaben noch verschiedene andere gewesen, welche entweder verloren gegangen, oder an unbekannten Orten verborgen sind. 349 S. Er fähret also fort, diejenigen niedersächsischen Bibeln, welche in seiner eigenen Sammlung befindlich sind, zu recensiren, nämlich von No. 5 an u. s. f. 350 bis 392 S.

Das zweyte Hauptstück dieses Abschnittes handelt von einzelnen biblischen Stücken in niedersächsischer Sprache; von diesen besitzet der Verf. überhaupt 13 Stück, von welchen er gleichfalls Nachricht giebt.

Das dritte Hauptstück enthält ein Verzeichniß von vollständigen niedersächsischen Bibeln und einzelnen biblischen Stücken, welche dem Verfasser nicht zu Gesichte gekommen, wovon mehrentheils nur die Titel angeführet werden, welche aber abzuschreiben zu viel Raum erfodern würde. Aus demjenigen, was schon von dem Inhalte dieses Buchs gesagt ist, können unsere Leser den Werth desselben und worin es zu nutzen sey, beurtheilen.

E.

XI.

Magazin für die neue Historie und Geographie, angelegt von D. Anton Friedr. Büsching, Königl. Preußischen Oberconsistorialrath rc.

Neunter Theil. Mit einem Kupfer. Halle verlegt von Curt. 1775. 3 Alph. 9 B. 4.

Rußland nimmt diesen neunten Theil beynahe ganz ein. Er enthält viel merkwürdiges, das weitläuftigere Auszüge verdiente. Aber weil dieselben fast ein kleines Buch ausmachen würden: so müssen wir uns auf eine kurze Anzeige dieser Schriften und des Wesentlichsten ihres Inhalts einschränken.

S. 3—76. Beschreibung der zwoten Gesandtschaft, welche Joachim Scultetus, Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburgischer geheimer Legations- und Hofrath, 1675. nach Rußland angetreten.

Die Absicht dieser Gesandtschaft war, den Czar Alexei Michailowitsch, in dem Kriege, welchen der Churfürst damals wider Schweden führte, zu einem Bruche mit dieser Krone zu bewegen, und die Kayserlichen und Dänischen Gesandten suchten einen gleichen Entschluß zu bewirken. Aber diese Absicht ward nicht erreicht. Der Gesandte erhielte weiter nichts als das Versprechen, daß der Czar, dem Churfürsten und seinen Bundesgenossen zum Besten, seine Armee auf den Liefländischen Gränzen stehen lassen wollte, welches die Schweden hindern würde, ihre in Liefland geworbene Truppen nach Pommern und Bremen zu schicken. Das Ceremoniel und der Stil war an dem Russischen Hofe damals noch sehr asiatisch. Als dem Gesandten der Tag zum feyerlichen Gehör angesaget ward, geschahe es mit dem Ausdrucke, „daß er Se. Czarischen Majestät klare Augen zu „sehen bekommen würde.“ Und in dem Recreditiv hieß es wiederum, daß der Czar den Gesandten zur

Audienz hätte kommen lassen, „um die Czarischen „klaren Augen zu sehen.“ Vor dem Gehör mußten die Gesandten ihre Degen, so wie es noch itzo an dem Türkischen Hofe gebräuchlich ist, abgeben. Sonst aber wurden sie frey gehalten, und der Churbrandenburgische bekam zu seiner täglichen Verpflegung zwey Viertel Rindfleisch, einen halben Bock, 2 Seiten Speck, 3 Hühner, 1 Gans, 1 Ente, 30 Eyer, 2 Stof Butter, 60 Brodte, 10 Kopiken zu Gartengewächsen, 2 Stof Weitzenmehl, 1 Viertel Bier, 1 Viertel Meth, 1 Stof Brandtwein, 2 Scheffel Haber, 1 Fuder Heu, 1 Fuder Holz. An den Gehörstagen aber wurden dem Gesandten von Hofe 15, 20, bis 24 Essen in dem Czarischen Tafelsilber, und dabey auch Wein geschickt. — Auf gleiche Weise hat auch der Russische Gesandte J. Brand in China, 1693. sowohl die tägliche Verpflegung, als bey gewissen Gelegenheiten Speisen vom Hofe empfangen. Oft ist er auch an dem Hofe selbst bewirthet worden. *) — Den Unterschied zwischen Gesandten (Envoyés) und Residenten beobachteten die Russen sehr genau. Denn als der Dänische Resident dem Churbrandenburgischen Gesandten, bey einigen Gelegenheiten vorgehen wollte, ward ihm solches nicht verstattet. Einen kurzen Auszug aus dieser Schrift findet man in Sam. von Pufendorf Commentariis de reb. gestis Friderici Wilhelmi M. **)

S. 77—88. Nachricht von dem Aufruhr und den Frevelthaten des Donischen Kosaken Stenka Rasin, aus einem Russischen Chronikenschreiber damaliger

*) Brandts Beschreib. seiner Chinesischen Reise S. 175, 193, 204.

**) Lib. XIII. §. 61.

maliger Zeit gezogen, und übersetzt von M. Christian Heinrich Hase.

Die Rebellion des Pugatschew ist die Veranlassung gewesen, daß diese Nachricht von einer vor hundert Jahren von dem Kosaken Stenka Rasin erregten ähnlichen Empörung hier einen Platz bekommen hat. Die Erzählung ist kurz nnd unvollständig, weil darin nur die Räubereyen und Mißhandlungen des Stenka, und nicht die Ursachen seiner Empörung, beschrieben sind. Schurzfleisch hat sie in seiner Dissertation de Stephano Ratzin *) angeführet; und das ihm gesprochene Todesurtheil, welches auch alle seine Missethaten, fast eben so, wie sie hier erzählt worden, enthält, findet man in Webers verändertem Rußland. **)

S. 89 — 118. Extrait du Journal des Operations de la seconde Armée Imperiale de Russie aux ordres du General en Chef, Comte de Panin, depuis la fin de la Campagne de 1769. jusqu'à la fin de celle de 1770.

Dieser Auszug enthält eine kurze Nachricht, von der Belagerung und Eroberung der Festung Bender, vielleicht der stärksten in dem Türkischen Reiche. Dies war jedoch nicht das einzige Verdienst des Generals, sondern ihm ist es auch größtentheils zuzuschreiben, daß die Tataren das Türkische Joch abgeworfen und unter Russischem Schutze eine unabhängige Freyheit erlanget haben. Er hatte die erste Idee hievon, und er brachte, nach der vom Hofe erhaltenen Erlaubniß, durch eine Unterhandlung mit den Budziakischen Tataren, die Sache in Richtigkeit.

*) In Operib. historico-politicis p. 726. §. 10.
**) Th. 1. S. 317 = 323.

heit. Dieser geschickte General ward durch das Podagra genöthigt, die Armee und die Kriegsdienste zu verlassen: wiewohl, nach andern Nachrichten, das Mißvergnügen dazu gekommen ist, daß er nicht, wie der über die erste Armee den Oberbefehl führende Graf von Romanzow, zum Feldmarschall erhoben ward.

Diesem Tagebuche ist eine sehr genaue Anweisung des Generals beygefügt, wie die Truppen, während den Winterquartieren, die Russischen Gränzen wider feindliche Einfälle zu vertheidigen hätten, und eine andere, worin er die große Ueberlegenheit zeigt, welche die Russen sowohl in dem Gebrauche des kleinen Feuergewehrs und des großen Geschützes, als in einer regelmäßigen Schlachtordnung, haben. Er ermahnet die Soldaten zur Tapferkeit und Standhaftigkeit, unter andern auch mit diesem aus der Religion hergenommenen Bewegungsgrunde, daß Christus, der Erlöser, diejenigen, die in dem Streite wider die geschwornen Feinde seines Namens, seiner heiligen Kirche und des christlichen Glaubens ihr Leben zusetzen möchten, mit der Krone des Paradieses belohnen würde.

Verschiedene Rußlands Handel betreffende Schriften und Nachrichten.

S. 121—123. 1. Memoire de Mr. Rainbert et Dumidy sur le Commerce de Russie. 1751. Eigentlich sind es verschiedene Memoiren von 1756. u. 1757, die dem Französischen Hofe übergeben sind.

Der Inhalt besteht aus Vorschlägen eines in Petersburg wohnenden Französischen Kaufmanns, die darauf hinausgehen, eine unmittelbare Handlung zwischen Frankreich und Rußland, die beyde viele Waaren von einander empfangen und nöthig haben,

 zu

zu errichten, und den Rußischen Handel aus den Händen der Engländer, die davon drey Viertel besitzen, zu bringen. Weil die Französischen Waaren in Rußland mit starken Abgaben, zu 30, 40, 50 bis 55 vom Hundert, beschweret sind; so räth er dem Französischen Hofe mit dem Rußischen einen Handelsvertrag, wodurch diese Abgaben gemäßigt werden könnten, zu schliessen. Er giebt hiernächst den Rath, daß der Französische Hof verbieten möchte, die aus Rußland kommenden Waaren oder Schiffe in dem Königreiche einzulassen, die von andern, als Französischen Kaufleuten, geladen wären. Die Waaren, welche die Franzosen aus Rußland ziehen könnten, sind Leinwand, welche die Engländer durch die Spanier und Portugiesen, oder durch den Schleichhandel in America einführen, Rhabarber, Masten, gesalzenes Fleisch aus Archangel, Tabak aus der Ukraine. Und weil sich zu Temernikow bey Asow eine Rußische Gesellschaft zu dem Handel auf dem schwarzen Meere errichtet hatte; so thut der Verfasser auch Vorschläge, wie die Franzosen sich mittelst derselben die Rußischen Waaren wohlfeiler als zu Petersburg verschaffen, die Italiener und Spanier damit versorgen und dadurch den Engländern den vortheilhaften Handel, den sie damit, besonders nach Spanien, treiben, entreissen könnten. — Bisher ist von diesen Entwürfen noch nichts zur Wirklichkeit gekommen.

S. 133—150. 2. Handel nach Constantinopel und der Levante.

Drey Rußische Kaufleute baten um ein ausschliessliches Privilegium, aus dem Hafen Temernikow über das schwarze Meer nach Constantinopel und andern dasigen

[illegible]sigen Oertern zu handeln, welches ihnen unterm 17 Febr. 1757. verliehen ward, jedoch so, daß auch [illegible], nur Fremde ausgenommen, erlaubet seyn [illegible], sich in die Gesellschaft einschreiben zu lassen, und an diesem Handel Theil zu nehmen. Von den nach Constantinopel zu verschiffenden Waaren wurden Canonen, Bomben und andere Kriegsgeräthschaften ausgenommen. Dies ist die in dem vorhergehenden Französischen Memoire erwähnte Handelsgesellschaft.

S. 151 — 162. 3. Handel nach Persien.

Auf Ansuchen eines Armenischen Kaufmannes zu Petersburg zu Errichtung einer Gesellschaft, um von Astrachan und Kislár nach Persien, sowohl längst dem Caspischen Meere, als zu Lande, zu handeln, ward ihm und der Gesellschaft ein ausschließendes Privilegium ertheilt. — Die Engländer hatten, wie aus Hanways Reisen bekannt ist, mit Erlaubniß des Russischen Hofes, ungefähr 1744, eine Schifffahrt und Handlung über das Caspische Meer mit ihren eigenen Schiffen angefangen. Aber diese Erlaubniß ward wieder aufgehoben, und die vorgedachte Gesellschaft 1758 zu dem Persischen Handel privilegirt, der aber durch die innerlichen Persischen Unruhen sehr gehindert worden ist.

S. 163 — 168. 4. Handel nach der mittelländischen See.

Etliche Kaufleute wollten einen Versuch mit dem Handel von Petersburg nach dem mittelländischen Meere machen, und verlangten dazu eine Fregatte, welche die Kayserinn Catharina II. 1763. auf ihre Kosten, bewilligte. — Der Versuch ist auch mit einer Reise nach Venedig gemacht worden: aber so viel man weiß, hat diese Handlung keinen Fortgang gehabt. —

S. 169—176. 5. Handel der Stadt Narva.

S. 177—226. 6. Handel der Stadt Riga.

Diese beyden Stücke betreffen den 1757 aufgehobenen und 1761 einigermaaßen wieder hergestellten Holzhandel der ersten Stadt, und die Einrichtung des Handels in der andern mit Fremden. Wer es nöthig hat sich von dem Rigaischen Handel zu unterrichten, findet hier Verzeichnisse der Ein- und Ausfuhre von 1758 bis 1767. incl. und der in diesen Jahren eingekommenen und ausgegangenen Schiffe.

S. 227—251. 7. Handel der Stadt Wiburg.

Dies ist ein Verzeichniß der im Jahre 1759 in Wiburg eingebrachten und von dort ausgeschifften Waaren. Der Schiffe waren zusammen 41. Die Ausfuhre von Wiburg bestund vornehmlich in Brettern und Holze.

S. 253—256. 8. Verordnungen der Kayserinn Elisabeth und Katharina II. von 1760 u. 1762.

Beyde sind an den Senat. Nach der ersten soll derselbe die bisherige Zollcommission aufheben, und eine Handlungscommission anordnen. In der andern wird sein Gutachten erfordert, ob es nöthig sey oder nicht, nach Spanien, England, Holland und andern Ländern Consuls zu schicken?

S. 257—274. Von der Russischen Kriegsflotte.

Peter I, der Schöpfer der Russischen Seemacht, hatte auch sehr genau vorgeschrieben, wie alles darin eingerichtet seyn sollte. Unter der Regierung der Kayserinn Anna ward hierinn verschiedenes geändert. Aber die Kayserinn Elisabeth, die alles so wieder hergestellt wissen wollte, wie es zur Zeit ihres Vaters gewesen war, stellte auch seinen Seestaat, mit weniger

nigen Ausnahme, wieder her. Im Jahre 1745. bestund die Russische Flotte aus 28 Schiffen von der Linie, von denen das grösseste 114, die kleinsten 54 Canonen führten, aus 9 Fregatten von 44 bis 24 Canonen, aus 3 Bombardierern und 7 Prahmen. Peter I. ließ zu Archangel Schiffe vom Föhrenholze bauen, die alle verfaulten. Unter der Kayserinn Anna wurden daselbst andere von dem dortigen Eichenholze gebauet. Zu den in Petersburg gebaueten ist Casanisches Eichenholz gebraucht worden. Allein beyde Arten sind nicht so gut, als die in andern Ländern, weil sie mehrere und weitere Poros haben, auch leichter sind. Jedoch ist das Holz nicht die einzige Ursache, daß die Schiffe so bald verfaulen. Das Wasser und andere Umstände tragen dazu noch das ihrige bey.

Außer den Kriegsschiffen hat Rußland auch *eine Galerenflotte*. Eine Galere ist ungefähr 50 Ellen lang, und 10 breit, führet 6 zweypfündige Bassen (klein eisernes Geschütz), und vorne zwo 24pfündige Canonen: sie hat 15 bis 24 Bänke, und auf jeder Bank sind zwey Ruder, zu deren jeden 5 Soldaten gehören. Seit Peters I. Zeiten ist die Galerenflotte sehr vermindert worden. Nach einem Verzeichnisse von 1757. bestund damals die Russische Flotte aus 21 Schiffen von der Linie, wovon aber fast die Hälfte in schlechtem Stande war, und 6 Fregatten, 2 Bombardiergallioten, 2 Prahmen und 2 Brandern.

Von allen hohen und niedern Seebefehlshabern und andern Bedienten, von der Mannschaft, ihrer Zahl und Verpflegung, giebt dieser Aufsatz auch Nachricht.

S. 275—279. Befehl und Erklärung der Kayserinn Elisabeth und Catharina II.

Die großen Ungerechtigkeiten in den Russischen Gerichten und andere aus dem Eigennutze herrührende Mißhandlungen veranlaßten einen Befehl der Kayserinn Elisabeth vom 16 Aug. 1760. an den Senat, diese Unordnungen abzustellen. Die Erklärung der Kayserinn Katharina II. vom 21 Nov. 1762. betrifft den kayserlichen Titel. Als die Kronen Frankreich und Spanien der Kayserinn Elisabeth diesen Titel zugestunden, ließen sie sich von ihr Reversalien geben; daß dieses keine Aenderung in dem Ceremoniel machen sollte. Nachdem Catharina II. auf den Thron gekommen war, verlangten Frankreich und Spanien gleiche Reversalien. Diese verweigerte die Kayserinn zwar, ließ aber an ihrem Hofe die allgemeine Erklärung thun, daß der kayserliche Titel keine Veränderung in dem zwischen den Höfen üblichen Ceremoniel machen sollte.

S. 289—380. Eclairciſſemens ſur pluſieurs faits relatifs au regne de Pierre le Grand extraits en l'an 1761. à la requiſition d'un Savant, des papiers du feu Comte *Henningue Frederic* de *Baſſewitz*, Conſeiller privé de L. M. Imperiales, Romaine et Ruſſienne, Chevalier de St. André.

Dies ist ein Auszug aus den deutschen Papieren des Grafen, der auf Ersuchen des Herrn von Voltaire gemacht worden ist, als er die Geschichte Peters I. beschrieb, worin man auch verschiedene aus diesen Eclairciſſemens hergenommene Nachrichten findet. Der Graf von Bassewitz hat sich als Herzogl. Holstein-Gottorpischer geheimer Rath und Erster Minister durch viele wichtige Unterhandlungen an verschiedenen Europäischen Höfen, besonders an dem

Russi-

Russischen, berühmt gemacht, und daselbst eine sehr angesehene Person vorgestellt. Diese Schrift enthält viele Aufklärungen der letzten Begebenheiten in dem nordischen Kriege. Carl XII. war im Begriffe mit seinem mächtigsten Feinde Peter I. nicht allein Frieden, sondern auch ein Bündniß zu schließen, als er in der Belagerung vor Friedrichshall getödtet ward. Der junge Herzog von Holstein, Carl Friedrich, Carls XII. ältester Schwestersohn, war in Schweden geboren und erzogen. Um ihn zum Kriege zu gewöhnen, hatte Carl ihn in dem letzten Feldzuge immer zur Seite gehabt. Nach dem Tode des Königs überließ der Herzog sich seinem Schmerze, und wollte keinen Menschen sprechen, obgleich der General Dücker ihm hatte sagen lassen, daß, wenn er sich nur der Armee zeigen würde, er gleich zum Könige ausgerufen werden sollte. Der junge und unerfahrne Fürst hielte sein Recht zum Schwedischen Throne für so gewiß, daß er deswegen den von ihm verlangten Schritt nicht thun wollte. Als die Prinzessinn Ulrica Eleonora, Carls XII. jüngere Schwester und ihr Gemahl, der Erbprinz von Hessen-Cassel sich eine starke Parthey verschafft; so fürchtete der Graf von Bassewitz, daß der Herzog auf immer von der Krone ausgeschlossen werden möchte. Er gab also den Rath, seine Parthey mit der Prinzessinn ihrer zu vereinigen, sie zur Königinn, und sich zu ihrem Nachfolger erklären zu lassen. Aber dieser Rath ward von den andern Ministern des Herzogs verworfen, weil derselbe, ihrer Meynung nach, sich noch nicht in der Nothwendigkeit befände, seine Ansprüche aufzugeben. Dadurch kam der Streit zur Entscheidung der Schwedischen Stände, welche die Prinzessinn zur Königinn, welchen Titel sie doch schon vorher

angenommen hatte, erklärten. Sie haßte ihren Schwestersohn, weil er ihr, in seiner Kindheit, einige muthwillige Streiche gespielet hatte, und war also gar nicht geneigt, etwas zu seinem Vortheile zu thun. Der Czar ließ dem Herzoge seinen Beystand anbieten, wenn er sich ihm in die Arme werfen und nach Petersburg kommen wollte. Die wahre Absicht war, den Herzog als ein Schreckbild zu gebrauchen, mittelst dessen er von den Schweden in dem Frieden, alles was er wollte, zu erlangen dachte. Bassewitz, der eben so davon urtheilte, eröffnete die Anbietungen des Czars allen denen, die sie hören wollten, in der Hoffnung, daß man, um den Herzog von der Annahme derselben abzuhalten, ihm in Schweden wenigstens die Thronfolge nach der Königinn versichern würde. Allein der Graf Arvid Horn, der Schweden Abgott, der den Herzog seit seiner ersten Jugend regierte, sagte mit einem verstellten patriotischen Eifer, insgeheim zu seinen Freunden, daß Carl Friedrich auf dem Throne ein anderer Erich XIV. seyn würde. Dies verbreitete sich bald unter den großen Haufen, der es glaubte. Aber andere, die bedächtiger urtheilten, argwöhnten, daß er den Erben der Krone in übeln Ruf brächte, um einmal die Krone in sein eigenes Haus zu bringen. Der Herzog verließ hierauf Schweden; aber er fand es auch bedenklich, sich dem Czar anzuvertrauen. Darüber vergieng die Zeit, und die Umstände änderten sich. Bassewitz, der sich mit seinem Herrn 1720 in Wien befand, wo er, durch kayserliche Autorität die Zurückgabe des herzoglichen Theils von Holstein bewirket hatte, sahe es nun als etwas sehr zweifelhaftes an, was der Czar für den Herzog thun würde. Er rieth zwar noch immer zu der Reise nach Rußland: aber er wollte es nicht allein über

sich

sich nehmen, und bat den Kayser Carl VI. um sein Gutachten, welches dahin erfolgte, daß Se. Kayserl. Majestät es nicht mißbilligen könnte, wenn der Herzog den Schutz des mächtigen Czars suchte. Also reisete der Herzog endlich 1721. von Breslau, wo er sich zuletzt aufgehalten hatte, heimlich und unbekannt durch Polen nach Petersburg. Er ward sehr wohl aufgenommen, und der Czar ließ ihn versichern, daß seine Ernennung zum Nachfolger des Königs und der Königinn von Schweden eine nothwendige Bedingung des Friedens seyn würde. Aber der Schwedische Hof wollte dem Czar lieber alles, was er wollte, als das Geringste zum Vortheile des Herzogs bewilligen, welchen der Czar auch zuletzt seinem eigenen aufopferte. In Schweden war indessen jedermann über die Abtretung der besten Provinzen des Königreichs mißvergnügt. Der König Friedrich und der Graf von Horn schrieben alles dem Aufenthalte des Herzogs von Holstein an dem Russischen Hofe zu. Man müßte, sagten sie, dem Czar mehr abtreten, als man sonst gethan haben würde, damit er nicht die innerliche Ruhe des Königreichs stören, und die gegenwärtige glückliche Regierungsform nicht umstürzen möchte. Das Volk in Schweden ward dadurch desto mehr von dem Herzoge abgewandt, weil es ihn als die Ursache des Verlustes ansahe, den das Königreich litte. Also schien die Reise des Herzogs an den Russischen Hof für ihn ohne Nutzen zu seyn, und dies um so viel weniger, als der nunmehrige Kayser Peter I, da er 1722. den Feldzug nach Persien that, dem Herzoge zu verstehen geben ließ, daß er, bis zu seiner Zurückkunft, sich nach Hause begeben möchte. Dies geschahe auf die Vorstellung einiger von dem Französischen Gesandten Campredon dazu angestifteten Se-

nato-

natoren, welche fürchteten, daß die Kronen Schweden und Dänemark, welchen beyden der Herzog verhaßt war, wegen des ihm gegebenen Schutzes, die Rußischen Gränzen beunruhigen möchten. Der Graf Bassewitz wandte sich an die Kayserinn Katharina, welche durch Bitten erhielt, daß der Herzog in Moscau bleiben dürfte. Sie sagte bey dieser Gelegenheit zu Bassewitz: Nichts wird meine Zärtlichkeit gegen euren Herrn und mein Verlangen ändern, meine Tochter auf dem Throne zu sehen, dessen geborne Unterthaninn ich war. Eines ähnlichen Ausdrucks hatte sie sich schon gegen den Herzog selbst, bey seiner Ankunft, bedienet. (Wenn dieses richtig ist, so beweiset es die Wahrheit der gemeinen Erzählung, daß sie eine geborne Liefländerinn gewesen sey, und es widerspricht demjenigen, was der Herr v. Voltaire in seiner Geschichte Peters des Großen (Tom. II. Ch. 3.) von ihrer Herkunft aus einer litthauischen adelichen Familie Skavronsky meldet, und der Anecdote im 3ten Th. dieses Magazins, S. 190. Dies ist also ein zweifelhafter Punkt in der neuern Geschichte, der wohl nie zuverläßig aufgeklärt werden wird.) Sie hatte eine wunderbare Gewalt über ihren Gemahl, dergestalt, daß selbst in den Anwandlungen einer Art von Wuth, die ein Nachlaß des in seiner Jugend von seiner Schwester Sophia ihm beygebrachten Gifts gewesen seyn sollen, er gleich durch den Ton ihrer Stimme besänftiget ward. Sie hatte alles ihrem Genie und nichts der Erziehung zu danken. Sie konnte nicht schreiben, und lernte es nicht. Als sie auf den Thron kam, unterschrieb ihre Tochter Elisabeth für sie.

Auf Peter I. Anrathen sandte der Herzog von Holstein den Grafen von Bassewitz nach Stockholm,

wo

wo 1723 ein Reichstag gehalten ward, um zu bewirken, daß des Herzogs Titel: Königliche Hoheit und sein Recht zur Thronfolge von den Schwedischen Ständen erkannt werden möchte. Bald darauf gieng der Kayser und der Herzog mit einer großen Flotte in die See, und zeigte sich bis auf 12 Meilen von Stockholm. Der Graf hatte inzwischen die Holsteinische Partey mit einem neuen Eifer belebt, und sie war so vermehrt worden, daß sie eine große Ueberlegenheit bekommen hatte. Er schrieb dieses dem Herzoge, und meldete ihm, daß, wenn er selbst nach Stockholm käme, sie ihm den Scepter in die Hand geben könnte. Allein der Herzog, ohne hiervon etwas dem Kayser zu eröffnen, antwortete ihm mit einer seltenen Großmuth augenblicklich, „daß eine solche Revolution „sein durch so viele Kriege bereits verwüstetes Vater„land völlig zu Grunde richten würde; daß wenn er „auch nie regieren sollte, er die Krone um einen sol„chen Preis nicht kaufen, und sich mit der Thron„folge begnügen wollte.“ Zugleich verbot er dem Grafen seine Verhaltungsbefehle zu überschreiten, und befahl ihm, den Brief, ohne ihn jemanden zu weisen, zu verbrennen, „weil die undankbaren Schweden, wenn „sie seine Schwachheit in Ansehung ihrer wüßten, „davon einen übeln Gebrauch machen möchten.“ Bassewitz gab, dem ungeachtet, den Brief dem Grafen Arvid Horn zu lesen, und verbrannte ihn sodann auf der Stelle. Horn, der dadurch gerührt ward, versprach alles, und hielte es in so weit, daß durch seinen Betrieb dem Herzoge ein Jahrgeld von 25000 deutschen Thalern bewilligt, und ihm durch eine von dem Könige und den Reichsständen unterschriebene Urkunde die Versicherung gegeben ward, „daß die „Schwedische Nation keine Ursache haben würde, Se. „königl.

„königl. Hoheit, den Herzog, im Falle einer Erledi=
„gung des Thrones vorbey zu gehen, wofern er nicht
„etwas wider den König, die Königinn oder den
„Staat unternähme, welches man keine Ursache hät-
„te von ihm zu erwarten."

Ehe Peter I. mit seiner Flotte in die See gegangen war, ließ er den Herzog von Mecklenburg, **Carl Leopold**, nach Petersburg einladen, wo sich seine Gemahlinn und Tochter schon seit einem Jahre aufhielten. Der Russische Monarch gedachte den Herzog mit dem Kayser und seinen Landständen zu versöhnen, und ihm eine Schadloshaltung zu verschaffen, die in dem Herzogthum Sachsen-Lauenburg bestehen sollte.

Den 18ten May 1724. ließ Peter I. seine Gemahlinn Catharina zu Moscau krönen. Den Tag vorher sagte er in einer Privatgesellschaft bey einem Englischen Kaufmanne, wo verschiedene Senatoren, der Großkanzler und die Erzbischöfe von Nowgorod und Pleskow gegenwärtig waren, daß er sie krönen lasse, um ihr das Recht zur Regierung zu geben. Den Tag nach der Krönung empfieng Catharina die Glückwünsche auf dem Throne. Der Kayser selbst stattete ihr die seinigen als General und Admiral ab, und verlangte, daß sie den geheimen Rath Tolstoi zum Grafen machen möchte.

Bey Peter I. war die Heyrath einer von seinen Töchtern mit dem Herzoge von Holstein eine schon längst beschlossene Sache. Der Graf von Bassewitz drang auf die Verlobung mit der ältesten, Anna Petrowna; aber der Kayser gab zu verstehen, daß diese Prinzessinn wenig Neigung dazu habe, und es schien, daß er selbst mit dem Herzoge nicht vollkommen zufrieden war, besonders wegen des Mangels der Thätigkeit in den Geschäfften. Diese rührte theils

von

von seiner schwachen Gesundheit her, theils von seiner Verzärtelung in seiner ersten Kindheit, woran seine Urgroßmutter, die Königinn Hedwig Eleonora, schuld war, und theils von seiner natürlichen Neigung zur Ruhe und kleinen zeitverkürzenden Beschäftigungen. Ueberdem hatte der französische Gesandte Campredon, dem Könige von Schweden zu Gefallen, immer gearbeitet, diese Heyrath zu hintertreiben. Er machte dem Kayser Hoffnung zu einer Vermählung einer seiner Töchter mit dem Könige von Frankreich, Ludwig XV, und sprach bald von der ältern, Anna, bald von der jüngern, Elisabeth, in der Absicht, daß keine von beyden dem Herzoge versprochen werden möchte. Dieser war hierbey eine Zeitlang ganz stille. Er stellete sich vor, daß die große Liebe des Kaysers zu seiner ältesten Tochter, sie zu der Französischen Heyrath, als der vortheilhaftesten, bestimmen würde. Die Neigung des Herzogs war stärker zu Elisabeth, die er in diesem Falle zu bekommen hoffte. Weil aber Campredon nur allgemeine Anträge that; so erfolgte endlich am 25 Nov. 1724. die Verlobung mit der ältesten, welche Peter zum Rußischen Scepter, nach seinem und seiner Gemahlinn Tode, bestimmt hatte; und zu dieser Absicht schien die Heyrath mit dem Herzoge von Holstein die schicklichste zu seyn. (Daß Campredon, im Jahre 1724. und schon eher, von einer Heyrath Ludwigs XV. mit einer Rußischen Prinzessinn habe sprechen können, stimmt mit andern Umständen dieser Zeit gar nicht überein. Die sogenannte Reine-Infante war damals noch an dem Französischen Hofe. Ihre Zurücksendung nach Spanien ward erst im Anfange des Jahres 1725. beschlossen.)

Vierzehn Tage vor der Verlobung des Herzogs wurden zwo Personen von dem Hofstaate der Kayserinn unglücklich. Ihr erster Kammerherr, Mons, verlor den Kopf, und seine Schwester, die verwittwete Generalinn Balk, der Kayserinn erste Staatsdame, die ihr vorzügliches Vertrauen besaß, ward zur Kniut verurtheilt, weil beyde, einem strengen Gesetze zuwider, Geschenke genommen hatten. — Aber dies war nur die vorgewandte Ursache. Die wahre bestund, nach einer von dem Herrn Herausgeber in der Vorrede gemachten Anmerkung, darin, daß die Kayserinn ein Liebesverständniß mit dem Kammerherrn Mons hatte, welches, weil seine Schwester, die Frau von Balk, der Kayserinn Vertraute war, desto besser von statten gieng. Eben diese Frau von Balk hatte, in ihrem unverheyratheten Stande, durchaus nicht Peters Beyschläferinn werden wollen. Hieraus läßt sich erklären, warum er beyde so hart habe bestrafen lassen, und warum er, den Tag nach der Hinrichtung des Kammerherrn, mit der Kayserinn in einem Phäton, bey dem Gerichtsplatze, wo dessen Kopf auf einen Pfahl genagelt war, vorüber gefahren sey, damit sie denselben sehen möchte.

Die Gesundheit des Kaysers war indessen, theils durch seine beständige Thätigkeit, worin er die rauhe Jahrszeit gar nicht achtete, theils durch die Opfer, die er der Venus und dem Bacchus brachte, sehr baufällig geworden. Daher fieng er, gleich nach der Verlobung des Herzogs mit der Prinzessinn Anna, an, beyde in seinem Regierungssystem zu unterrichten. Bald im Anfange des 1725sten Jahres fiel er in seine letzte Krankheit, worin er bald Verstand und Sprache verlor. Inzwischen erhob sich in der Stille eine Partey, welche die Kayserinn

und

und ihre Töchter in ein Kloster einsperren, den jungen Prinzen Peter, des unglücklichen Alexei Sohn, auf den Thron, und alles wieder auf den alten Fuß setzen wollte. Der Graf von Bassewitz ward gewarnet, auf seiner Hut zu seyn, wofern er nicht morgen mit dem Fürsten Menzikoff den Galgen zieren wollte. Bassewitz unterrichtete von diesem allen die Kayserinn, die beständig bey dem sterbenden Kayser blieb. Sie befahl dem Grafen, mit Menzikoff zu sprechen, was zu thun sey. Dieser ließ die vornehmsten Officiere des ersten und zweyten Garderegiments an den Hof rufen; und nachdem sie versammlet waren, holete Bassewitz die Kayserinn, die ihnen kurz ihr in ihrer Krönung gegründetes Recht zur Krone vorstellte, zugleich aber versprach, daß nach ihrem Tode ihr der junge Prinz Peter folgen sollte. Geschenke und Versprechungen wurden dabey nicht gesparet. Die Kayserinn begab sich nun wieder zu dem Kayser, der den folgenden Tag, am 25sten Jan. A. K. ohne etwas wegen der Thronfolge verordnet zu haben, starb. Die Senatoren und Generale eileten nach Hofe. Die Kayserinn erklärte sich, daß sie, nach den Absichten ihres Gemahls, die Regierung übernehme, (dieß scheint seine Absicht in der letzten Zeit seines Lebens wohl nicht mehr gewesen zu seyn) und sprach von dem jungen Prinzen Peter, als ihrem Nachfolger. Hierauf ward, auf Menzikoffs Vorschlag, eine Berathschlagung gehalten, und zuerst der Cabinetssecretär Macarooff gefragt, ob der Kayser kein Testament gemacht hätte. Er antwortete, „daß derselbe, „kurz vor seiner letzten Reise nach Moscau, ein vor „vielen Jahren gemachtes Testament vernichtet, „und zwar von einem neuen, das er machen wollte, „gesprochen hätte, aber davon durch die Betrach-

S. 275—279. Befehl und Erklärung der Kayserinn Elisabeth und Catharina II.

Die großen Ungerechtigkeiten in den Russischen Gerichten und andere aus dem Eigennutze herrührende Mißhandlungen veranlaßten einen Befehl der Kayserinn Elisabeth vom 16 Aug. 1760. an den Senat, diese Unordnungen abzustellen. Die Erklärung der Kayserinn Katharina II. vom 21 Nov. 1762. betrifft den kayserlichen Titel. Als die Kronen Frankreich und Spanien der Kayserinn Elisabeth diesen Titel zugestunden, ließen sie sich von ihr Reversalien geben, daß dieses keine Aenderung in dem Ceremoniel machen sollte. Nachdem Catharina II. auf den Thron gekommen war, verlangten Frankreich und Spanien gleiche Reversalien. Diese verweigerte die Kayserinn zwar, ließ aber an ihrem Hofe die allgemeine Erklärung thun, daß der kayserliche Titel keine Veränderung in dem zwischen den Höfen üblichen Ceremoniel machen sollte.

S. 289—380. Eclairciſſemens ſur pluſieurs faits relatifs au regne de Pierre le Grand extraits en l'an 1761. à la requiſition d'un Savant, des papiers du feu Comte *Henningue Frederic* de *Baſſewitz*, Conſeiller privé de L. M. Imperiales, Romaine et Ruſſienne, Chevalier de St. André.

Dies ist ein Auszug aus den deutschen Papieren des Grafen, der auf Ersuchen des Herrn von Voltaire gemacht worden ist, als er die Geschichte Peters I. beschrieb, worin man auch verschiedene aus diesen Eclairciſſemens hergenommene Nachrichten findet. Der Graf von Bassewitz hat sich als Herzogl. Holstein-Gottorpischer geheimer Rath und Erster Minister durch viele wichtige Unterhandlungen an verschiedenen Europäischen Höfen, besonders an dem

Russi-

Rußischen, berühmt gemacht, und daselbst eine sehr angesehene Person vorgestellt. Diese Schrift enthält viele Aufklärungen der letzten Begebenheiten in dem nordischen Kriege. Carl XII. war im Begriffe mit seinem mächtigsten Feinde Peter I. nicht allein Frieden, sondern auch ein Bündniß zu schließen, als er in der Belagerung vor Friedrichshall getödtet ward. Der junge Herzog von Holstein, Carl Friedrich, Carls XII. ältester Schwestersohn, war in Schweden geboren und erzogen. Um ihn zum Kriege zu gewöhnen, hatte Carl ihn in dem letzten Feldzuge immer zur Seite gehabt. Nach dem Tode des Königs überließ der Herzog sich seinem Schmerze, und wollte keinen Menschen sprechen, obgleich der General Ducker ihm hatte sagen lassen, daß, wenn er sich nur der Armee zeigen würde, er gleich zum Könige ausgerufen werden sollte. Der junge und unerfahrne Fürst hielte sein Recht zum Schwedischen Throne für so gewiß, daß er deswegen den von ihm verlangten Schritt nicht thun wollte. Als die Prinzeßinn Ulrica Eleonora, Carls XII. jüngere Schwester und ihr Gemahl, der Erbprinz von Hessen-Cassel sich eine starke Parthey verschafft; so fürchtete der Graf von Bassewitz, daß der Herzog auf immer von der Krone ausgeschlossen werden möchte. Er gab also den Rath, seine Parthey mit der Prinzeßinn ihrer zu vereinigen, sie zur Königinn, und sich zu ihrem Nachfolger erklären zu lassen. Aber dieser Rath ward von den andern Ministern des Herzogs verworfen, weil derselbe, ihrer Meynung nach, sich noch nicht in der Nothwendigkeit befände, seine Ansprüche aufzugeben. Dadurch kam der Streit zur Entscheidung der Schwedischen Stände, welche die Prinzeßinn zur Königinn, welchen Titel sie doch schon vorher

ang-

angenommen hatte, erklärten. Sie haßte ihren Schwestersohn, weil er ihr, in seiner Kindheit, einige muthwillige Streiche gespielet hatte, und war also gar nicht geneigt, etwas zu seinem Vortheile zu thun. Der Czar ließ dem Herzoge seinen Beystand anbieten, wenn er sich ihm in die Arme werfen und nach Petersburg kommen wollte. Die wahre Absicht war, den Herzog als ein Schreckbild zu gebrauchen, mittelst dessen er von den Schweden in dem Frieden, alles was er wollte, zu erlangen dachte. Bassewitz, der eben so davon urtheilte, eröffnete die Anbietungen des Czars allen denen, die sie hören wollten, in der Hoffnung, daß man, um den Herzog von der Annahme derselben abzuhalten, ihm in Schweden wenigstens die Thronfolge nach der Königinn versichern würde. Allein der Graf Arvid Horn, der Schweden Abgott, der den Herzog seit seiner ersten Jugend regierte, sagte mit einem verstellten patriotischen Eifer, insgeheim zu seinen Freunden, daß Carl Friedrich auf dem Throne ein anderer Erich XIV. seyn würde. Dies verbreitete sich bald unter den großen Haufen, der es glaubte. Aber andere, die bedächtiger urtheilten, argwöhnten, daß er den Erben der Krone in übeln Ruf brächte, um einmal die Krone in sein eigenes Haus zu bringen. Der Herzog verließ hierauf Schweden; aber er fand es auch bedenklich, sich dem Czar anzuvertrauen. Darüber vergieng die Zeit, und die Umstände änderten sich. Bassewitz, der sich mit seinem Herrn 1720 in Wien befand, wo er, durch kayserliche Autorität die Zurückgabe des herzoglichen Theils von Holstein bewirket hatte, sahe es nun als etwas sehr zweifelhaftes an, was der Czar für den Herzog thun würde. Er rieth zwar noch immer zu der Reise nach Rußland: aber er wollte es nicht allein über

sich nehmen, und bat den Kayser Carl VI. um sein Gutachten, welches dahin erfolgte, daß Se. Kayserl. Majestät es nicht mißbilligen könnte, wenn der Herzog den Schutz des mächtigen Czars suchte. Also reisete der Herzog endlich 1721. von Breslau, wo er sich zuletzt aufgehalten hatte, heimlich und unbekannt durch Polen nach Petersburg. Er ward sehr wohl aufgenommen, und der Czar ließ ihn versichern, daß seine Ernennung zum Nachfolger des Königs und der Königinn von Schweden eine nothwendige Bedingung des Friedens seyn würde. Aber der Schwedische Hof wollte dem Czar lieber alles, was er wollte, als das Geringste zum Vortheile des Herzogs bewilligen, welchen der Czar auch zuletzt seinem eigenen aufopferte. In Schweden war indessen jedermann über die Abtretung der besten Provinzen des Königreichs mißvergnügt. Der König Friedrich und der Graf von Horn schrieben alles dem Aufenthalte des Herzogs von Holstein an dem Russischen Hofe zu. Man müßte, sagten sie, dem Czar mehr abtreten, als man sonst gethan haben würde, damit er nicht die innerliche Ruhe des Königreichs stören, und die gegenwärtige glückliche Regierungsform nicht umstürzen möchte. Das Volk in Schweden ward dadurch desto mehr von dem Herzoge abgewandt, weil es ihn als die Ursache des Verlustes ansahe, den das Königreich litte. Also schien die Reise des Herzogs an den Russischen Hof für ihn ohne Nutzen zu seyn, und dies um so viel weniger, als der nunmehrige Kayser Peter I, da er 1722. den Feldzug nach Persien that, dem Herzoge zu verstehen geben ließ, daß er, bis zu seiner Zurückkunft, sich nach Hause begeben möchte. Dies geschahe auf die Vorstellung einiger von dem Französischen Gesandten Campredon dazu angestifteten Senato-

natoren, welche fürchteten, daß die Kronen Schweden und Dänemark, welchen beyden der Herzog verhaßt war, wegen des ihm gegebenen Schutzes, die Russischen Gränzen beunruhigen möchten. Der Graf Bassewitz wandte sich an die Kayserinn Katharina, welche durch Bitten erhielt, daß der Herzog in Moskau bleiben durfte. Sie sagte bey dieser Gelegenheit zu Bassewitz: Nichts wird meine Zärtlichkeit gegen euren Herrn und mein Verlangen ändern, meine Tochter auf dem Throne zu sehen, dessen geborne Unterthaninn ich war. Eines ähnlichen Ausdrucks hatte sie sich schon gegen den Herzog selbst, bey seiner Ankunft, bedienet. (Wenn dieses richtig ist, so beweiset es die Wahrheit der gemeinen Erzählung, daß sie eine geborne Liefländerinn gewesen sey, und es widerspricht demjenigen, was der Herr v. Voltaire in seiner Geschichte Peters des Großen (Tom. II. Ch. 3.) von ihrer Herkunft aus einer litthauischen adelichen Familie Skavronsky meldet, und der Anecdote im 3ten Th. dieses Magazins, S. 190. Dies ist also ein zweifelhafter Punkt in der neuern Geschichte, der wohl nie zuverlässig aufgeklärt werden wird.) Sie hatte eine wunderbare Gewalt über ihren Gemahl, dergestalt, daß selbst in den Anwandlungen einer Art von Wuth, die ein Nachlaß des in seiner Jugend von seiner Schwester Sophia ihm beygebrachten Gifts gewesen seyn sollen, er gleich durch den Ton ihrer Stimme besänftiget ward. Sie hatte alles ihrem Genie und nichts der Erziehung zu danken. Sie konnte nicht schreiben, und lernte es nicht. Als sie auf den Thron kam, unterschrieb ihre Tochter Elisabeth für sie.

Auf Peter I. Anrathen sandte der Herzog von Holstein den Grafen von Bassewitz nach Stockholm,

wo

wo 1723 ein Reichstag gehalten ward, um zu bewirken, daß des Herzogs Titel: Königliche Hoheit und sein Recht zur Thronfolge von den Schwedischen Ständen erkannt werden möchte. Bald darauf gieng der Kayser und der Herzog mit einer großen Flotte in die See, und zeigte sich bis auf 12 Meilen von Stockholm. Der Graf hatte inzwischen die Holsteinische Partey mit einem neuen Eifer belebt, und sie war so vermehrt worden, daß sie eine große Ueberlegenheit bekommen hatte. Er schrieb dieses dem Herzoge, und meldete ihm, daß, wenn er selbst nach Stockholm käme, sie ihm den Scepter in die Hand geben könnte. Allein der Herzog, ohne hiervon etwas dem Kayser zu eröffnen, antwortete ihm mit einer seltenen Großmuth augenblicklich, „daß eine solche Revolution „sein durch so viele Kriege bereits verwüstetes Vater„land völlig zu Grunde richten würde; daß wenn er „auch nie regieren sollte, er die Krone um einen sol„schen Preis nicht kaufen, und sich mit der Thron„folge begnügen wollte.“ Zugleich verbot er dem Grafen seine Verhaltungsbefehle zu überschreiten, und befahl ihm, den Brief, ohne ihn jemanden zu weisen, zu verbrennen, „weil die undankbaren Schweden, wenn „sie seine Schwachheit in Ansehung ihrer wüßten, „davon einen übeln Gebrauch machen möchten.“ Bassewitz gab, dem ungeachtet, den Brief dem Grafen Arvid Horn zu lesen, und verbrannte ihn sodann auf der Stelle. Horn, der dadurch gerührt ward, versprach alles, und hielte es in so weit, daß durch seinen Betrieb dem Herzoge ein Jahrgeld von 25000 deutschen Thalern bewilligt, und ihm durch eine von dem Könige und den Reichsständen unterschriebene Urkunde die Versicherung gegeben ward, „daß die „Schwedische Nation keine Ursache haben würde, Se.

„königl.

S. 169—176. 5. Handel der Stadt Narva.

S. 177—226. 6. Handel der Stadt Riga.

Diese beyden Stücke betreffen den 1757 aufgehobenen und 1761 einigermaaßen wieder hergestellten Holzhandel der ersten Stadt, und die Einrichtung des Handels in der andern mit Fremden. Wer es nöthig hat sich von dem Rigaischen Handel zu unterrichten, findet hier Verzeichnisse der Ein- und Ausfuhre von 1758 bis 1767. incl. und der in diesen Jahren eingekommenen und ausgegangenen Schiffe.

S. 227—251. 7. Handel der Stadt Wiburg.

Dies ist ein Verzeichniß der im Jahre 1759 in Wiburg eingebrachten und von dort ausgeschifften Waaren. Der Schiffe waren zusammen 41. Die Ausfuhre von Wiburg bestund vornehmlich in Brettern und Holze.

S. 253—256. 8. Verordnungen der Kayserinn Elisabeth und Katharina II. von 1760 u. 1762.

Beyde sind an den Senat. Nach der ersten soll derselbe die bisherige Zollcommission aufheben, und eine Handlungscommission anordnen. In der andern wird sein Gutachten erfordert, ob es nöthig sey oder nicht, nach Spanien, England, Holland und andern Ländern Consuls zu schicken?

S. 257—274. Von der Russischen Kriegsflotte.

Peter I, der Schöpfer der Russischen Seemacht, hatte auch sehr genau vorgeschrieben, wie alles darin eingerichtet seyn sollte. Unter der Regierung der Kayserinn Anna ward hierinn verschiedenes geändert. Aber die Kayserinn Elisabeth, die alles so wieder hergestellt wissen wollte, wie es zur Zeit ihres Vaters gewesen war, stellte auch seinen Seestaat, mit weniger

nigen Ausnahme, wieder her. Im Jahre 1745. bestund die Russische Flotte aus 28 Schiffen von der Linie, von denen das grösseste 114, die kleinsten 54 Canonen führten, aus 9 Fregatten von 44 bis 24 Canonen, aus 3 Bombardierern und 7 Prahmen. Peter I. ließ zu Archangel Schiffe vom Föhrenholze bauen, die alle verfaulten. Unter der Kayserinn Anna wurden daselbst andere von dem dortigen Eichenholze gebauet. Zu den in Petersburg gebaueten ist Casanisches Eichenholz gebraucht worden. Allein beyde Arten sind nicht so gut, als die in andern Ländern, weil sie mehrere und weitere Poros haben, auch leichter sind. Jedoch ist das Holz nicht die einzige Ursache, daß die Schiffe so bald verfaulen. Das Wasser und andere Umstände tragen dazu noch das ihrige bey.

Außer den Kriegsschiffen hat Rußland auch eine Galerenflotte. Eine Galere ist ungefähr 50 Ellen lang, und 10 breit, führet 6 zweypfündige Bassen (klein eisernes Geschütz), und vorne zwo 24pfündige Canonen: sie hat 15 bis 24 Bänke, und auf jeder Bank sind zwey Ruder, zu deren jeden 5 Soldaten gehören. Seit Peters I. Zeiten ist die Galerenflotte sehr vermindert worden. Nach einem Verzeichnisse von 1757. bestund damals die Russische Flotte aus 21 Schiffen von der Linie, wovon aber fast die Hälfte in schlechtem Stande war, und 6 Fregatten, 2 Bombardiergallioten, 2 Prahmen und 2 Brandern.

Von allen hohen und niedern Seebefehlshabern und andern Bedienten, von der Mannschaft, ihrer Zahl und Verpflegung, giebt dieser Aufsatz auch Nachricht.

durch Justizamtmänner verwalten. Geistliche Güter, Kirchen, Schulen und milde Stiftungen betreffende Sachen gehören vor die Regierung.

West-Preußen besteht aus vier Haupttheilen: Ermland, dem Marienburgischen und Culmischen Gebiete und Pomerellen. Es sind aber die in Ermland gelegenen 12 Städte, Frauenburg, Braunsberg, Mehlsack, Wormdie, Guttstadt, Heilsberg, Bischstein, Rössel, Seeburg, Bischburg, Wartenburg, Allenstein, unter das Königsbergische Kammerdepartement, und dagegen die unter diesem sonst gestandene 8 Ostpreußische Städte, Bischofswerder, Deutsch-Eylau, Freystadt, Garnsee, Marienwerder, Riesenburg und Rosenberg zu dem Westpreußischen Kammerdepartement zu Marienwerder gezogen worden.

Uebrigens sind in Westpreußen 50 Domainenämter und 8 lutherische geistliche Inspectionen, die 1773 angeordnet sind.

S. 518 — 536. Traité entre S. M. le Roi de Prusse et S. M. le Roi et la Republique de Pologne, conclu à Varsovie le 18me Sept. 1773.

Der Inhalt ist sonst schon bekannt.

S. 539 — 552. Rechtfertigung des Betragens Sr. Königl. Majestät von Großbritannien als Churfürsten zu Braunschweig und Lüneburg, gegen der Römischen Kayserinn-Königinn Majestät. Aufgesetzt 1757.

Diese kleine Schrift hat den ehemaligen Premierminister von Münchhausen zum Verfasser. Sie ist zwar nicht bekannt gemacht worden, den Inhalt aber findet man in andern Schriften der damaligen Zeit.

S. 555 — 558. Lettre d'un Officier Danois, écrite à un Ministre d'Etat de la même Cour le 14 Juillet 1762.

Betrach-

Beobachtungen über den Krieg, welchen der Kayser Peter III, der hier in keiner vortheilhaften Abbildung erscheinet, 1762 wider Dänemark unternehmen wollte, machen den Inhalt dieses Briefes aus.

S. 559—590. Von der Holsteinischen Ritterschaft 1774.

In Holstein haben viele Fremde adeliche Güter an sich gebracht. Viele alte adeliche einheimische Familien sind ausgegangen, und zu verschiedenen malen Fremde aufgenommen worden. Im Jahre 1774 meldete sich der Dänische geheime Rath, Baron v. Schimmelmann, der Hanöverische General-Lieutenant v. Hardenberg, der Landrath von Bülow und der Graf Magnus v. Moltke. Der Adel machte Schwierigkeiten, vornämlich in Ansehung des ersten: aber durch die meisten Stimmen ward dennoch die Aufnahme aller vier beschlossen. Dies veranlaßte einige in Form von Briefen abgefaßte Schriften, worin die Frage abgehandelt ward, ob die Aufnahme mehrerer Familien nothwendig und nützlich sey. Sie wird verneinend beantwortet; und ein Hauptgrund ist, daß die Holsteinischen adelichen Klöster zu Itzehoe, Preetz und Uetersen, worin nur die Töchter der einheimischen Edelleute, sie mögen begütert oder unbegütert seyn, aufgenommen werden, durch die Aufnahme vieler Fremden in die Holsteinische Ritterschaft, die ein gleiches Recht verlangten, allzusehr zum Nachtheil des einheimischen Adels, überhäuft werden würden.

S. 591—612. Wilhelm David Büschings Auszug aus einer wenig bekannten Reisebeschreibung: A Voyage round the World by a course never sailed before. Being a Voyage undertaken by some Merchants who afterwards proposed the setting up an East-

an East - India Company in Flanders. London 1725. gr. 8.

Der Recensent hatte, zu Aufklärung des Titels dieser Reisebeschreibung, die Anmerkung gemacht, daß, als die Königinn Anna in den letzten Jahren ihrer Regierung beschäftiget gewesen, den Prätendenten nach ihrem Tode, auf den Großbritannischen Thron zu bringen, einige Englische Kaufleute, wenn dieses geschähe, ihr Vaterland hätten verlassen, sich nach Flandern begeben, und daselbst eine ostindische Gesellschaft, wozu sie dem Kayser Carl VI. schon Vorschläge gethan hatten, errichten wollen *).

In solcher Absicht schien also diese Reise (die gegen das Ende des Jahres 1713. angefangen seyn soll,) unternommen zu seyn. Allein der Hr. O. C. R. Büsching hat nun in seinen wöchentlichen Nachrichten von 1776. n. 19. aus einer von dem Herrn D. Forster in England ihm gewordenen Nachricht bekannt gemacht, daß ein gewisser Defoe diese Reise erdichtet, und daß der berühmte Hans Sloane solches in das in dem Brittischen Museo zur London befindliche Exemplar dieser Reisebeschreibung eigenhändig geschrieben habe.

*) Memoires de IO. KER DE KERSLAND Part. I. p. 247. et suiv.

Im.

XII.

Monumenta antiquissimae historiae Arabum. Post Albertum Schultensium collegit ediditque cum Latina versione et animad-

uersio-

auctoribus Io. Gottf. Eichhorn, Prof. Ien. Gothae sumtibus Ettingeri 1775. 17 Bogen in 8.

Von der ältesten Geschichte der Araber wußten wir bisher überaus wenig, nur einige Geschlechtregister, und Reihen der ältesten Könige in Jemen, Hedschaz, Hirah, Ghassan, und des Stammes Khendah, die Pocock in seinem Specimen Historiae Arabum, fast ohne alle Geschichte und Zeitbestimmungen aus arabischen Schriftstellern mitgetheilet hat; die Schriftsteller, die uns die ganz alten Nachrichten von ihrer Nation aufbehalten haben, sind noch ungedrucket. Die Nachrichten selbst sind in den ersten Zeiten unzuverläßig und fabelhaft, fast ohne alle Angabe der Zeitfolge, und in den Schriftstellern selbst oft widersprechend: ein Liebhaber der Geschichte könnte uns ein angenehmes und die Geschichtkunde bereicherndes Werk liefern, wenn er, wie der Recensent mit der Geschichte der Homairiden im glückseligen Arabien den Versuch gemachet hat, diese Nachrichten der arabischen Schriftsteller prüfete, unter einander vergliche, und nach einigen Angaben der Zeit, die bey etlichen Königen gefunden worden, die Geschichte, der Zeitfolge nach, ordnete. Hr. Prof. Eichhorn scheint geneigt zu seyn, wenn er die Quellen erst wird bekannt gemachet haben, auch die ganze älteste Geschichte der Araber selbst auszuarbeiten. Der sel. Reiske hatte, wie wir wissen, ein eignes sehr umständliches Werk de rebus gestis Arabum ante Mohammedem, und eine Abhandlung de temporibus Christianismi inter Arabes ante Mohammedem aufgesetzet, die ohne Zweifel noch aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek, der das sel. Mann alle seine Handschriften

schriften hinterlassen hat, gedrucket zu werden verdienete. Alb. Schultens hat allein die Geschichte der Jokhaniden oder Homairiden in Jemen, aus verschiedenen arabischen Schriftstellern gesammlet, und mit einer lateinischen Uebersetzung drucken lassen; das Werkchen aber ist nicht herausgekommen, weil Schultens über dem Abdrucke gestorben ist. Hr. Ritter Michaelis hat in seiner orientalischen Bibliothek Th. IV. S. 142. den Inhalt dieser Sammlung, die der Recensent, wie er aus dieser Anzeige sieht, auch nicht ganz vollständig, soweit sie herausgekommen ist, besitzt, angegeben. Da dieselbe doch eigentlich nur Manuscript, und in weniger Gelehrten Händen ist, so wünschten wir, daß Hr. Prof. E., da er eine Sammlung von Nachrichten, zur ältesten Geschichte der Araber drucken ließ, diese mit von neuen herausgegeben, und ihr andere ungedruckte Stücke, angehängt hätte. Daß dieses geschehen sey, ließ uns der Titel des Buches, das wir anzeigen, vermuthen; aber in der Vorrede saget der Hr. Prof., daß er die Stücke, die Schultens schon hätte drucken lassen, nicht wiederum habe herausgeben wollen, sondern nur aus dem Ibn Kotaibah, einem Schriftsteller des dritten Jahrhunderts der Hedschrah, die Stücke, die zur Geschichte der Araber vor Mohammed gehören, drucken lassen, und in einem zweyten Bändchen, der bald nachfolgen solle, eben die Geschichte aus dem Nuwairi, doch auch mit Vorbeylassung dessen, was schon Schultens in gedachter Sammlung aus ihm mitgetheilet habe, ans Licht stellen wolle. Beyde Stücke hat er zur Bekanntmachung vom sel. Reiske, der aus seinem reichen Schatze gerne mittheilte, erhalten.

Wir kommen nun zu dem Buche selbst, das von nicht geringen Kenntnissen seines Verfassers, eines

noch

noch sehr jungen Mannes, zeuget. Doch können wir dem Hrn. Prof. nicht das Lob einer mit gehöriger Sorgfalt und Genauigkeit besorgten Ausgabe seines Schriftstellers zugestehen. Zwar sind es nur arabische Geschlechter; aber wie gering auch der Nutzen davon seyn mag, so ists unsers Erachtens doch immer besser, etwas gar nicht zu thun, als eine unvollkommene und unzuverläßige Arbeit zu liefern. — Zuerst finden wir eine vorläufige Abhandlung, über die ältesten historischen Denkmale der Araber. Dieses waren in den ersten Zeiten ihre Gedichte, wie auch bey andern alten Völkern, auch den Hebräern; (man erinnere sich der historischen Lieder im Mose,) und noch sind bey den Wilden Tanz und Gesang vorzügliche Gegenstände der Neigung, die alle ihre Feyerlichkeiten zu begleiten pflegen. Bey den Arabern, zumal vor Mohammed, der die jährliche Messe zu Elókhad aufhob, stund die Dichtkunst in dem größten Ansehen: in ihren Gedichten behielten sie das Andenken ruhmwürdiger Thaten und ihre Familiengeschichte auf, und sowohl in der jährlichen Zusammenkunft jedes Stammes, als auch in der allgemeinen Versammlung der arabischen Stämme auf der Messe zu Elókhad im Tehamah, pflegten die Dichter dem Volke ihre Gedichte vorzulesen, und miteinander zu wetteifern. Viele dieser alten Gedichte der Araber findet man in der größern Hamasah des Abu Temam und der kleinern des Bochteri, und, wie wir hinzusetzen, auch in den Sammlungen von Gedichten einzelner arabischer Stämme, dergleichen das in der leidenschen Bibliothek befindliche Diwan Hudail ist. Auch rücken die spätern Geschichtschreiber der Araber bey Erzählung ihrer ältern Geschichte oft ganze und halbe ältere Gedichte ein, wie Moses seine historischen Lie-

der; und solche Gedichte und Fragmente von Gedichten hat Alb. Schultens zu Leiden 1740. 4. unter dem Titel: Monumenta vetustiora Arabiae gesammlet. Das Diwan des Dscherir, dessen der Hr. Prof. gedenkt, gehört eigentlich nicht hieher; denn dieser Dichter lebte schon im ersten Jahrhunderte der Hedschrah. Ferner die Sprüchwörter der Araber. Für Fragmente historischer Gedichte können wir sie, so viel wir gelesen, nicht halten; aber sie sind zum Theil aus der ältern Geschichte der Araber hergenommen, z. E. ابلغ من قس, beredter als Kos; und daher ist Elmaidani Sammlung von Sprüchwörtern für den arabischen Sprach- und Geschichtforscher ein sehr brauchbares Werk. Endlich die Geschlechtsregister der Araber, von welchen der Verf. umständlich handelt. Moses fügt seinen Geschlechtsregistern Geburts- und Sterbejahr bey; die arabischen dagegen sind ohne alle Zeitbestimmungen. Der Hr. Prof. hat, indem er jedem Geschlechtsgliede 33 Jahre beylegt, gefunden, daß die Geschlechtsregister der Ismaelitischen Araber nicht über die Geburt Christi hinausreichen. Sie können aber auch, welches uns wahrscheinlicher dünkt, viele Lücken haben. Das Geschlechtsregister der Joktaniden in Jemen hält er für unvollständiger, als die der Nachkommen Ismaels: die Ursachen seyn die sabäische Ueberschwemmung, und daß die ersten Geschichtschreiber der Araber, die die älteste Geschichte der Nation aufgezeichnet haben, Nachkommen Ismaels gewesen. Wir möchten hinzufügen, auch dieses, daß Mohammed vom Ismael abstammte. Zuletzt giebt der Verf. noch aus dem Ibn Kotaibah einige litterarische Nachrichten von berühmten Männern, und dem Geschlecht, aus welchem sie abstammten; ferner zur alten arabischen Geschichte und Antiquität gehörige

Nach-

Nachrichten über die Stämme der Araber; und zuletzt geographische von den Wohnsitzen derselben in Arabien.

Nun folgt die Ausgabe des Ibn Kotaibah, von dem der Hr. Verf. in der Note eine kurze Nachricht aus Reiskens Prodidagm. ad Histor. Orient. giebt. Der Recensent hat sich ehedem Nachrichten von den vornehmsten Geschichtschreibern der Araber gesammlet, die er vielleicht nie Gelegenheit erhält herauszugeben; aus diesen könnte er noch verschiedene beyfügen. Nur so viel wollen wir aus dem Ibn Chalekhan und Abu Zakharjas historischen Wörterbuche anmerken: Ibn Kotaibah führt den Beynamen Eddainawari, nicht von seiner Vaterstadt, welches Bagdad, oder nach andern Elkhufah in Irak Elärab, dem alten Chaldäa, war, sondern von Dainawar, einer Stadt in Irak Eladschem, dem bergigten Theile von Persien, wo er eine Zeitlang Kadzi gewesen. Er war geboren 213, und starb am ersten Redscheb 276. (Chr. 889) فُجاءة, wie Abu Zakharja meldet; eine Krankheit, die unsere arabischen Wörterbücher nicht kennen. Sein ادب الكاتب, das die Eskurialbibliothek N. 570. besitzt, ist ein arabisches Lexicon. Ibn Chalekhan und Abu Zakharja legen ihm auch noch eine Auslegung des Korans und der Sonnah und viele andere Schriften bey. Das erste Stück, das Hr. E. aus dem Ibn Kotaibah hat abdrucken lassen, sind die Geschlechter der Araber. Die Aufschrift sollte heißen: انساب للعرب من كتاب للمارف لابي محمد. Dieses Stück ist bloß arabisch; und weil es bloß genealogische Nachrichten enthält, war die Uebersetzung unnöthig; zumal

mal da der Hr. V. zur Erläuterung desselben genealogische Tabellen beygelegt hat.

I. Tafel, ein dreyfaches Geschlechtsregister von Ismael bis auf Ädnan, zu welchem Hr. E. in der Note noch das vierte aus dem Abulfeda beym Pocock Spec. Hist. Ar. angiebt. S. 61. ff. II. Tafel, die Nachkommen Ädnans, von welchem die gewissere Genealogie anfängt, bis auf Modrekhah, S. 63. ff. Auf der Tafel sollte, laut der Angabe des Ibn Kotaibah, stehen: Aljas, cuius filii vocantur a matre Banu Chandaf. Daß Kais Äilan, der Bruder dieses Elja's, auch Elna's, genannt werde, wie es auf der Tafel heißt, beruhet hier allein, obschon es auch Pocock Spec. Hist. Ar. pag. 49. sagt, auf einer Vermuthung des sel. Reiskens im Texte S. 67., der wir nicht Beyfall geben können. Die ganze Stelle ist unsers Bedünkens so zu lesen: واما بنى للياس بن مضر وبنو قيس عيلان بن مضر كلها ترجع للي هذين للحيين خندف وقيس.

III. Tafel, das Geschlecht des Modrekhah bis auf Khelab, S. 67. ff. Ibn Kotaibah nennt, so viel wir sehen, zuerst die Stämme, die von Modrekhah abstammen, und hernach die Kinder desselben. Die Verbesserung des Hrn. V. S. 70. Note 55 ist ohnstreitig richtig; aber die Worte, die er einrückt, sind nur versetzt, und müssen in der letzten Zeile, wo Hr. E. sie stehen läßt, durchstrichen werden. Beym Nedzar sollte auf der Tafel bemerkt seyn, daß von ihm die Koraischiten abstammen. Wir übergehen einige andere Unrichtigkeiten, die wir beym Durchlesen auf der Tafel und im Texte bemerkt haben.

IV. Ta-

IV. Tafel, die Nachkommen Khelabs, von dessen Enkel, Abd Menaf, Mohammed abstammt. S. 78 ff. Daß der Hr. Prof. nicht genau den Text des Ibn Kotaibah mit Reiskens Anmerkungen habe abdrucken lassen, haben wir hier zuerst bemerkt; denn der Recensent hat sich den Ibn Kotaibah auch aus dem Reiskischen Manuscripte, aber nur ungefähr zur Hälfte, abgeschrieben. S. 78. Z. 2. hat Hr. E. zwey Wörter in den Text gesetzt, ohne etwas dabey zu erinnern, die Reiske nur als Vermuthung an den Rand geschrieben hatte. F. deest وهي امهم. Vid. Ibn Doraid pag. 107. 9. Zur Z. 7. fehlt Reiskens Anmerkung: Lege هضيض. S. 82. Z. 1 sollte nicht in der Note stehen, als Reiskens Verbesserung: Lege وعبد للغري; sondern nach وعبد للدار fügt derselbe richtig hinzu: Adde وعبد للعزي. Und zur Z. 5. fehlet desselben Anmerkung: Hoc ابي delendum. Vid. Ibn Doraid p. 90. S. 83. Z. 11. hatte Reiske beygeschrieben: F. deest وخلاف عبد للمطلب. Auch diese Worte hat Hr. Prof. E., ohne etwas dabey anzumerken, in den Text aufgenommen. S. 85. Z. 4. lesen wir in unserer Handschrift للايلان, und vielleicht ist, wenn die Mutter Ailah hieß, للعيلان zu lesen. Dieses war der gemeinschaftliche Namen dreyer Söhne Einer Mutter, von welchen die jedem eigene Namen Ibn Kotaibah im folgenden angiebt. Hier aber auf der Tafel sind sie als Söhne des Ablan angegeben. Z. 6. hat Hr. E. abermals die Worte وهو مات in den Text gesetzt, wovon Reiske am Rande seiner Handschrift als Vermuthung

muthung sagt, daß sie fehlen möchten. Die letzte Note Reiskens auf dieser Seite sollte heißen: Forte hic omisi vertendo paginam بكلية. Beym Umschlagen der Seite glaubt Reiske, habe er das Wort بكلية ausgelassen; aber es scheint noch mehr zu fehlen. Die Verbesserung S. 86. die Hr. E. sich beylegt, ist Reiskens. Gleich in der ersten Zeile daselbst hätte der Herr Prof. bemerken können, daß nach بن das Wort أبي fehlt. Auf der Tafel, die auch unvollständig ist, könnten manche Versehen verbessert werden; z. E. Rubiâh war nicht Vater des Abu Atbah, sondern des Atbah, und dieser hatte zur Tochter Hend, die Mutter des Moâwiah. Als Nachkommen des Harb, eines Sohnes Ommajjah, giebt Ibn Kotaibah an Abu Sofjan, und eine Tochter Omm Dschamil. Hr. E. hat hier einen Moâwiah, als Bruder derselben, und Sohn Abu Sofjans.

V. Tafel, das Geschlecht des Tsabechah, eines Bruders des Modrekhah, S. 78. ff. Unter dem Mozainah hätte Hr. E. auf der Tafel anmerken sollen, was auch Ibn Kotaibah angiebt, daß der berühmte Dichter Zohair von ihm abstamme. Die S. 93. Note 98. angegebene Verbesserung ist abermals von Reisken, und im folgenden noch viel mehrere. Wir wissen hiermit, wo es nicht ein Versehen des Setzers ist, der den Namen Reiske am Ende einiger Anmerkungen ausgelassen, nicht die ausdrückliche Versicherung, die der Hr. Prof. in der Vorrede giebt, zu reimen: Notulis criticis Reiskii exornaui quidem libellum meum, sed addito semper auctoris nomine: id quod ii olim testari poterunt, quibus codicem Reiskianum inspiciendi dabitur opportu-

ponunitas. Sedulo enim caueo, ne peregrina eruditione me iactem u. s. w. S. 94. Z. 6. v. E. hat der Hr. P. abermals die Worte كليب بن aus einer Reiskischen Conjectur ohne eine Anmerkung eingerückt. Im folgenden ist die Lesart ohnstreitig fehlerhaft, und die Tafel stimmt mit dem Texte nicht überein, und unsere Handschrift weichet sehr von dem hier gedruckten ab. Wir lesen in unserm Manuscripte: وكانت بنو كليب بن يربوع رهط جرير ورياح وشخيم بن وثيل للرياحي لبن يربوع رهط عذيبة. Und dabey Reiskens Note: L. سحيم. Vid. Ibn Doraid p. 323. Sollten wir nun hier im Abschreiben gefehlt haben; oder hat der Hr. Prof. selbst seinen Text verfälscht?

VI. Tafel, das Geschlecht des Kais Ailan oder Kais Ibn Ailan, wie er hier heißt, S. 97. ff. Die Reiskische Tabelle zum Tharafah kann aus dieser verbessert und ergänzt werden. Gleich im Anfange ists unrichtig, daß Kais Ailan derselbe mit dem Kameâh Ibn Eljas sey; aber vielleicht schrieb der Verf. وهو عم dieser ist der Vaterbruder des Kameâh. S. 99. gehört die Note 112. Reisken; aber unsers Erachtens ist واما nicht einzurücken.

VII. Tafel, die Nachkommen des Chassafah, eines Sohnes des Kais Ailan. S. 110. wo Hr. E. die Uebersetzung einer Stelle giebt, hätte er zugleich anzeigen sollen, daß er in derselben Reiskens Verbesserungen الطلس und وسيدت gefolgt habe. S. 114. Z. 7. fehlt Reiskens Verbesserung وعبد الله, wie man ohnstreitig lesen muß; denn Dschâfar ist ein

Mannsnamen. Eine sonderbare Uebersetzung giebt der Hr. Prof. S. 118. in einer Note: occiderat amicum suum praetereundo; und in unserer Handschrift steht nicht, فمر, sondern فمن. Wir glauben, daß man mit Reisken lesen müsse: وكان مصدقا له ثقيف, et erat amicus ei Tsakif. S. 119. Z. 1. lieset schon Reiske so, wie der Hr. Prof. للاحلاف, und schreibt nachher zu ومدحهم: F. من legendum, aut من addendum. Hier redet der Hr. Prof. umständlich über die Lesart dieser Stellen, und verbessert sie dann völlig so, wie Reiske.

VIII. Tafel, die Nachkommen des Rabiah. Die Verbesserung, die der Hr. Prof. Reisken beylegt und hinzusetzt: Male, vt arbitror, finden wir in unserer Abschrift nicht. Wie konnte auch Reiske so lesen? wir haben schon vorhin einige andere nicht gefunden; aber Reiske kann noch, nachdem Recensent sich eine Abschrift von ihm genommen, einiges seiner Handschrift beygeschrieben haben. Z. 4. lieset unsere Handschrift: وقصي بن عبد القيس فولد شدا وكبيرا. Hier hat der Text zwo Zeilen mehr, die gar nicht hieher gehören, und Hr. E. merkt dabey an: Deest aliquid, vt ex contextu apparet. Woher abermals ein so besonderer Fehler entstanden, belehre uns der Hr. Prof. selbst. Aus welchem Grunde er S. 123. N. 165. Reisken widerspreche, sehen wir nicht; denn beym Herbelot am angezogenen Orte finden wir nichts, das hieher gehörte. Die Worte, die Hr. E. in der Note 168. übersetzt, gehören mit zum Namen, und es sollte hier عز وجل, Dei potentis et magni, heißen. S. 125. N. 170. lieset Reiske schon وكان, und nachher schreibt er

e bey وربيعة : Lege وولد عامر ربيعة. Dieses letzte hat der Hr. Prof. stillschweigend in den Text aufgenommen. Wir werden müde, mehr anzumerken, und Genealogien zu lesen. IX. Tafel, die Nachkommenschaft des Hemb oder Heneb, S. 124. ff.

Auf die Ismaelitischen Araber folgen jetzt die Geschlechter der Joktaniden in Jemen, zuerst auf der X. Tafel S. 135. von Noah an, obwohl Ibn Kotaibah mit dem Kahthan oder Joktan anfängt. XI. Tafel, die Nachkommenschaft des Homair S. 138. ff. Man sieht leicht, daß für بن حمير Z. 10. بن عمرو zu lesen ist. XII. Tafel, die Nachkommen des Khala'n, eines Bruders des Homair, S. 141. ff. XIII. Tafel, die Nachkommen des Kare, S. 143. ff. Bey flüchtiger Durchsicht und Vergleichung des Textes mit unserer Abschrift sehen wir, daß hier noch verschiedenes anzumerken wäre; aber wir mögen unsere schon zu umständliche Recension nicht noch vergrößern. Nur dieses wollen wir noch zur S. 143. Z. 10. anzeigen, daß bey كهلان Reiske angemerkt habe: F. غوث deest. Dieser Name ist offenbar herausgefallen; allein wir glauben vielmehr, daß statt des folgenden للغوب, das keinen Sinn giebt, dieses غوث stehen müsse: وولد قرن — واسمه نبت غوث.

Nun folgt S. 150. die Geschichte der Könige von Ghassan aus dem Ibn Kotaibah. Wir finden sie ganz verschieden von der Reihe dieser Könige in Pococks Spec. Histor. Arab. p. 76. mit der Hamzah von Ispahan, den wir geschrieben besitzen, übereinstimmt. Ein kurzes Excerpt zu eben dieser Geschichte aus dem Nuwairi. Zuletzt S. 178.

die Geschichte der Könige von Hirah aus dem Ibn Kotaibah. Zu diesen Stücken hat der Hr. Prof. eine lateinische Uebersetzung gegeben. Wir besitzen beyde Stücke des Ibn Kotaibah in unserer unvollständigen Handschrift nicht; aber wir wundern uns, daß Hr. E. nicht aus eben diesem Schriftsteller auch die Geschichte der ersten Könige von Jemen und Hedschaz, die er doch vermuthlich auch wird erzählt haben, mitgetheilt hat.

Als einen Anhang finden wir noch S. 205. ff. Reiskens Animaduersiones criticas in Hamzae Historiam Regni Ioktanidarum ab Alb. Schultensio editam, die dieses trefflichen Gelehrten würdig sind. Der sel. Mann hatte sie selbst noch dem Hrn. Prof. zur Bekanntmachung überlassen. Er hat darin viele Stellen dieses Stücks aus dem Hamzah von Ispahan, das Schultens aus dem fehlerhaften Leidenschen Manuscripte in der oftgedachten Sammlung edirt hatte, verbessert, und richtiger, als von Schultens geschehen war, erklärt. Gleich anfangs bemerkt Reiske sehr richtig, wenn Abd Schams oder Saba zur Zeit des Königs Khaikobad von Persien, wie Hamzah meldet, gelebt habe, daß das gerühmte hohe Alterthum der Homairiden einen starken Abfall leide; denn dieser Khaikobad der morgenländischen Schriftsteller sey Cyrus der Große. Und sonach müßte zwischen dem Saba und Joktan, zwischen welchen die Araber nur zwo Regierungen oder Geburtsfolgen setzen, eine große Lücke seyn. Aber ohnstreitig sind diese ältesten Nachrichten sehr unzuverlässig, und die Regierungsjahre, die einige Schriftsteller, auch sehr widersprechend, angeben, scheinen sie nach Gutdünken, und wie sie es ihrer Rechnung für zuträglich hielten, gesetzt zu haben. Abulfeda

sich hat gar keine Jahre. Eine Kleinigkeit noch, die uns am Ende in die Augen fällt, wollen wir anzeigen. Der persische General, der ein Mohammedaner ward, und den falschen Propheten Elânsi, wie Abu Zakharja berichtet, nebst noch zween andern, Firuz dem Dailamiten und Kais Ibn Maschkhuh, zu Sanâ in Jemen tödtete, heißt nicht Zadujah, wie Reiske aus dem Pocock Spec. Hist. Ar. lesen zu dürfen glaubt, auch nicht Dadujah, sondern داذويه Dadsujah. So nennt ihn Abu Zakharja, mit Bemerkung der Orthographie des Namens.

Noch zeigen wir von diesem jungen geschickten Manne, gegen unsere Gewohnheit, doch wegen des merkwürdigen Inhalts, auch eine kleine akademische Schrift an, die uns kürzlich zu Händen gekommen:

De rei nummariae apud Arabas initiis Commentatio Academica, quam — pro loco in Philosophorum Ordine obtinendo publice defendet a. d. 10 Febr. 1776. *I. G. Eichhorn*, LL. OO. P. P. O. Respondente *G. C. Haberland.* Ienae litt. Helleri. 3 Bog. in 4.

Sie ist ein Kommentar über Elmakhins Histor. Sarac. p. 64. sq. und eine Abhandlung einer Materie, die von keinem Schriftsteller bisher besonders war ausgeführt worden. Einen Auszug können wir hier nicht mittheilen, noch mögen wir einzelne Anmerkungen auszeichnen, da wir uns schon bey der vorhin angezeigten Schrift so lange verweilet haben. In den angehängten Sätzen können wir es nicht billigen, daß der Hr. Prof. in Hesiods Schilde des Herkules den 400ten Vers:

Οἵα

Οἶα Διώνυσος δῶκ' ἀνδράσι χάρμα καὶ ἄχθος,

für untergeschoben erklärt. Daß ein Vers in einem Dichter entbehret werden könne, ist uns kein hinlänglicher Grund, ihn als unächt zu verwerfen; zumal wenn er, wie dieser, eines Dichters nicht unwürdig ist. Οἶα, nämlich δῶρα; und es ist doch wahr, daß das Geschenk des Bacchus den Menschen sowohl Freude als Kummer bringt. Wie konnte der Herr Prof. behaupten, daß ἄχθος dem Weine nicht könne beygelegt werden? Auch können wir der folgenden Erklärung einer Stelle im Josephus, die ganz wider den Sprachgebrauch ist, nicht Beyfall geben.

Cl.

XIII.

Sur le Patriotisme consideré comme objet d'Education dans les Etats monarchiques. Discours de Réception, prononcé dans l'Academie des Sciences et Belles-Lettres, par Charles Abraham B. *de Zedlitz*, Ministre d'Etat du Roi. Avec la Reponse du Secrétaire perpétuel de l'Academie, le Conseiller privé *Formey*. à Berlin chès Voss. 1776. 4.

Eine Frage von der größten Wichtigkeit, wie man die Bürger einer Monarchie zum Patriotismus erziehen müsse! Wenn es nöthig ist, daß jedes Glied eines Staates die Gesinnungen habe, wodurch es in demselben kann nützlich und glücklich

lich werden, wenn es durch seinen Beytrag zum Wohl des Ganzen, die Blüthe des Staates, und durch diese sein eigenes Wohl befördern soll, wie wichtig muß es nicht seyn, daran sogleich bey der frühesten Erziehung zu arbeiten, daß jeder Bürger seinen Standort kennen lerne, und in diesem brauchbar und thätig zu seyn, willig gemachet werde. Es ist dem Menschenfreunde ein angenehmes Schauspiel, wenn Regenten und ihre Räthe, in den ersten Würden des Staates, erleuchtet und patriotisch genug sind, das Wohl des Staates, und das Glück der Bürger, so in ihren Keimen aufzusuchen und vorzubereiten. Das ist in gegenwärtiger Abhandlung geschehen, worinne die Grundsätze einer patriotischen Erziehung in monarchischen Staaten, mit einem Scharfsinn untersuchet, und mit einer Kraft und Wärme vorgetragen sind, die uns in dem edlen Verfasser, den patriotischen Minister, und den aufgeklärten Weltweisen verehrungswürdig machen. Wir wollen die Hauptzüge daraus kurz anzeigen, damit unsere Leser sich selbst daraus das ganze Gemälde eines patriotischen Erziehungsplans, zusammensetzen können.

Es wird zuvörderst sehr richtig bemerket, daß der Patriotismus eine Art von Liebe, und also eine Leidenschaft ist. Er muß daher, als eine solche belebet und gelenket werden. Und schon in diesem Betrachte, kann er ein Gegenstand der Erziehung seyn. Allein in einem monarchischen Staate, ist es da auch möglich oder nützlich, ihn zu erregen? Liebe und Zuneigung wird erreget, sobald man ihnen einen Gegenstand zeiget, für den sie sich interessiren können. Man müßte die Monarchie mit dem Despotismus verwechseln,

seyn, wenn man nicht erkennen wollte, daß sie dem Bürger Interesse für sein Vaterland darbiete. Wenn in dem monarchischen Staate der Patriotismus nicht die unruhige brausende Leidenschaft ist, die sie so oft in den Republiken wird, wenn er in demselben, nur in den Fällen der äußersten Gefahr, Gelegenheit hat, sich feurig und enthusiastisch zu zeigen, so kann er doch immer eine gleichförmige, milde, sanfte Leidenschaft seyn. Der Bürger sieht das Haupt der Monarchie als denjenigen an, dem er einen Theil seiner Freyheit, seiner Rechte, die Sicherheit seines Lebens, seiner Familie, seiner Glücksgüter, anvertrauet hat. Dieser ist sein Beschützer, sein Vertheidiger, dem er in dem großen Werke der Beschützung des Staates, nicht hinderlich, sondern mit freudiger Zuversicht beförderlich seyn muß. Vertrauen in seinen Landesfürsten, und seine Repräsentanten, sind also die charakteristischen Züge der patriotischen Gesinnung in einer Monarchie. Aber, saget man, ist dieser patriotische Geist nöthig? ist nicht die Kraft der Regierung hinreichend, diesen Gehorsam zu bewirken? wir wollen die Worte, worinne diese tyrannischen Grundsätze, mit edlem Unwillen verworfen werden, selbst hersetzen. „Das würde — eine verabscheuungswürdige Maxime seyn, „würdig des Vizirs eines asiatischen Despoten. Zum „Unglück höret man sie oft genug in monarchischen „Staaten; wir, die wir unter einem günstigern Ge„stirn leben, müssen wir sie nicht so sehr verabscheuen, „als sie es verdienet?“ Es ist ein vergnügender Gedanke, daß in dem erleuchteten Theile des gesitteten Europa diese edle, menschliche Gesinnung, von den Regenten und ihren Repräsentanten geheget wird, nachdem die Kraft der Regierungen, die abscheulichen

Grund-

Grundsätze der machiavellischen Politik, unnöthig gemacht hat. Der Patriotismus, fährt der edle V. fort, muß also den Bürgern eingeflößet werden. Aber wie? das ist die zwote Frage. Daß man so frühzeitig als möglich, damit anfangen müsse, fällt leicht in die Augen, da er eine Leidenschaft ist, die, als eine solche, wenn sie vernachläßiget wird, bald zu stark, bald zu schwach werden, oder eine verkehrte Richtung annehmen kann. Die Bildung der Jugend zum Patriotismus, ist eine allgemeine und besondere; durch die erstere wird der Jüngling zum Bürger überhaupt, durch die andere zu einem Bürger von einer gewissen Classe, erzogen. Zu jener kann und muß der Lehrer der Religion den Grund legen; denn er soll den Bürger seine Bestimmung kennen lehren, und ihn dadurch in seiner Sphäre thätig, zufrieden, gegen die Vortheile der bürgerlichen Gesellschaft, worinne er lebet, empfindlich und dankbar machen. Man kann hier sehr füglich bey den Eindrücken, die die Familienverhältnisse auf das jugendliche Herz machen, anfangen, und durch eine natürliche Analogie zu den bürgerlichen Verhältnissen übergehen. Wir zweifeln nicht, es werde auch bey einem Bauerkinde möglich seyn, wenn es auf der Gränze steht, aus einem bloßen Gliede der Familie, ein Glied des Staats zu werden; ihm an der häuslichen Regierung die Vortheile der Staatsregierung begreiflich zu machen. Man kann ihm gar wohl, indem man ihn auf das, was vor seinen Augen liegt, worüber der unwissende Halbmensch gleichgültig wegsieht, aufmerksam machet, auf die öffentliche Sicherheit, Bequemlichkeit der Landstraßen, Anlegung schiffbarer Canäle zur Verführung der Landesproducte, Vorsorge für die allgemeine Gesund-

sundheit, Feueranstalten u. s. w. den Nutzen einer wachsamen und erleuchteten Landespolicey anschauend, die alles dieses veranstaltende Obrigkeit werth, und die Nothwendigkeit der dazu gehörigen Subordination einleuchtend machen. Es fällt in die Augen, daß alle diese Kenntnisse gerade auf die Erleichterung und Beförderung einer heilsamen Subordination, bey den Bürgern der niedrigsten Classe gehen; daß es also nicht zu befürchten ist, sie möchten sie endlich dazu führen, die Bande des Gehorsams zu zerreissen. Die Geschichte lehret, daß wilde Revolutionen immer ein Werk der blinden religiösen oder politischen Schwärmerey gewesen, und daß also ein Volk durch seine vernünftige und angemessene Aufklärung im geringsten den Geist der Subordination nicht nothwendig verlieren müsse. Der angezeigte Unterricht muß mit der Uebung verbunden werden. Der Anfang muß hierzu bereits im väterlichen Hause gemachet werden; alle Uebungen und Spiele müssen ihm ein Bild davon geben, und den Geist dieser Subordination einpflanzen und erhalten. Wo der junge Bürger auch in der Geschichte und Erdbeschreibung Unterricht erhält, da kann man ihn auf die verschiedenen Staatsverfassungen aufmerksam machen, ihm die Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten einer jeden ohne Unterschied bemerken lassen, ihm zeigen, daß er die Ruhe und Sicherheit in der Monarchie finden kann, die man so oft in den Republiken vermisset. Diesem allen muß denn endlich der Moralist seine Vollendung geben, indem er in dem menschlichen Geist die Triebfedern aufsuchet und verstärkt, die der patriotischen Gesinnung Leben und Bewegung geben. Die Bürger einer Monarchie sind in drey Classen getheilet: die

Classe des Volks, der civilisirten Bürger und des Adels. Eine jede dieser Classen bedarf, nach ihrer verschiedenen Bestimmung, auch eine besondere patriotische Erziehung. Es kommen hiebey viel neue und interessante Bemerkungen vor, von denen wir jetzt nur auf die den Leser aufmerksam machen wollen, die die sorgfältige Schätzung des Verdienstes und des Ruhmes betreffen, wozu der Lehrling soll angeführt werden, und wobey das Nützliche allezeit die Hauptsache seyn muß. — Das ist die Methode, wornach der edle V. die Patrioten in einer Monarchie wünscht. Er findet die Ausführung derselben in einem Staate leicht, worin der Regent selbst das höchste Beyspiel der größten Thätigkeit, Menschlichkeit und Wohlwollens giebt: und wir setzen hinzu, worin es Minister giebt, die einem solchen Muster unermüdet nacheifern.

Gz.

Kurze Nachrichten.

1. Gottesgelahrheit.

Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten. Herausgegeben von J. C. Fr. Schulz, Prof. — in Giessen. Achter und letzter Theil. Giessen, Krieger. 1776. 8. XII. und 336. S.

Enthält sechs Predigten von Secker, drey von Jortin, zwo von Sharpe, eine von Webb. Rawlins Abhandlung von der Macht der Musik, und dem besondern Einflusse der Kirchenmusik, über Ps. 57, 8. 9. und Horne's Betrachtungen über Johannes den Täufer, machen den Beschluß. Die Secker'sche und Enfield'sche sind es, die dem ganzen Gebäude Haltung geben. Sie verkaufen diese Bibliothek, wie Hugo Groo'ts annotationes Abr. Calov's (kriegerischen Angedenkens) Biblia illustrata, in welchen sie, als in einem Ocean von Bagatelle und Non-sense, wie verloren, herumschwimmen. Die Predigten von Skelton, Webb u. a., welche in den Recensionen der einzelnen Theile dieser Bibliothek angeführet worden, sind von geringem Belang. Wir besitzen über diese Materien bereits eben so gute, ja bessere, Canzelvorträge von deutschen Verfassern, so wie es auch nicht an einheimischen fehlet, die sich mit den Secker'schen kühnlich messen können. Unterdeß, was ein Deutscher bey diesem, oder jenem Landsmann nicht vermag, das kann vielleicht ein, sonst nicht stärkerer, Britte bey ihm ausrichten. Und so mag fremdes Gut ferner in Deutschland, wie bisher, eingeführet und verbreitet werden. Gleichwohl ist zu wünschen, daß Herr Schulz in der Fortsetzung, die, laut der angefügten Nachricht des Verlegers, unter dem Titel: Neueste Bibliothek der vorzüglichsten Englischen Predigten, von der Michaelismesse des jetzt laufenden Jahres 1776. an, ununterbrochen erfolgen soll, auf die Auswahl der Stücke, und die Uebersetzung derselben, gewissenhaftern Bedacht nehmen, und uns lieber ein kleines, aber gediegenes Werkchen

chen, als eine zwar bandreiche, aber geistarme Sammlung, liefern möge. Den Verleger bitten wir, künftighin besseres Papier zu nehmen. Die Kriegersche, Meyersche und Fleischersche Buchhandlungen zeichnen sich dadurch vor den übrigen aus, daß sie auch ihre, zuweilen gute Verlagsbücher auf dem möglichstschlechtesten Papier abziehen lassen. Wenn ins künftige oben über jeder Seite der Verfasser, und das Thema, jeglicher Predigt bemerket würden: so möchte dieses ebenfalls zur Bequemlichkeit, und zum Vergnügen des Lesers gereichen. Dixi et saluaui animam.

Se.

Der wahre Priester. Pardon all but thyself. 1775 8. XVI. und 188 Seiten.

Der Geistliche, der blos nach aura popularis jaget, ich meyne, blos dem Pöbel von allen Farben und Classen, in Dörfern, Städten und an Höfen, gefallen will, der nur auf der Canzel, und bey den Kranken, welche ihn berufen, sich blicken läßt, außerdem, wie weiland die Könige Frankreichs, Merovingischen Stammes, und noch stets die Morgenländischen Regenten, in seinen vier Mauern verschlossen bleibt, ohne eben thätiger zu seyn, als jene gewesen und noch sind, (mir sind wirklich solche bekannt,) dieser brauchet einzig Einen Theil seines äußerlichen Menschen zu bilden, darf seinen Zuhörern nur gewisse Sujets, Beruhigungs- und Trostgründe, z. E. vor andern vortragen, abstruse Dogmatik seinen Vorträgen beyzuschmelzen nicht vergessen, seine Mienen und Geberden in gewisse Falten legen: — und kann getrost den „innerlichen Menschen verwesen lassen,“ den Anbau seines Verstandes nämlich, und seiner übrigen Seelenkräfte, die Ausmeublirung seines Kopfes, die Vermehrung seiner Kenntnisse, vernachläßigen. Will er aber so predigen, daß er zugleich der höhern Classe seines Auditoriums nicht mißfalle, so muß er seine Einsichten unermüdlich erweitern und berichtigen, — „den innerlichen Menschen von Tage zu Tage „erneuern.“ Will er seinen Belehrungen, Ermahnungen, Warnungen, Leben und Gewichte ertheilen, dabey keinen gegründeten „Raum dem Lästerer geben,“ so muß er sein Herz zu bessern, mit reinem Wohlwollen es zu durchwär-

 men,

men, streben. Da er mit verschiedenen Denk- und Sinnesarten in seiner Gemeine zu thun, mit Andersdenkenden, mit feinern und gröbern Widersachern seiner Parthey, ja aller Religion, zu kämpfen hat; will er dort nicht mit Schanden bestehen, und in diesem Streite nicht den kürzern ziehen; trachtet er nach einem höhern Amte in der Kirche: so muß er mehr wissen, als was bey dem eigentlichen Predigen von der ersten Nothwendigkeit ist, mit mancherley Kenntnissen nicht blos, leicht tingirt, sondern, was man nennet, imbuirt seyn. Will er sich, falls er in einer großen Stadt steht, in manche Gesellschaften den Zutritt öffnen, — und ich denke, es sey seine Pflicht, diese nicht ganz zu vernachläßigen, weil er, bey Gelegenheit, nicht wenig guten Saamen in die Gemüther ausstreuen, dieses, jenes, Böse verhindern, und Gute befördern kann, (Jesus war, aus diesem Grunde, kein Sonderling, lebete vielmehr gesellschaftlich): so müssen neben jenem auch seine Sitten geschliffen, sein äußerer Anstand gebildet, seyn. Will er zugleich sein Gewissen bedenken, welches jedem zur heiligen Pflicht machet, sich bestmöglichst nützlich zu machen, auch, an seinem Theile, für die Ehre des geistlichen Standes, und dabey, für den Vortheil selbst der Religion, welche beyde durch die Menge unbrauchbarer und ungesunder Glieder allezeit sehr leiden; (wie zur Verachtung der Betrelorden in der Röm. Kirche, und dieser Religion selbst, die große Anzahl unwissender und schlechter Subjekte*) in jenen, gar vieles beygetragen hat, und täglich beyträgt), Sorge tragen: so liegt es ihm ob, nach seinen besten Kräften, seine Einsichten zu vermehren und zu verfeinern, so wie sein Inneres und Aeußeres zu bilden. Der mit dem, besonders in unsern Tagen, so starken, ja immer stärkern Fortschritte der Freygeisterey, parallelgehenden Geringschätzung unsers Ordens, kann und muß durch Zunahme der Zahl gelehrter, gutgesinnter und feingesitteter Geistlichen, das behörige Gegen- oder vielmehr Uebergewichte gegeben werden; — und sind Schulmänner, akademische Lehrer, und Aufseher des Kirchen- und

*) Die große Aufnahme und Achtung des erloschenen Jesuiterordens, ist unter andern durch die stete Majorität einsichtsvoller und gelehrter Männer in demselben merklich befördert und erhalten worden, — so auch der Ruf, worinne der Benedict. Orden bisher gestanden ist, und noch steht.

und Schulwesens aus dem geistlichen, und eben so aus dem weltlichen Stande, vermögend und verbunden, durch Erinnerungen, Rathschläge, Aufmunterungen der Schul- und akademischen Jugend, der Candidaten und Prediger, insbesondere aber durch eigenes Beyspiel, hierzu zu konkurriren, — Regenten aber auf thätigere Weise. — Allerdings scheinen die Forderungen an einen Candidaten des geistlichen Standes eher etwas hoch, als zu niedrig, gestimmet werden zu müssen. Ohnehin leisten die Menschen gemeinhin gern weniger, als ihnen auferleget wird. Jemehr auch die Kräfte geübet werden: destomehr entfalten und verstärken sie sich. Wer nur eine Zeitlang seine Fähigkeiten bestmöglichst angespannet, sich in etwas, wie man saget, hineingearbeitet hat: der hat es sich hierdurch auf mehrere Jahre hinaus merklich erleichtert. Selbst, — die Seite des Wissens sey jetzt nur berühret, — in engen Umständen auf Universitäten kann mehr geschehen, als man glaubet, — ist nur der Wille da. Wenn es hartherzige und habsüchtige Professoren, mit oder ohne Stern auf dem Rocke, giebt, die dem talentirten und wißbegierigen, aber armen, Jünglinge die Thüre ihres Lehr- oder Hörsaales verriegeln, ehe und bevor er Vorzahlung geleistet: so finden sich doch immer edeldenkende, wohlwollende Lehrer, die einen solchen auf allerley Weise unterstützen. Auch auf dem Lande, wo der Haushalt, oder die Wirthschaft, die ganze Anstrengung der Kräfte zu fordern scheint: bleiben bey einer weisen Eintheilung der Zeit, besonders im Winter, noch Stunden übrig, auf dem Wege des Wissens weiter schreiten zu können. Aus benachbarten ansehnlichen, oder nur mittelmäßigen, Bibliotheken, wird ein forschbegieriger Dorfgeistlicher gewißlich allerley Unterstützung und Beystand empfangen. Wieviel in einer Stadt, bey einem wichtigen Amte, ohne demselben gewissenlos Eintrag zu thun, in Nebenstunden gearbeitet und geschrieben werden könne: zeiget, unter andern, das Exempel Spener's, auch Zwingli's, und Doddridge's; — ihre Lebensbeschreibungen verdienen von jedem, er sey nun, daß ich so sage, längst ordinatus, oder erst tonsuratus, besitze bereits ein geistliches Amt, oder aspirire darnach, gelesen, und mehr als einmal, gelesen zu werden. u. s. w.

Dieses wären meine Gedanken, ehe ich dieses, mir zum Recensiren übertragene, Büchlein erhielte. Bey der Durchlesung desselben fand ich, daß der viele Kenntnisse, und ein

edles warmes Herz verrathende V. (der in der Blüthe seines Lebens, zu Ende des J. 1775. verstorbene M. Hartmann, aus dem Würtenbergischen, Professor an dem akademischen Gymnasio zu Mietau), seine Forderungen ziemlich hoch, und wirklich hie und da allzuhoch, gespannet hat. Ich rechne hierher, wenn er unter andern, S. 129. von „nöthigen „Einsichten in die Handlung und Schiffarth, in die „Kriegskunst zu Wasser und zu Lande, in Manu„facturen und Fabriken," und dergleichen mehr, redet. Ex omnibus aliquid, in toto nihil. Die treue Verrichtung des Amtes, und was zunächst daran gränzet, ꝛc. dürfte, unter der Zerstreuung in alle Felder des Reichs der Wissenschaften und Künste, zu sehr leiden. — Den Weg, alles, was er vorschreibt, sich zu eigen zu machen, — diesen zu zeichnen, darauf hat er sich nicht eingelassen; hätte aber dafür manches, cui non erat hic locus, wegstreichen können. Am Ende stellet der V. die Bildnisse dreyer Berliner Geistlichen, der Herren Sack, Spalding und Dietrich auf, von Lavater's Hand verfertiget, der auf einer, auf Anrathen Breitinger's, in der Gesellschaft seines verstorbenen Freundes Heß 1763. (ungefähr) nach Brandenburg und Pommern unternommenen Reise, diese primores unter dem protestantischen Klerus persönlich kennen gelernet. Sack, Spalding, Dietrich, durch höchst geläuterte philosophische, theologische u. a. Kenntnisse, durch inniges Wohlwollen, reine Klugheit, ächte Bescheidenheit und Mäßigung, musterhaften Wandel, durch den Geist Jesu, wahre Diener dieses unsers Herrn, eigentliche Stützen seiner Kirche! wären ihrer seit 1700. Jahren mehrere gewesen: wie viele ärgerliche Streitigkeiten weniger würden diese verwundet, den Feinden derselben Stoff zum Hohngelächter dargereichet, den Fortgang und die Befestigung des Christenthums erschweret und verhindert haben. Möchten diese, bisher nur von wenigen gesehene, sowohl getroffene Porträte, nur aber jetzt für das gegenwärtige Geschlecht, so wie für die künftige Generationen, hier nicht vergebens aufgehänget seyn! möchte jeder Diener des göttlichen Wortes in diesen Spiegeln sich beschauen, lange und aufmerksam sich beschauen, aber nicht „von Stund an vergessen, wie er gestaltet ist," sondern darnach sorgfältigst seine Mängel ersetzen, seine Fehler verbessern, bestmöglichst sich ausbilden! jeder Candidate dieses Ziel öfters ansehen, und es zu erreichen alle Muskeln seines Wesens anspannen! — meistens schreibt Hartmann

mann fliessend, lebhaft und unterhaltend. Doch zeiget sich hie und da etwas von jener widerlichen, malenden poetischen Prose, die vor zwölf bis achtzehn Jahren, in der deutschen Litteratur so große Verwüstungen angerichtet hat. — Warum er eben „der wahre Priester," auf den Titel gesetzt, weis ich nicht. Der wahre Geistliche möchte bequemer und allgemeinpassender gewesen seyn. Bey allen Mängeln kann diese Schrift gleichwohl von Nutzen seyn, nicht nur dem, welcher sich dem Dienste der Kirche weihet, eine Charte des großen Landes, welches er zu bereisen und zu bebauen hat, vorzulegen, sondern auch manchem einen Enthusiasmus hiervor einzuhauchen. Für seine Jahre hat der verstorbene V. vieles, und nichts Schlechtes, geschrieben. Bey längerm Leben, und mehrerer Erstärkung seiner Kräfte, würde er gewißlich gegenwärtiges Büchlein, von verschiedenen geilen Auswüchsen gesäubert, hie und da den Styl gebessert, die Sprache berichtiget, überhaupt manches geändert, auch mehrere gute Werke geliefert haben.

Der Herausgeber, welcher sich Sch. unterzeichnet hat, (nach der Meynung anderer Recensenten, der Verfasser der deutschen Chronik, Herr Schubart,) saget in seinem Vorberichte, unter andern, „Tübingen liefere von Zeit zu „Zeit würdige Priester. Allerdings. Indeß könnte und sollte, nach den mancherley einzigen Anstalten, vielen und ansehnlichen Stipendien rc. im Würtenbergischen, die Anzahl gelehrter, wohldenkender, und feingesitteter Geistlichen dieses Landes größer seyn, als sie unzweifelbar ist. Es scheint darinn an regem Fleiße und Nacheifer zu fehlen. Die heitere Aussicht, die jeglicher Weltweise, wenn er nicht durch grobe Unwissenheit und Ausschweifungen, unter die sordem et faecem generis humani eigentlich gehöret, auf Beförderung in seinem Vaterlande bey der gänzlichen, unwandelbaren, „grundgesetzlichen" Ausschließung aller und jeder Fremden, (die überhaupt durchweg in den Augen Jener, als Lilliputer erscheinen,) dürfte auch den Schlummer, der die meiste W. Geistlichkeit sowohl, als den Nachwuchs, im Durchschnitte betrachtet, fesselt, mit erhalten helfen. Diesen zu zerstreuen wird mehr erfordert, als — —.

Bey dieser Gelegenheit seyn die, in Französischer Sprache schon mehreremale aufgelegten, Lettres intéressantes du Pape *Clément XIV.* (Ganganelli) sie seyn nun sämmtlich das selbsteigene Produkt dieses der Erde, ins-

besondere seiner Kirche, zu früh entrückten Edlen, oder nur zum Theil ächt, oder alle von Caraccioli komponiret, und Jenem untergeleget, bestens von mir empfohlen. Sie enthalten, außer verschiedenen angenehmen Stücken, Gemälden von Italien z. B. u. a. manches, nicht allein für die Catholische Geistliche, nein! für die von allen Religionspartheyen, Nützliche, — und dieses ungezwungen und schön gesaget. Die bey von Düren in Frankfurt a. M. 1776. herausgekommene, deutsche Uebersetzung entspricht dem Werthe des Originals nicht. Ich wünschete, daß ein geschickter Mann eine bessere verfertigen möchte. So könnte das *utile* atque *dulce* jener Briefe allgemein genießbarer gemachet werden.

Ar.

Unterweisung zur Glückseligkeit, nach der Lehre Jesu. Neue verbesserte Auflage. Berlin, bey Nicolai. 1776. 8. 95 Seiten.

Ist schon, als eines der zweckmäßigsten kleinen Lehrbücher dieser Art, rühmlichst bekannt.

T.

Lehrbegriff der christlichen Kirche in den drey ersten Jahrhunderten. Zu Prüfung einiger neuern Streitigkeiten, in der Dogmatik und deren Geschichte. Aus den sichersten Resten des christlichen Alterthums in seinem Zusammenhange vorgetragen von Chr. Friedr. Rößler, Diac. zu Vayhingen an der Enz. Frankfurt bey Varrentrapp. 1775. 8. XXIV. und 240 Seiten.

Ein neuer Titel zu dem Buche, welches 1773. eigentlich herausgekommen, und bereits in dieser Bibliothek B. XXVII. S. 91. beurtheilet worden. Wenn der V. auf dem von ihm betretenen Wege weiter fortgeht, wie wir nicht zweifeln: so wird er in seiner Schrift verschiedenes umzuschmelzen finden.



finden. Immer ist und bleibt es sehr rühmlich, daß er in einem Lande, wo theils der Geist des **Bengelianismus** und **Oetingerianismus**, theils der des Schlafes und Müßiggangs, in die meisten Prediger und Professoren, von allen Facultäten und Graden, gefahren zu seyn scheint, beyden den Eingang muthig verwehret, und die dem Herzogthum **Würtenberg** vor den meisten Ländern eigenthümliche vielfache Hülfsmittel, zur Erwerbung ächter theologischer Gelehrsamkeit, wodurch billig mehr als Ein **Christoph Matthäus Pfaff**, hätte empfangen und geboren werden sollen, statt der überviclen **Jäger**, **Schotte**, **Sartorius** *rc.*, — nicht unbenutzet läßt. Wenn ihm sein Vaterland die Belohnung seines Fleißes versaget: so steht zu hoffen, daß er sie in andern Provinzen Deutschlands finden werde, da Männer von dergleichen Studien mehr geschätzet und bedacht werden, denn müßige Asceten, Swedenborgsche Träumer, Apocalyptische Schwärmer, **Roos**, **Glöckler**, **Süßkind** *rc*, und Kretensische faule Bäuche, die vor großer Menge nicht können gezählet werden.

(*).

Hundert christliche Lieder. Von Joh. Casp. Lavater. Zürich bey Orell, Geßner, Füeßli und Comp. 1776. 8. 350 Seiten.

Zweytes Funfzig christlicher Lieder. Von Joh. Casp. Lavater. Zürich *rc.* 1776. 8. 169 Seiten.

Die ersten funfzig Lieder, welche wir schon in unserer Bibl. XX. 2. 543. angezeiget haben, und die neuen zweyten funfzig machen nun den Band von **hunderten** aus. Für die Besitzer der erstern Ausgabe sind aber auch die letztere besonders gedruckt, um sie selbiger beyfügen zu können. Wir wiederholen das Urtheil über jene, welches wir an dem angezeigten Orte gefället haben. Unsere pia desideria dabey sind nach wie vor geblieben. Da die Idee von der **Wunderkraft des Glaubens und Gebets** sich einmal der Seele des V. unauslöschlich tief eingepräget hat, so wundert es uns nicht, daß auch keine Sylbe darin geändert worden. Vielmehr hat Hr. **Lavater** dieses sein Lieblingslied, das

man nicht als Poesie ansehen soll, dadurch vor andern auszuzeichnen für gut gefunden, daß er demselben in dieser Ausgabe einen kurzen Auszug der Hauptgedanken dieses Liedes in Prosa vorangesetzet hat. Und er bittet alle Wahrheit liebende Leser, dasselbe genau und allein nach der Schrift zu prüfen, mit der sie es völlig übereinstimmend finden würden. Die erläuterten Anmerkungen, die in der ersten Ausgabe der ersten funfzig Lieder unter dem Texte stunden, sind weggelassen, und an ihrer Stelle ist die Erklärung einiger Redensarten für ungeübte Leser der Vorrede eingerückt worden. Die zweyten Funfzig haben in dem besondern Abdrucke dergleichen Anmerkungen zur Uebereinstimmung mit den ersten auch unter dem Texte erhalten.

Hr. L. will „seine Liedersammlungen ganz und gar nicht „als etwas in irgend einer Absicht Vollständiges, sondern nur „als einen schwachen Beytrag, nur als ein Schärflein zur „Erbauung, angesehen wissen.“ Auch von der zwoten Sammlung alter verbesserter, umgegossener, einzeln gedruckter und großen Theils ganz neuer Lieder sagt er, sie sey noch so unvollkommen, wie der erste Theil. Weil er aber dennoch gewiß ist, daß sie nicht ohne Segen für eine Menge Christen von verschiedener Denkungsart und verschiedenen Umständen seyn werden, auch dafür hält, man könne die christlichen Lieder nicht genug vervielfältigen, doch aber auch nicht genug ausarbeiten; so legt er sie dem geistlichen Publikum vor, und will auch noch eine Sammlung von Kirchenliedern herausgeben, auf die er allen möglichen Fleiß zu wenden gedenkt. Wir wünschten, daß er alsdenn mit den gehäuften Anreden an Gott und Christum unter verschiedenen Namen, mit dem Gebrauche wiederhohlter, aus zweyen Substantiven zusammengesetzter Wörter, und mit ganzen Strophen, die bloß gemeine Gedanken in Reime bringen, sparsamer, als bisher, seyn möchte. Er hat sie sehr in Gewohnheit. Z. B. No. 40. der 1. Samml. Heißes Flehen eines Gottsuchenden überschrieben. An diesem Liede will uns überhaupt der ganze Ton nicht recht gefallen. Es ist gar nicht die ruhige, zwar starke, aber doch gelassene Empfindung eines Gott ergebenen Christen, der seine Wünsche auch mit heißer Inbrunst an ihn richtet, darin ausgedrückt. Der Dichter läßt seinen Beter nicht bitten, sondern ängstlich und unruhig winseln, wehklagen, betteln, wozu schon manche alte Lieder den eben nicht nachzuahmenden Ton angegeben haben. Aber hierüber weggesehen,

geschehen, mag man urtheilen, ob der angeführte Tadel die folgenden Strophen betreffe, oder nicht.

Mein Schöpfer! Mein Vater!
Du zärtlichster Vater!
Erbarmer! Verschoner!
Des Glaubens Belohner!
Wie du, so liebt keiner!
Erbarme dich meiner!

Vergieb, o Vergeber!
Beleb', Allbeleber!
O Sündenerschrecker!
O Todtenerwecker!
Licht, Wahrheit und Lehrer!
O Thränenerhörer!

Erhören paßt nicht zu Thränen.

Jehova Messias!
Mensch! Bruder! Messias!
Erschaffende Liebe!
Gekreuzigte Liebe!
O Leben der Leben!
Was kannst du nicht geben! —

Das abstrakte Wort für ein concretes zu brauchen, dünkt uns hier nicht recht schicklich, und sollte in Liedern nicht wieder aufkommen.

Erbarmer der Sünder!
Sey mirs auch nicht minder.
Erhöre das Sehnen
Der brennenden Thränen!
Wie kannst du das Schmachten
Des Armen verachten?

Dieses thut ja Gott nicht, warum fragt man ihn denn, wie er es thun könne?

Mein innigstes Flehen,
Wie kannst du's verschmähen?
Mein gläubig Umfassen
Wie unbemerkt lassen?
Das willst du nicht, Liebe!
Das kannst du nicht, Liebe!

Des

Des Flehenden Wehmuth,
Des Glaubenden Demuth,
Das kindliche Lallen,
Das muß dir gefallen!
O Vater der Väter,
Du hörest den Beter.

Und schwiegst du noch länger,
Und wär mir noch bänger,
So will ich doch beten!
So kannst du doch retten!
Ich lieg' in dem Staube
Stillschweigend und glaube. —

Auch die Versart dünkt uns zu hüpfend für den Inhalt des Liedes. Der Dichter hätte eine andere wählen sollen. Es schließt sich endlich so:

Du Guter, du Treuer!
Erbarmer! Befreyer!
Begnadiger! Tröster!
Du Guter! du Bester!
Du rufest mir: Liebe!
O lehre mich's — Liebe!

Erweitre die Seele!
Erfülle die Seele
Mit Liebe! Mit Freuden,
Zu wirken, zu leiden!
Zu nehmen, zu geben,
Zu hoffen, zu streben!

Zu trösten, zu weinen,
Dem Großen, dem Kleinen,
Für jeden auf Erden
Ein Opfer zu werden.
Ein Opfer der Liebe!
Dies lehre mich, Liebe!

Uns ist die gute Absicht des V. bey seinen Liedern viel werth. Aber Mühe kann es unmöglich kosten, dergleichen zu hunderten zu verfertigen. Genug ausgearbeitet, wie sie Hr. L. doch haben will, möchten wir sie wenigstens nicht nennen. Wenn wir mit ähnlichen Gesängen, deren Hr. L. so viele liefert, die öffentliche oder Privatandacht unserer Chri-

sten

sten zu unterhalten wieder anfangen wollen, so sind wir mit unserer geistlichen Liederverbesserung, wie sie Gellert anfieng, nicht bloß zu Ende, sondern wir gehen wirklich schon wieder rückwärts damit.

Zu dem Vorberichte zu den zweyten funfzig Liedern fügt Hr. L. noch ein Verzeichniß einiger wünschbaren Lieder hinzu, deren Ausarbeitung er frommen Männern und Jünglingen empfiehlt. Unter den fünf und zwanzig Arten, die er verlangt, sind auch unter andern Leder für Aerzte, für Philosophen, für Deisten und Zweifler, für Schriftsteller, und zwar für letztere 1. Beym Entwurf eines Werks. 2. Bey der Ausarbeitung. 3. Nach Vollendung. 4 Bey der Publikation. 5. Bey demüthigenden Urtheilen. 6. Bey rühmlichen. 7. Allgemeines Schriftstellerlied.

Ez.

Wahl der besten französischen Predigten, welche verschiedene der berühmtesten Redner gehalten haben, von Johann Aug. Plödtner, — übersetzt. Coburg bey Ahl. 8. Erster Theil. 1773. 504 S. Zweyter Theil. 1774. 576 S. Dritter Theil. 1776. 520 S.

P. Bourdaloue, P. Bretonneau, P. Perrin, Dom Sensarie (ein Benediktiner) P. Griffet, Terrasson, Abbé (nicht Abt, wie Hr. Pl. und andere sagen,) Torne, Abbé Clement, Abbé de la Tour du Pin, und die Sermons nouveaux eines Ungenannten, haben die Materialien zu diesen drey Theilen geliehen. Bourdaloue ist in Deutschland, zwar nicht in der Urkunde, aber in der (1759—1768. herausgekommenen) Uebersetzung, ziemlich bekannt. Indessen kann ein Prediger von solchem Werthe, Geistlichen sowohl, als Layen, nicht häufig genug dargestellt werden. Auch übertrifft die Pl. Uebersetzung jene in verschiedenem Betrachte. Torne ist ebenfalls (1766) übersetzt worden; dürfte deswegen aber noch nicht genug bekannt seyn. Wen nach festerer solidrerer Nahrung für seinen Verstand hungert, der möchte, falls er ausländisches Gewächs verlanget, in der Schulz'schen Bibl. der vorzügl. Engl. Pred.

Pred. durch die Secker'sche, Enfield'sche, Jortinsche Stücke, — die homiletischen Produkte der Britten überhaupt — weit mehr befriediget werden, als durch die Plödtner'sche Wahl, — die französischen Sermons im Durchschnitte genommen. Der gegen den Reichthum der Gedanken Gleichgültige, in das Zierliche, Geblümte, Bilderreiche Verliebte hingegen dürfte hier, in französischen Predigten überhaupt, seine Rechnung besser finden. Es wird in Frankreich für etwas überaus Ehrenvolles angesehen, vor dem Könige, der königlichen Familie, kurz, vor dem Hofe, zu predigen, — drücket, in den Augen der Menge, dem, der dazu bestellet wird, einen unauslöschlichen Charakter homiletischer Superiorität ein. Und wirklich werden insgemein die geschicktesten, zum wenigsten berühmtesten, Prediger des Königreichs dazu berufen, — so ehemals z. B. Massillon. Unterdeß lenken Kabale, Hofgunst u. d. gl. zuweilen diese Wahl auf ein minder würdiges Subjekt. Hr. Plödtner scheinet auf jenen Umstand, auf den Beyfall der Großen des Hofs, (welche doch bey weitem nicht immer die ächten Kenner sind) so wie auf die Lobsprüche, welche französische Recensenten, überhaupt Autoren, manchen Predigten ihrer Landsleute ertheilt haben, in seiner Wahl etwas zu viel Bedacht genommen zu haben. Verschiedene Stellen, wo die Verfasser ihre Imagination nicht genug, oder gar nicht gezügelt haben, hätte er ohne Bedenken wegschneiden können, und sollen. Gleichwohl finden sich in dieser Sammlung einige gute Stücke; Predigten voller Realitäten, und diese mit aller Deutlichkeit, Ordnung, Einfalt, Ernst und Würde vorgetragen. Vernunft und Philosophie gewinnen jetzt in der französischen Litteratur täglich mehr Land. Die Schriften eines d'Alembert, Thomas, St. Lambert, Servan, de la Harpe u. a. beweisen es. Und so stehet zu vermuthen, daß auch ihren Kanzelvorträgen allmählig nicht sowohl ein philosophischerer Anstrich werde gegeben, als vielmehr wirklich mehr Geistes- oder Gedankenfülle in sie geleget werden. Die Pl. Uebersetzung scheinet richtig zu seyn: hie und da hätte der Styl etwas leichter, fließender, kürzer und zierlicher seyn können. Die jedem Theile angehängten Zergliederungen der darinne enthaltenen Predigten sind ziemlich genau; die Vorreden zu den beyden letzten aber etwas kriegerisch. Die angegriffenen Partheyen werden wahrscheinlich wieder auf dem Streitfelde auftreten.

Ihr

Ihr Feind hat ihnen vom Neuen verschiedene Blößen gegeben. Ob ihnen seine Vorberichte nicht mit etwas zu vielen, und zum Theil unpassenden, Griechischen, Englischen, Holländischen, Französischen ꝛc. Citaten verbrämet scheinen werden?

Viele Trauerreden sind bey dem Tode Ludwigs XV. 1774. gehalten und gedruckt worden, wie denn stets bey dergleichen Ereignissen mehrere gehalten und bekanntgemachet werden. Irre ich nicht sehr: so dürften die Franzosen, im Durchschnitte betrachtet, uns Deutsche, überhaupt genommen, hierin merklich übertreffen. Erhabener sind in den Leichenpredigten jener z. B. insgemein die Gedanken, größer die Rührung, feiner das Lob gewendet, freymüthiger und nachdrücklicher, und gleichwohl anständig und bescheiden, die Fehler bestrafet, angemessener und edler der Ausdruck, leichter und geschickter die Uebergänge, als gemeiniglich in denen unserer Geistlichen; — rührt dieses nur daher, daß jene seltener predigen, und so mehrere Muße zur Ausarbeitung ihrer Reden besitzen, (denn gewöhnlich werden die sermons funébres bey Vornehmen erst 6 bis 8 Wochen nach ihrem Tode gehalten, — bey den Katholiken überhaupt nur in der Advents- und Fastenzeit, und an den Gedächtnistagen der Heiligen ꝛc. geprediget,) oder, daß sie mehr in der großen Welt und in guten Gesellschaften leben, und so ihre Gedanken einnehmender wenden, ihr Lob geschickter zieren, ihren Tadel feiner überstreichen, lernen; oder daß sie mehrere Muster ächter, weltlicher und geistlicher, Beredsamkeit, überhaupt Stärke des Geistes und Geschmacks, studiren, u. s. f. der Vorschritt der Franzosen vor den Deutschen hierin ist, dünkt mir, unleugbar, — im Ganzen angesehen; denn es giebt unter Uns einzelne Männer, die es in diesem Felde mit den geschicktesten Trauerrednern Frankreichs getrost aufnehmen können. Aus solchen französischen von Zeit zu Zeit erscheinenden Leichen- überhaupt Gelegenheitsreden, wünschte ich von einem einsichts- und geschmacksvollen Manne, der zugleich das Uebersetzen, Sammeln, Schreiben, nicht auf den Fuß einer affaire de finance, (im alten körnichten Deutsch, nicht Finanzoperation, sondern Geldschneiderey) behandelt, die vorzüglichste ausgesuchet, übersetzet und gesammelt zu sehen.

Ich habe selbst noch keine Italiänische Predigten gelesen, weiß aber aus Richard Simon, Denina, Raynal u. a. daß in denen von (dem unglücklichen 1498. unschuldig ver-

verbrannten Dominikaner von Ferrara, **Hieronymus Savonarola**, und von (dem ehemaligen Capuzinergeneral, auch päbstl. Beichtvater) **Bernh. Occhino**, (der wegen einer freymüthigen Predigt aus **Italien** zu flüchten gezwungen, in der Schweiz die **reformirte** Religion angenommen, nachwärts durch den unbändigen Eifer der **Zürcher** u. a. in seinem 76sten Jahre, im härtesten Winter, daraus vertrieben, unter die **Unitarier** nach **Polen** sich begeben, und auf Anstiften des unduldsamen **Kalvins** auch daraus verjagt, endlich nach **Mähren** gegangen, und kurz nach seiner Ankunft, unter den dasigen **Anabaptisten** 1564. gestorben,) „**Spuren einer männlichen Kanzelberedtsamkeit**“ vorkommen; daß auch **Segneri** unter den **Italiänern** für einen Prediger „**voller Salbung, Geist und Leben**“ gehalten wird. Indeß, nach dem Charakter anderer **Italiänischer** Werke, **Gedichte** z. B. zu urtheilen: möchten ihre **Predigten** im **Durchschnitte** genommen, oder en bloc (wie man auch sagt,) mehr Kitzel dem **Ohre**, und Futter der **Einbildungskraft**, als Nahrung dem **Verstande**, und Rührung dem **Herzen**, gewähren. Insgemein geben die Produkte der **nordlichen** Völker den **oberen** Seelenkräften gründlichere Sättigung, als die der **südlichen**, welche jenen, wo nicht keine, doch nur leichtere, dünnere Nahrung, dagegen den **unteren**, und dem **Ohre**, mehrere und angenehmere Speise verschaffen. Mich wird wundern, wenn nicht Einer unserer Landsleute auf eine **Bibliothek der vorzüglichsten**, oder **Wahl der besten, Italiänischen Predigten** denken sollte. Eine Spekulation.

Ar.

Christ. Guil. Franc. Walthii Breuiarium Theol. Dogmat. Goettingae sumtibus Küebleri 1775. in 8. Alphab. II.

Die Eigenschaften, welche man in unsern Zeiten von einem akademischen Lehrbuch, das bey der Unterweisung der zukünftigen Lehrer der Religion zum Grunde geleget werden soll, mit Recht verlanget, werden bey dem gegenwärtigen einigermaßen vermisset. Verschiedenes ist nicht deutlich genug bestimmet; manche Lehrsätze findet man hier noch, von denen

die

die Bibel nichts weis, und die ihre Stelle blos dem theologischen System und der gewöhnlichen Lehrart zu danken haben; einige Beweise hätten auch schärfer, und die Wahl unter den Schriftstellern strenger und treffender seyn sollen. Wer sich hiervon durch den Anblick versichern will, der darf nur die Abhandlung von der Dreyeinigkeit, von Christo und von der Bekehrung nachschlagen. Wozu dienet es, daß der V., nachdem er die Stellen des N. Test. die für Beweise der Dreyeinigkeit gehalten werden, angeführet, mehr als zwo Seiten mit Zeugnissen des A. T. anfüllet, die eine Mehrheit der Personen wahrscheinlich machen sollen, und die, aller dabey angewandten exegetischen Künste ungeachtet, nichts beweisen? Ist dieser Lehrsatz durch jene erstere unumstößlich dargethan, was bedarf es dieser letztern; und ist dies nicht, so wird seine Wahrheit nicht das mindeste dadurch gewinnen. Der V. gebrauchet auch oft das Wort übernatürlich, wo es, unserer Meynung nach, ganz unnöthig ist. So redet er von einer übernatürlichen Erkenntniß Gottes, und versteht, soviel wir seine Gedanken einsehen, doch keine andere, als diejenige, welche durch die Offenbarung in der heil. Schrift erhalten wird. Er nennet die Gnadenwirkungen übernatürlich, S. 318. und ein Wunder, S. 320. Unter vielen Einschränkungen und Bestimmungen kann diese Art zu reden richtig seyn, und einen erträglichen Sinn geben. Man thut aber doch besser, daß man sich ihrer gänzlich enthält, da sie so manchen Mißdeutungen unterworfen ist, und so leicht einen Wortstreit veranlassen kann. Der V. scheint sich auch ein wenig zu widersprechen. In der Abhandlung von der Freyheit des Menschen behauptet er, S. 275. der Mensch habe, in Ansehung des Geistlichen, keine Freyheit. Vorher hatte er zugestanden, daß die Menschen Gott und ihre Pflichten erkennen, auch manche Tugenden ausüben könnten, dies gehöret nach der eigenen Erklärung des V. zu dem Geistlichen. Er wird zwar einwenden, er rede in jener Stelle blos von tugendhaften Handlungen. Allein wer dieselben vollbringt, von dem kann man doch nicht sagen, daß er unvermögend zu allem Guten sey. Ueberdies ist die Tugend und das Gute immer einerley; sie sind allemal Tugend und Gutes, sie mögen aus blos natürlichen und vernünftigen, oder christlichen Motiven, vollbracht werden. Man kann auch keine Stelle der Schrift anführen, in welcher die aus natürlichen Bewegungsgründen herrührende Tugend verworfen oder

herabgesetzet würde. Was aber den Satz: der Mensch ist zu allem geistlichen Guten unvermögend, oder er hat keine Freyheit in Ansehung desselben, anbetrifft, so kann man ihn nicht behaupten, ohne aller Erfahrung zu widersprechen. Man kann vielmehr ganz sicher behaupten, daß der Mensch ein Vermögen zur Ausübung aller Tugenden besitze, welche der bey ihm herrschenden Art der Sinnlichkeit und seiner Temperaments- oder Lieblingssünde nur nicht entgegen sind: sobald dieser Fall eintritt, und eine Pflicht mit derselben in Collision kömmt, so muß sie zurückstehen, und jene hat das Uebergewicht. Hier ist es freylich richtig, daß er nicht vermag, dies Gute auszuüben; man kann dies aber wohl nicht ohne Vergrößerung ein Unvermögen zu allem geistlichen Guten nennen. Die Stellen der Schrift Ephes. 2. 1. Kap. 5. 6. Röm. 6. u. a. m. in welchen die Menschen als Todte, als Blinde und Verfinsterte vorgestellet werden, gehören nicht hieher. Die Apostel schreiben an solche Christen, die aus dem Heidenthum bekehret waren. Und was von diesen galt, das kann nicht einmal ohne Einschränkung von unsern unbekehrten Christen, und am wenigsten von denen, die manches Gute thun, gesaget werden. — Doch wir müssen hier abbrechen, ob wir gleich hierüber uns noch gerne weiter äußern möchten: denn im Grunde ist es wirklich traurig, bey einem Gelehrten, der anderweitige große Verdienste hat, noch einen so großen Grad der Finsterniß und einen so dicken Nebel von Vorurtheilen zu finden.

Bf.

Theologia dogmatico — polemica, cum compendio *historiae dogmatum* succinctae, in vsum praelectionum academicarum adornata a D. *Georg. Frider. Seiler.* Erlangae apud Waltherum. cIↃIↃCCLXXIV. 8. 33 Bogen.

Verschiedene sind der Meynung, ein Lehrer müsse eine Wissenschaft vorher mehr als einmal sorgfältig durchgearbeitet, und vorgetragen haben, ehe er dem Publiko die Quintessenz daraus gezogen vorlegte. Und so hat unter andern Ernesti seine institutionem interpretis N. T. etwas spät herausgegeben. H. S. hat seine fünf, den verschiedenen Stufen

sen und Bestimmungen des ersten Alters angepasset seyn sollende, **Lehrbücher** früher ans Licht treten lassen.

Einige Theologen stimmen mit dem symbolisirten Lehrbegriff aus Ueberzeugung überein. Andere denken im Grunde ganz verschieden, dürfen aber nicht abstimmig lehren. Beym V. findet wohl jenes statt. Wozu denn so viele Akademische Compendia theol. dogm. überhaupt, wozu insbesondere H. S. dieses unzählbare Heer mit einem neuen, und zwar solchen, vermehret habe: ist nicht wohl abzusehen. Die jedem Kapitel angefügte historia doctrinae ist allerdings ein Vorzug dieses **Handbuchs**, der den meisten, auch dem sehr hervorragenden, insonderheit an vortrefflichen philologischen und philosophischen Anmerkungen vor andern reichen, **Heilmannischen** compendio abgeht. Indessen ist sie bereits, unter andern, in **Benner's** notitia salutis, und noch ausführlicher in des verstorbenen **Walch's Einleitung in die Dogmatische Gottesgelahrheit**, Jena 1757. 8. anzutreffen. Allenfalls hätte dieses **vermeintlich Neue**, wo es der V. seinen Zuhörern nicht **diktiren**, oder von ihnen **abschreiben** lassen, wollte, welches freylich viele Zeit frißt, **besonders** gedrucket werden können. Eben so *Pars tertia*, *appendicis* loco adiecta, welche in **drey** Kapiteln auf sechs und einem halben Bogen *historiam dogmatum* ex *conciliis* ecclesiae christ. et *decretis pontificum*, historiam eccles. *orientalis antiquae;* das Systema ecclesiae *Romanae;* breuem expositionem doctrinarum, quibus ecclesiae *graecae* differunt, et ab *euangelica*, et a *romana;* Systema *Socinianorum; Arminianorum* dogmata; *Anabaptistarum* placita et *Fanatic.* enthält, und besonders wegen der Auszüge aus den Schriften verschiedener ältern Schriftsteller, und den Verhandlungen der **Concilien** rc. ganz nützlich ist, die Studierende in dieses Fach einzuweisen, von der, in solchen herrschenden Denk- und Sprechart einen Vorschmack ihnen zu geben, und dergleichen. **Erhärten** wird wohl H. S. durch diese **Excerpte** im Ernste nichts wollen. Wer weis, was für ein Geist die **Kirchenversammlungen** belebet, was für flachgelehrte Köpfe und schwarze Herzen öfters daselbst die Majorität ausgemachet, und den Ton angegeben: bey dem werden gewiß ihre **Urthel** von wenig, oder gar keinem, Belang seyn. Sollen diese **Beweise** seyn: nun so hat es mit allen Lehren, und der Disciplin, einer Kirche, von welcher sich gleichwohl Andere mit höchstem Recht getrennet haben,

den, seine gute Richtigkeit. Jede Kirchenparthey findet, insbesondere in den Schriften der Kirchenväter, etwas zur Unterstützung und Beglaubigung ihres Systems. Auch ist das kurze: aduersus Pontificios, Socin. Arminian. um dessentwillen, wiewohl mit Unrecht, dieses Buch theologia dogm. *polemica* heißt, schon z. B. im Jäger'schen compendio bemerket.

Unter die Ingredienzien der künftigen Glückseligkeit setzet der V. in der Section vom ewigen Leben *unionem* cum deo *arctissimam* und *adspectum* quendam *dei — laetissimum*. Beydes sind schwankende, unbestimmte Ausdrücke, — Nebelworte, die in einem Lehrbuch am unrechten Orte stehen. Zuerst hatte er unter jenen *dei rerumque multarum* atque *iucundarum accuratam cognitionem*, hernach *amorem dei dulcissimum*, angeführet. Unter der *unione* c. deo arct. und dem *adspectu* q. dei laet. kann wohl nichts anders gedacht werden, als dieses, — eine ausführlichere und deutlichere Erkenntniß Gottes, seiner Werke, Vorsehung, Vollkommenheiten, Eigenschaften, daher entspringende innigere Liebe zu ihm u. s. f. Warum also nicht solche präcisere Ausdrücke? — An eben dieser Stelle findet sich auch das gewöhnliche von einer *absentia malorum omnium, morborum etc.* bey den Himmelsbürgern. Die diesem Körper anklebende, dem gegenwärtigen ersten Leben eigenthümliche, Schmerzen und Widerwärtigkeiten, werden in jenem Leben hinwegfallen. Wird es aber, soll es, kann es, von allen Unannehmlichkeiten überhaupt ganz frey seyn? Berechtigen uns Bibelsprüche zu dieser Angabe? Ein Gemälde ohne Schatten ist ein Unding. Ein Körper, der angenehmer Eindrücke empfänglich ist, wird eben dadurch den entgegengesetzten blosgestellet, ist sofort unangenehmer fähig. Die Raupe, welche der Erde sich entschwungen, und als Schmetterling ein Luftbürger geworden, ist dadurch nicht allen widrigen, schmerzhaften Zufällen entgangen. Der Mensch, auch der bessere, ist und bleibt stets ein vermischtes, ein sinnlichgeistiges, ein eingeschränktes, also schmerzenempfängliches Geschöpf, ein Wesen, das keiner reinen Glückseligkeit fähig ist. — Wie die Gesichter; so die Charaktere. Keiner dem andern vollkommen gleich. So viele Menschen: so unmerklich verschieden ist auch die Kultur, der Gehalt und Werth derselben. Die zwo große Abtheilungen der Menschen in Gute und Böse, stehen in Systemen, Compendien und

Predig-

Predigten, sind aber nicht in der Natur. Weder Himmel, noch Hölle, im gangbaren Sinn, möchte für gar manche Menschen passen. Von eben der Stufe der Moralität, worauf der Mensch in diesem ersten Leben gestanden, wird er, unter der weisen Regierung dessen, der die Liebe ist, und ewiglich bleibt, allmählig weiter sich heben, sich bilden, sich Glückseligkeit bereiten, — zu dem, nach der menschlichen Einschränkung überhaupt, und seiner individuellen Anlage insbesondere, erreichbaren Ziele aufstreben. — Dies sind nur Vermuthungen. Aber, ungeachtet wir drey Bände von Aussichten in die Ewigkeit haben: möchte gleichwohl noch verschiedenes in dieser ganzen Lehre aufzuhellen und zu berichtigen seyn.

Die Beweisstellen sind auch in diesem Lehrbuch nicht zum geschicktesten gewählet. Nur Eine Probe! Ebr. 10, 26. ist zur Begründung der Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen angezogen. Jeder unbefangne Denker und Schriftforscher urtheile! Ich setze, diesen Artikel betreffend, nichts weiter hinzu, als: Gott suchet, saget Jesus Luc. XV. das Verlorne, und nirgends ist dieses Suchen auf das gegenwärtige Leben beschränket.

Kb.

Dringende Ursachen, welche Patrem Mansuetum, gewesenen Priester und Prediger des Capucinerordens, in dem sechzigsten Jahre seines Alters bewogen, sowohl das Pabstthum, als seinen Mönchstand, zu verlassen, und zu jenen Gemeinden zu treten. — In den Druck gegeben von ihm selbst, der sich nun wiederum mit seinem ersten Tauf- und Vaternamen nennet Georg Oehninger. Berlin, bey Birnstiel. 1776. 8. 259 Seiten.

Wir glauben wohl, daß es für jemanden, der die innerliche Verfassung der römischen Kirche, und besonders der Mönchery, so aus langer Erfahrung kennet, und soviel darinne gelitten hat, als Hr. Oe., schwer halten mag, nicht jedem, der es hören will, unverhohlen darüber heraus zu sagen,

gen, was er auf dem Herzen hat. Wir zweifeln auch nicht, daß der betagte Greis die Veränderung seiner kirchlichen Confession blos aus Gewissenstriebe vorgenommen habe. Aber deshalb billigen wir doch die Art, mit der er seinen Unmuth wider seine ehemaligen Glaubensbrüder ausläßt, auf keine Weise. Auch die katholische Kirche wird itzt merklich erleuchteter, und hat einsichtsvolle, gutgesinnte und rechtschaffene Mitglieder unter Geistlichen und Weltleuten. Mit so wenig Mäßigung und Anständigkeit, als Hr. De. beobachtet, gegen die ganze Kirche schreiben, ist Beleidigung für diese, woran wir, wie bereits bey Anzeige der erstern Schriften des S. Bibl. XXIX. 1. 70, 71. geschehen ist, nochmals unser grosses Mißfallen zu erkennen geben. Wenn Hr. De. zur Beförderung heilsamer Wahrheit den Aberglauben und widerrechtlichen Verfolgungsgeist, der lange unter den Katholiken geherrschet hat, ja rügen wollte, so hätte das mit mehr kaltblütiger Ueberlegung, Sanftmuth und Achtung gegen das katholische Publikum, auch mit mehr Gründlichkeit geschehen müssen. Alsdenn würde er vielleicht einen und den andern zur Aufmerksamkeit gebracht haben. Aber wie dieser Zweck zu erreichen gewesen wäre, das versteht nun freylich der alte Mann nicht; und wird es in seinen Jahren auch wohl niemals lernen. Also wär es wohl besser, er setzte sich weiter durch seine Schriftstellerey in keine unnöthige Kosten.

T.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Codicis repetitae praelectionis propediem typis mandandi prodromum, ad explorandas doctorum virorum sententias, mittit *Georg. August. Spangenberg.* Goetting. literis Dietrich. 1 Bogen. gr. 4. 1776.

Hr. D. Spangenberg, welcher an der Ausgabe des ersten Bandes vom Gebauerischen Corp. iuris mit gearbeitet hat, sagt auf diesem Bogen, wie er den zweyten Theil dieses Werkes, an dem Gebauer selbst wenig gethan hat, ausarbei-

ausarbeiten wolle, giebt eine Probe auf zwey Blättern, und wünscht darüber das Urtheil, den Rath und die Erinnerungen der Gelehrten, und zwar bald möglichst, zu erhalten. Wir wollen ihm unsere Meynung freymüthig sagen. „Erit autem tota *angelicus* ratio sequens (heißt es S. 4.) „Primum a capite ad calcem percurram iterum Haloandrinam, ne, quae forte Gebaueri solertissimam effugerint „indagationem, lectiones desiderentur. Ita tamen in ea „re versabor, vt omnibus, ipsius industriae vnice debitis, „summa religione venerandum semper mihi nomen adponam.“

Gut. Nur bitten wir, und ohne Zweifel viele mit uns, Hrn. P. Sp. gar angelegentlich, daß er bey den Varianten den Gebauerischen Namen weglassen möge. Gebauer hat andere Verdienste, welche seinen Ruhm verewigen, als daß man nöthig hätte, ihm das Variantensammeln aus der Haloandrischen Edition, das jeder Schüler kann, auch zum Verdienst anzurechnen. Es ist wirklich eckelhaft in dem ersten Theile des Gebauerischen Corp. iuris, hinter jeder elenden, unbedeutenden, aus dem Haloander genommenen Variante das Wort GEB. zu sehen, das oft so viel Raum einnimmt, als die Variante selbst. Hr. P. Sp. hat auch in der Vorrede zu den Pandekten schon gestanden, daß Gebauer eben nicht die größte Sorgfalt im Excerpiren der Haloandrischen Varianten angewendet habe. Was kann man sich also von der Vergleichung des Codex gutes versprechen? Also vergleiche Hr. P. Sp. den Codex ganz von neuem, und gedenke Gebauers bey den Varianten gar nicht.

„Deinde, vti monui, in rem vertere placet, quae„cumque *Contius* aut Russardus e libris veteribus manu„scriptis, modo haec alicuius momenti habeantur, ma„xime vero circa inscriptiones aut subscriptiones legum, „vel enotauerint, vel in textum receperint, socio addito „*L. Charonda*.“

Daß die Ausgaben des Russardus, Contius und Charondas gebraucht werden müssen, versteht sich von selbst; und zwar nicht bloß wegen der darin enthaltenen, sondern auch wegen der am Rande derselben angezeigten Varianten. Auch alsdenn, wenn sie sich auf codices berufen, oder eine critische Note haben, ist Gebrauch von ihnen zu

machen. Allein in der vom Hrn. P. Sp. gelieferten Probe finden wir nicht, daß dies alles geschehen ist.

Unter die zu vergleichenden Editionen gehört auch wohl die Hervagische, die zwar nach der Haloandrischen gemacht ist, aber worin doch am Ende viele Varianten aus codd. Mss. angeführt sind. Indessen vermuthen wir, daß diese Varianten schon von Charondas gebraucht sind.

„*Praeterea* Codice Theodosiano, tanquam multa„rum Iustinianei codicis legum fundo, ita vtar, vt cum „primitiuum lectionem, tum ea, quae in Theodosiano le„guntur, in Iustinianeo non exstant, sedulo in notis „subiiciam."

Recht; Und haben auch schon Russardus, Contius und Haloander einen Anfang darin gemacht.

„*Denique* e memoratis membranis, quem codicem „Regio-Academicum appellare iuuat, variantes excer„pam, suisque in locis, vt cuncta, Leeuwenianae edi„tioni studiose aptabo."

Das Mscpt befindet sich in der Göttinger Universitätsbibliothek, und ist im Jahre 1773. vom Hrn. Hofr. Heyne in einem Programm beschrieben worden. Daß es conferirt werde, ist billig, ob es gleich, wie Hr. P. Sp. nicht verschweigen kann, keinen großen Werth zu haben scheint, und mit einem demüthigern Titel, als der hochtönende: Regio-Academicus ist, zufrieden seyn könnte.

„Initio quidem animo pendebam, vtrum rudes insci„tiaeque librarii plenas ad codicis fidem vulgarem vo„ces, an prorsus spernerem. Sed cum fructum inde red„undaturum cernerem nullum, ab idiotismis et manife„stissimis erroribus repraesentandis manum potius cohiben„dam, quam cumulandis iis chartas commaculandas, censui."

Der Vorsatz ist löblich; aber in der Probe ist er nicht gehalten. Hier sind einige Beyspiele:

Text a Theodosio. Not. 12. Cod. R. A. *a theodosiano*. Ist das denn nicht auch eine inscitiae librarii plena vox?

Text: Virum sublimissimum. Note 12. Cod. R. A. subtilissimum.

Text: Phocam. Note 15. Cod. R. A. focham.

Text. Tribonianum. Note 20. Cod. R. A. Tribunianum. (Demnach gäbe es auch eine Variante ab, wenn etwa im Text Hadrianus stünde, und der Cod. R. Ac. Adrianus hätte.)

Text:

Text: Dioscorum Note 22. Cod. R. A. Diascorum.

Noch Eines. Gebauer sagt in seiner Narratione de Henr. Brencmanno: passim etiam ad doctorum virorum curas lectorem remisi. Ohne Zweifel ist dieses bey dem Codex auf keine bessere Art, als bey den Pandekten, geschehen. Wenigstens finden wir bey dem L. 1. et 2. Cod. de S. Trin. nichts, als zwey dürftige Allegaten aus den Obs. Halens. Also blieben die seichten Nötchen besser ganz weg. Sie dienen dem großen Haufen gar nicht, weil er die Bücher nicht nachschlagen kann, oder mag; den Kenner befriedigen sie nicht. Ueberhaupt gehören dergleichen Citationen nicht in ein solches Buch, sondern in ein eigenes Werk, dergleichen z. E. bey den Pandekten und Institutionen das bekannte Hommelische Corpus iuris cum notis variorum ist.

Sr.

Georg. Lud. Boehmeri — Principia iuris feudalis, praesertim Longobardici, quod per Germaniam obtinet. Editio tertia, emendatior. Goettingae apud vid. Vandenhoeck. 1775. 450 Seiten ohne Vorrede, Conspectus und Index, in 8.

Die Verbesserungen, die auf dem Titelblatte angekündigt werden, betreffen, wie man leicht vermuthen kann, nur das Detail dieses vortrefflichen Lehrbuchs. Sie bestehen darin, daß überall, wo es nur die pünktlichste Genauigkeit eines philosophischen Geistes erfordern konnte, einzelnen Sätzen mehr Präcision, und mehrern unter einander mehr Bindung und Anschluß, oder auch eine bessere Ordnung zugetheilt worden ist. Hin und wieder findet sich auch eine Berichtigung. So heißt es nun im §. 131. nicht mehr, ein reines Erblehen sey dasjenige, worin die Allodial-Erbfolge gänzlich, ein gemischtes aber, worin sie nur in Ansehung des Successions-Modus eingeführt sey; denn dieser letztere Begriff war offenbar zu eng, und ist daher mit Recht gegen einen weitern vertauscht worden, wornach alle diejenigen Lehen, worin die Allodial-Erbfolge nur in einem oder dem andern Punct, oder auch in mehrern zugleich, jedoch nicht gänzlich, angenommen worden ist, gemischte Erblehen

 heißen.

heißen. So ist es dem Hrn. V. im §. 149. nicht mehr genug, wenn ein Vasall, welcher eine besondere Art der Erbfolge unter seiner Descendenz einführen will, (der Satz kann noch generalisirt werden,) einem jeden, schon gebornen, Sohne hierbey sein Pflichttheil aus dem Eigenthume, und zugleich aus dem Lehne, zutheilt; nein, alles, was er ihm an Lehn entzieht, soll er ihm aus dem Eigenthume ersetzen. Das will §. 1. I. de sing. reb. per fideic. rel. Ein herrliches Argument, wobey einem Juristen das Herz aufgeht! So endlich — denn es möchten sich wohl keine bemerkenswürdige Beyspiele, außer diesem, mehr finden lassen — sagt nunmehr der 165 §. daß die Braunschweig-Lüneburgische Gesammthand doch nicht blos zur Bestätigung, sondern vielmehr zur Begründung des Successionsrechtes diene. Zur Erläuterung der Sächsischen Gesammthand ist am Ende, von S. 416 bis 450, das Chursächsische Lehnmandat vom J. 1764. beygefügt.

Kr.

Carl Ludwig Christoph Röslins Abhandlung von besondern weiblichen Rechten. Erster Band. Stutgard bey Betulius 1775. 300 S. in groß Octav.

Daß der V. der Gedanken vom Pflichttheile, die wir angezeiget haben, auch dieses Buch geschrieben hat, muß ein günstiges Vorurtheil für solches erwecken. Und dieses Vorurtheil wird bestätiget werden, wann man das Buch ansieht. Fleiß, Gründlichkeit, die Gabe selbst zu denken, und gute Ordnung wird niemand darinne vermissen. Der Inhalt dieses ersten Bandes ist folgender.

Erstes Buch von besondern Rechten des weiblichen Geschlechts überhaupt. I. Abschnitt, von besondern Rechten insgemein. II. Abschnitt, von Quellen und allgemeinen Sätzen der besondern weiblichen Rechte.

Zweytes Buch, von besondern weiblichen Rechten in Betreff der Personen. I. Abschnitt, von dem äußerlichen und ihrer Glaubwürdigkeit. II. Besondere Rechte bey Aemtern und Würden. III. Von der Keuschheit der Weibspersonen. IV. Von der Bevogtung des weiblichen Geschlechts. 1) Geschichte derselben. 2) von der Nothwendigkeit der Bevogtung,

ung, nach dem Unterschied der Rechte und Länder. 3) von den persönlichen Eigenschaften der Kriegsvögte. 4) von den unterschiedlichen Arten der Bevogtung. 5) von der Willkühr und dem Amt eines Richters, bey der Bevogtung. 6) von denjenigen Weibspersonen, welche bevogtet werden müssen. 7) von dem Amt der Kriegsvögte. 8) von dem Beweise der kriegsvögtlichen Gewalt. 9) von dem Ende und der Absicht der Bevogtung. 10) allgemeine Beurtheilung der Bevogtung. V. Abschnitt, von besondern weiblichen Rechten, in Betreff der Leibeigenschaft.

Diese sämmtliche Rubricken sind aus dem römischen und deutschen Privatrecht, (auf das Lehn- und Staatsrecht, läßt sich der V. nicht ein,) gut ausgeführet. Wird Hr. R. die übrigen weiblichen Rechte, mit gleichem Fleiße abhandeln: so wird seine Schrift unter die besten, in dem Fache der juristischen Specialabhandlungen, gerechnet werden müssen. Nur bitten wir ihn, sich nicht zu übereilen. Wer eine Materie vom so weitläuftigen Umfange bearbeitet, wo man so viele einzelne Fächer auszufüllen hat; der kann nicht zu langsam arbeiten.

Vg.

F. v. B. H. H. J. R. Gedanken über das System einer pragmatischen Rechtsgelahrheit, bey Gelegenheit des Kahrelischen Systems rc. Gießen bey Krieger 1774. 48 S. in Octav.

Ein förmlicher Panegyricus auf Hr. Prof. Kahrel in Marburg bey lebendigem Leibe. Der ganz unbekannte V. der den Hrn. K. und dessen Schriften so gut kennen, und so lieb haben muß, als ein Mensch sich selbst kennet und liebet, beweist, daß die sämmtliche Kahrelische Schriften vortrefflich sind, besonders aber sein noch ungedrucktes lateinisches System einer pragmatischen Rechtsgelehrsamkeit. Nun wird dann doch endlich das Publikum erkennen, wie schändlich seine bisherige Blindheit, Gleichgültigkeit und Undankbarkeit gegen die Kahrelischen Werke war, und die Buchhändler werden sich nicht mehr umsonst bitten lassen, die noch ungedruckten Arbeiten dieses außerordentlichen Mannes zu verlegen.

Sr.

Ana-

Analecta academiae Friburgensis ad historiam et iurisprudentiam, praecipue ecclesiasticam, illustrandam. Collegit atque edidit *Ioh. Ant. Rieggerus*, Eq. IC. Friburg. Accedunt tabulae aeneae XII. Vlmae apud Stetinium. 1774. 1 Alph. in groß 8.

Durch diese Sammlung von Urkunden, vermehret H. R. abermals seine Verdienste um die Cultur der Geschichte der Universität Freyburg. In einer gut geschriebenen Vorrede wird von dem mannichfaltigen Nutzen solcher diplomatischen Sammlungen gehandelt, und den Verdiensten eines Eckhard, Ludwig, Georgisch und Baring das gebührende Lob ertheilet. Die hier gesammelten Urkunden werden, außer ihrer Hauptabsicht, die Geschichte der Freyburger Universität ins Licht zu setzen, und den Stoff zu einer pragmatischen Erzählung derselben vorzubereiten, auch noch in der Geschichte der Oesterreichischen Lande überhaupt, und sonderlich in der Kirchenrechtsgelahrheit, brauchbar seyn. Sie sind unter zwo Abtheilungen gebracht. Die erste enthält die Stiftungen für die Universität; die zwote aber ihre Privilegien. Wir zeichnen von den letztern nur ein Paar aus, die uns besonders merkwürdig geschienen. S. 301. ertheilet Erzherzog Siegismund der Universität Freyburg die Erlaubniß, sich einen Conseruatorem vom Stuhl zu Rom zu erbitten. Auf der gleich folgenden Seite ist das Conseruatorium von P. Innocentius VIII. selbst eingerücket, welches einen vollständigern Begriff von der eigentlichen Absicht dieser Würde der Conseruatorum und den Gränzen ihrer Gewalt giebt, als wir uns sonst irgend gefunden zu haben erinnern. K. Max I. ertheilet S. 307. der Universität die Erlaubniß sich der erhaltenen Conseruatorum zu bedienen. S. 324. verstattet P. Leo X. durch ein besonderes Privilegium den Clericis die Erlaubniß, Vorlesungen über das römische Recht zu besuchen. Und S. 353. findet sich ein Privilegium von P. Pius V. für die Universität, auch einen Layen und Verheyratheten, ja auch in der zwoten Ehe lebenden Professor, zu ihrem Rector zu erwählen. Der sechste Artikel der hier befindlichen Albertinischen Statuten der Universität verbietet (S. 283.) überhaupt, keinen Juden, aber auch keinen christlichen Wucherer, zu Freyburg zu dulden. Der siebente verbietet

den

den Studenten, auf verpfändete Bücher Geld zu leihen. Der eilfte Artikel will, daß die Wohnungen der Studenten vom Rector der Universität und Burgemeister der Stadt sollen taxiret werden. Die zwölf (oder vielmehr dreyzehn) Kupfer enthalten Abdrücke von merkwürdigen Siegeln der hier gelieferten Urkunden.

P. *Dominici Schram* — Institutiones iuris ecclesiastici publici et priuati, hodiernis Academiarum germanicarum moribus accommodatae, in *tres Tomos* distributae — Augustae Vindelicorum, sumpt. M. Rieger et filiorum 1774. 1 Alph. 17½ Bog. in 8.

Der erste Theil dieses Werkes handelt de personis ecclesiasticis, der zweete de rebus ecclesiasticis, und der dritte de iudiciis, delictis et poenis ecclesiasticis. Da die Ordnung der Decretalen nicht beybehalten ist, sondern eine natürliche Ordnung, nach dem nun fast allgemeinen Beyspiel neuerer Canonisten, beliebet worden; so ist am Ende des ganzen Werks noch ein Repertorium Titulorum Decretalium angehänget, und bey jedem Titel bemerket, wo die darinn vorkommenden Materien in diesem System abgehandelt sind. Ein sehr gutes Mittel die Vollständigkeit eines Systems, das nicht nach der Ordnung der Gesetzbücher abgefasset ist, zu beweisen, das wir den Erfindern neuer Systeme des römischen Rechts zur Nachahmung dessens empfehlen müssen. Wir können unsern Lesern keinen kürzern Begriff von der Einrichtung des ganzen Werkes geben, als wenn wir ihnen sagen, daß der Verfasser meistentheils der Ordnung in Lancelotts Institutionen gefolget ist, und die darinn ausgelassenen Materien, sonderlich aus dem deutschen Kirchenstaatsrecht, und der deutschen Gerichtsverfassung, an verschiedenen, jedoch oft sehr unbequemen, Stellen eingeschaltet hat. In einer dem ganzen Werke vorgesetzten vorläufigen Abhandlung wird hauptsächlich von den Quellen des Kirchenrechts gehandelt. Vom Isidorus Mercator gesteht der V. doch auch §. 43. *Orbi merces spurias obtrudit, nempe supposititias Decretales a Clemente I. usque ad Siricium.* Ohnerachtet er in geistlichen Sachen der Kirche ausschließlich die gesetzgebende Gewalt zuerkennet, so hat

er

er doch auch die deutschen Reichsgrundgesetze mit unter die Quellen des Kirchenrechts gebracht, und von ihnen ausführliche historische Nachrichten ertheilet, die denn, wie leicht zu vermuthen ist, in sehr einseitigen und unbewiesenen Erzählungen bestehen, nach welchen die armen Protestanten allenthalben Unrecht haben, und immer an allem Unglück Schuld sind. Doch müssen wir gestehen, daß er sich gleichwohl nicht, wie viele Andere, bis zum Schimpfen erniedriget. Unwahrheiten giebts genug dabey, die wir aber weder anführen, noch widerlegen mögen, da sie nichts Neues enthalten, sondern hundertmal gesaget, und hundertmal widerleget sind. Der V. gesteht auch selbst, sein Werk enthalte überhaupt nichts Neues, sondern sey nur aus den besten Schriften über das Kirchenrecht zusammengetragen. Und da muß wohl freylich in einer Sache, worinn der Geist der Zwietracht so viele Federn geführet hat, viel Partheyisches und Unwahres mit unterlaufen. Die elende Chicane gegen den Religionsfrieden, daß darin den Ständen des Reichs, nicht aber ihren Unterthanen, die Religionsfreyheit ertheilt sey, wollen wir dem Verfasser verzeihen, da er doch die Verbindlichkeit des Westphälischen Friedens ganz ernstlich gegen viele seiner eigenen Glaubensbrüder vertheidigt. Nichts desto weniger sucht er auch wiederum hiemit in wunderbaren Krümmungen die Rechtmäßigkeit der päbstlichen Protestationen gegen den W. F. zu verbinden. Bey den Materien, worin die Schriftsteller seiner eigenen Kirche uneinig sind, erzählt der V. gewöhnlich alle Meynungen nach einander, mit ihren Gründen, ohne etwas zu entscheiden, oder Parthie zu machen, vermuthlich um es mit keiner zu verderben. Man sehe z. E. S. 195. (Tom. I.) die Lehre von der päbstlichen Unfehlbarkeit und die im §. 30. der diss. prael. mit so vieler Vorsicht abgefaßten Regeln, in wiefern päbstliche Verordnungen, als ein Erkenntniß- und Entscheidungsgrund des Kirchenrechts zu betrachten sind. Im historisch-juristischen Felde scheint sich der Verf. am wenigsten umgesehen zu haben, da er so ganz ohne alle Prüfung auch die längst allgemein abgelegten Irrthümer aus den ältesten Büchern wieder hat abschreiben können, dahin zum Beyspiel das gehört, was er S. 98. vom Ursprunge der Wahlcapitulationen sagt. Sehr wenig ist er auch von den Grundsätzen der Protestanten unterrichtet, wenn er behauptet, das Decretum Gratiani habe unter ihnen *summam auctoritatem*. Und wo haben wohl

die

die Protestanten die Calixtinischen Concordaten als ein pactum illegitimum bestritten? Von den Lehren der Vorfahren entfernet sich der V. nie; wie man aus dem sehen kann, was Tom. III. §. 1243. vom crimine sortilegii et magiae vorkömmt. Unter dem erstern steht sogar auch die Physiognomie als eine Gattung. Doch müssen wir zu einiger Ehre des V. auch anführen, daß er zur Sicherheit alter Weiber eine gute Stelle aus von Espen anführt, welche den Richtern der armen Hexen die Augen öffnet, daß sie nicht jede, die sich durch Illusion des Teufels für eine Hexe bekennt, als eine solche anzusehen und zu bestrafen haben, und daß es da die meisten Hexen zu geben pflege, wo sie am häufigsten bestraft werden.

Als ein Anhang zu diesem Werke, hat sollen, laut der Vorrede zum zweyten Theile, ein von eben diesem Verfasser (er ist ein Benedictiner in der Abtey Banz in Franken, und Professor emeritus der Theologie und des canonischen Rechts) gesammeltes Compendium Conciliorum Germaniae gedruckt werden, welches allerdings von großem Nutzen seyn würde, da die Harzheimische Sammlung wegen ihrer Größe und Kostbarkeit nur in wenig Händen seyn kann. Bisher ist uns aber von der Ausführung dieses Vorhabens nichts zu Gesichte gekommen.

Thesaurus iuris ecclesiastici, potissimum Germanici, siue dissertationes selectae in ius ecclesiasticum — — in ordinem digessit — — *Anton Schmidt*, — — Tom. IV. ad partem secundam institutionum suarum. Heidelberg bey Göbhardt. 1774. 4 A. 5 B. in 4.

Da das gegenseitige literärische Commercium zwischen katholischen und protestantischen Ländern noch so vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, daß sonderlich dergleichen Streitschriften von katholischen Universitäten im protestantischen Theile von Deutschland sehr schwer, oder oft gar nicht, zu bekommen sind; so ist man sonderlich von dieser Seite dem Herausgeber für die Fortsetzung dieser Sammlung Dank schuldig. Und wir verdenken es demselben auch aus dieser Ursache nicht, daß er keine andere, als christ-katholischer Verfasser

fasser, Abhandlungen in seine Sammlung aufnimmt. In die besondere Beurtheilung jeder einzelnen Dissertation uns einzulassen, und mit dem Verfasser und Herausgeber über den Inhalt zu polemisiren, nachdem viele derselben schon mehr als ein Jubeljahr erlebt haben, das wird nun wohl von uns nicht erwartet werden. Damit aber doch diejenigen von unsern Lesern, welchen dieser Theil noch nicht zu Gesichte gekommen ist, auf den Inhalt desselben aufmerksam gemacht werden, ist nöthig, wenigstens die Titel der darin enthaltenen Abhandlungen anzuführen, und bey einigen, wegen der neuen Zusätze und Anmerkungen des Herausgebers, etwas zu gedenken. 1. *Neller* diss. altera de sacrae electionis processu. 2. *Eckart* de iure principis Catholici circa sacra subditorum suorum protestantium. Gegen diese Abhandlung kam 1753 zu Ulm heraus: **Abhandlung von dem Rechte eines katholischen Landesherrn in Religions- und andern Kirchensachen seiner protestirenden Unterthanen, von** *G. V. T.* Der Herausgeber hat daher Gelegenheit genommen, die Eckartischen Lehrsätze gegen diesen G. V. T. in einem Anhange zu vertheidigen. 3. *Baniza* de iure reformandi singulis imperii ciuitatum incolis, aut etiam maiori ciuium parti, non competente. Dieser höchst unbedeutende Aufsatz verdiente eigentlich keinen Platz in dieser Sammlung, wir glauben auch nicht, daß Baniza der wahre Vater von diesem elenden Kinde sey. 4. *Albini* de iure decretorio opificum collegia non concernente. Im Anhange zu dieser Diss. hat der Herausgeber ein mit dem Inhalt derselben nicht übereinstimmendes Pütterisches Gutachten (T. 2. P. 3. n. 223.) geprüft, und was dagegen erinnert wird, verdient erwogen zu werden. 5. *Durr* de iure reformandi in territorio oppignorato, cuius facta est reluitio. 6. *Enders* de subditis quondam oppignoratis a communi alias anni decretorii beneficio penitus exclusis, ad illustrandum I. P. W. art. 5. §. 27. Die Zusätze des Herausgebers enthalten abermals Erinnerungen gegen das vorhin gedachte Pütterische Gutachten. 7. *Id.* de pactorum hildesiensium in confirmanda communi Catholicorum doctrina circa simultaneum efficacia ad instr. Pac. art. 5. §. 31. et 33. War gegen Strubens Nebenstunden Th. 2 N. 6. gerichtet. Die Zusätze des Herausgebers enthalten Ausfälle auf Mosers Tr. von der Landeshoheit in geistlichen Dingen, gegen die sich H. M. selbst vertheidigen mag, wenn es ihm der

Mühe

Mühe werth scheint. Struben hat, wie bekannt, seine Abhandlung gegen diese Dissertation im dritten Theil seiner rechtlichen Bedenken vertheidiget. Herr Enders hat hierauf geantwortet in der folgenden 8. Diss. Vindicata pactorum hildesiensium, in confirmanda communi circa simultaneum doctrina, efficacia. Struben und Enders haben von dem bescheidenen und anständigen Tone, in welchem sie über diese kützliche Materie mit einander gestritten haben, gleich große Ehre. Ungemein contrastiret in dieser Absicht mit diesen Abhandlungen die folgende: 9. *Pidoll* de clausula art. IV. pac. Ryswic. Herr Schmidt hat eine ziemlich zudringliche Vertheidigung dieses ungesitteten und mit Religionshaß und Partheylichkeit angefüllten Werkleins, gegen die freylich scharfe, aber wohlverdiente Critik des Herrn von Selchow angehänget. Ob es wahr ist, daß Herr Neller dennoch der eigentliche Verfasser dieser Dissertation sey? oder ob dieses nur darum wieder behauptet wird, um durch den Namen dieses Mannes dem seichten Geschmiere einigen Werth zu verschaffen, lassen wir dahin gestellet seyn. 10. *Barthel* de iustis pactorum inter dominos territoriales eorumque status prouinciales et subditos limitibus. 11. *Neller* in anecdotum Treuirense de libertate ecclesiastica vindicata. 12. *Wedekind* de iurisdictione ecclesiastica, dominis territorialibus Catholicis Laicis in subditos Protestantes competente. Herr Schmidt hätte wohlgethan, wenn er uns diesen aufgewärmten Kohl nicht abermals vorgesetzet hätte. Denn gewiß ists, daß der V. nichts neues gesaget hat, sondern die Lehrsätze seiner Glaubensgenossen, wie sie vorhin schon mehrmals vorgetragen waren, nur in einem neuen ungestalten Kleide wieder paradiren läßt. Sonderlich wird von ihm der Fehler oft begangen, daß er Meynungen einzelner protestantischen Gelehrten für Meynungen der ganzen protestantischen Kirche verkaufet, und dann die nach seiner Idee einfältigen Protestanten, wegen solcher Ungereimtheiten wacker ausfilzet. Daß sich Herr Moser zum Territorialsystem bekennet, darauf thun sich dieser V. und der Herausgeber in den Anmerkungen zu dieser und einigen der vorhergehenden Dissertationen sehr viel zu Gute. Es ist hier der Ort nicht, das Gewicht, was hierdurch in die eine oder andere Wagschale fällt, zu bestimmen. Herr von Moser will auch selbst keinesweges in die Folgerungen willigen, die man aus dem von ihm angenommenen System herleiten will. Wer sich aber zu überzeugen Lust hat

mit welcher Dreistigkeit Herr von Moser den Satz dahin wirft, daß der Unterschied zwischen Majestäts- und Collegialrechten noch keine funfzig Jahr alt sey, den bitten wir die erste hessische Kirchenordnung nach der Reformation mit Aufmerksamkeit zu lesen. Sie steht in Schminkens Monumentis hassiacis P. II pag. 588. Hierauf folgt 13. *Neller* de iure Dioecesano S. R. I. statuum protestantium. 14. *Bocris* de onere probandi, subditis a Domino territoriali in religione dissentientibus regulariter incumbente, si ius reformandi ob annum normalem cessans et limitatum obtineat. ad art. 5. §. 31. I. P. W. 15. *Reizer* de iure et praxi circa sacra in castro nobili et triplicis aeui lapsu inuestigatis. 16. des *Editoris* diss. de processibus in caussis religionis ab imperatore non permittendis, ad Capit. nouiss. art. I. §. II. 17. *Durr* de eo, quod iustum est circa Repressalias in causis religionis in imperio rom. germ. 18. *Rieffel* de modo agendi in causis, in quibus status in duas partes eunt, secundum leges et formam imperii considerato. Mehr Prüfung bey der Wahl der Abhandlungen ist bey der Fortsetzung dieser Sammlung sehr zu wünschen.

Mr.

Gottfridi Mascouii Opuscula iuridica et philologica. Recensuit, praefatus est, et animaduersiones nonnullas adspersit *I. L. E. Püttmannus*. Lipsiae apud Weidmanni heredes et Reichium 1776. 528 Seiten und 26 Vorr. in gr. 8.

Die kleineren Schriften Gottfr. Mascovs, von welchen Hr. D. Püttmann schon vor mehreren Jahren, und zuletzt in der Memoria G. Mascouii 1771. eine Sammlung versprochen hatte, erscheinen hier sämmtlich in zwey Bändchen mit fortlaufender Seitenzahl abgedruckt. Des Hrn. D. Absicht war, nur die kleinern Schriften dieses ehemaligen berühmten Göttingischen und Leipziger Rechtslehrers in einer Sammlung zu erhalten, die es vor vielen andern, ihrer Vortrefflichkeit wegen, verdieneten; daher fehlen hier Mascovs Diatribe de Sectis Sabinianorum et Proculianorum in Iure Ciuili, seine Vorrede und Anmerkungen zum Gravina, seine Notitia

Iuris et Iudiciorum Brunsuico-Luneburgicorum, ingleichen seine Vorrede und Anmerkungen zur deutschen Uebersetzung des zweeten, dritten und vierten Bandes von Muratori Geschichte von Italien, und endlich desselben Vorrede und Anmerkungen zum Pufendorf de I. N. et G. Der erste Band enthält folgende acht akademische Streitschriften: I. De Procuratore Caesaris, Exercitatio I. Es sollte noch eine zweyte nachfolgen, die aber nie gedrucket worden. II. Exercitatio Iuris Ciuilis ad Modestini casus enucleatos. III. Disputatio de Stigmate faciei humanae non inurendo ad L. 17. C. de Poenis. IV. Exercitatio de constituto possessorio. V. Exercitatio ad c. vlt. C. de Edicto D. Hadriani tollendo. VI. Exercitatio de censu Iudaico. VII. Exercitatio sistens Electa Dotalia. VIII. Exercitatio de collatione bonorum. Der zweete Band begreift Reden, Programmen und einige andere kleinere Abhandlungen. I. Oratio de modestia veterum ICtorum. II. Oratio de vsu et praestantia historiae Augustae in Iure Ciuili. III. Prolusio de vsu iuris cum scientia eiusdem coniungendo. Eine kleine lesenswürdige Schrift! diese und die beyden vorhergehenden Abhandlungen empfehlen wir vorzüglich jungen Studirenden. Besonders haben wir auch die Rede de modestia veterum ICtorum mit Vergnügen gelesen. Mascov, ein so großer Kenner des römischen Rechts, schätzete auch das römische Gesetzbuch nach Verdienst besser, als es heut zu Tage von vielen zu geschehen pfleget. IV. Prolusio de paroemia iuris Germanici, längst Leib, längst Gut. V. Praeteritus institutus ad L. 3. C. de In. offic. testam. obseruatio e Parerg. Goettingens. Tom. I. Lib. I. VI. Prolusio de redhibitione equorum. VII. Prolusio de rationibus decidendi, quae sententiis et responsis iuris submitti solent. VIII. Prolusio de matrimonio putatiuo. IX. Prolusio de eo, quod singulare est in demonstrationibus Iuris Ciuilis. X. Praefatio ad Io. Henr. Feltzii Opuscula de dignitate nobilitatis immediatae S. R. I. XI. Quaestiones selectae Iuris Naturae et Gentium inter Grotium et Pufendorfium controuersae. XII. De ingenio iudicis Epistola, occasione L. 9. §. 2. D. de Offic. Proconf. et L. 19. D. de Offic. Praes. XIII. Prolusio ad L. Aemilius 38. pr. D. de Minoribus. XIV. De saltu Leucadio Prolusio. XV. De bipenni Tenedia Dissertatiuncula ex Miscellan. Lips. nou. Vol. X. P. III. Einen Auszug aus diesen ältern Abhandlungen, die von 1724. bis 1754.

 geschrie-

geschrieben worden, dürfen wir hier nicht geben. Jeder Liebhaber der gründlichen Rechtsgelehrsamkeit wird sie, auch selbst wegen des schönen Ausdrucks, gerne ganz lesen. Hr. D. P. hat einige erläuternde und berichtigende Anmerkungen beygefüget, worinnen er auch das, was von andern über die Gesetze, die Mascov erkläret, erinnert worden, kurz anzeiget. In der Vorrede zeichnet der Hr. D. den Charakter Mascovs, als eines eben so guten, als gelehrten Mannes, und giebt von der bipenni Tenedia auf einer Münze, womit das Titelblatt gezieret ist, Nachricht.

Pl.

D. Io. Christoph. Koch, — opuscula iuris Canonici, compendium Boehmerianum illustrantia. Gissae 1774. impens. Krieger. 120 Seiten in 8.

Man erhält hier eine sehr schätzbare Sammlung kleiner Abhandlungen aus dem canonischen und Kirchenrechte, die alle mit der Gründlichkeit, mit dem Scharfsinn, mit der Klarheit und Deutlichkeit geschrieben sind, welche alle Schriften des Hrn. geheimen Raths **Koch** bezeichnen. Zuerst drey litterarische Programmen, worinn von dreyen sehr seltenen Pergamenthandschriften, die auf der Universitätsbibliothek zu Giessen befindlich sind, Nachricht gegeben wird. 1) de breuiario Extrauagantium Bernardi Circae; vbi simul de legislatore Ephesino ad c. 5. X. de praescript. disseritur. 2) de Innocentii III. P. R. collectione decretalium prima, inter antiquas tertia. Explicatur simul c. 3. X. de consuetud. 3) de Bonifacii VIII. P. R. sexto decretalium libro. Sie waren bereits einzeln im Jahr 1772. erschienen. Das Manuscript von des **Bernhard Circa** *breuiarium extrauagantium*, welches bekanntlich, nach der gemeinen Meynung, unter den alten Sammlungen der Decretalen für die älteste gehalten wird, und ums Jahr 1191. verfasset seyn mag, ist elbst noch aus dem 12ten, oder doch vom Anfange des 13ten Jahrhunderts, in Folioformat. Der Hr. v. **Senkenberg** hatte schon in den **Meditationen** eine Nachricht und Proben davon eingerücket, die aber, wie der Hr. Verf. zeiget, nicht sehr zuverläßig sind, und dem Codex nicht überall getreu folgen, so sich gleich **Just Henning Böhmer**, **Georg Ludwig Böhmer**, und der Hr. v. **Selchow** dadurch haben

den verführen lassen. Auch weicht dieser alte Codex von der Ausgabe, die in **Anton Augustins** Sammlung der vier ältesten Decretalcollectionen befindlich ist, mehrmals ab, daher sehr zu wünschen wäre, daß bey einer neuen Ausgabe von Augustins Buche, die der Hr. v. **Riegger** zu Freyburg versprochen hat, jener verglichen würde. Beyläufig wird auch von dem C. 5. X. de praescript. gehandelt, und von den auch in dieser Handschrift vorkommenden Worten desselben: Ephesinus enim legislator Origenis patruus. — Das im zweyten Programm beschriebene Manuscript von der ersten **Sammlung des Innocentius des 3ten**, welche unter den alten Sammlungen für die dritte gehalten wird, und die erste öffentlich veranstaltete Sammlung ist, ist aus dem 14ten Jahrhunderte, und auch dieser Codex weicht von den Lesarten in Augustins Abdrucke ab. Auch hier ist beyläufig ein litterarischer Fehler des Hrn. v. **Selchow** bey der Anzeige von **Alteserra's** Commentar über Innocenz des 3ten Decretalbriefe gerüget, und dann auch besonders gegen die Herren **Kopp** und **Walch** gezeiget, daß aus dem C. 3. X. de consuetud., welches hier, so wie es im Giessischen Codex steht, eingerücket ist, die Gegenwart der Layenschöffen bey den alten geistlichen Gerichten in Deutschland, welche der Verf. zwar an sich nicht bezweifelt, sich nicht erweisen lasse, sondern daß dieser Text von dem umstehenden, auch ungelehrten, Volke redet, welches dabey um seine Meynung gefraget wurde. Als dieses Programm zuerst erschienen war, hatte Hr. Hofrath **Walch** zu Jena in den Jen. Gel. Zeitungen vom J. 1772. gegen diese letztere Ausführung die Einwendung gemachet, die Gewohnheit, das ganze umstehende Volk um seine Stimme zu fragen, sey nur zu des Tacitus Zeiten üblich gewesen, und habe zu Innocenz des 3ten Zeiten nicht mehr Statt gehabt; welche Behauptung in einem hier neu hinzugekommenen Paragraph widerleget wird. — Endlich die dritte Handschrift vom *liber sextus decretalium*, auch aus dem 14ten Jahrhunderte. Sie enthält auch wichtige Varianten. Aus der vorangesetzten Bulle erhellet, daß dieser liber sextus allerdings auch an die Akademie zu Paris geschicket worden ist, welches der Hr. G. J. R. **Böhmer** in der vorigen Ausgabe seiner princip. iur. Canon. wegen der zwischen dem Pabst Bonifac. dem 8ten, und dem Könige Philipp dem Schönen, entstandenen Streitigkeiten, geläugnet hatte. Diesen Irrthum hat auch Hr. Böhmer nicht nur in einem hier eingerückten

Schreiben an den Hrn. Verf., sondern auch hernach in der 3ten Ausgabe seines Handbuches §. 60., widerrufen. Freylich aber ist der liber sextus decretalium in Frankreich nicht förmlich recipiret worden. — Es folget 4) Examen nouae regulae computationis graduum Canonicae. Ist schon im J. 1765. gedrucket worden, und wider den Hrn. Geh. J. R. Böhmer gerichtet, der eine neue Regul, die Grade der Verwandschaft in linea collaterali inaequali zu computiren, bekannt gemachet hat, daß man nämlich nicht blos die Distanz des remotioris vom stipite communi, sondern die Entfernung beyder, des remotioris und des proximioris, von demselben, bestimmen müsse. Es wird gezeiget, daß dies den Gesetzen nicht gemäß, auch der einhelligen Lehre der Ausleger entgegen sey, und daß es vielmehr zum Behuf der eigentlichen Computation genug sey, das eine latus zu bestimmen, und die Distanz des remotioris vom communi stipite anzugeben, und, wenn der remotior über vier Grade vom stipite communi entfernet ist, nie eine Dispensation zur Heyrath nöthig sey, wenn auch gleich die persona propior nur um Einen Grad vom stipite communi entfernet wäre. Die von Hrn. Böhmer neuerlich in einem Brief an den Verf. gemachten Zweifel sind im letzten, hier neu eingerückten, §. removiret.

Die hernach folgenden Aufsätze sind neu. 5) De secundis nuptiis non benedicendis, ad c. 3. X. de secund. nupt. Eben auch Hr. Böhmer hat die Veranlassung dazu gegeben, daß die Frage, in wiefern bey einer zwoten Verheyrathung, die Einseegnung erfolge, oder nicht, hier sehr vollständig abgehandelt wird. Die Einseegnung, die von der eigentlichen Copulation verschieden ist, und auf diese folget, ist bey einer zwoten Verheyrathung alsdann nicht nöthig, wenn entweder beyde, oder auch nur Einer der Verlobten, schon bey einer vorhergehenden ersten Verheyrathung eingeseegnet worden. Denn, wenn auch nur Einer vorher die Einseegnung empfangen hat, so wird angenommen, daß der fortdauernde Effect derselben sich auch auf den Andern, vorher noch nicht eingeseegneten, erstrecke, und es wird nie Einer ohne den Andern allein eingeseegnet. Alsdann aber ist die Einseegnung bey einer zwoten Verheyrathung nothwendig, wenn vorher Keiner die Einseegnung erhalten hat; welcher Fall sich auch alsdann zutragen kann, wenn Einer, oder auch alle beyde Eheleute, vorher schon in einer andern Ehe gelebet haben;

denn

dann es ist möglich, daß ein Unverheyratheter zuerst mit einer vorher eingesegneten Wittwe, und eine Unverheyrathete mit einem vorhin eingeseegneten Wittwer, sich zuerst verheyrathet gehabt, und deswegen bey beyden die Einseegnung weggefallen, und daß nun, nachdem der Wittwer und die Wittwe verstorben, jene beyde Ueberlebende sich mit einander verheyrathen, da dann keiner eine vorherige Einseegnung erhalten hat, mithin bey ihrer beyderseitigen zwoten Verheyrathung, eine Einseegnung allerdings nöthig ist. So verhält sich die Sache nach dem allegirten c. 3. Aber in Praxi sind die Gewohnheiten verschieden, und z. B. in der Mäynzl. Diöces wird auf die Braut gesehen, und die Einseegnung in dem Falle, wenn die Braut noch nie eingeseegnet worden, allemal und zwar beyden, ertheilet, wenn die Braut auch gleich einen vorher schon eingeseegneten Wittwer heyrathet. Bey den Protestanten wird jene Verordnung gar nicht attendiret, sondern die Einseegnung geschieht auch bey der zwoten Verheyrathung allemal.

6) Primae lineae prouisionum beneficiorum ecclesiasticorum in genere. Richtiger, deutlicher, und vollständiger, als im Böhmerischen Compendium, werden hier die verschiedenen Arten, zu geistlichen Pfründen zu gelangen, aus einander gesetzet, und eine allgemeine Theorie davon geliefert, die in einer sehr gedrängten Kürze alles enthält, was von der Wahl, von der Collation, der Präsentation, Nomination, und Institution zu merken ist. Dieser Aufsatz leidet keinen Auszug. — Noch ist

7) eingerücket: Landesfürstliches Privilegium, wodurch denen Evangelisch-Reformirten Einwohnern in der Residenz Darmstadt ein freyes und öffentliches Religionsexercitium gnädigst ertheilet ist, vom 26. October 1771. —

Sehr angenehm ist es uns auch gewesen, daß der Hr. Verf. in der Vorrede noch besondere Observationen über das Böhmerische Compendium versprochen hat, worinn er die Lehre von der evangelischen Kirchenverfassung, die Hr. Böhmer freylich meist nach der Particular Sächsischen Verfassung vorgestellet hat, berichtigen, und das Hessische Kirchenrecht abhandeln wird.

Pz.

Sigism. Just. Ehrhardts, — neue diplomatische Beyträge zur Erläuterung der alten Nieder-Schlesischen Geschichte und Rechte. Fünftes Stück. Breslau, bey Korn dem ältern, 1774. von S. 193. bis S. 238. in 4.

Die vier ersten Stücke sind im Anhang zum 13ten bis 24ten Bande dieser Bibliothek, 2. Abtheil. S. 1095. angezeiget worden. In diesem Stücke ist enthalten: 24.) Hrn. Otto von Zedlitz Gunstbrief über einen jährlichen Zinns an die Probstey St. Niclas vor Haynau, de dato 1492. 25.) Litterae Boleslai III. D. Siles., quibus consensum suum propter 10. Marcas Grossorum annui census, per Magistratum oppidi Haynau ad altare quoddam in ecclesia parochiali ibi situm datas, significat, de ao. 1339. 26.) K. Uladisl. II. in Böhmen Privilegium für die Stadt Bunzlau, über ihre alten Rechte, und insonderheit die Rathswahl, vom J. 1504. 27.) H. Heinr. des Frommen zu Sachsen Bestätigung der Privilegien des Fürstenthums Sagan und Priebus, d. d. 1540. Die beygefügten Erläuterungen des Herausgebers betreffen vornehmlich die Geschichte der Familie von Zedlitz, des Herzogs Boleslaus III. v. Liegnitz, und der Stadt Bunzlau.

Kz.

Johann Jacob Mosers — Abhandlung verschiedener besonderer Rechtsmaterien. Zweytes Stück. Frankf. und Leipz. 1774. Drittes Stück, bey Wohlern, 1774. Viertes Stück, 1774. Zusammen 609 Seiten in 8.

Wegen des 1sten Stücks verweisen wir auf XXIII. B. 2. St. S. 483. dieser Bibliothek. Im 2ten St. findet man: 1) **Rechtliches Bedenken von Aufhebung des Jesuiterordens, besonders, soviel es die Befugnisse eines Evangelischen Reichsstandes dabey betrifft.** Außer dem, was von diesem auch einzeln im Druck erschienenen Bedenken schon von einem andern Recensenten im XXV. B.

2. St. dieser Bibliothek S. 601, gesaget worden, merken wir nur noch an, daß darinne vornehml. die Frage erortert wird, ob ein Evangelischer Reichsstand schuldig sey, die päbstliche Verordnung, wegen Aufhebung des Jesuiterordens in seinen Reichslanden, in Vollziehung setzen zu lassen? Der Verf. führet die Gründe pro und contra an, wobey auch solche Gründe mit eingemischet sind, die auch katholische Regenten angehen, und entscheidet am Ende so, daß auch protestantische Landesherren schuldig seyn, die päbstliche Bulle zur Vollziehung kommen zu lassen; wobey auch von der Art und Weise, ob und wie die Vollziehung der Bulle, vom Bischoff, oder unter landesherrlicher Autorität, geschehen könne, von der Verwendung der Jesuitergüter, u. s. w. gehandelt wird. 2) **Fortgesetzte Anmerkungen von dem Recht der Jesuiten in Deutschland.** Zusätze zu der ersten Abh. des 1 Stückes. Sie sind bereits in dieser Bibl. a. a. O. S. 602. angezeiget worden. 3) **Rechtliche Beyträge zu der Geschichte des Interims, und dessen Folgen.** Auszüge aus dem Reichshofrathsprotocoll vom Jahre 1550. 4) **Von dem Recurs deutscher Landstände und Unterthanen an andere Reichsstände, oder auswärtige Machten, wie auch von anderer Reichsstände, oder auswärtiger Machten, freywilliger Theilnehmung an Streitigkeiten zwischen deutschen Landesherren, sodann deren Landständen und Unterthanen; ingleichen von Garantirung der landesherrlichen Reversalien und Landesverträge.**

Im dritten Stücke: 1) **Zugaben zum rechtlichen Bedenken von Aufhebung des Jesuiterordens.** Vom Betragen des kayserlichen Hofes bey Aufhebung des Jesuiterordens, von dem deswegen erstatteten Reichshofraths-Gutachten, wovon hier ein Auszug mitgetheilet wird; dann auch von den über die Jesuitergüter entstandenen Streitigkeiten, hauptsächlich wegen des Reichslehns und Dorfs Linz, wegen des Guts Ebenung, und wegen Falkenhagen im Lippischen, auch von der Vorstellung des kathol. Theils der Stadt Augspurg gegen die Vollziehung der Aufhebungsbulle; endlich eine Vertheidigung gegen die auch schon im XXV. B. 2. St. S. 602. angezeigete Schrift: **der Jesuit vor dem Richterstuhle des Hrn. J. J. Moser** ꝛc. 2) **Von der ganz außerordentlichen Gewalt der Churfürstl. Wahlbotschafter.** So langsam alles auf dem Reichstage her-

geht, und so schwer es hält, da einen Schluß zu Stande zu bringen, so geschwinde und leichte geht es bey den Wahltägen. Vor jeder Session schicken Tages vorher die Gesandten ihre Monita über die darinn vorkommenden Artikul an Churmaynz, dann werden sie bey sämmtlichen Gesandten Nachmittags herumgeschicket, und den folgenden Vormittag wird ordentl. Weise der Schluß darüber gefasset, ohne daß erst über die Monita eines jeden Gesandten die andern eine Instruction von ihren Höfen einholen. So sind die wichtigsten Stellen in die Wahlcapitulationen gekommen, die auf dem Reichstage wohl in Ewigkeit nicht wären durchgesetzet worden. Besonders enthält die Capitulation Carls des 7ten viele sehr wichtige Zusätze, die auf einem andern Wahltage wohl nicht durchgegangen wären: aber damals war Böhmen ausgeschlossen, folglich konnte Oesterreich die Zusätze nicht hindern, der neue Kayser mußte vieles geschehen lassen, und hatte auch, weil wenig Hoffnung war, daß die Kayserwürde lange bey seinem Hause bleiben würde, keine große Ursache, die kayserlichen Rechte gegen die Reichsständischen sehr zu unterstützen; daher konnten viele Monita, die einige Churfürstliche Höfe schon lange auf dem Herzen hatten, damals vorgebracht werden, die im Grunde auf die künftigen Kayser, die wieder aus dem Hause Oesterreich genommen werden würden, gemeynet waren. 3) **Convention zwischen Badendurlach und Taxis, in Postsachen**, d. d. 7. und 27. Oct. 1765. 4) **Von kayserl. Privilegien für ganze Gesellschaften von Professionisten und Handwerkern.** Reichshofr. Conclusa für die Baretlins- und Hosenstricker, die Dratzieher, Färber, Gerber, Hafner, Kupferschmidte, Steinbohrer und Polirer, Stück- und Glockengießer, Trompeter, Wagner, und Ziegler, alle aus dem vorigen Jahrhunderte. 5) **Fortsetzung der Abhandl. vom Recurs deutscher Landstände und Unterthanen an andere Reichsstände oder auswärtige Mächten** rc.

Im vierten Stücke: 1) **Schluß der eben angeführten Abhandlung.** Es werden erst Schriften davon, dann Beyspiele aus mehreren deutschen Ländern, angeführet, wo besonders die Ostfriesländ. Streitigkeiten den größten Raum einnehmen. Der neueste angeführte Fall ist der Würtenbergische. (Noch hätte der Altranstädter Vergleich zwischen Kayser Joseph I. und König Carl XII. von Schweden wegen der Protestanten in Schlesien beym 22sten §., auch wegen Chur-

sachsen

sachsen der 8te Artikul des Dreßdner Friedens zwischen Preussen und Sachsen, und der 2te Separatartikul des Hubertsburger Friedens zwischen Preußen und Sachsen, angezeiget werden können.) dann folget die rechtliche Erörterung. Ordentlicher Weise sollen fremde Mächte, sich nicht in einheimische Sachen mischen; wenn aber Pacta da sind, wovon sie die Garantie übernommen haben, so können sich die Unterthanen an sie wenden, wenn dargegen gehandelt wird, und sie sind auch befuget, sich der Sache mit Nachdruck anzunehmen. Wenn keine Pacta da sind, können sie nur Vorstellungen thun. 2) **Von dem landesherrlichen Ceremoniel gegen Landstände.** 3) **Von dem Herkommen in Landes-Verfassungssachen.** — Die ersten vier Stücke dieser Abhandlungen machen einen Band aus.

Pz.

Praktische Anleitung, den cammergerichtlichen Proceß zu erlernen, und andere darinnen zu unterrichten, nebst beygefügter Anzeige eines neuen Grundrisses der cammergerichtlichen Jurisprudenz, zur Ankündigung seiner Sommervorlesungen, herausgegeben von D. Friedr. Jac. Dietr. von Bostell, — Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung, 1774. 62. Seit. in 8.

Der Verf., der den cammergerichtlichen Proceß in Wetzlar den dasigen Praktikanten mit Beyfall lehrt, giebt hier Rechenschaft von seiner Methode, und legt zugleich einen Plan zu einem Handbuche vor, das, nach diesem Entwurfe zu entscheiden, sehr gut werden muß, und theoretische und praktische Anleitungen mit einander verbindet. Die erste Abtheilung der Schrift, die wir vor uns haben, handelt von den Vorübungen aus der gemeinen juristischen Praxi, die der Verf. für nöthig findet, in seinem Collegio voraus zu schicken, die aber freylich kurz gefaßt seyn müssen. Die zweyte Abtheilung trägt die cammergerichtliche Verfassung und die Materie von der Gerichtsbarkeit vor. Der Verf. will nach einer eigenen Tabelle die Fälle, wo und wie die Jurisdiction

des

des Cammergerichts fundirt ist, vollständig vorstellen, wobey uns vornehmlich dieses gefällt, daß der Verf. die Jurisdiction, die das Cammergericht über die Cameralpersonen, als besonderer Magistrat und Obrigkeit über dieselben, ausübt, von derjenigen Gerichtsbarkeit unterscheidet und absondert, die das Cammergericht, als ein höchstes Reichsgericht, über unmittelbare und mittelbare Reichsbürger hat. Die dritte Abtheilung gehet den Proceß überall sehr vollständig durch. Was in der 4ten Abtheilung von der Visitation gesagt ist, hätten wir doch, was die Verfassung derselben betrifft, lieber beym ersten Theile von der cammergerichtlichen Verfassung gesehen, denn wie kann im dritten Theile die Revision erklärt werden, wenn man noch nichts von der Visitation weiß? Die Verfahrungsart bey der Visitation könnte der Verf. doch am Ende noch besonders abhandeln.

Die ausführliche Anleitung zur juristischen Praxis überhaupt ist bereits unter folgendem Titel erschienen:

Grundsätze der gemeinen juristischen Praxis, zum Gebrauche seiner Vorlesungen herausgegeben von D. Friedr. Jac. Dietr. von Bostell. — Lemgo. 1775. 84 S. in 8.

Es wird von der juristischen Praxi überhaupt, von den allgemeinen Regeln derselben, von den Gattungen der juristischen Schreibart, von einzelnen Aufsätzen im Proceß, und von Relationen, in einer zweckmäßigen Kürze gehandelt, und überall gute Regeln gegeben. Wir erwarten nun mit Verlangen das versprochene Handbuch der cammergerichtlichen Jurisprudenz.

Ra.

Christoph Georg von Ziegenhorn Zusätze zum Curländischen Staatsrechte. Frankf. 1776. 84 S. in Folio.

Das Werk selbst, wozu hier Zusätze geliefert werden, ist im Anhange zum 13. bis 24 Bande dieser Bibliothek,

1 Abtheil. S. 277. 278. angezeigt. Es ist von dem Herzoge und von mehrern vornehmen Curländern approbiret worden. Der Verf. liefert hier erst eine Fortsetzung der Geschichte von Curland vom J. 1772. an, nebst Erläuterungen zum Staatsrechte. Dann folgen Antworten und Erinnerungen gegen einige Recensionen seines Buchs, besonders in Hrn. Büschings wöchentlichen Nachrichten, in den Greifswalder kritischen Nachrichten, und in Hrn. Schotts Kritik. Zuletzt eine Widerlegung der vom Cammerherrn von Heyking gegen des Verf. Staatsrecht herausgegebenen Schrift. Auch sind 10 neue Beylagen von den Jahren 1774. und 1775. angehängt.

Rz.

Joh. Jac. Moser — von dem reichsständischen Schuldenwesen, so viel es derer weltlichen Churfürsten, auch Fürsten und Grafen Cameralschulden, und die Art, selbige abzustoßen und zu bezahlen, betrifft. Besonders nach der wirklichen Praxi derer beyden höchsten Reichsgerichte. Zweyter Theil. Frankf. und Leipzig in der Bergerischen Buchhandlung. 1775. 470 Seit. in 4.

Den ersten Theil haben wir in dieser Bibliothek XXVI B. 1 St. S. 168. angezeiget. Dieser Theil enthält Zusätze zum ersten, erstlich zur Geschichte des Schuldenwesens vieler Fürstl. und Gräflicher Häuser; und dann zum zweyten Buch, welches die rechtlichen Betrachtungen enthält, nach der Ordnung der Paragraphen im ersten Theile. Im Anhange sind Aktenstücke vom Stolberggeuderischen Debitwesen enthalten.

Ra.

Praktischer Beytrag zu der Lehre von den Austrägen der löblichen Reichsstädte. Frankfurt und Leipzig. 1775. 40 S. in 4.

Zwischen der Reichsstadt Windsheim und den Herren von Berlichingen ist wegen der Kirchenstühle im Dorfe Illesheim

lesheim Streit entstanden. Die Herren von Berlichingen erhielten beym Reichscammergerichte ein Mandatum C. C. Als aber die Stadt ihr Privilegium vom Jahre 1545. producirte, worin ihr K. Carl der 5te das Recht der Austrägen verliehen; so ward am 23 Dec. 1774. die Sache vom Cammergerichte ab- und an die Austrägen verwiesen. Von dieser Sache sind die Aktenstücke hier mitgetheilt, auch ein ähnliches Erkenntniß des Reichshofraths für die Austrägen der Stadt, vom Jahre 1655. beygefügt. Die Schrift enthält nichts Neues, dienet aber doch zum Beweise, daß die Remissionen an die Austrägen bey den Reichsgerichten nicht so selten sind, als viele glauben.

Pz.

An einen deutschen Lehenprobst, ein deutscher Bürger. Lemgo, in der Meyerischen Buchhandlung. 1776. 218 S. in Octav.

Unter diesem Titel erhalten wir den ersten Abschnitt einer Abhandlung über das ganze Lehnrecht, welchem, nach dem Plane des Verf. zu urtheilen, wohl nicht mehr als ein zweyter Abschnitt folgen kann. Die Abhandlung selbst unterscheidet sich von unsern bekannten Lehrbüchern über das Lehnrecht dadurch, daß sie ohne gute Ordnung, ohne feste Grundsätze und ohne Verweisungen auf andere Schriftsteller geschrieben ist. Aus welchen Quellen übrigens der Verf. seine Ideen schöpft, und wie er sie behandelt, darüber mögen unsere Leser aus folgenden Excerpten urtheilen. Excerpte, wenn sie mit Aufrichtigkeit, und, wo es erforderlich ist, mit Einsicht gemacht werden, sind oft besser, wenigstens zuverlässiger, als alle Critik, und haben den Nebenvortheil, daß sie einen Recensenten, der nicht gerne declamirt, oder auch nur dem Scheine nach, ein Paar Stufen höher tritt, als es die Schranken der Bescheidenheit zu erlauben scheinen, oft der verdrießlichen Arbeit übetheben, einem Geschöpfe, das so gut, wie irgend ein anderes, ein Recht auf die Nichtstöhrung seiner Zufriedenheit hat, und es auch durch die Bekanntmachung eines schlechten oder mittelmäßigen Buches nicht verlieren kann, harte und beißende Wahrheiten ins Gesicht zu sagen. Hier stehen die Excerpte. Auf der 4ten und folgenden

genden Seite heißt es: „Der scholastische Unterschied, den die „Feudisten zwischen feudis oblatis und datis gebildet, wird „im praktischen Verstande in unsern Tagen nicht mehr ange„nommen; alle Lehen werden für data gehalten; denn „die lehenherrlichen Rechte werden unter die iura superiora „gerechnet, deren ein gemeiner proprietarius ohnehem nicht „fähig ist. — Dieser kann also nicht mehr iura auftragen, „als er selbst hat; da er nun keine iura dominii eminentis „und superioritatis hat, so kann er auch dem Lehenherrn kei„ne geben, sondern der Lehenherr nimmt sich solche selbst, „wenn er zugleich Territorialherr ist, ex capite superiorita„tis territorialis; daher entstehen auch so manche Streitig„keiten über die Lehen in fremden territoriis, die meistens „geistlichen Ursprungs sind; folglich hat auch, zumal in un„sern Tagen, da der Enthusiasmus für die Kirchen einen „großen Frost erlitten, der Unterschied inter data et oblata „keinen praktischen Sensum mehr. Und wenn man die Ge„schichte der alten Oblation mit zu Hülfe nimmt, da der „proprietarius sein Eigenthum so zu sagen ganz und gar auf „Gnade und Barmherzigkeit desjenigen Herrn oder der Kir„che, welchem oder welcher er es offerirte, überlassen, und „Jahr und Tag warten mußte, bis der neue Lehenherr sich „gefallen ließ, den Offerenten damit zu beleihen: so ist leicht „zu erachten, daß die oblatio in feudum bald inter odiosa „gerechnet, und die Jahresfrist aufgehoben, folglich oblatio „und infeudatio dergestalt in einen und denselben actum con„solidirt und zusammengeschmolzen worden, daß man oblatio„nem und infeudationem nicht mehr unterscheiden kann, „mithin in unsern Tagen in dubio alle Lehen für data und „nicht für oblata gehalten werden.“ Wer in diesem Raison„nement Beweiskraft finden kann, der finde sie. So auch S. 13. „Ein Ministerial ist unter den Adelichen kein Haar „besser, als unter den Bürgerlichen ein Leibeigener. — Der „leibeigene Bauer ist seines Herrn Knecht, Sclave, Pferd ꝛc. „alles sein Vermögen gehört in der Regel dem Herrn, und „was seine Kinder von ihm erben, das ist wenig und gehört „zur Ausnahme, die von der Gnade des Herrn abhängt. „Seine Kinder sind des Herrn Knechte und Mägde; dieser „kann sie als Soldaten verkaufen, kann die Töchter selbst „schwängern oder schwängern lassen, und überhaupt alle hie„her einschlagende iura primae noctis etc. costam luxandi etc. „ausüben. In eben diesem Verhältnisse standen mit ei-

nigem

„nigem Unterschiede höchst wahrscheinlich die Ministeria„len gegen ihre Dienstherren." Erstaunet sind wir über die Definition. S. 27. „Unter den natürlichen Eigenschaf„ten eines Lehens verstehet man die wesentlichen, wodurch „nämlich ein jedes Lehen vom Eigenthume sich unterscheidet." Die Lehre vom Zehenden wird auf der 66sten und folgenden Seiten auf eine gar besondere Art entwickelt. Den Schluß davon wollen wir hersetzen. „Als die Mißbräuche des römi„schen Hofes in noch jüngern Jahren aufkamen, da derselbe „nicht nur von geistlichen Gütern, sondern auch von allen „weltlichen Ländern und Leuten Zehenden forderte, unter dem „geistlichen Vorwande, daß sie angewendet werden sollten, um „den Erbfeind des christlichen Namens zu überwinden; so be„kamen die geistlichen Zehenden überhaupt bey der ganzen Chri„stenheit eine sehr verhaßte Seite. Das bewog den römischen „Hof, sie abzuschaffen, zumal da die weltlichen Obrigkeiten „auch die Befugnisse des Pabstes nicht erkennen wollten; „darüber entstand der Ablaßhandel, und daraus erfolgte die „Reformation; von der Zeit an ist die Lehre der Spiritua„lität der Zehenden zweydeutig geworden." S. 89. und folg. — Doch wozu mehrere Beyspiele? Die angeführten sind Prämissen genug, um beliebige Folgen auf die Beschaffenheit der ganzen Schrift daraus herzuleiten.

Rr.

Bibliotheca Iuris Lubecensis, complectens notitiam Scriptorum ad Ius Lubecense, subiunctis vbique nouioribus Constitutionibus, Decretis et Responsis, Ius illud vel declarantibus, vel illustrantibus. Praefatus est *Io. Car. Henr. Dreyer*. Lubecae apud Boeckmann. 1776. 250 Seiten in 4.

Der Verfasser dieser Bibliothek des Lübischen Rechtes, den Hr. Domprobst Dreyer in der Vorrede nennet, ist der gelehrte Lübekische Hr. Senator, Hermann Georg Bünekau. Sie bestehet aus vier Stücken, die seit 1774 nach einander erschienen sind; und diesen hat der berühmte Herr Domprobst Dreyer eine kurze Vorrede vorgesetzet, in welcher er das Studium der juristischen Litteratur empfielt, wel-

cher

ses um so nöthiger sey, weil unsre Rechtsgelehrsamkeit aus so vielen Stücken zusammengesetzt sey, zu deren jedem man die Quellen und besten Schriften darüber kennen müsse. Daß Hr. **Dreyer** ein großer Verehrer der deutschen Rechte ist, auf Kosten der römischen, ist schon aus andern Schriften desselben bekannt, und davon zeuget auch gegenwärtige Vorrede. Unsers Erachtens verdient das römische Recht, verglichen mit den alten deutschen Rechten, noch immer das Lob, das ihm Crassus im ersten Buche de oratore giebt: Incredibile est, quam sit omne ius ciuile, praeter hoc nostrum, inconditum, ac paene ridiculum. Und was Crassus von dem römischen Rechte seiner Zeit sagte, gilt jetzt noch weit mehr von dem viel ausgebildetern justinianischen, das unsern Sitten und unserer Staatsverfassung gewiß angemessener ist, als die alten deutschen Gesetze, deren Einfalt und wenige Menschenkenntniß sich besonders in den seltsamen Strafen zeigt; (man denke nur an die Strafe des Ehebruchs im lübischen Rechte) und überdies liefert das römische Gesetzbuch eine Sammlung von gemeiniglich so feinen und wahren Entscheidungen einzeler Fälle, daß Recensenten die Abschaffung dieses vortrefflichen Gesetzbuches gar nicht zu wünschen scheint. Möchten wir nur die gebauerische Ausgabe, die eine gründlichere Kenntniß des römischen Rechtes ohnstreitig allgemeiner machen wird, bald erhalten. Mit diesem Urtheile benehmen wir keinesweges den würdigen Männern den verdienten Dank, die in den neuern Zeiten an der mehreren Aufklärung unserer ursprünglich deutschen Rechte gearbeitet haben, um welches auch der Hr Domprobst **Dreyer** viele bekannte Verdienste hat.

Die erste Probe der **Bünekauischen** Rechtsbibliothek liefert in drey Kapiteln, zuerst eine Nachricht von den verschiedenen Abdrücken des Lübischen Rechts; und diese ist eigentlich ein Auszug aus der umständlichern des Hrn. Domprobst **Dreyers** in der Einleitung zur Kenntniß der Lübischen Verordnungen S. 227. ff. Wir erwarteten hier eine Bemerkung und genauere Anzeige des Unterschieds der **Kollischen** und **Ballhornischen** Ausgaben von 1586. Das zweyte Kapitel ist ein Verzeichniß der Geschichtschreiber des lübischen Rechts, zu welchen auch die verschiedenen ältern landesherrlichen Privilegien und Verordnungen, wegen der Aufnahme desselben in vielen Städten von Hollstein, Mecklenburg, Pommern u. s. f. ingleichen die Schriftsteller hierüber, und vom heutigen Gebrauche des Lübischen Rechts in

diesen Orten gesetzt sind. Das dritte Kapitel giebt Nachricht von den Schriftstellern, die über das ganze Lübekische Recht kommentirt, dasselbe mit andern verglichen, oder vom Werthe desselben gehandelt haben, worunter wir auch einige über besondere Rechte, über die Rechte der Weiber und Kinder, gefunden haben. Da der Hr. Verf. der Ordnung des Lübekischen Rechtsbuches gefolgt ist, und diese in besondern Schriften ausgeführten Materien darinnen zerstreuet sind, so konnte ihnen wohl kein besserer Platz angewiesen werden; oder der Hr. D. hätte dieses Kapitel in verschiedene Abschnitte theilen müssen. Die zweyte Probe giebt die Schriftsteller an, imgleichen verschiedene neuere Mandate und Gutachten, die zur Erklärung und Erläuterung des ersten Buchs der Lübekischen Statuten gehören, im vierten Kapitel; und über das zweyte Buch dieses Stadtrechts im fünften. Die dritte Probe verzeichnet die Erläuterungsschriften über das dritte und vierte Buch, im sechsten und siebenten Kapitel; die vierte Probe, im achten und neunten Kapitel, über das fünfte und sechste Buch des lübischen Rechts; und diesen sind noch am Ende einige Zusätze und Verbesserungen angehängt, und zwey Register, über die angeführten Schriftsteller und abgehandelten Sachen. Verschiedene Urtheilssprüche und neuere Verordnungen hat der Hr. D. ganz eingerückt, und von allen genannten Schriften nicht nur die Titel (aber nirgends das Format) angezeiget, sondern auch oft den Inhalt, mit einem kurzen Urtheile über den Werth der Abhandlung und verschiedenen litterarischen und praktischen Anmerkungen. In der Vorrede versichert der Hr. D., er habe seit mehr als zwanzig Jahren zu dieser Bibliothek gesammlet; dieses verspricht eine große Vollständigkeit.

Pl.

Dissertationum atque programmatum Crellianorum, Fascic. I. cum IV. tabb. aen. Fascic. II. cum IV. tabb. aen. Fasc. III. Halae, typis et sumtu Hendel. 1775.

Waren so viele andere Rechtsgelehrte würdig, daß ihre kleinern Schriften zusammengedrucket, und dadurch der Gefahr der Vergessenheit entrissen wurden: so war es auch der ehemalige berühmte Wittenbergische Rechtslehrer, Chri-

stoph

stoph Ludwig Crell, (welcher Name billig auf dem Titel ganz ausgedrucket stehen sollte) der, durch seine vertraute Bekanntschaft mit den schönen Wissenschaften, mit den Alterthümern, und mit den Gesetzen selbst, und durch gründliche und angenehme Ausführung seiner Gegenstände, sich die Hochschätzung der Rechtsgelehrten erworben, und dessen kleinere Schriften sich besonders durch die gute Auswahl ihrer Gegenstände auszeichnen. Wir müssen es daher beynahe für ein schlimmes Zeichen des Zustandes unserer Rechtsgelehrsamkeit ansehen, daß, nachdem die Gebauerische Handlung in Halle den Druck der Crellischen Schriften unter Besorgung des Hrn. D. Beseke auf Pränumeration angekündiget hatte, dieselbe wegen geringer Anzahl der Pränumeranten den gefaßten Entschluß wiederum aufzugeben genöthiget war, und danken es also dem nunmehrigen Verleger um so mehr, daß er sich hierdurch nicht hat abschrecken lassen, unter der Aufsicht des Hrn. D. Holzhauers in Halle, dieses Werk zu übernehmen. Das einzige, was wir gegen die Sammlung selbst einzuwenden haben, ist dieses, daß gleich das erste Stück des ersten Fascikels, de origine et natura praeiudiciorum in iureiurando, eiusque relaxatione, nicht unsern Crell, sondern den ältern Wittenbergischen Professor, Christoph Beyer, zum Verfasser hat, welcher dabey die Stelle des Präses vertrat. Ueber den Werth der einzelnen Stücke dieser Sammlung zu urtheilen würde überflüßig seyn, da derselbe zum Vortheil ihres Verfassers schon längstens entschieden ist. Wir zeigen daher nur die in den vor uns liegenden drey Fascikeln enthaltenen Stücke an, welche nach der Zeitordnung auf einander folgen. Der erste Fascikel enthält die schon angeführete Abhandlung de origine cet. 2) Calamitatem parentum in posteros continuandam ex l. 5. C. ad L. Iul. mai. welche von Crell als Verfasser unter Dinklers Vorsitze zu Leipzig 1721. vertheidiget worden, und deswegen öfters unter Dinklers Namen angeführet wird; an welcher aber der Präses, wie er in der Epistel versichert, gar keinen Antheil hat; 3) L. Iunium Brutum, reipublicae Romanae autorem. 4) Caium Mutium Scaeuolam Cordum regis parricidam ex antiquitate eruit, et sancta principum capita a quibusque priuatorum iniuriis defendit. 5) Ius aetatis ex lege naturali, atque antiquitate. Der zweete Fascikel: 6) De iure manuum et poenis in iudicio criminali Germanico, inprimis amputatione; 7) Actionem realem, qua res immobilis petitur, ad subterfugiendum

onus satisdationis actori profuturam. 8) Puteal Libonis ex antiquitate erutum; 9) Progr. de adiumentis iuris ciuilis ex iure naturali, temporumque et nationum historia. 10) De corporis integri, robusti et proceri priuilegio, ex iure Rom. Imp. publico et Saxonico, (bey welcher das angehängte Kupfer besser, als in dem einzelnen Stücke ist.) Der dritte Fascikel: 11) Obseruationes de proprietate rei donatae ad eum, qui quasi mutuam accepit, transeunte ad L. XVIII. D. de R. C. et l. XXXVI. D. de A. R. D. 12) de publica ceremonia, qua vrbes condebantur, ex antiquitate Romana. 13) Obseruationes ad L. XIII. D. de bonis eorum, qui ante sententiam sibi mortem consciuerunt, opinioni quorumdam de autochiria, quam fingunt, innocente oppositas. 14) Seruitutem altius tollendi in vsucapione libertatis consistere; 15) Omnem culpam in negotiorum gestorum iudicio praestari; 16) Obseruationes de custodia et periculo pignoris; 17) De translatione mortuorum per territorium alienum ad L. III. §. 4. D. de sepulcr. viol. 18) De iure vrbes muniendi, et munitiones reficiendi, ex LL. Rom. et Imp. Germ. publ. 19) Vtrum herede instituto intra annum deliberandi mortuo substitutus admittatur?

Die lateinischen poetischen Schriften sollen in einem eigenen Fascikel den Beschluß machen, und zur Michaelismesse 1776. die ganze Ausgabe geendiget seyn. Auch verspricht der Verleger, daß zween Haupttitel, (um das ganze Werk in zween Bände binden lassen zu können) nebst Vorrede, Lebenslauf und dreyfachen Register der Schriftsteller, der erkläreten Gesetze, und der Sachen, zuletzt ausgefertiget werden sollen.

Pm.

Versuch einer systematischen Entwickelung der ganzen Lehre von der Gerichtsbarkeit, der weltlichen sowohl, als kirchlichen. Von Friedr. Georg Aug. Lobethan. Halle. Im Verlage des Waysenhauses. 1775. 8. 160 S.

Unsern Beyfall hat der Verf. wenn er sagt: daß die Aufnahme der Rechtsgelehrsamkeit einestheils auf der Erfindung neuer juristischer Wahrheiten, und anderntheils auf

der allgemeinern Billigung und Einführung des Systematisirens in der Jurisprudenz und der wissenschaftlichen Bearbeitung derselben beruhe, und daß die Rechtswissenschaft bey der mehr gewöhnlichen unsystematischen Abhandlung derselben eine ihrer Hauptvollkommenheiten verliere. Wie es aber auch gewisse vorzüglich wichtige Lehren der Jurisprudenz giebt, welche vor andern an ihrer Deutlichkeit, Ordnung und Vollständigkeit leiden, wenn sie nach der gewöhnlichen Lehrart unter andern versteckt, und außerhalb den Schranken eines richtigen Systems vorgetragen werden, so glaubt er, daß es so wohl zum offenbaren Nutzen der Studirenden, als auch zu Beförderung der Bemühung derjenigen Rechtsgelehrten, welche den ausgebreiteten Nutzen des Systems einsehen, und sich dafür interessirt haben, sehr dienlich sey, die vorzüglichsten solcher Hauptmaterien der Jurisprudenz in eine solche systematische Ordnung zu bringen, daß es nicht viel Mühe kostet, den einzelnen Theilen derselben ihren gehörigen Platz in dem ganzen Systeme anzuweisen, und jedes Nebengebäude in das Hauptgebäude der Jurisprudenz einzurücken. In dieser Absicht hat er dann gegenwärtigen Versuch einer systematischen Entwickelung der Lehre von der Gerichtsbarkeit geschrieben. Die Absicht des V. wäre also immer lobenswürdig. Was die allgemeinen Systeme über unsere Rechtsgelehrsamkeit anbetrifft, so sind wir bey der bisherigen Unvollkommenheit derselben noch immer nicht der Meynung des Hrn. V. daß die Möglichkeit, der Nutzen und die Nothwendigkeit eines systematischen Vortrags bereits realisirt seyn, und haben hierüber unser Glaubensbekenntniß schon bey verschiedenen Gelegenheiten abgelegt. Wir haben es aber immer für einen besondern Fehler unserer Systematiker angesehen, daß sie über der Erfindung und Stellung ihres Plans die gründliche Ausführung besonderer Lehren beyseite gesetzt haben, und zu diesem Entzwecke würden nun dergleichen systematische Ausführungen einzelner Lehren immer von gutem Nutzen seyn, wenn nicht fast jeder Systematiker zu stolz wäre, das System eines andern, auch nur in Abhandlung besonderer Lehren, anzunehmen, und wenn diese besondern Ausführungen anders auch so geschrieben wären, daß man sich ihrer mit Nutzen bedienen könnte. Es wird also darauf ankommen, in wiefern unser Verf. dieses geleistet, und seinen Gegenstand systematisch abgehandelt habe. Ein wahres System muß uns allgemeine deutliche Uebersicht verschaffen, aus aufgestellten Hauptbegriffen muß sich das

das Ganze in der natürlichsten Ordnung entwickeln, so daß immer ein Begriff zum andern führt. Also nicht jede willkührliche Ordnung des Vortrags einer juristischen Lehre ist zugleich eine systematische Ordnung, und die Ordnung des V. ist es gewiß nicht. Noch weniger verdient seine Abhandlung den Namen einer systematischen Entwickelung.

„Es ist nicht wohl möglich, heißt es gleich anfangs, einen Begriff von der Gerichtsbarkeit zu bilden, der auf alle „Arten derselben vollkommen passend wäre; es ist vielmehr „am rathsamsten, dasjenige, was in der Kirche unter dem „Namen der Jurisdiction vorkommt, von demjenigen, was „im Staate Jurisdiction heißt, abzusondern, und jenes die „kirchliche, (ecclesiastica) dieses die weltliche, (secularis Iu„risdictio) zu nennen." Das ist doch gewiß kein Anfang zu einem Systeme, und dazu nicht wahr. Es giebt allerdings einen Grundbegriff der Jurisdiction, der in der Wortbedeutung selbst enthalten ist, und auf alle Arten derselben vollkommen paßt; sonst müßten die verschiedenen Arten derselben gar nicht unter eine Gattung gehören. Wenn also mit diesem Grundbegriffe die systematische Entwickelung angefangen, aus der Natur desselben die Bestandtheile der Jurisdiction entwickelt, alsdenn die römische, deutsche, und dann die kirchliche, (oder besser geistliche) Gerichtsbarkeit, jede aus ihren Quellen erläutert und abgesondert, deutlich und wieder systematisch vorgetragen, und endlich daraus die nach heutigem Gebrauche angenommene Mischung der römischen, deutschen und canonischen Begriffe in dieser Lehre gezeiget wird: so wird gewiß das System der Lehre von der Gerichtsbarkeit ganz anders und besser entwickelt seyn, als es der Verfasser gethan hat. Er theilt seine Abhandlung, ohne einige allgemeine Grundsätze vorauszuschicken, in zwey Theile, davon der erste von der weltlichen, der andere von der kirchlichen Jurisdiction handelt. Den erstern Theil zerlegt er wieder in zwey Abschnitte, deren der erste die römische, der andere aber die deutsche Gerichtsbarkeit abhandelt, welchem letztern wieder drey Hauptstücke, 1) von der deutschen allodial-civil-Gerichtsbarkeit, 2) von der deutschen peinlichen Gerichtsbarkeit, und 3) von der deutschen Lehnsgerichtsbarkeit, angehängt sind. Der zweyte Theil von der kirchlichen Jurisdiction ist wiederum in zwey Abschnitte getheilt, und der erste von der kirchlichen Jurisdiction im weitläufigsten, weitläufigen, strengen und strengern Verstande, der andere von der kirchlichen Jurisdiction, im strengsten

Verstande, überschrieben. Allein der erste Abschnitt dieses zweyten Theils gehört in eine Abhandlung von der Gerichtsbarkeit durchaus nicht, so wenig als die Lehre von der Landeshoheit, und der daraus fließenden potestate iudiciaria der Landesherren, (welche auch öfters, aber sehr irrig mit dem Namen Jurisdiction belegt, und aus diesem Grunde von Hildebrand in seiner Abhandlung de iurisdictione vniuersa auch erläutert worden ist. Ein Irrthum, der in der, ehemals sehr gewöhnlichen, nun billig verkannten, Vergleichung der Reichsstände mit den römischen Obrigkeiten keinen Grund hat.) Eben so weicht also auch die kirchliche Jurisdiction in den verschiedenen Bedeutungen, welche ihr in dem ersten Abschnitte des zweyten Theils beygelegt werden, gänzlich von dem wahren Begriffe der Jurisdiction ab, und wenn sie den Namen der Jurisdiction erhalten hat, so ist doch dieses aus irrigen Gründen geschehen, und sie ist vielmehr ein Theil der Landeshoheit, oder collegialischen Gewalt der Kirche. Es wäre also immer hinlänglich gewesen, diesen falschen Begriff der geistlichen Jurisdiction blos anzuzeigen, so wie wir auch erwartet hätten, daß der Verf. den irrigen Begriff von der weltlichen Jurisdiction, der doch genug bekannt ist, und selbst in die goldene Bulle eingeflossen, nur mit wenigen Worten angezeiget hätte. Auch die besondern Abhandlungen jeder besondern Art von Gerichtsbarkeit haben uns nicht ganz gefallen, und besonders ist der erste Abschniit von der römischen Gerichtsbarkeit weder gründlich noch ordentlich genug vorgetragen. Wenige Exempel sollen dieses erweisen. So saget der V. §. 3. Diejenigen Personen, welche bey den Römern Jurisdiction, oder doch das Recht, die Unterthanen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten hatten, hießen Richter im allgemeinen Verstande. Ganz falsch. Die Richter (iudices) der Römer hatten niemals eine Jurisdiction, vielweniger ein Recht, die Unterthanen zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, sie hatten nichts, als eine Notion, und die Jurisdiction stand allein den Magistraten zu, welche nach den römischen Grundsätzen, besonders vor Justinians Zeiten, immer genau von den Iudicibus unterschieden werden. Ferner theilt der V. §. 4. die römische Gerichtsbarkeit ein in die bürgerliche (ciuilem) und peinliche (criminalem), und unter imperio mero versteht er §. 5. diejenige obrigkeitliche Gewalt, wodurch ein jeder, der härtere Strafen verdient hatte, zu dieser seiner Verbindlichkeit, zur Strafe, angehalten wurde. Das ist doch wahrlich allen Grund-

[illegible] des römischen Rechtes zuwider. Die römischen Gesetze wissen nichts von einer peinlichen Gerichtsbarkeit, sondern nur von einer bürgerlichen, und imperium merum enthält nicht nur die Gewalt, peinliche Strafen zu vollstrecken, sondern auch, in peinlichen Sachen zu erkennen und Recht zu sprechen, und auch letztere Gewalt stand, als ein Theil des meri imperii, keiner Obrigkeit iure magistratus zu. Hätte der Verf., wie es billig hätte geschehen sollen, die römische Gerichtsbarkeit mehr aus den Alterthümern des römischen Rechts erläutert, und auf diese Art den im Justinianeischen Rechte enthaltenen Begriff der Jurisdiction entwickelt, so würde erst diese seine besondere Abhandlung gründlich, und eine systematische Entwickelung geworden seyn. Der zweyte Abschnitt von der deutschen Gerichtsbarkeit ist zwar auch nicht systematisch, aber doch besser und gründlicher, als der erstere, ausgefallen. Die Ordnung ist auch hier nicht die beste. Zuerst giebt der Verf. eine sehr unlogicalische Definition der deutschen Gerichtsbarkeit, und nennt sie diejenige öffentliche Gewalt, welche die Justizadministration zum Gegenstande hat, und nicht auf das Justizwesen des Staats im ganzen betrachtet gehet; denn zeiget er ihre Abweichungen von der römischen Gerichtsbarkeit, erläutert ihre Eintheilung in propriam et mandatam, und führt besonders die Rechte der delegirten, mandirten und prorogirten Jurisdiction aus, und nach diesem allen erzählt er uns, wie sich die deutsche Gerichtsbarkeit von den ältesten Zeiten her zu ihrer jetzigen Form gebildet. Wäre es nicht weit natürlicher und ordentlicher gewesen, diese Geschichte vorauszusetzen, aus ihr die Eigenschaften der deutschen Gerichtsbarkeit zu entwickeln, und denn erst ihren heutigen Zustand, ihre Eintheilungen und Abweichungen von der römischen Gerichtsbarkeit anzuzeigen? Indessen hat uns des Verf. Erzählung von der Geschichte der deutschen Gerichtsbarkeit und das zweyte Hauptstück von der peinlichen Gerichtsbarkeit, wegen der gründlichern Ausführung; wegen der Ordnung aber das dritte Hauptstück von der Lehnsgerichtsbarkeit am besten gefallen. Der Stil und die Sprache des Buches sind ziemlich gut; nur hätten wir einige Ausdrücke anders gewählt, und z. E. Iurisdictio propria nicht durch eigenmächtige, sondern eigene, Iurisdictio ecclesiastica nicht durch kirchliche, sondern geistliche, Gerichtsbarkeit ausgedrückt. Wird der Verf. die weise Lehre: nonum prematur etc. beobachten, wird er bessere Plane entwerfen und sich mehr Mühe bey der Ausführung

führung gehen, so kann er mit der Zeit wohl noch ein guter juristischer Schriftsteller werden.

Merkwürdige Rechtsfälle, im Namen der Kielischen Juristenfacultät ausgearbeitet, nebst einer kurzen Betrachtung über die einem Rechtsgelehrten nothwendige Erfahrung, von Joh. Dietr. Mehlmann. — Zweytes Stück. Schwerin. 1775. 8. S. 40 und 144.

Eine Fortsetzung derjenigen Rechtsfälle, deren ersteres Stück wir bereits angezeiget haben. Dieses zweyte St. enthält, nebst der vorhergehenden kurzen Betrachtung über die einem Rechtsgelehrten nothwendige Erfahrung, sieben im Namen der Juristenfacultät zu Kiel ausgearbeitete Rechtsgutachten. In der vorangesetzten Betrachtung wird erwiesen, daß Gelehrsamkeit ohne Erfahrung nicht zulänglich sey, den Zweck unsers Berufs, die Erhaltung und das Wachsthum öffentlicher Tugenden zu erreichen, daß ein Rechtsgelehrter nicht eher im Stande sey, auf eine gründliche Weise die Rechtswahrheiten auf einen jeden Fall anzuwenden, und seine theoretische Wissenschaft in Deduktionen, rechtlichen Bedenken, Relationen, Urtheilen, Gutachten und andern Aufsätzen zu beweisen, als bis er sich durch Beyspiele eine Erfahrung erworben habe, die seinem natürlichen Verstande nach den Umständen die gehörige Richtung gebe. rc. — Freylich wird ein blos theoretischer Rechtsgelehrter, wenn er ohne alle Erfahrung in die Welt tritt, wenig Nutzen schaffen, und viele Fehltritte machen; allein damit ist ja nichts neues gesagt, und wenn man, wie der Verf. zu thun scheint, bey dem Lehrling mehr auf praktische Sätze und Erfahrung dringt, ehe er in der Theorie hinlänglich befestiget ist, so ist der Fehler, wo nicht größer, doch eben so groß, als in dem erstern Falle. Denn zuverläßig entsteht mehr Unheil daraus, daß Leute ohne Theorie, bloße Schlendriansmänner, sich in die Gerichte eindringen, als daher, daß theoretische Rechtsgelehrte ohne Erfahrung sich an rechtliche Geschäfte wagen, und zu unsern Zeiten, da meistentheils die Rechtsgelehrsamkeit nur als ein Brodstudium erlernt wird, und das in drey Jahren, ist es nöthiger, auf

eine gründliche Theorie, als auf praktische Erfahrungen, zu dringen. Um so ungegründeter ist daher auch der Vorwurf des V. welchen er den academischen Rechtsgelehrten macht, daß sie sich mehr der Spekulation, als den Geschäfren widmen, und sich mehr die historische, als, eine auf praktische Erfahrungen gegründete, Rechtsgelehrsamkeit angelegen seyn lassen. Wer wird wohl der ganz unentbehrlichen kritischen, historischen, speculativischen und überhaupt der theoretischen Rechtsgelehrsamkeit weiter sich annehmen, wenn es die academischen Rechtsgelehrten nicht thun, und wenn sie ihre praktische Rechtsgelehrsamkeit bloß auf Erfahrungen, nicht auf eine gesunde Theorie, gründen, was wird für ein elendes Handwerk aus dieser Wissenschaft werden? Wir glauben immer eher behaupten zu können, daß auf Universitäten die theoretische Rechtsgelehrsamkeit in Vergleichung der praktischen allzuwenig gelehret werde, und daher diese Warnung noch etwas zu frühzeitig seyn möchte.

Um nun diese Erfahrung zu erlangen, soll man dann Anleitungen zur Praxis lesen, und Relationen, rechtliche Bedenken, Gutachten. Dergleichen Schriften hält der V. den Richtern und Advocaten für nützlicher, als manche mit grosser Gelehrsamkeit ausgeschmückte Schriften, welche die gelehrte Welt von des Verfassers historischen und kritischen Einsichten überzeugen, aber zu weniger Rechtshändel Entscheidung dienen, und also dem gemeinen Wesen schlechten Nutzen schaffen. Wieder ein ganz einseitiges Raisonnement! Kritische und andere theoretische Schriften hat unsere Rechtsgelehrsamkeit eben so sehr nöthig, als die praktische; und recht sehr wäre zu wünschen, daß jene von den Praktikern besser benutzet würden, und von jeher benutzet worden wären. So würde gewiß unsere Rechtsgelehrsamkeit eine bessere Gestalt haben, als sie nun hat, so würden die praktischen Rechtsgelehrten, nicht so viele widersinnische Meynungen den Gerichten aufgedrungen haben, und noch heut zu Tag gründlicher arbeiten, als uns die leidige Erfahrung öfters zu erkennen giebt.

Der V. giebt endlich in dieser Betrachtung zwar ganz richtig den neuern Sammlungen von Rechtsfällen, vor den ältern darinn einen Vorzug, daß jene mit mehrerer Philosophie, mit mehrerer Kenntniß des Natur- und Völkerrechts, abgefasset seyn, und durch die besser ausgearbeitete Geschichte unserer Rechte, und glückliche Vermeidung jener unseeligen

Vermi-

Vermischung und Verwirrung der verschiedenen Rechte, beträchtlich gewonnen haben; allein mit der neuern Sprache in solchen Sammlungen ist er nicht ganz zufrieden; er glaubet, daß der Ernst der Gesetze, das nothwendige Ansehen und die Ordnung der gerichtlichen Verhandlung eine überall gleiche, und durch das Alterthum der Worte und Sprache ehrwürdig gemachte, Einkleidung des juristischen Vortrags erfordere: gepuzte Schreibart in rechtlichen Ausarbeitungen, dergleichen man schon viele verdauen muß, ist so unerträglich, als jene sonst gewöhnliche mit Latein und veralteten Wörtern durchwebte Sprache, und gemeiniglich leidet auch die Gründlichkeit des Vortrags darunter Noth. Was der V. eigentlich damit sagen will, wissen wir nicht. Freylich ist ein rechtliches Gutachten in **Estors** und seiner Affen Schreibart ein wahres Seelenvomitiv; aber die Sprache in den neueren gedruckten Sammlungen von Rechtsfällen ist vernünftig, und wer die Gerichtssprache, die man vor zwanzig, dreyßig Jahren hatte, für das Ideal des guten gerichtlichen Styls hält, der muß ein wahrer Antipode des guten Geschmacks seyn. Allein wer wird es läugnen, daß nicht auch der gerichtliche Vortrag eine gute Sprache, einen deutlichen, körnichten Ausdruck, eine logicalische Ordnung vertrage, und wer weis es nicht, daß auch unser gerichtlicher Vortrag in den neuern Zeiten durch die verbesserte Sprache und den in allen Wissenschaften gereinigtern Geschmack ungemein viel gewonnen habe? Doch wir halten uns bey dieser Vorbetrachtung zu lange auf. Den Inhalt der sechs Rechtsfälle anzuzeigen, wäre zu weitläuftig; nur etwas also davon.

Bey dem dritten Falle haben wir uns sehr gewundert, daß von einer durch Verheyrathung und abgesonderte Haushaltung von der väterlichen Gewalt befreyten Tochter, die Ausdrücke: immiscere, abstinere haereditate paterna, statt, adire und repudiare gebrauchet, und sogar als ein Entscheidungsgrund angeführet wird, es werde im Zweifel nicht vermuthet, daß leibliche Kinder das beneficium abstinendi ergriffen haben. Der vierte Fall verdienet eine Stelle unter merkwürdigen Rechtsfällen gar nicht.

Ueberhaupt wiederholen wir bey diesem zweyten Stück unsere schon bey dem ersten Stücke geäußerte Meynung, und hoffen, daß Hr. M. mit der Zeit in der praktischen Rechtsgelehrsamkeit recht vieles werde leisten können. Vorjetzt aber wünschten wir, daß er das thäte, was er in der vorgesetzten

Betrach-

Betrachtung von seinen Vorgängern rühmet, daß er den Zeitpunct erwartete, wo er dem grauen Alter näher wäre, wo er unter mehreren Ausarbeitungen wählen, und mit richtigerer Beurtheilungskraft unterscheiden könnte, was merkwürdige Rechtsfälle sind.

Ioann. Gottfr. Schaumburg, principia praxeos iuridicae iudiciariae, quae modum procedendi in iudicio regularem continent, variis obseruationibus illustratum; accedunt in calce formulae forenses. Editio noua, emendationibus et obseruationibus aucta a *Ioann. Augusto Reichardt*. Ienae apud viduam Io. Rud. Croekeri, per commissionem, a. clↃIↃCCLXIX. 8. 436 S. ohne Register und Formuln.

Schaumburg ist einer von denjenigen Rechtsgelehrten, welche die Achtung der Nachwelt mit Recht verdienen, und hatte in der praktischen Rechtsgelehrsamkeit eine vorzügliche Stärke. Besonders zeichnen sich unter seinen Schriften seine im J. 1738. herausgegebenen principia praxeos iuridicae iudiciariae aus, welche durch ihre Gründlichkeit, Genauigkeit, Deutlichkeit und Ordnung schon längst einen classischen Werth unter den praktischen rechtlichen Schriften erhalten haben. Die Bemühung des Hrn. D. Reichardt bey dieser neuen Ausgabe ist daher allerdings lobenswürdig.

Was die Veränderungen und Zusätze des Herausgebers betrifft, so bestehen sie darinn, daß er dem Text mehrere Noten beygefüget, in denselben vornehmlich den Altenburgischen Proceß erläutert, auch noch einige Formularien von praktischen Aufsätzen am Ende angehänget hat. Seine Noten verrathen eine gute Kenntniß des Processes, gute Beurtheilungskraft und Belesenheit. Die Formuln sind zwar besser, als wir sie vor zwanzig und mehreren Jahren gelesen haben, allein einiges haben wir doch auszusetzen gefunden, z. E. in der Formul der Kaufpunctation S, 6. ist es sehr überflüßig, daß die Contrahenten der Ausflucht des Betrugs, und des nicht so, sondern anders, geschlossenen Handels entsagen, und muß dem V. wohl bekannt seyn, daß diese Entsagung nicht die mindeste

Wirkung hat. In dem Requisitionsschreiben no. XIII. S. 17. hätte billig dem requirirten Richter die gleiche Gefälligkeit in ähnlichen Fällen anerboten werden sollen; am allerwenigsten aber hat uns der Exceptionstag, (welcher zugleich die Einlassung auf die Klage enthält) no. XIX. S. 23. gefallen, wo noch ganz nach der alten Mode in neun Nummern negando und affirmando auf die Klage geantwortet, und die Exceptionen namentlich vorgetragen werden, nämlich a) die Ausflucht des Betruges, b) der Verletzung über die Hälfte, und c) des ermangelnden Klaggrundes. In dieser Form kann eine Exceptionsschrift, und jede andere Proceßschrift niemals angenehm zu lesen seyn; und es kann, ohne der Gründlichkeit zu schaden, gar wohl geschehen, daß eine jede Proceßschrift in einem ordentlich zusammenhangenden Vortrage, und einer allgemein verständlichen Sprache aufgesetzet wird. Unter den Beweisartikuln S. 27. ff. stehen viele, z. E. 16, 17. 20. 21. 22. welche füglicher weggeblieben wären. Wir wünschen aber, daß Hr. R. sich durch diese wenige Anmerkungen nicht abhalten lasse, den zweeten Theil der Schaumburgischen Principiorum praxeos bald nachfolgen zu lassen.

D. Jacob Gottlieb Sieber, Syndicus der kayserlichen freyen Reichsstadt Goslar, von dem gerichtlichen Proceß. Erster Theil. Zwote vermehrte Auflage. Göttingen bey Victorin Bossiegel und Sohn. 1775. 782 S. in 8.

Der Verfasser, der sich durch verschiedene Schriften schon einen guten Namen unter den praktischen Rechtsgelehrten erworben, hat bekanntlich vor mehreren Jahren auch einen Versuch einer Anleitung zum gerichtlichen Processe geschrieben, und hievon soll gegenwärtiges Werk die zwote vermehrte Auflage seyn. Wahr ist es, die Grundlage jenes Versuches ist auch in diesem Werke größtentheils beybehalten. Aber eine vermehrte Auflage kann es doch nicht heißen, da es in der Ausführung so merklich erweitert, und umgearbeitet ist, daß es kein Versuch zu einer Anleitung mehr, sondern eine Abhandlung vom gerichtlichen Processe, folglich ein von jenem ganz verschiedenes Werk ist.

So gewiß aber jener Versuch den Beyfall, den er erhalten,

halten, mit Recht verdienet hat, so sicher darf sich auch gegenwärtiges Werk denselben versprechen, und bey aller Menge von Schriften über den Proceß, welche der V. selbst §. 51. S. 44. anführet, zweifeln wir nicht, daß das gegenwärtige durch seine gute Schreibart, Deutlichkeit, Ordnung, Literatur und Gründlichkeit sich allen praktischen Rechtsgelehrten vorzüglich empfehlen werde. Mit der Rechtschreibekunst des V. sind wir nicht immer einig, wenn er z. E. schreibt: **Prozeß, Rutine, Schimere, Schicane, Canzelley,** und dergl. allein was die juristische Schreibart betrifft, hat der V. die beste Mittelstraße zwischen der allzugeputzten, und allzunachläßigen, welche er auch bey dem gerichtlichen Vortrag (§. 320.) empfiehlt, glücklich getroffen. Die Ordnung ist noch dieselbige, wie in dem **Versuche**, und sehr gut. Dieser erste Theil enthält nämlich zwey Bücher, deren ersteres sich wieder in drey Hauptstücke abtheilet, 1. von dem Begriff des Processes überhaupt, dessen Quellen und Hülfsmitteln, 2. von den Partheyen und deren Beyständen, 3. vom Richter s. von Rechtssachen, Gerichtsstande und Gerichtsbarkeit. (welche letztere wir in diesem Werke nicht so weitläuftig abgehandelt erwartet hätten.) Das zweyte Buch von dem Processe selbst, und dem processualischen Verfahren, hat zehn Hauptstücke, 1. vom Vertrage der Partheyen, 2. von der Pflicht des Richters überhaupt, 3. von der Klage, 4. von der gerichtlichen Vorladung, 5. von dem Extrajudicialprocesse, (ein ziemlich uneigentlicher Ausdruck;) 6. vom Gehorsam und Ungehorsam, 7. von des Beklagten Antwort oder Exceptivsatz, 8. von der Re- und Duplik und dem Schlusse der Acten, 9. von der Transmission der Acten, 10. von dem Beweise und Gegenbeweise; und diese Hauptstücke sind sodann wieder in Abschnitte, Abtheilungen und Titel zerleget.

Der Verfasser zeiget durchaus viele Erfahrung, Beurtheilungskraft und Kenntniß der besten Schriftsteller in seinem Fache. Bey Anzeige der Quellen des Processes hätten wir eine genauere Ausführung von dem verschiedenen Ansehn des Römischen und Canonischen Rechts in dieser Lehre und den Ursachen desselben zu lesen gewünschet. Zu dem Verzeichniß der Proceßordnungen ließen sich wohl noch viele Zusätze machen. Unter den Schriftstellern vom gemeinen Processe §. 51. hätten wir doch **Stryks** Introductio in praxin forensem, und **Fredersdorfs** Anweisung für angehende Justizbeamte und Unterrichter, unter den Formularbüchern §. 57. Pütters

Versuch

Versuch einiger näherer Erläuterungen des Processes beyder höchster Reichsgerichte, in einer praktischen Sammlung ganz neuer Kammergerichts- und Reichshofrathssachen, welcher dem Verf. ganz wohl bekannt ist, und unter den Anleitungen zum Referiren §. 58. Walchs Einleitung in die Wissenschaft, aus Acten einen Vortrag zu thun, und darüber zu erkennen, billig erwartet; und eben so glauben wir auch bey besondern Ausführungen einigen Mangel an der neuesten Literatur entdecket zu haben; welcher aber vermuthlich der Entfernung des V. von Akademien und akademischen Geschäfften zuzuschreiben ist. In der Ausführung selbst bemerket man leicht, daß der V. richtig und gründlich denket, und daß er kein bloßer Stubengelehrter, sondern, wie man es von allen Lehrern fordern sollte, ein Mann ist, der schon mehrere Jahre mit praktischen Erfahrungen zugebracht, und bey seinen Erfahrungen gedacht hat. Auch das verdienet Lob, daß er genauer, als die meisten seiner Vorgänger, den Sächsischen vom gemeinen Processe unterschieden hat.

Eine einzige Meynung des V. ist uns sehr aufgefallen, wenn er im §. 87. schreibt: „Ob es gleich im Zweifel boshaft „ist, die Wahrheit zu verläugnen, und zu verdrehen, so giebt „es doch in dieser menschlichen Welt Fälle, wo die Klugheit „allerdings räth, zu läugnen, oder etwas nicht zu gestehen, zu„mal alsdann, wenn der Erweis der Schutzreden, Replik, „u. s. w. mißlich oder unmöglich ist, und der Gegentheil sammt „seinem Anwald aller Arglist und Bosheit fähig, und von ih„nen, daß sie ebenfalls ein edelmüthig Geständniß thun wer„den, nicht zu vermuthen, oder zu befürchten ist, daß jemand „mit seinem Vorbringen zum besondern Processe werde ver„wiesen werden.“ Einmal ist diese Meynung des V. so gut er es auch damit gemeynet haben mag, so gefährlich, daß sie bey allen Fällen ein Schlupfwinkel der niedrigsten Bosheiten werden kann, und gewiß ist es in jedem Falle ohne Einschränkung gewissenlos und sträflich, wenn die Wahrheit von demjenigen, der von ihr überzeuget ist, und sie zu bekennen schuldig ist, verläugnet und verdrehet wird. Wir hätten also gewünschet, diese Stelle bey dem V. entweder gar nicht, oder mit der äußersten Vorsicht, ausgedrücket zu lesen.

Pm.

3. Arzney-

3. Arzneygelahrheit.

Beyträge zu denen Versuchen, welche mit künstlichen Magneten in verschiedenen Krankheiten angestellet worden, von D. Johann August Heinsius, Leipzig, bey Jacobäer. 1776. in 8. 72 Seiten.

In den beyden ersten Krankengeschichten, davon die zwote besonders merkwürdig ist, und den größten Theil der Schrift ausmachet, (es war eine Epilepsie mit mancherley seltsamen Krämpfen,) finden wir nicht Ueberzeugung genug, daß alle den Magneten zugeschriebenen Wirkungen wirklich von ihnen hervorgebracht worden wären. Die Gründe unsers Zweifels werden vermuthlich einem jeden Leser so leicht, als uns, in die Augen fallen. Inzwischen war es in einer noch so dunkeln Sache immer der Mühe werth, die Erscheinungen zu erzählen. Deutlicher scheint uns die Wirkung der Magneten im 3ten und 4ten Falle, wo ein spastisches Halsweh sich davon verlor. Sie wurden am Halse selbst angeleget, und erregten in beyden Fällen einen Speichelfluß. Im 5ten Falle erfolgete die verhaltene Kindbetterinnenreinigung nach dem Anlegen der Magneten, und die Krankheit ward völlig gehoben. Im 6ten ward eine dreytägige Verhaltung des Urins bey einer hysterischen Person in einer Viertelstunde nach Anlegung der Magneten gehoben. Eine gleiche Wirkung schienen die Magneten auch im zweyten Falle zuweilen geleistet zu haben. Der 7te und letzte Fall ist in Absicht der Wirkung der Magneten zweifelhaft. Merkwürdig ist, daß bey allen Versuchen des Herrn Heinsius die Kranken nicht gewußt haben, daß ihnen Magneten angeleget worden, um zu verhüten, daß sie nicht aus Einbildung oder Erwartung Wirkungen angeben möchten, die erschlichen würden. Die Wirkungen des Magneten sind hier nicht allerdings so, wie sie in andern Beobachtungen angegeben worden. Sie wurden auch viel zu oft abgenommen. Doch haben sie zuweilen ein Brennen an der Stelle, zuweilen Ziehungen und Krämpfe, Schwindel und Benebelung der Sinne erreget, und mit dem Ausbruche eines gelinden Schweißes haben sich die Zufälle gele-

geleget. Daß der Magnet einen Speichelfluß errege, hat schon 1767. Herr Weber in Walsrode bemerket, der auch eine Ergießung der Thränen davon herleitete. S. d. A. d. B. 12 Band. 1 Stück. S. 273.

Hm.

Samuel Farr Untersuchung, ob es wohlgethan sey, bey der Schwindsucht Blut zu lassen? 8. 72 S. bey Richtern.

Der Verfasser giebt zwar zu, daß eine Aderlaß in dringendem Falle bey Schwindsüchtigen, zu Erleichterung des schweren Athems könne angewendet werden, um einen leichtern Durchgang des Blutes durch die Lungen zu verschaffen, indessen will er nicht zugeben, daß man dieselbe als ein Heilmittel im eigentlichen Sinne betrachten könne. Bey Schwindsüchtigen, saget er, findet man geschwächte feste Theile und scharfe Säfte: die Entzündung rühret daher, weil die schwachen festen Theile, die sich in den Lungen oder sonst anhäufenden Feuchtigkeiten nicht zertheilen können, worauf denn Eiterung und Schwindsucht folget. Der Vorschlag, den der Verfasser giebt, die Brust bey gegenwärtigem Lungengeschwüre weit unten, zur Herausfließung des Eiters, zu offnen, wird niemals für so allgemein gültig angesehen werden. Man müßte vorher genau versichert seyn, in welchem Lungenflügel die Eiterung wäre: man müßte bestimmen können, ob die Eiterung an der äußern Oberfläche der Lungen, oder tief in deren Substanz befindlich wäre, wenn man einen zuverläßigen Eiterausfluß gründlich vorher verkündigen wollte. Allerdings hat man Beyspiele gesehen, wo durch ungefähre Bruströffnungen der Eiter ausgeflossen, und der Schwindsüchtige genesen ist. Der Recensent erinnert sich selbst hier eines ähnlichen Patienten, welcher, nach einem ungefähren Fall, eine Geschwulst an der äußern Brust bekam. Man öffnete selbige, als man Zeichen des Eiters hatte. Man entdeckete, daß der Gang des Eiters sich bis in die Substanz der Lungen erstreckete, wo man denn ebenfalls durch künstliche Erweiterung dem Eiter einen Ausgang verschaffete. Die Wunde wurde geheilet, und der Patient von seiner vorher gehabten Schwindsucht befreyet.

De insolito Maxillae superioris Tumore aliisque eiusdem morbis. Herbipoli 1776.

Herr Professor Siebold ist der Verfasser der Inauguraldisputation, wovon wir hier die Anzeige machen. Er liefert zuerst die Geschichte und Zergliederung einer Patientinn, welche an einer solchen Krankheit des Oberkieferbeins gestorben war. Die Zergliederung der Leiche ist mit solcher angenehmen Genauigkeit beschrieben, daß wir öfters einige von ihm zu lesen wünschten. Wir vermuthen unterdessen doch, daß diese akademische Schrift in die Hände weniger auswärtiger Leser kommen möge: es wird also ein vollständiger Auszug nicht unangenehm seyn. Ein Mädchen von 29 Jahren kam 1773. ins Spital zu Wirzburg. Es war in der Kindheit rachitisch gewesen, und hatte bis jetzt eine Blödsinnigkeit und Freßkrankheit. Es lebte immer bey zugemachten Fenstern im Zimmer, und ergötzete sich an Kinderspielen. Es entblößte sich bisweilen ohne Schamhaftigkeit. Diese Person bekam einstens einen Schmerz am linken Backen; er schwoll und wurde roth: es wurden erweichende Ueberschläge gebrauchet. Die Geschwulst verminderte sich damals ein wenig, blieb aber noch einige Jahre lang. Im Jahre 1774. wurde der Backen wieder dicker und röther: die Arzeneyen leisteten keinen Widerstand. Das linke Auge wurde aus der Augenhöhle gegen den äussern Winkel getrieben, ohne Verletzung der Sehekraft. Sie litte die heftigsten Zahnschmerzen, öftern trockenen Schnuppen, und einigemal Blutspeyen. Man fand an ihrer obern Kinnlade nur noch einen mit Weinstein ganz überzogenen Backenzahn: die übrigen leeren Zahnlücken waren weich, erweitert, hervorragend und mit Zahnfleisch überzogen. Der Körper war cachektisch, der Athem schwer, die Auswürfe durch Urin und Stuhlgang langsam. Das Mädchen starb, und die Leiche wurde genau zergliedert. Die Hirnknochen hatten eine gleiche Dicke von vier Linien: die harte Hirnhaut war fest angewachsen: das zellichte Gewebe zwischen den Hirnhäuten war mit Wasser gefüllet: das Hirn war fest, trocken, die Borke zäher als das Mark. In den Hirnhöhlen waren sechs Unzen helles Serum. Die Zirbeldrüse und Schleimdrüse waren ungemein groß. Das Hirn, kleine Hirn und verlängerte Mark wogen nur drey Pfund und eine Unze, da doch sonst, bey andern Leichen, das Hirn allein drey bis vier Pfund

wägt. Der Oberkieferknochen war ausgedehnet, so daß er bis in die Nase drang, und das Nasenbein in die Höhe hob. Der Gaumen war mit dem Ranft der obern Kinnlade heruntergedrücket, wodurch der Schlund verengert ward. Diese Knochen waren weich. Es floß nichts aus dem durchbohrten Oberkieferbeine, (antrum Higmohri,) und es kam auch kein Gestank daher, sondern die sehr erweiterte Höhle war mit einem grauen, zähen, polypösen Körper von zwo Unzen und zwey Quintlein ausgefüllet, welcher genau an die innere Oberfläche der Knochen verwachsen war. Die Rippen und der Brustknochen waren biegsam: die rechte Brusthöhle mit aschfärbigem eyterförmigen Safte gefüllet, dessen etwa acht Unzen aus aufgeschnittenen Zellen flossen: in der linken Brusthöhle sind nur einige Unzen gewesen: die rechte Lunge war mit dem Rippenfell, Mittelfell und Zwerchfell, die linke mit dem Zwerchfell verwachsen. Aus der rechten verhärteten Lunge erhielt man fast eben solchen Saft, wie aus der Brusthöhle. Das Herzfell war von sechs Unzen dunkelfärbigen Wasser ausgespannet. Das Herz und die grossen Adergefäße, die Lungenadern ausgenommen, waren sehr groß und leer. Die Größe des Magens war ungeheuer. Die Leber war eben nicht grösser, doch schwerer und fester, als andere; sie wog vier Pfund und zwo Unzen. Die Gallenblase hatte keinen unter ihr liegenden Darm gefärbet; sie war nicht gelb, sondern von der Farbe wie die Därme; sie enthielt zween schwärzlichte Steinchen. Die Galle war honigdick und schwarzgelb. Das Milz war sehr groß und zerreibbar. Der Mastdarm war ungemein erweitert, und mit häufig trockenem Unflathe angefüllet. Die Eyerstöcke waren verhärtet, so groß als ein Hühnerey. Jeder enthielt sieben und mehr Zellen von verschiedener Größe, die eine durchsichtige Sulze wie das Weiße vom Ey enthielten. Aus dem gedrückten Muttermunde floß ein ähnlicher salziger Schleim.

Nun machet Hr. S. eine Digression auf die Pfuscher in der Hebammenkunst und Wundarzneykunst; er raisonniret zweifelhaft über die Ursache der Krankheit und ihre Heilart, und glaubet mit Grunde, daß hier nichts auszurichten gewesen wäre. Er erzählet noch einige Beyspiele dieser Krankheit des Oberkieferbeins. Es waren Fleischgewächse an der obern Kinnlade und zwischen selbiger: die Knochen waren vom Beinfraße verletzet: das Auge war aus der Höhle getrieben. Die Krankheit war gemeiniglich mit Fieber, Cacherie, oder

Zehrung begleitet. Eine Frau starb an dieser Krankheit: ein Jude wurde operiret, und starb nachher. Eine dritte wird sich überlassen sterben.

Die Muthmaßung, als wenn die widernatürliche Beschaffenheit der Zirbeldrüse Ursache des Wahnwitzes könnte gewesen seyn, nebst einigen Digreßionen, hätten wir aus der Reihe gewünschet.

Daniel Magenise Theorie der Entzündung, aus Gründen und Erfahrung. Aus dem Englischen übersetzet von Friedrich August Weber. 1776. 8. 136 S. bey Dietrich.

Der Verfasser beschäftiget sich durchaus, die Entzündungslehre des Boerhave und seines Commentators zu widerlegen. Die beym Boerhave so gewöhnliche Verwechselung des Ortes, (Error loci,) die Eintheilung in dreyerley Schlagadern, welche so vielerley Säfte enthalten, und so vielerley Entzündungen leiden, und die Stockung des entzündeten Blutes in den Adern, werden ganz verworfen. Eine Entzündung besteht in einer Reizung der Gefäße, und in widernatürlich vergrößerter Geschwindigkeit der Säfte. Es entsteht hierbey eine Wirkung und Gegenwirkung der festen und flüßigen Theile. Wenn nun die Gefäße durch diese beständige Erschütterung und Ausdehnung erschlaffet werden, und ihre spannende und zusammenziehende Kraft verlieren: so werden die Hautöffnungen (pori) erweitert, und lassen Feuchtigkeiten in das Zellengewebe übergehen. Dieses ist die Entstehung der Geschwulst. Die Röthe eines entzündeten Theils kömmt von der vergrößerten Geschwindigkeit des Blutes her, und nur bey der Entzündung mit Geschwulst ist Feuchtigkeit in das Zellgewebe gekommen. Das heiße und kalte Oedem muß fast auf ähnliche Art entstehen. Er läßt keinen Zufluß aus serösen und lymphatischen Gefäßen gelten, sondern glaubet, daß das Eiter und die Jauche, nebst allen verschiedenen Feuchtigkeiten, die sich in solchen Geschwulsten finden, durch die Hitze, das Schlagen und den Schmerzen des leidenden Theils erzeuget worden. Eben so entsteht erst die gelbe Farbe beym Rothlaufe, wenn das Blut durch die Hitze und das Klopfen des entzündeten Theils zertrennet wird, und seine rothe Farbe in

eine

eine gelbe verwandelt, wie man das Beyspiel bey Quetschungen hat. Hierbey hat er nun freylich das Leuwenhöckische System, daß eine vereinigte Zahl lymphatischer Kügelchen, rothe Blutkügelchen darstellen könne, und so umgewendet, wieder hervorgesuchet und brauchbar gefunden. Kühlend nennet der V. dasjenige, was die Wirkung und Gegenwirkung der festen und flüßigen Theile vermindert. Er preiset innerliche und äußerliche Mittel, wobey topische, erweichende und schmerzlindernde Dinge, ihm gut auf seine Lehre zu passen scheinen. Saure Dinge läßt er nicht als Verdünnungsmittel in strengem Sinne gelten. Uebrigens versprach der V. einigemal unter der Hand, noch weitläuftiger von Vereyterung und Verstopfung zu handeln, welches er aber in seiner Systemenhitze scheint vergessen zu haben. Obwohl nun eben nicht alles, was der Verf. theoretisches oder praktisches einwebet, unsern völligen Beyfall hat: so können wir ihm doch nicht absprechen, daß er manches mit Scharfsinn geschrieben habe.

Georg Cleghorns Beobachtung über die epidemische Krankheit in Minorca. Gotha bey Ettinger 1776.

Der gründliche Verfasser liefert in der Einleitung eine interessante Beschreibung des Clima, der Lebensart u. s. w. auf der Insel Minorca. Dann werden die epidemischen, endemischen und sporadischen Krankheiten genannt. **Epidemisch** sind Hitzblattern, die Essera, die Cholera, die Tertianfieber, die Bauchflüsse, die Seitenstiche, die Lungenentzündungen, die Rothlaufsfieber, und die Katharralfieber; **endemisch** die Verstopfungen der Eingeweide im Unterleibe, die güldene Ader, Geschwüre der Schenkel, Brüche, die Entzündung der Augen und die Nierenschmerzen; **sporadisch**, Verstopfungen, Verhärtungen und Aufschwellungen, drüsichte Eingeweide im Unterleibe, mit Blähungen in den ersten Wegen und einer üblen Verdauung, Krampf des untern Kinnbackens bey Kindern u. s. w. Der Verf. suchet die wahrscheinlichsten Ursachen dieser Krankheiten aufzuspühren; hierauf erzählet er die Krankheiten und seine Beobachtungen vom Jahre 1744. bis 1749. Das Tertianfieber wird sehr genau aus einander gesetzet, aber beynahe wären alle Fieber in die Classe der Tertianen gekommen. Bey dem bösartigen Tertianfieber fand er die fettigen Theile des Unterleibes brandig, die Gallenblase

voll, im Magen und in Därmen gallichte Materie, große faulichte Milz. Das Verhalten war temperirt, antiseptisch; er ließ zur Zeit des Frostes nichts trinken: der Patient trank mäßig bey anfangender Wärme, und soviel er wollte bey ausbrechendem Schweiße. Frisches Getränk erhält den Vorzug. Die vom Schweiße feuchten Hemden werden oft gewechselt: im Anfange ward meistens eine Ader geöffnet; bey großer Schwachheit ward Wein gegeben: die Ader ließ er gemeiniglich bey anfangender Fieberhitze, oder in der ersten Intermission, öffnen; er reinigte nachher die ersten Wege: die Purganzen wurden wegen geringerm Reize den Brechmitteln vorgezogen. Nun giebt der Verfasser sehr pünktlich die Zeichen eines guten oder schlimmen Ausganges. Nach einem schlimmen Anfalle des fünften Tages ward die Rinde als die einzige Panacee ergriffen; hiergegen schrecketen keine Vorurtheile und fast keine Zufälle ab. Erhielt der Patient nachher wieder Kräfte, so wurden zu Verhütung des Rückfalls Purganzen, auch manchmal eine Aderlaß, angewendet. Nun durchgeht er die dringendesten Zufälle, welche sich bey solchen bösartigen Tertianfiebern manchmal beobachten lassen, und erwähnet die Mittel, derer er sich gegen selbige mit Nutzen bedienet hat, als Brechen, Unruhe, Kopfschmerzen, Blutflüsse, Schmerzen im Unterleibe, Schlafsucht, Schlucken, Hüftschmerzen, entzündete Ohrendrüsen, Ausschläge u. s. w. Siehe S. 209. u. s. f. Ganz kurz berühret der Verf. die Hitzblattern, die Essera, die Cholera, weitläuftiger die Ruhr, wovon er dreyerley Entstehungsarten erzählet, das Seitenstechen, die Pocken. Es ist der Mühe werth, daß Aerzte das ganze Werkchen aufmerksam durchlesen mögen.

Em.

George Wilhelm Stenis, d. A. G. D. Hebammen-Catechismus, zum Gebrauche der Hebammen in der Grafschaft Lippe. Lemgo bey Meyer. 1776. kl. 8. ohne Vorbericht 103 S.

Der jetzt regierende Graf zu Detmold, Simon August, stiftete auf Anrathen des Hrn. Trampel 1771. zu Detmold eine Land-Hebammen-Pflanzschule, welche, so wie die vom Hrn. Stein dazu angezogene Lehrerinn, vielleicht

die

die einzige in ihrer Art ist. Zum Besten dieser Schule schrieb Hr. Stein gegenwärtigen Catechismus, der, wie er sich selbst ausdrückt, ein wörtlicher, in Frag- und Antwort gefaßter, Auszug eines bewährten Hebammenbuches ist, und übergab das Manuscript dem Hrn. Trampel.

„Von dieser vortrefflichen Stiftung wird eine historische Nachricht vorausgeschicket, die allen Landesvätern und Landesmüttern ans Herz geleget zu werden verdiente: die aber freylich nur wenige zu lesen geruhen werden. Doch Gott, der mit dieser Huld unpartheyisch für das Ganze sorgt, predigte ja noch vor wenigen Jahren die Nothwendigkeit der Inoculation an einem königlichen Hofe mit so gesegnetem Erfolge für die Nation, daß aller Augen und Herzen mit einemmale geöffnet wurden, und man das verschriene Rettungsmittel mit Freuden annahm. Sollte denn nicht auch das neuliche, für Rußland so traurige, Beyspiel einer unentbundenen verblichenen großen Fürstinn manchen guten Landesherrn aus seinem Schlummer erwecken, und ihm die Nothwendigkeit besserer Anstalten in der Geburtshülfe anschaulich und einleuchtend machen? Wo zwey so schätzbare Leben mit eins verloren gehen, da muß Kennern doch nothwendig einiger Verdacht gegen die Kunst und gegen die Anstalten aufsteigen. Schrecklicher Gedanke! So viel ist indessen gewiß, daß alle jetzt cursirende Trauerspiele zusammen genommen, nicht so viel schaudervolle Scenen enthalten, als die Verabsäumung heilsamer Entbindungsanstalten, und die Dummheit und Bosheit unwissender Hebammen, nur in einem einzigen mittelmäßigen Lande hervorgebracht haben. Möchte ihr Anblick den Vätern und Müttern der Völker nur eben so nahe gebracht, nur eben so anschaulich gemacht werden können, als jene tragische Scenen auf der Schaubühne! Welches Fürstenherz würde nicht unaufhaltsam zu dem ädeln Vorsatze hingerissen werden, auf der Stelle für Rettungsmittel zu sorgen, und durch landesväterliche Untersuchung und Wachsamkeit bessern Anstalten den gehörigen Nachdruck zu geben. Wir sagen daher zu dem Wunsche in der historischen Nachricht: „Gesegnet sey der nicht genug zu preisende Regent, dessen „landesväterliche Sorge sogar schon das Kind im Mutterleibe „empfindet!“ von ganzem Herzen: Amen!

Die gesegneten Wirkungen dieser herrlichen, und eines guten Regenten so würdigen, Anstalt sind in dem detmoldischen Lande schon sichtbar, und durch das Zeugniß öffentli-

cher Blätter, worinnen ganze Listen geretteter Mütter und Kinder aufgestellet werden, sattsam bestätiget. Sanfte Erquickung wird dieser Gedanke dem Erlauchten Stifter noch erst auf seinem, Gott gebe späten! Sterbebette gewähren. Wie geneigt würde jeder Menschenfreund seyn, guten Fürsten schon hier auf der Welt Unsterblichkeit zu wünschen, wenn diese für ihre thätige Menschenliebe nicht eine viel zu geringe Belohnung wäre!

Das Hebammen-Physikat und das Generaldirectorium sowohl über die Pflanzschule, als über das Hebammenwesen überhaupt, ist dem Hrn. Trampel anvertrauet, dessen unermüdeter Fleiß um desto freyer würken, und um desto weniger seines Zweckes verfehlen kann, da er seine Kräfte nicht erst an Ueberwindung aller der unzähligen Hindernisse abnutzen darf, die ihm vielleicht in manchem andern Lande eines Collegii Medici Privatabsichten, oder einzelner Mitglieder Jalousie, in den Weg legen würden. Es ist schon eine alte Erfahrung, daß einzelne Köpfe, wenn jeder in seinem Fache frey würken kann, ungleich mehr beschaffen, als ganze Collegia und Societäten. Denn es ist nicht anders, als ob die besten Köpfe verschoben würden und ihre ganze Federkraft verlören, sobald mehrere derselben auf einen gemeinschaftlichen Rumpf gepfropfet werden, so, daß alsdann einer dem andern nur im Wege ist; da ohne hin, hergebrachter maßen, insgemein nur Einer davon die ausschließende Erlaubniß zu denken hat. Möchte dieser nur auch immer der einsichtsvolleste und helleste seyn! Nicht ohne zureichenden Grund sagte daher ein großer Geist: er schätze jedes einzelne Mitglied seiner gel. Societät sehr hoch; für das ganze Corpus hingegen fühle er nicht die mindeste Achtung. Solche vielköpfigte Gestalten sind zwar durch den, kaum zu vermeidenden, Mißbrauch des ihnen verliehenen Ansehens, furchtbar; aber für die Wissenschaften unnütz, für die Wahrheit unthätig, für gute Köpfe, die das Unglück haben, unter ihre Bothmäßigkeit zu gerathen, tödtend. — —

Billig hätte doch die neue Hebammenordnung, deren in der historischen Nachricht gedacht wird, „woraus die Einrichtung der Hebammenanstalten näher zu ersehen seyn, „und welche nichts übrig lassen soll, als — den Wunsch der „Nachahmung" diesem Hebammen-Catechismus mit beygedruckt werden sollen. Der historischen Nachricht folgt ein Vorbericht des Verfassers an die Hebammen, der größten-

theils

theils aus unserer Bibl. XVII. B. 1. St. S. 162. u. f. entlehnt ist. Eine Stelle, die leider damals auf Hrn. Alix, laut 85 St. der Erf. gel. Zeit. 1772, so wiedrige Wirkung machte, daß er, vor Eckel an dieser losen Speise, einen ganzen Strom von Schimpfwörtern von sich spiee. Und doch werden in diesem Vorberichte sowohl den Hebammen, als denen, die für sie schreiben und übersetzen, Wahrheiten zu Gemüthe geführet, die nichts geringeres, als die Wohlfahrt der Menschen, zum Zwecke haben.

Da die Einrichtung der detmoldischen Hebammenanstalten so gemacht ist, daß die Lehrmeisterinn, welche laut öffentlicher Zeugnisse, im Gebrauche des Kopfs, der Hände und künstlicher Werkzeuge mit dem besten und glücklichsten Geburtshelfer wetteifert, in schweren Fällen jedesmal auf öffentliche Kosten geschwinde herbeygeholet wird; so schränket sich auch, nach Anleitung des Hebammencatechismus, der öffentliche Unterricht nur auf die den Hebammen bey natürlichen Geburten obliegenden Pflichten ein, und handelt in 4 Hauptstücken: von der Kenntniß der Geburtstheile; von der Schwangerschaft; vom Eye und der Frucht; von der natürlichen Geburt. Dem zu folge wird in der Einleitung S. 3. gefragt: „Wird von einer Hebamme in widernatürlichen und „schweren Geburten etwas gefordert? Antw. Nichts, als selbige beurtheilen zu können, und von natürlichen Geburtsumständen wohl unterscheiden zu wissen, damit sie, die Gefahr für Mutter und Kind frühzeitig von sich sagen, und „nach anderm Rathe und thätiger Hülfe sich umsehen möge.“ Möchten doch nur alle Hebammen, wo bessere Hülfe zu haben ist, erst so weit seyn; wie manches Unglück würde dann verhütet werden! Weil die meisten Hebammen zu viel lernen sollen, und aus einem widersinnigen Vorurtheile insgemein nur alte Weiber zu Hebammen angezogen werden, so lernen sie nichts. Es ist daher höchst vernünftig, daß Meister die Entbindungskunst für Hebammen immer mehr simplificiren; und daß sie nur junge Personen zu Schülerinnen wählen, bey welchen verjährte Vorurtheile und Habsucht den guten Saamen nicht ersticken, die noch eine Laufbahn vor sich sehen, in welcher sie sich selbst vervollkommen können, und die es ihnen der Mühe werth macht, Fleiß auf ihre Kunst zu wenden.

Nach dem Zwecke zu urtheilen, müssen wir dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er zu den Fähigkei-

ten der Hebammen herabgestiegen ist, die Gränzen genau beobachtet, und unserer ehemaligen Forderung ein Genüge leistet. So leicht und faßlich aber auch der Vortrag dieses Catechismus ist, so bleibt doch, bey seiner gedrungenen Kürze, der Lehrmeisterinn noch immer viel zu erläutern übrig. Dies muß allerdings durch Beyhülfe von weiblichen Becken, Kinderkopfen, und der Geburtsmaschiene sehr erleichtert werden. Hauptsächlich dienet dieses Handbuch der Lehrerinn zum Leitfaden; den Lehrtöchtern aber zur nützlichen Erinnerung und Wiederholung des Gelernten, und zu einiger Vorbereitung auf eine öffentliche Prüfung ihrer Einsichten. Aber Lehrmeisterinnen zu ziehen, würde schon einen höhern Zweck voraussetzen, und folglich auch eine weiter ausgebreitete Anleitung, nebst der nöthigen Uebung in wohleingerichteten Geburtsspitälern, erfordern.

Jüngst hat es uns gefreuet, daß man zu gleicher Zeit auch anderwärts das Bedürfniß eines solchen Buches gefühlet hat. Denn in der Generalität Soissons hat der dortige Intendant Hr. le Peletier de Mortfontaine eine, der Detmoldischen ähnliche, Hebammenschule gestiftet, und den darüber bestellten Lehrer veranlasset, eine Anleitung in Form eines Catechismus zu schreiben, der auf königliche Kosten gedruckt ist, und den Hebammen gratis ausgegeben wird. Darinnen breitet sich jedoch der V. auch auf die widernatürliche Geburt aus, die den Gebrauch der Instrumente erfordert. Immer eine bedenkliche Sache für die meisten Hebammen! der Titel heißt: Catechisme sur l'Art des accouchements pour les sages-femmes de la campagne, fait par ordre et aux depens du Gouvernement par Mr. *Augier Dufot*, D. en Med. Prof. de l'Art des accouchements etc. 12.

Um der Geschichte und des Contrastes willen, verdienet hier noch angeführet zu werden I. der 1722 zu Straßburg in 12. herausgekommene und sehr selten gewordene **Hebammen-Catechismus, bestehend in Frag und Antworten, so eine Hebamme in dem Examen mit Bescheidenheit beantworten kann.** Der freylich noch gar sehr nach den damaligen Zeiten schmeckt. Nur einige Fragen zum Beweise: „Könnet ihr an dem L. V. Urin auch sehen, ob „eine Frau schwanger sey? Nein, es kommt den Herren Do„ctoren zu. Wann die Nachgeburt vor dem Kinde käme? „So soll die Hebamme dieselbe in warmen Wein legen, und „hinter sich dem Kinde zu melken, bis durch Gottes Gnad

„und

„und Hülfe das Kind an die Welt kommt.“ II. **Hebammen-Fragbüchlein, oder Fragen und Antwort über den jüngst ausgegebenen Hebammen-Catechismum, allen Wahrheitliebenden Wehemüttern zum Nutzen in aller Kürze entworfen. Straßburg 12.** ohne Jahrzahl. Am Ende steht S. D. H. Ist in Gestalt einer liebreichen Unterredung zwischen der Ehefrau Ursula, und ihrer lieben Bäsel und Lehrtochter Sabina, eine bittere Critik, worinnen die Fehler des Hebammencatechismus gerüget, und dem Catechismusmacher starke Wahrheiten gesaget werden.

Dem Unsrigen wollen wir, da sein Name, vielleicht wider seine Absicht, doch nun einmal bekannt ist, hiermit öffentlichen Dank sagen, daß er sichs zur Pflicht gerechnet hat, seine Kenntnisse durch dieses schätzbare Geschenk gemeinnütziger zu machen, und bis auf die niedrigsten Stände menschenfreundlich zu verbreiten. Aber wie sehr fürchte ich, daß es nun bald von Hebammen-Catechismis wimmeln werde, da wir Deutschen so bereit nachzuahmen, und in der Nachahmung doch so oft unglücklich sind! Man versuche, und sehe, ob es denn wirklich so leicht sey, einen guten Catechismus in irgend einer Wissenschaft zu schreiben, als sich die meisten einbilden.

Im.

Pet. Jos. Buchoz Sammlung auserlesener Briefe zur Erhaltung der Gesundheit, und durch den Bau und die Erziehung der Gewächse sich in kurzer Zeit zu bereichern. Dritter Theil. Nürnberg. 1774. 8 S.

Wir haben den ersten Th. in d. A. d. Bibl. XIX. B. und den 2ten im XXIII. angezeiget, und vermuthlich haben die Leser in Ansehung der Einrichtung des Werkes genug daran, wenn ihnen gesaget wird, daß wir unser damaliges Urtheil nicht zurücknehmen. Aber der Correspondent des Hrn. Buchoz mag wissen, wie Br. 88. z. E. vom Chinesischen und Japanischen Papier, dessen Kenntniß weder zur Gesundheit noch zur Bereicherung dienen kann, hieherkömmt? da er gewiß es sich nicht würde einfallen lassen,

es

es nachmachen zu wollen. Und in diesem und dem vorhergehenden Briefe sind mit vieler Mühe, wie es scheint, (außer dem, was aus Guettard angeführt wird) vielerley Namen von, besonders ostindischen, Pflanzen gesammelt, davon man Faden, Zeuge und Papier macht; aber da sie nicht botanisch bestimmt sind, noch es werden konnten; so lernen wir am Ende nichts mehr daraus, als daß es Arten von Palmbäumen sind. Medicinisch ist die Geschichte eines durch Umschläge von gestossenen Mauerpfeffer geheilten schlimmen Geschwüres am Bein S. 82 fgg. es ist aber keine neue Entdeckung. Warum der franzöſ. Name Ioubarbe vom Uebersetzer Illecebra gegeben ist, wissen wir nicht, obgleich Lemery sie lateinisch so genannt hat. S. 57. Sie verdient näher von deutschen Aerzten untersucht zu werden, die nicht, wie der selige Schwiegervater des Verf. in sieben bis 8 Tagen (S. 57.) die gänzliche Herstellung eines Geschwüres, „das „schon etwas krebsmäßig war“ nach geschehener Aderlaß und Abführung, nebst Hülfe eines Decocts durch sie zu bewirken wissen. Es ist Sedum acre Linn.

Die 18 Br. dieses Theiles handeln: 76 vom sibirischen Lein. 77 vom Cederbaum aus Libanon. (vom Libanon sagt jedermann, oder Ceder Libanons: denn es ist kein Land, woraus er kömmt, sondern ein Berg, worauf er wächst. Das soll die einzige Probe aus diesem Bande seyn von des Uebersetzers Nachläßigkeit; denn alle drey Theile würden wie ein Schulexercitium aussehen, wenn man sie davon und vom Nonsense reinigen wollte) 78. vom Lebensbaum. 79. vom Olivenbaum. 80. und 81. von der Illecebra. 82. vom cretischen und italiänischen Thymian. 83. und 84. von den Arzneypflanzen (sind im Originale alphabetisch geordnet, welches sich in der Uebersetzung sonderbar ausnimmt, wo das wegfällt,) 85. von den ausländischen, 86. — zum spinnen, 87. zum Papiere tauglichen Pflanzen. 88. vom chinesischen und japanischen Papiere. 89. von den Wunden und Geschwüren der Bäume, mit denen der Thiere. 90. von Saat und Pflanzung der Wälder. 91. von den Bäumen rc. zur Auszierung der Alleen rc. 92. von den Feldpfl. eben dazu. 93. von der Feldkresse oder Goldkresse.

Dr.

D. Christ. Jac. von Moneta Abhandlung, daß die Kälte und das kalte Wasser, in Catarrhkrankheiten

und Catarrhhusten wahre Heilmittel sind. Warschau, bey Gröll. 1776. in 8. 4½ Bogen.

Das Warmhalten und die hitzige Curart bey gemeinen Catarrhen, besonders die Schweißtreibenden Arzneyen, sind in Pohlen und Litthauen noch immer, was sie so lange bey uns waren, das sichere Verderben der Kranken. Herr de Moneta steht itzt mit rühmlichen Eifer wider dies unsinnige Verfahren auf, und beweiset aus guten Gründen und lehrreichen Erfahrungen, daß die wahre Curart der catarrhalischen Krankheiten blos in einem kühlen Verhalten, und im Gebrauche kalter und kühlender Arzneyen bestehe. Obgleich dies im allgemeinen bey uns nichts neues mehr ist; so wird man doch auch in Deutschland diese kleine Schrift nicht für überflüßig halten dürfen, zumal da der V. in dieser Methode weiter geht, als es sich selbst die besten unserer Aerzte getrauen würden. Außer dem reichlichen und wiederholten Blutlassen und dem Gebrauche kühlender Salze, läßt er Leute, die sich selbst im Winter Schnupfen, Husten, Bräune und andere Catarrhen zugezogen, entweder in ganz kalter Luft bleiben, oder giebt ihnen doch nur ein sehr gelind erwärmtes Zimmer; sie müssen viel ganz kaltes Wasser trinken, und kalte Fußbäder gebrauchen, und besonders sollen die, welche im Anfange der Bräune schon über Halsschmerzen klagen, mit bloßen Füßen im Schnee waten. Selbst beym Keichhusten der Kinder haben die kalten Fußbäder mehr, als die Arzneyen, gefruchtet. Alles dieses ist nicht so gewöhnlich, noch auch so ganz absolut richtig, daß man es nicht auch bey uns merkwürdig finden könnte, und darum empfehlen wir diese Bogen unsern Lesern zum Nachdenken. Mit Bedauren liest man, am Ende dieser Schrift, den höchstkläglichen Zustand der Arzneykunst in Litthauen, und erkennet mit dem V. wie nöthig es in solchen Ländern sey, das Volk durch faßliche Handbücher in den Gründen der Heilkunst ein wenig zu unterrichten. In einem Anhange theilet der Verf. eine Salbe für schmerzhafte eiternde Warzen der Säugammen mit, wovon sie in fünf Tagen zu heilen pflegen, wenn man sie unter einem Bleyhütchen oder Wachsdeckel oft appliciret. Rec. Vnguent. alb. simpl. Vnc. sem. Vngu. Hyoscyam. Dr. I. Sacchar. Saturn. gran. V. Cinnab. fact. gr. VI. camphor. gr. III. m.

G.

Der

Der praktische Landarzt, eine Wochenschrift. Mietau. Steffenhagen. 1773. B. I. S. 436. 1774. B. II. S. 460. 8.

Eine nützliche Schrift, deren Verfasser immer ihrem Vorsatze getreu bleiben, und durch beyde Bände hindurch immer in eben demselben faßlichen, populären Tone reden, der sich für die Leser passet, die sie sich wünschen. Sie haben auch den vor vielen ähnlichen Schriftstellern hervorstechenden Verdienst, daß sie beständig nach Möglichkeit wohlfeile Mittel, auch zuweilen deren Zubereitungsart, angeben. Am Ende eines jeden Bogen wird gemeiniglich ein einfaches Mittel dieser Art beschrieben, als Klettenblätter, — das Symphitum wider den Durchfall, S. 158. die Zubereitung des Mindererischen Spiritus, des Meerzwiebelhonigs ꝛc. Sie bereiten die Arzneyen selbst sehr wohlfeil, — haben zwar auch ein Temperirpulver, als ein allgemeines Hausmittel, aber übrigens ist die Behandlung der Krankheiten selbst so einfach und nach den vernünftigsten Grundsätzen der heutigen Theorie abgefasset, daß wir das Buch auch Aerzten empfehlen dürfen. Der erste Band betrifft fast allein die Entzündungskrankheiten, hin und wieder Leichenöffnungen 3. Ex. S. 386. die ein abermaliger Beweis ist, daß die Zeichen von Würmern höchst trüglich sind. Das Anisöl S. 63. hätte verdienet mit gehörigen Cautelen empfohlen zu werden. Das Fieber nach der Uhr zu bestimmen S. 122. ist nicht allein bey dem Landmanne oft unmöglich, sondern auch selbst bey denen sehr schwer, die eine gewöhnliche Uhr haben können, sobald kein eigentlicher Secundenzeiger die Anzahl der Schläge bestimmet. Der zweete Band handelt größtentheils von exanthematischen Fiebern, Pocken, Vorbereitungsmitteln bey den natürlichen, oder Raseens Pillen — kühlen Verhalten mit Vorsicht, Ausschneiden und Abwischen der Pocken, doch trauet man nachher S. 190. den Vorbereitungsarzneyen wenig. Bey den Masern wird auch die Einpfropfung noch angerathen. Vom bösartigen Fleckfieber, die blaue Blatter S. 379. ist eine in Deutschland seltene Erscheinung, und daher wird die Beschreibung derselben auch manchen Arzt interessiren. Die Register hätten vollständiger seyn, und lieber hier vieles wiederholet werden müssen.

Kd.

Ioh.

Ioh. P. Franck M. D. Consiliarii aulici ac archiatri Spirensis Epistola inuitatoria ad eruditos, de communicandis, quae ad politiam medicam spectant, principum ac legislatorum decretis. Mannhemii 1776. 8. Schwan.

Der Verf. will eine medicinische Policey im Deutschen schreiben, zeiget an, was er dahin rechne, und was er für einen Plan gemachet; bittet aber vorläufig die Gelehrten, ihm merkwürdige Schriften, vornehmlich aus entlegenen Gegenden, auch kleine Piecen von Universitäten, und überhaupt dahin gehörige Merkwürdigkeiten, guten Rath, Cautelen ꝛc. mitzutheilen. Es gehöret aber nicht blos zur medicinischen Policey, daß Afterärzte oder Pfuscher allmählig ausgerottet und Unvorsichtige gewarnet werden, wie man gewöhnlich glaubet, — und auch selbst mit dieser so sehr allgemeinen Anstalt der Policey, haben die Gesetzgeber bisher noch wenig ausgerichtet, darüber man sich destomehr wundern muß, weil es oft geringe Mühe kostet, solchen Uebeln in der Republik zu steuren, wenn z. E. ein Pfuscher, saget H. Fr., für unehrlich erkläret, und durch ein Gesetz von aller menschlichen Gesellschaft abgeschnitten, der Kranke aber, der sich ihm anvertrauet, nach seinem Tode jedesmal öffentlich seciret würde, und man bey entdeckter verkehrten Behandlung gegen den Afterarzt, wie gegen einen Mörder, aufs schärfste verführe, alsdenn sey etwas von der Policey zu hoffen. ꝛc. Das Unternehmen des V. ist von so großer Wichtigkeit, sein Plan so gut, daß wir recht herzlich ihm die Beyträge von solchen wünschen, die Gelegenheit haben, ihm zu seiner Absicht behülflich zu seyn. Der Brief ist von Bruchsal datiret, anderthalb Bogen stark, und ohne Zweifel haben also die Gelehrten sich dahin zu wenden, wenn sie an dem Plane des V. etwas auszusetzen, oder ihm überhaupt etwas mitzutheilen haben.

Tm.

---

4. Schöne

4. Schöne Wissenschaften.

Deutschlands Originaldichter. Erster Band. Hamburg. 1774. Gedruckt und verlegt von J. P. C. Reuß. 1 Alphabet 4½ Bog. in 8. auf Postpapier, mit einem elenden Titelkupfer.

Die Vorrede ist so waschhaft, witzelnd, eitel, vertheidigungssüchtig, kurz äußerst widerlich geschrieben, daß wir sie wahrlich nicht noch einmal lesen mögen. Durch unser einmaliges Lesen aber sind wir noch nicht überzeugt, daß dies vorliegende Buch nicht eines der allerunnützesten dieses Jahres seyn sollte. Als Nachdruck betrachtet, mag es den Verlegern wohl eben nicht viel Schaden verursachen; denn wer wollte sich mit ein Paar Stücken eines Dichters begnügen? — Die Idee ist: das Vorzüglichste aus den besten neuen deutschen Dichtern zu sammlen. Eine sonderbare Idee! Denn wozu soll uns das? Kennen wir andere, die wir diese Sammlung lesen, nicht die deutschen Dichter eben so gut, als die Herren Sammler? Das vorzüglichste aussammlen! sollte man nicht glauben, wenn man dies höret, es sey von alten verborgenen Schätzen die Rede, wozu etwa wegen Unkunde der Sprache, sich nur wenig nahen könnten? oder von wenigem Golde aus unsaubern Schlacken herausgesuchet, wozu wegen der Mühe und des Vorurtheils sich nur wenig nahen wollten? Nichts weniger! Alle gesammelten Stücke sind aus unsern neuesten bekanntesten Dichtern, woraus man eben sowohl zwanzig, als zwey Stücke, hätte abschreiben können, — ja sogar, wie lächerlich! wieder aus andern Sammlungen gesammelt, z. E. aus den Musenalmanachen. Die Sammler sind so sehr für das Neue, was doch nicht gesammelt zu werden bedarf, daß sie z. E. von Dusch nichts anders haben, als seine wahrlich sehr frostige gekünstelte Ode im Bardenton an den Kayser, (Lied des Barden Ryno, des Sohnes Toskar,) da doch so manches seiner ältern Stücke, die itzt ungerecht fast schon vergessen werden, ganz unvergleichbar dieses neuere Produkt von ihm übertrifft.

Dieser erste Band enthält Oden und Lieder. Klopstock, Kleist, Hagedorn, Gleim haben die mehresten

dazu

dazu geliefert. Die in den ältern Göttinger Musenalmanachen mit U. bezeichneten Stücke, wovon hier das Dörfchen abgedrucket ist, sind von Bürger, welches die Herren Sammler nicht gewußt haben. Dagegen haben sie uns gelehret, wo ihre Nachrichten anders richtig sind, daß die starken, gedankenvollen Stücke, in den Göttinger Musenalmanachen mit N. unterzeichnet, die einen edlen Verf. verrathen, der mit den Höfen bekannt ist, und die Höfe verachtet, daß diese Stücke einen Freyherrn von Norman zum Verfasser haben, von dem wir mehr zu wissen wünschten.

Me.

Das Grab des Mufti, oder die zwey Geizigen. Eine komische Oper in zwey Acten, von A. G. Meißner. Leipzig in der Dykischen Buchhandlung. 1776. 6½ Bogen. 8.

Das Stück hat allerdings gegen das französische Original, welches uns aber nur aus der Andreäischen Sammlung bekannt ist, gewonnen, und Hr. M. hat sich viele Mühe mit gutem Erfolge darum gegeben; aber wir möchten sie wohl für verschwendet halten. Außerdem, daß nach dem Geständnisse des Herrn M. das Stück wegen des Mangels an Handlung in dem ersten Acte, und wegen des getheilten Interesse fehlerhaft ist, so kömmt uns die ganze Handlung so unbedeutend, so wenig interessant und so gezwungen vor, daß, wenn nicht die Theaterspieler das ihrige thun, es vielleicht nicht einmal die einzige Absicht, die es haben kann, Belustigung, erreichen möchte.

Die Freundschaft auf der Probe. Ein rührendes Lustspiel. München, bey Fritz. 1775. 6 Bogen, 8.

Ein Nachdruck des Weißischen Stückes dieses Namens.

Verwirrung über Verwirrung, ein Lustspiel, nach dem Spanischen des Don Pedro Calderon de la Barca. Ohne Ort und Jahr. 5 Bogen, 8.

Ist das erste Stück in dem von Hrn. Zachariä übersetzten spanischen Theater, wo es noch den Titel, der Verschlag, führet.*) Die spanischen Namen sind in deutsche verwandelt, und einige, aber unbeträchtliche, Veränderungen vorgenommen.

Die Stimme der Natur, oder die schöne Lüge. Ein Lustspiel in einem Aufzuge, nach dem Franz. des Herrn Armand. München 1775. bey Fritz 2½ Bogen. 8.

An der Uebersetzung wüßten wir nichts zu tadeln.

Pz.

Der verklagte Amor, ein Gedicht in vier Büchern. Vom Herrn Hofrath Wieland. Weimar, bey Hofmann. 1774. 6 Bogen in 8.

Da unsere Anzeige etwas spät kömmt, so kann sie desto kürzer seyn. Der Anfang dieses Gedichts war als Fragment hinter den Hirtenliedern von Werthes schon abgedruckt; hier erscheint es jetzt ganz. — Es ist eine reizende Spielerey mit einzelnen poetischen Schönheiten, wie mit Edelsteinen, besetzt. Die ganze Scene ist ein griechischer Dichterhimmel: Gott Amor wird vornemlich von Hymen und Pallas, als Stifter aller Unordnungen im Himmel und auf Erden, angeklagt. Statt sich zu vertheidigen, räumt er alle Beschuldigungen ein, und begiebt sich mit den Grazien und übrigem Gefolge, in eine freywillige Verbannung. (Die ganze Götterversammlung ist etwas sehr tief unter der Würde guter und edler Menschen geschildert.) Nach Amors Abreise herrscht im Himmel der begeisterte sogenannte platonische Sympathieenton (den unser V. jetzt eben so sehr aus allen Kräften lächerlich zu machen sucht, als er ihn ehemals einzig empfahl. Aber äußerst sonderbar ist es, daß nachdem der Gott der Liebe entwichen ist, nun platonische Liebe herrscht). Hieraus entsteht denn zuletzt Langeweile, vornehmlich wünschen sich die Damen etwas Solideres als bloße Beschau-

*) Dies Stück gehöret in den 12ten Theil des Wiener Theaters.

Beschauung; und man muß Amorn jetzt nur gute Worte geben, daß er wiederkomme. Wir vermögen hierinn nichts Lehrreiches zu finden; freylich würde die Verjagung Amors sich durch Unordnung, durch Versinkung in die tiefste Grobheit, durch eckelhafte Ausschweifungen und auch durch tödtende Langweile rächen; wir wollen den lieben freundlichen Gott immer gerne beybehalten und die Welt gehen lassen, wie sie einmal geht. Aber warum nach Verbannung des wahren Amors, (dessen Gefühle, wie wir hoffen, denn doch aus Sinnlichem und Geistigem gemischt sind, so wie sichs für die Menschheit geziemet,) eben der übertriebengeistige Amor, und nicht vielmehr andere Ausschweifungen Platz gewinnen, sehen wir nicht ein. — Die Schilderungen, Digressionen und der ganze Ausdruck nebst Versbau ist, wie wir sie am Verfasser sehr lange kennen, und wie tausend und abermal tausend Dichter sie beneiden möchten. Nur ist der Vorwurf wahr, daß Er sich jetzt fast auszuschreiben scheint; und daß er wahrscheinlich so geschwinde wegarbeitet, daß er dadurch das Gedrängte und Gedankenvolle verliert. Wenigstens macht, Trotz aller glänzenden Kunst des Verf., die Länge der Reden, und andere Weitschweifigkeiten fast Langweile; und wir getrauen uns zu behaupten, daß in der Musarion (die vielleicht immer das Hauptgedicht des Verf. bleibt,) eine Seite eben so viel enthält, als ein ganzer Bogen im Amadis und im verklagten Amor. — Es ist übrigens nichts mehr als Gerechtigkeit, wenn wir noch sagen, daß der Einfall, die Thiere der Götter in der Antichamber reden zu lassen, an origineller Laune, an wahrem Witze, und an lehrreicher Ausführung vortrefflich ist.

Ta.

Asmus omnia sua secum portans, oder sämmtliche Werke des Wandsbeker Boten. Erster und zweyter Theil. Hamburg, bey Bode. 1775. 16 Bogen in 8.

Fast alle kleine Aufsätze dieses Buches, waren schon vorher stückweise in der Zeitung, die den Namen: Wandsbeker Bote, führt, oder in den Musenalmanachen, oder auch einzeln, abgedruckt. Das Vergnügen, was wir bey da-

maligem Lesen empfanden, hat sich um nichts verringert, wie wir sie nun abermal lasen. Der Verfasser **Claudius**, verdient unter unsern deutschen Schriftstellern sicherlich den Namen eines Originals. Er hat ächten Humor, starken Witz, und scharfe Satire; sein Ausdruck, bis auf einzelne Wörter, ist fast immer drollicht und launicht, aber hohe Züge des Geistes und edle Wärme des Herzens stralen überall hervor. Auch er hat thörichte Nachahmer gefunden; zu schwach, etwas anders von ihm zu ergreifen, hielten sie sich an eine äußerliche Kleinigkeit, die ihnen vielleicht allein nur sichtbar war. Sie erborgten von ihm die Verkürzung der Wörter, die Wegfassung der Fürwörter, die Apostrophirung des Artikels, u. s. w. lauter Dinge, wodurch er den gemeinen Volkston näher traf; und sie bedachten nicht, die Gedankenlosen! daß sie nicht, wie er, die Maske eines **Boten** vorgenommen hatten. Man sieht offenbar, daß, sobald er nicht in diesem angenommenen Charakter spricht, er auch diese Verstümmelung der Sprache nie gebraucht, die auch für jeden andern, der nicht aus dem gemeinen Volke ist, ein Fehler ist. — Vornehmlich interessirt sein gefühlvolles Herz, die Aufwallungen seiner Empfindungen. Aber uns dünkt, daß er sich ihnen oft zu sehr überläßt, sie zu sehr, auf Kosten des Verstandes, der kältern Ueberlegung und der deutlichen Begriffe, erhebt. Das beweiset die Art, wie er sich über die christliche Religion, über die Vaterlandsliebe, über Mystik u. s. w. ausdrückt. Es kann auf eine Zeitlang angenehm seyn, in süßer Phantasie herum zu wallen, das Herzchen wie ein krankes Kindchen zu pflegen, und ihm all seinen Willen zu gestatten, über Dinge, die wir wissen, und die wir wissen können, schön zu träumen; — aber am Ende erwacht man doch aus diesem elysischen Schlummer, oder man träumt sich zum Schwärmer, und zu noch etwas Aergern. Denn wo ist der Mann, der sich rühmen kann, seinen **Empfindungen** sicher trauen zu können? Willkommen sey uns immer die kältere Ueberlegung, willkommen die **deutlichen Begriffe!** (Man sehe, was **Lessing** in der Vorrede zu **Jerusalems** hinterlassenen Schriften darüber sagt.) Er gesteht selbst, daß er viel von der Mystik hält, wozu wir ihm Glück wünschen, ob sie gleich für uns immer terra incognita seyn und bleiben soll. Er will **Schwedenborg** nicht geradezu einen Narren heißen; uns dünkt, wenn er es auch nicht desfalls war, daß er glaubte mit Geistern zu sprechen, so war es doch wohl wegen der abgeschmackten Abentheuerlich-

theuerlichkeiten, die er die Geister erzählen läßt. — Warum, da der V. doch ganz Empfindung seyn will, stört er zuweilen doch völlig wieder mit Muthwillen die Empfindung, die er zuvor sich bemühet hatte zu erregen. Z. E. im letzten Briefe an Andres, wo der saure Ruch aus dem Magen sehr eckelhaft auf die Anpreisung der Wohlthätigkeit folgt. Soll das vielleicht Kraft des Genies seyn, die sich freut, uns herumreißen zu können, wie sie will?

Me.

Jeder Topf find't seinen Deckel, eine comische Operette. Magdeburg 1775. 2 Bogen 8.

Und jedes elende Stück muß seine Leser finden; sonst ist nicht zu begreifen, wie unsere Buchhändler alles das schlechte Geschmiere verlegen können. Dieses Stück ist aus dem neuen Amadis genommen, und comisch genug, durch den Contrast des aus diesem Gedichte abgeschriebenen, und des von dem Verf. hinzugesetzten.

Der vom Geizhals erkaufte Bräutigam. Ein ländliches Lustspiel. Nürnberg bey Zeh 1776. 4½ Bogen, 8.

So ländlich, daß dem Leser übel und weh dabey wird.

Die verlohrne Unschuld, ein Lustspiel von J. J. C. von Bernstorf, Göttingen bey Bossiegel, 1775. 3¼ Bogen, in 8.

Die Frucht ist noch herbe. Eine Deoirgination während des Actus, wenn gleich hinter der Scene, ist doch anstößig, und warum der Hofmeister seinen Eleven dazu verführet, wird gar nicht bemerklich gemachet.

Die großmüthigen Erben, ein Lustspiel. Frankfurt und Leipzig, bey Schneidern, 1776. 3 Bogen, in 8.

Auf dem Theater ist es ganz leicht, Tausende zu verschenken, und leicht genug mag auch dem Verf. das Stück geworden seyn.

Eduard und Cecilie, oder die Klippe der Standhaftigkeit, ein Schauspiel in drey Aufzügen. Frankfurt und Leipzig, 1776. bey Schneidern, 5 Bogen in 8.

Dieses Stück hat freylich etwas mehr auf sich, als die vorhergehenden. Ein zärtlich Ehepaar von vornehmen Stande, das von beyderseitigen Eltern verstoßen ist, ungeachtet sie vorher, ehe die Väter Todtfeinde wurden, von ihnen für einander bestimmet waren; der Sohn eines Lords, zu den niedrigsten Verrichtungen herabgezwungen; der hernach seine sonst angebetete Gattinn, aus ungegründeter Eifersucht vergiftet, und sie wirklich getödtet hätte, wenn nicht der Apotheker klüger, als er gewesen wäre; ein Zweykampf zwischen diesem Ehemanne, und dem vermeynten Verführer, in welchem letzterer todt liegen bleibt, aber doch wieder aufsteht; ein Vater, der über seinen als Mörder angeklagten Sohn Gericht halten soll; eine allgemeine Versöhnung zwischen den Vätern, Mann und Frau und Gegner; alle diese Ingredienzien sollten doch wohl ein kräftiges Schauspiel von der heroischen Art hervorgebracht haben. Dennoch ist der Recensent ganz kalt dabey geblieben; ob die Schuld an ihm oder dem Stücke liege, ist zu weitläuftig auszumachen. Indessen ist genug gesaget, um den Leser zu reitzen, die Probe an sich vorzunehmen.

Clermont und Amelie, oder die unverhoften Entdeckungen, ein Schauspiel in drey Aufzügen, von J. F. Dietrich, Leipzig 1776. bey Böhmer, 4½ Bogen, 8.

Auch dieses Schauspiel enthält manche romanhafte Situationen. Ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes, das, einer sterbenden Mutter zu Gefallen, sich mit einem Baron versprochen hat, ob sie gleich einen andern liebete, der während der Zeit von ihr getrennet worden, und keine Nachricht von sich gegeben hat, soll mit dem Baron verlobet werden. Unverhoffet kömmt ihr Liebhaber, der unterdessen vom gemeinen Soldaten zu einem reichen Obristen gestiegen ist, schlägt

sich mit dem Baron, entwafnet ihn, bringt ihn durch seine Großmuth dahin, daß er ihm seine Braut abtritt, findet nun auch seine Eltern bey dem Bruder seiner Braut, von welchem sie, als sie durch den Kriegß alles verloren hatten, großmüthig aufgenommen waren, auch noch einen Mann niedrigen Standes, der ihm in der Jugend das Leben gerettet hatte, und den der Bruder seiner Geliebten, als er vor Hunger und Kälte fast umkommen wollte, gleichfalls zu Anfange des Stückes aufnimmt. Dieses ist alles wunderbar genug ersonnen, aber zu wenig natürlich, um den Leser und Zuschauer genug zu interessiren. Die Reden und Handlungen der Personen haben etwas Uebertriebenes, Gespanntes und Gewaltsames, daß sie ihre Wirkung verfehlen. Die Schwänke der Bedienten sind vollends unausstehlich.

Der Graf von Walltron, oder die Subordination. Ein Originaltrauerspiel in fünf Aufzügen von H. F. Möller, Prag bey Gröbl, 1776. 6 Bogen, 8.

Wie verschieden der Eindruck ist, den gekünstelte und den natürliche Situationen machen, empfindet man recht, wenn man die vorhergehenden Stücke, und darauf dieses liest. In Wahrheit, der Recensent wurde durch dieses Stück, das er in einer halb grämlichen Laune über jene Stücke zur Hand nahm, auf die angenehmste Art in seiner Erwartung betrogen, und er glaubet nicht zuviel zu sagen, wenn er es unter die schönsten Stücke der deutschen Bühne rechnet. Denn was etwa noch hin und wieder, besonders in einigen Stellen des Dialogs fehlerhaft seyn möchte, wird sich leicht verbessern lassen. Dieses Schauspiel ist, welches wir bey manchen vermissen, in mehr als einer Absicht sehr lehrreich. Es enthält vortreffliche Lehren für den Officierstand, so daß man es sehr gut die Officierschule nennen könnte. (Der Verf. ist selbst zwey Jahre Soldat gewesen.) Es schildert in dem Charakter und in dem Vergehen des sonst so wackern Walltron die Folgen einer ungestümen und übereilten Hitze; und, was über alles geht, es stellet die Stärke der ehelichen Liebe mit solchen starken, so herrlich getroffenen Zügen dar, daß wir nicht wüßten, was wir damit vergleichen sollten. Auch haben, wie es der Recensent weis, diese Scenen Thränen in reichlicher Maaße aus mehr als einem Auge hervorgelocket. Die Un-

ruhe, die Angst, der kurze Wahnwitz, die Verzweiflung der Gräfin Walltron sind ganz Natur, besonders in dem Ausdrucke des steigenden Affects. Doch wir vergessen den Leser, der das Stück noch nicht kennet, von dem Inhalte desselben zu unterrichten. Ein tapferer und vortrefflicher, aber zu heftiger Officier, hat sich gegen seinen Obristen vergangen, und im Wortwechsel den Degen gegen ihn gezogen. Seine Gemahlin kommt ins Lager, eben zu der Zeit, da Standrecht über ihn soll gehalten werden. Die Execution soll noch denselben Tag vor sich gehen, als durch eine glückliche Dazwischenkunft des Prinzen der wackere Mann gerettet wird. Wie der Verf. aus einer so einfachen Geschichte ein höchst interessantes Stück habe machen konnen, wollen wir denen, die es nicht gelesen haben, zur Strafe nicht sagen. Wenn man es auch in dieser Absicht gegen die beyden vorhergehenden hält, so fällt sehr in die Augen, wieviel die Ueberladung der Handlung der Wirkung schade, gerade, wie übersetzte Maschinen weit weniger Wirkung, als einfache thun.

Die Handlung geht eigentlich mit dem zweyten Act an; von einigen mag dies vielleicht getadelt werden. Indessen machet der erste Act uns mit den Charakteren der handelnden Personen bekannt, und erhält uns in der Erwartung, was erfolgen werde, bis das Ungewitter plötzlich losbricht. Das Standrecht, welches auf dem Theater gehalten wird, möchte vielleicht wegen seiner Förmlichkeit etwas zu steifes haben; allein es zeiget auch Walltron von einer vortrefflichen Seite. Das wollen wir dem Hrn. Verfasser als einen Einfall von unserer Seite noch zu überlegen geben, ob er es nicht so veranstalten könnte, daß der Graf Nordstern, dessen Liebe die Gräfin Walltron verschmähet hatte, das Todesurtheil als commandirender General ausfertigte, und daß die Gräfin bey ihm um ihres Gemahls Leben flehen müßte. An dem Dialog bitten wir ihn noch etwas zu feilen, und überhaupt, was irgend weggeschnitten werden kann, wegzuschneiden. Es wird dem Stücke wohl thun, wie einem Baume, der beschnitten wird.

Bey dem zweyten Durchblättern sind uns noch einige Stellen aufgestoßen, die wir dem Hrn. Verf. zum Durchstreichen empfehlen. Daß Walltron seines Cameraden Vater einen armen Teufel nennt, ist etwas anstößig. Der Teufel kömmt überhaupt etwas zu oft vor, als S. 31. reitet ihn der Teufel. — Ein Mittelding des Todes, lieber Ursache — besser vor ihm (für ihn) — ihm, (ihn) schmerzen —

zen — Aechte Tapferkeit ist die Schwester der Tugend, Tugend das Sinnbild der Menschheit, und der Kanal zum Mitleiden; eine gezierte unverständliche Sentenz. Weg mit allen solchen Sprüchelchen! — Handgreifliche Correspondence mit dem Feinde, lackirte Herzen, christlicher Jude (in der Verbindung worinnen es vorkommt,) gestählte Sympthomen durchbaizen, sind sonderbare Ausdrücke, wiewohl vielleicht der ehrliche Helsinghör seine etwas besondere Sprache haben soll. Wenn dies auch die Absicht ist, so muß doch dabey auf die Umstände gesehen werden, damit nicht ein mißtonender Ausdruck die Harmonie störe, und dabey verstehts sich, daß Verstand in dem Ausdrucke seyn müsse.

Dies mag hier von diesem Stücke, genug gesaget seyn. Andere Kunstrichter, deren Aufmerksamkeit es ohne Zweifel verdienet, mögen es genauer durchgehen.

Pz.

Die Verführung. Ein Schauspiel in drey Aufzügen, von Ignatius Hübner. Augsburg bey Stage. 1775. 8.

Nach einem Roman des le Sage, der hinkende Teufel. Sehr schlecht gerathen. Das Beste dabey ist, daß es nur drey Aufzüge hat. Die Entscheidung des Verfassers darüber wird ihm jedermann gerne schenken.

Emilie Fermont, oder die traurigen Wirkungen der Liebe ohne Tugend. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig bey Hilscher. 1775. 8.

Langweiliges Geschwätz, ohne die geringste Kraft. Gift und Dolch werden zu Hülfe gerufen, und doch kann es weder rühren, noch erschüttern, ob man sich gleich freuet, daß man nun ans Ende gekommen ist.

Theatral Makulatur. Drey Schauspiele: Das Armenhaus. Der Steckbrief. Sophie, oder das belohnte

lohnte Almosen. Presburg und Leipzig, bey Löwen 1775. 8.

Scenen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Daher die Fehler gegen Wahrheit der Sprache der handelnden Personen verzeihlicher. Die Vorrede des Verlegers hätte nur wegbleiben können. Er verstecket sich hinter der guten Absicht des Verfassers, der diese Versuche aus edlen menschenfreundlichen Empfindungen gesammelt hat, um bey Gelegenheit seine Galle ausschütten zu können.

Der Großmüthige, ein Lustspiel in drey Aufzügen von F. W. Wezel, Brandenbr. Canzleyrath. Bayreuth, bey Lübek. 1773. 8.

Der Plan ist romanhaft, und der Dialog oft zur Unzeit pathetisch; doch giebt der Verf. durch den Charakter des Großmüthigen einen Beweis seines guten Gefühls für edle Handlungen; nur schade, daß so vieles unwahrscheinlich ist.

Die Vormundschaft, oder der Strich durch die Rechnung, ein Lustspiel in Einem Aufzug, von J. Rautenstrauch. Augsburg, bey Stage. 1775. 8.

Tief unter dem Mittelmäßigen!

Ferdinand, und Wilhelmine, oder die wunderbare Entdeckung, ein rührendes Originallustspiel, Prag. 1774. bey Diesbach, 8.

Elender Plan, und erbärmliche Ausführung! größtentheils langweiliges Geschwätz von Bedienten und Zofen.

Die Chineser, oder die Gerechtigkeit des Schicksales. Tragödie. Göttingen bey Boßiegel. 1774. 8.

Ums Jahr 1748. wärs schon ein schlechtes Stück gewesen — nun, lieber Leser! denke dir, wie mans jetzt nennen soll! nur etwas zur Probe: Hantong,

Du führetest nie den Dolch — sieh, hieher mußt du stoßen
Ein, zwey, dreymal, (glaubet man nicht den commandirenden Unterofficier zu hören) — und tief, tief daß das warme Blut,
Das Herz ihm bricht, eh er drey Athemzüge thut!

Der Herold kündiget dem Lausu sein Todesurtheil folgendermaaßen an:

Lausu, du bist mir ungetreu!
Du weißt, ich bin der Bosheit Rächer.
Ich sende dir hie Dreyerley,
Den Strang, den Dolch und einen Becher;
Von diesen dreyen kannst du dir jetzt eins erwählen:
Denn ich gebiete dir, sofort dich zu entseelen.

Läßt sich solches unsinniges Geschwätz zu unsern Zeiten noch an Mann bringen?

Gemälde der Tugend. Dresden bey Hilscher. 1775. 8.

Herzlich gut gemeynet, aber höchst mittelmäßig ausgeführet. Wer ein Liebhaber von poetischer Prose ist, die von pomphaften Beywörtern mit schlechten Versen durchwebet, strotzet, der mag sich hier laben.

Es sind kleine Scenen, die hauptsächlich Tod und Ewigkeit zum Gegenstande haben. Da kommen denn hübsch viel Erscheinungen, Schutzengel, und desgleichen vor. **Phaseles**, oder der gute König, ist die Beschreibung des goldnen Zeitalters — „zu einer Zeit, als erst wenige Tage seit der vollen„deten Schöpfung gezählet wurden" — und da singt denn die Hirtin **Cidris** gar erbaulich:

In ein freyes offnes Land,
Wandelt es (das Glück) viel lieber,
Lachet über **Stern** und **Band**,
Schnellen Blicks hinüber.

Vielleicht giebt uns der V. eine historiam antediluuianam der Ritterorden, da er von daher so schöne Nachrichten zu haben scheint! die Beywörter sind oft ganz sonderbar gewählet, z. E. Rasensäuselnd — der mit Domern bepflanzte Himmel. In dem Gedichte: die Feyer des Abends in Hexametern, machts der V. sich sehr bequem; er setzet immer als eine Note: **antwortete Meloine** — **antwortete Sehalem**, u. s. w. Aber die ersten Stücke sind bey weiten die besten,

sten, und hin und wieder gelingt dem V. auch wohl ein schönes Bild.

Gedichte eines Preussen. Danzig, bey Flörke. 1775.

Drey Bogen alltäglicher Gedichte, wie sie jetzt zu hunderten in Deutschland zusammen geschrieben werden. Keines derselben zeiget eine wahre Spur des Dichtergeistes, weshalb der V. aufgemuntert zu werden verdienete. Die beyden besten stehen S. 12. und 39. Gar possierlich ist das an den Wermuth.

„Mit dem mein schlafend Mädchen ich bewehrt,
„Daß sie kein Ungeziefer Schwarm versehrt."

Die Wunde drey Spannen tief vom Herzen, in dem Gedicht der Zufall, ist ein unsittlicher, geschmackloser Scherz.

Der Winter. Eine moralische Betrachtung von C. C. L. Hirschfeld, neue verbesserte Auflage. Leipzig bey Crusius 1775. 8.

Eine Lieblingslektüre, dünkt mich, müßte dies Buch für jedes fühlende Herz seyn, das überall zu Betrachtungen in der schönen Natur Stoff findet. Ganz aus der Natur gemalet sind seine Schilderungen, und ganz aus dem Herzen genommen ist jede moralische Anwendung, die der V. daraus für den Geist machet.

Hymnen. Leipzig bey Dyk. 1774. 8.

Man erkennt in diesen Hymnen den Dichter, (Herrn Kretschmann) voll starker, glühender Phantasie, der aber auch oft, auf Unkosten der Sprache und des Wohlklanges, seine Bahn mit fessellosem Schwunge durchläuft.

Vorzüglich schön sind die Stücke: Gott dem Schöpfer, und an die Liebe. Wir setzen aus dem ersten die zwote Strophe hierher:

Ehre sey Gott in der Höhe!
Gieb Ihm Ehre, mein Lied!
Was Er will, daß geschehe,
Ja, das geschieht.
Ist nicht Allmacht und Weisheit,
Sein ewig Eigenthum?

Hub

Hub Er nicht an mit Gnade?
Führt Er's nicht aus mit Ruhm?
Ehre sey Gott in der Höhe,
Und ewig Preiß und Ruhm.

Eben diese Hymnen sind auch

Karl Friedrich Kretschmanns kleinen Gedichten, erste Sammlung. Leipzig bey Dyk. 1775.

hinzugefüget, in welcher sich, außer den bereits vor einigen Jahren herausgegebenen **scherzhaften Gesängen**, das auch schon vorhin gedruckte Gedicht, **die Jägerinn**, und ein **Anhang einiger Lieder** befinden. Die ersten sind zwar nicht ganz schlecht, und besonders zeichnet sich das Gedicht S. 34. **an die Taube** vor dem alltäglichen aus; aber der Dichtergeist ist doch sichtbarer in den letzteren, von denen **die Jägerinn** voll schöner lieblicher Bilder und meisterhafter Harmonie ist. In jenem Gedicht an die Taube ist folgende artige Strophe:

Ich wünschte längst mit Neid:
O wären meine Lieder
So rein, als wie dein Kleid;
O daß sie säuselten, so sanft, als dein Gefieder;
Und daß sie girreten, wie du, voll Zärtlichkeit.

II.

The life of the Swedish Countess de G** written in German, by the late ingenious *C. F. Gellert*, Professor at Leipzig. Translated from the German by the rev. Mr. N**8. London, printed for Donaldson. 1776. 8.

The History of Lady Sophia Sternheim: attempted from the German of Mr. Weiland *) (translated by the late *I. Collyer*) London, printed for Iones.

Die engländischen Journalschreiber gestehen, die erstere Uebersetzung sey schlecht, und wie gut die zweyte sey, läßt sich

*) Ein falsch geschriebener Namen, und falsch angegebener Verfasser in einem Worte.

sich leicht erachten, da der Verfasser desselben, Collyer, der Verpfuscher der Messiade ist.

Confiskable Erzählungen. 1774. Wien, bey der Büchercensur. 3 Bogen in 8.

Diese Brochüre beweist, aber auf eine andere Art, als es der Verf. vielleicht intendirt hat, wie sehr die zu strenge Censur ihren Weg verfehlet. Es steht auch voran eine satyrische Dedication an die Büchercensur zu Wien. — Es kann seyn, daß, wenn dies Büchlein verboten wäre, es vielleicht Aufsehen machen und begieriger in die Hand genommen werden würde. Solch eine außerordentliche Emporhebung scheint der Verf., wenigstens bey der Imagination der Leser, gewünscht zu haben; darum wählte er wohl den Titel, und auch das Motto: „Tais-toi! Je pêche assés d'ailleurs, sans pecher par l'oreille, sagt Beatrix in Scarrons Jodelet." Allein, da, so viel wir wissen, noch keine Confiscation darüber ergangen ist, und es wahrlich ein sehr elender Behelf ist, durch solche Aushängung Leser zu locken; so werden diese Bogen bald ihr verdientes Schicksal erfahren: die Vergessenheit. Die Erzählungen sollen lose und schlüpfrig seyn; allein, sie sind weiter nichts als elend, schlecht erfunden, langweilig erzählt, ohne einen Gran von poetischen Farben, von Reizung der Imagination, von Witz, ja auch nur von Anmuth im Versbau.

Lyrische Blumenlese. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1774. 1 Alph. 6 Bogen in 8.

Ramler schenkt uns hier die Fortsetzung oder gleichsam den zweyten Theil von den Liedern der Deutschen. Ein wichtiges Geschenk! Man kann es dem feinen geläuterten Geschmacke des Sammlers zutrauen, daß er nur vortreffliche Stücke gewählt hat; und seiner sorgfältigen Feile, daß er die minder vorzüglichen Stellen darin zum Werthe der übrigen erhoben hat. Diese Aufsuchung, diese Ausbesserung, ist gewiß eine sehr mühsame Arbeit. Aber Schande wäre es für unser Vaterland, wenn wir hinzusetzen müßten:

und

und eine undankbare. Das Vorurtheil ist sehr allgemein, welches die Leser gegen alle Aenderungen und Verbesserungen einnimmt. Es gründet sich offenbar nur auf den ersten Eindruck und auf Gewohnheit; denn sonst wird ja wohl kein Vernünftiger leugnen, daß in so manchen Gedichten Fehler seyn könnten, und daß vier Augen mehr als zwey sehen könnten. Andere behaupten wiederum, daß die Feile die muntere Leichtigkeit benähme; allein der Vorwurf trifft wohl mehr den ungeschickten Feiler, als die Feile selbst. Man sehe z. E. hier nur die von Schiebeler genommenen Romanzen, wo manche Nachlässigkeit des Ausdrucks verbessert, und mancher kleine Zusatz gemacht ist; wir wüßten aber nicht Eine Aenderung, die nicht noch mehr Leichtigkeit, mehr komische Lustigkeit hereinbrächte, als vorher da war. Ein jeder Leser vergleiche selbst! Dem Liebhaber und Lehrling der Dichtkunst wissen wir fast kein nützlicheres Studium zu empfehlen, als diese Lieder nach ihren ersten Ausgaben mit den Ramlerischen Aenderungen zusammen zu halten, und den Ursachen nachzuspüren, die ihn jedesmal bestimmt haben. Eine solche lehrreiche Untersuchung ist aber das Werk eines Buches, nicht einer Recension. — Nicht bloß bekannte, auch ganz neue Lieder zieren diese Sammlung, worunter der Herausgeber mit großem Rechte diejenigen vorzüglich nennt, die ein ungenannter Verf. voll Süßigkeit, voll Feinheit, und voll komischem Witze geliefert hat. Auch finden sich verschiedene übersetzte Oden Anakreons, wovon die mehresten solche Genauigkeit, solchen schönen Ausdruck, und solchen Wohlklang haben, daß wir unter den bekannten Dichtern sie keinem, als dem Herausgeber selbst, beyzulegen wüßten.

Me.

---

5. Romanen.

Akademische Briefe nebst einigen Gedichten. Frankf. und Leipz. 1775. 9½ Bogen in 8.

Wir können nicht mit dem Herausgeber sagen: „daß „diese Piesen glückliche Versuche wären,“ und das Beyspiel seines Lieblingsdichters, Günthers, entschuldiget

get ihn nicht. In den Briefen ist nicht ein Funken hohen Geistes oder Herzens; ein Student urtheilt über seine Professores, Kompendia, über Schriftsteller u. s. w. in altklugem, selbstgefälligem Tone, und dünkt sich bey den gemeinsten unbedeutendsten Dingen, die er daher sagt, wohl mächtig weise. Diese Sucht, sich selbst zu hören, diese Einbildung, daß seine Stimme denn doch auch was entscheide, hätten wir uns wahrlich ein Gewissen gemacht, noch mehr zu nähren, und wir würden nie, wie der Herausgeber, diese kahlen geschwätzigen Bogen drucken lassen, noch vielweniger den Verfasser darüber Lob zugerufen haben; aus gerechter Besorgniß, den jungen Menschen ganz zu einem **Bruder Gerundio** zu machen. Die Gedichte sind ein Nichts; und in dem Studenten steckt wohl eben so wenig ein Dichter, als ein Philosoph, ob er sich gleich gern für Beydes ausgeben möchte.

Me.

Die Lais von Smirna, oder Nachrichten zu dem Leben der Psycharion, ein erotisches Fragment. Smirna, 1776. 5 Bogen, 8.

Ein Unterricht für Bordellmägdchen, wie sie ihre Netze ausspannen sollen, ohne sich selbst darinn zu fangen. Psycharion erzählet — doch wenn es mit Anwendung der gehörigen Vorsicht nützlich seyn kann, die Verwirrungen eines weiblichen Herzens zu schildern, darf man denn auch die Begebenheiten einer gemeinen Hure, so ohne allen Rückhalt, mit Wohlgefallen dem Publico vorlegen? Dieses Ding, eine nachgeäffte Aspasia, ist so frech, sich einzubilden, daß sie dem Vaterlande bessere Dienste geleistet habe, als alle die sittsamen Damen ihrer Stadt zusammen, weil sie, freylich zu ihrem eigenen Vortheile, einige Leute von Böllerey, Geitz und Niederträchtigkeit zurückgebracht hat, und hält es, nachdem auf ihrem Gesichte Runzeln sich zu zeigen angefangen, für eine höchst würdige Beschäftigung, sich in ihrem Gewerbe, das von unleugbarem Nutzen seyn soll, Nachfolgerinnen anzuziehen. Die Geschichte ist sonst, welches desto schlimmer ist, gut erzählet, und man erkennet leicht den Meister, nach welchem sich der Verfasser gebildet hat. Es gehöret aber auch zu den Folgen, die dieser witzige und berühmte Schriftsteller nicht

nicht zum voraus überleget hat, daß seine Manier, zum großen Schaden der Sitten, viele grobe Nachahmer finden würde.

Pz.

Leben und Tod Sebastian Silligs. Ein Roman für allerley Leser, zur Warnung, nicht zur Nachfolge. Frankf. und Leipzig. 1776. (mit einem scheußlichen Titelkupfer.)

Wer Lust hat, Bauern in der Schenke schwatzen, eine Landobrigkeitsperson, die zugleich auch eine Bierschenke hält, sich mit der Hebamme herumschelten, und eine Magd ihre Liebes- und Unglücksgeschichte in, Gott weis was vor einem, unverständlichen Dialekte erzählen zu hören, der kann hier seine Lust büßen. Drey Viertheile dieses Buchs führen den Leser durch lauter Scenen des niedrigsten Lebens; der letzte mahlt einen durch eine fürstliche Maitresse unglücklich gewordenen Hof und ganzes Land, ist aber entsetzlich übertrieben. Des Witzes ist hier gar viel, man watet immer bis an die Knöchel darinne, und wünscht sich aufs Trockene, das man selten antrifft. Der Verf. hat den Originaleinfall, deutschen verständlichen Ausdrücken, zu mehrerer Deutlichkeit für den deutschen Leser, noch den englischen Ausdruck in Häckchen beyzufügen, so: Reisegefährte (Fellow traveller); Gassen-H** (common strumpet) — in England sagt man schlechtweg strumpet. Der Verf. meynt, sich zusammenstallen sey ein guter deutscher körnigter Ausdruck für sympathisiren, das er nicht leiden will; es ist wohl Scherz, sonst heißt jenes doch bloß, sich zusammen vertragen, dieses aber, gleichmäßig empfinden.

Dieser Theil schließt sich am Abend des Tauftages des jungen Sebastians; weswegen sich von der Geschichte noch nichts sagen läßt; so wenig als von den Charaktern, die noch wohl nicht völlig ausgezeichnet sind. Wir ersehen aus dem Schlusse mit Leidwesen, daß wir vielleicht noch viele Theile dieses Romans zu befürchten haben, da der Verf. diesen ersten, als eine, zwar etwas lange, Vorrede anzusehen bittet. In der That, etwas sehr lang wäre sie.

Wr.

6. Weltweisheit.

Plato und Leibnitz jenseit des Styx. Ein Gespräch über die Persönlichkeit der Seele nach dem Tode. Halle bey Hendel 1775. 3½ Bogen in 12.

Weder durch die Kunst des Dialogs noch durch Gründlichkeit der Philosophie empfielt sich dies zierlich gedruckte, nicht geschriebene, Gespräch. Plato und Leibnitz, zwar jenseit des Styx noch immer Philosophen, doch ohne zu wissen, daß sie Plato und Leibnitz sind, ohne sich an ihre vormaligen Ideen und Systeme, (ausgenommen, daß sich Plato dunkel entsinnet, vormals auf den Leib, als einen Kerker der Seele, ohne Grund geschimpft zu haben,) noch an die glänzenden Rollen, die sie unter den Philosophen der Oberwelt gespielt hatten, im geringsten zu erinnern, unterreden sich über die Persönlichkeit der Seele nach dem Tode. Plato äußert die Vermuthung, daß er, schon vor seiner Ueberfahrt über den Styx, in irgend einem Lebenszustande als Philosoph existirt habe. Es ist nur eine leichte Vermuthung; man muß es also mit den Gründen, worauf sie gebauet wird, nicht genau nehmen; sie sind sehr schwach, und machen dem unterirdischen Plato um so weniger Ehre, da der überirdische einen wahrscheinlichern Grund für diese Vermuthung anzuführen wußte. Leibnitz läßt nun diese Muthmaßung so hingehen; aber wenn Plato auch die Hofnung äußert, daß er noch wohl dereinst zu einem deutlichen Bewußtseyn seines ehemaligen Lebenszustandes gelangen könne, so will er ihm dies nicht zugestehen, und entreißt ihm diese so werthe Hoffnung durch eine weit ausgeholte und lang ausgedehnte Demonstration auf eine recht unbarmherzige Weise. Das Wesentliche derselben läuft auf folgendes hinaus. Alle unsere Ideen, von den bloßen sinnlichen Eindrücken an, bis zu unsern zusammengesetzten und willkührlichen Reflexionen, harmoniren mit gewissen Modificationen unsers Körpers, und hängen von denselben solchergestalt ab, daß wenn diese den Ideen entsprechende Modificationen des Körpers wegfallen, auch die Ideen wegfallen, und mit einer Veränderung dieser Modificationen auch die Ideen verändert werden. Dies muß um so mehr erfolgen, da unsere Ideen

von

von äußern Dingen, und nicht eigentlich die Beschaffenheit und innere Natur derselben, sondern vielmehr nur die durch diese Gegenstände in unserm Körper veranlaßte Modificationen vorhalten. Nun sind wir nur alsdenn vermögend, uns einer Idee zu erinnern, wenn wir sie einmal von der Idee unsers Selbst und von andern associirten Ideen zu unterscheiden gelernt; und wenn wir auf irgend eine mit der Idee oder Sache, woran wir uns erinnern wollen, vormals associirte oder durch Aehnlichkeit verwandte Idee gerathen. Es wird vorausgesetzt, daß, wenn die Seele ihren Körper verläßt, und mit einem neuen umkleidet wird, mit ganz veränderter Modification des neuen Körpers, alle Ideen ohne Ausnahme solchergestalt verändert werden, daß kein einziger sinnlicher Eindruck demjenigen, den die Seele vermittelst ihres ersten Körpers erhielt, gleich oder ähnlich sey, nie die vormals associirten oder verwandten Ideen sich wieder zusammen treffen, nie ein den vormals erfahrnen Fällen, worin sich die Seele von gewissen bestimmten Ideen unterschied, diese von einander absonderte, und sie eine mit der andern verglich u. s. w. ähnlicher oder gleicher Fall eintreten könne. Und aus allem diesen wird nun der Schluß gezogen, daß, wenn die Seele nach diesem Leben in einen andern Körper fährt, keine Erinnerung an ihren ersten Zustand, an ihre ehemaligen Ideen und Gedankenreihen, oder, mit andern Worten, keine persönliche Idealität oder Bewußtseyn möglich sey. Wo diese Erinnerung statt finden solle, da müsse die Seele eben denselbigen Trieb, der hier das Werkzeug ihrer Empfindungen und Gedanken war, wieder beleben. Wäre Plato nicht so sehr lernbegierig und ehrerbietig nachgebend gegen Leibnitz gewesen, so hätte er zur Behauptung seiner Hofnung gegen diese Demonstration noch wohl eines und das andere vorbringen mögen; aber was sollte er sagen, wenn ihn Leibnitz zur völligen Ueberführung auf seine eigene Erfahrung, auf seine zweytausendjährigen vergeblichen Versuche, sich eines vorigen Lebenszustandes zu erinnern, verwies? Plato war hiedurch freylich geschlagen, aber mich, den Recensenten diesseit des Styx, kann der Philosoph jenseit desselben durch diese Induction, die mir eine petitio principii ist, nicht zum Stillschweigen bringen, und seine Gründe? — Auch diese wollen mir kein Genüge thun.

Vorausgesetzt, daß die Seele in ihren Wirkungen und Veränderungen, so völlig als es hier angenommen wird, von dem Körper und dessen Modificationen abhängt, so wird doch

nur der Körper, insofern er mit der Seele in einer so erweislich genauen Verbindung ist, zu verstehen seyn, nämlich diejenigen Theile desselben, die bey und durch Wirkungen der Seele so und so modificirt werden. Denn diese Verbindung auf alle und die gröbsten Theile des Körpers, auch nur der äußern Werkzeuge der Sinnen, ausdehnen, heißt der Erfahrung widersprechen, die uns lehret, daß viele derselben ganz wegfallen, neue an ihre Stelle treten, und diese neu hinzukommende den abgegangenen sehr unähnlich seyn können, ohne daß das persönliche Bewustseyn, und die Erinnerung selbst solcher Ideen, die von diesen veränderten Organen abhangen, aufgehoben wird. Ich erkenne die sichtbaren Gegenstände, die ich vormals mit einem gesunden Auge erblickt hatte, jetzt wieder, ob ich sie gleich nun mit einem blöden und fehlerhaften Auge beschaue. Und welcher sichtbare Theil unsers Körpers besteht nach einer Dauer von funfzig und mehrern Jahren noch aus eben denselben, und völlig eben so constituirten Theilen, als vor dieser Zeit? und dennoch ändert dieser allmählige Abfluß und Zuschuß der Theile nicht im geringsten das persönliche Bewustseyn, und nur selten die Wiederanerkennung solcher Gegenstände, die auf ganz verschiedene Weise, unter ganz veränderten Umständen, und durch ganz anders modificirte Organen, empfunden werden. Man mag annehmen, daß die subtilern Theilchen des Körpers, mit welchen die Seele in unmittelbarer Verbindung steht, die ihr schema perceptionum, (wie es auch immer gestaltet und beschaffen seyn mag) ausmachen, genug, dasjenige Werkzeug, worin sich ihre Ideen und Gedankenreihen modificiren und sich Abdrücke derselben erhalten, ganz unverändert bleiben, oder einem gleichen Ab- und Zufluß der Theilchen, wie die gröbere Materie des Körpers, unterworfen sind; so würde ja in dem ersten Falle, wenn die Seele nach dem Tode ihr altes unmittelbares Werkzeug in das neue Leben mit übernähme, für das persönliche Bewustseyn nichts zu fürchten seyn, und in dem zweeten Falle würde der Seele zur Erhaltung dieses Bewustseyns und zur Anerkennung ihrer vormaligen Vorstellungen nichts weiter nöthig seyn, als ein aus homogenen Theilchen, und auf eine ähnliche Art, wie das ehemalige, zusammengesetztes schema perceptionum. Hier zwar wird behauptet, daß auch die äußern Organen in dem neuen Zustande eben dieselbigen als in dem alten seyn müßten; allein die oben angeführten Erfahrungen stehen dieser Behauptung entgegen. Laßt uns nun annehmen, entwe-

der,

der, daß die Seele in dem neuen Leben, ohne die gröbere Rinde oder Hülle, die sie beym Tode ablegt, bloß vermittelst des mitgenommenen feinen Körperchens, die äußern Gegenstände empfinde, oder daß sie sich aus dem übrigbehaltenen feinen wiederum einen gröbern, von dem vorigen verschiedenen Körper bilde; sollten diese zwey Fälle es nothwendig mit sich bringen, daß die Seele ihr persönliches Bewustseyn und die Erinnerung des Vergangenen verlieren müste? Ich finde zu dieser Vermuthung keinen Grund. Denn die Verschiedenheit der Empfindungen, die allenfalls hieraus entstehen würde, hebt doch nicht das Bewustseyn auf, noch den Vorrath der schon gesammelten Vorstellungen, und kann höchstens in der lauter neue Empfindungen empfangenden Seele, ein Staunen, eine Art von Träumerey zuwege bringen, einen Zustand, der aber nur so lange währet, bis die sich besinnende Seele in ihren neuen Empfindungen irgend etwas mit ihren vormaligen Vorstellungen ähnliches erhascht. Und wie sollte ihr das fehlen können, wenn der neue Körper, womit sie etwa überkleidet würde, bey einiger Verschiedenheit, dennoch dem alten analogisch ist, und seyn muß, wofern er so, wie dieser, mit der Seele harmoniren soll? Alsdenn können freylich die Empfindungen immer etwas verschieden, sie können feiner, durchdringender seyn, (wie sie sich etwa für die mehr vervollkommete Seele schicken); aber immer müssen sie von einerley Gegenständen noch ähnlich genug seyn, daß die Seele in den neuen die alten wieder erkennen könne. Die S. 42. beygebrachten Beyspiele von Personen, die sich der in einem widernatürlichen Zustande, in der Fieberhitze, in Extasen u. s. w. gehabten Empfindungen und Vorstellungen bey der Rückkehr zum gesunden natürlichen Zustande nicht wieder erinnern, beweisen nicht das Gegentheil, und gehören gar nicht hieher, so wenig als der Fall des in Pohlen unter Bären aufgewachsenen wilden Knabens, der, nach seiner Bezähmung und Erlernung der Sprache, sich seines wilden Zustandes und seiner damaligen Ideen nicht erinnern konnte. Diese Personen erinnern sich ihrer Ideen nicht, weil keine einzige derselben deutlich oder auch nur klar genug war, daß sie sich vor allen andern ausgezeichnet, und zugleich mit einem deutlichern oder klaren Bewustseyn ihrer Selbst, verbunden gewesen, und also gerade aus eben der Ursache nicht, warum wir uns dessen, was wir in den drey ersten Jahren unsers Lebens empfunden oder gedacht haben, warum wir

uns so mancher dunkeln Träumereyen, die wir schlafend oder wachend gehabt haben, nicht wieder entsinnen können. Dies ist die wahre Ursache dieses mangelnden Bewustseyns, nicht aber die hier angegebene Verschiedenheit der Empfindung in dem widernatürlichen und dem natürlichen Zustande. Und wie groß kann denn auch wohl diese Verschiedenheit seyn? greift denn die schwärmende Fieberhitze die Augen und Ohren so gewaltig an, daß diese das, was sie zum Sehen und Hören beytragen, während derselben auf eine ganz andere Weise verrichten, als im gesunden Zustande? und der wilde Knabe, sahe, hörete, schmeckete er anders in seiner Wildheit, als damals, wie er zur Menschlichkeit und zur Sprache gebildet war? Er hatte vorher keine artikulirte Töne gehöret, und nun hörete er sie, aber unmöglich konnte dieser veränderte Umstand ihm Bewußtseyn und Erinnerung rauben; sonst müßte ein jeder Taubgebohrne, der während seiner Taubheit zum Bewußtseyn und zu einigen klaren Vorstellungen gekommen war, dies alles verlieren, wenn er das Gehör wieder bekäme. Oder sollte der Abgang artikulirter Töne in dem zukünftigen Leben, den der Verf. ganz ohne Grund annimmt, diese Wirkung haben? so müßte ein Mensch, der Gehör und Sprache auf einmal verlöre, nothwendig alles vergessen, und eine neue Persönlichkeit bekommen. — Aber laßt uns das Aeußerste setzen, daß der Seele, zur Beybehaltung des persönlichen Bewustseyns, die Beybehaltung oder Wiederherstellung eben desselbigen Körpers, den sie hier belebet hat, nöthig sey; so ist ja bekannt, daß dies gerade von den meisten Gottesgelehrten behauptet wird; und wäre es wirklich nöthig, so laßt uns dies immer lieber annehmen, als diese trostlose und in Ansehung der Folgen der Meynung von der Sterblichkeit der Seelen völlig gleichgeltende Hypothese vom Verlust des persönlichen Bewustseyns, oder Metempsychose. Auch soll uns das nicht abschrecken, so sehr höhnisch auch der V. darüber die Nase rümpft, daß wir alsdenn ein Wunder zu Hülfe nehmen müssen. Ich dächte, wenn wir uns mit unsern Muthmaßungen über das Grab hinaus in die völlig unbekannten Gegenden eines neuen Lebens wagen, dann sollten wir uns bescheiden, nicht zu bestimmen, was daran natürlich oder wunderbar, oder in wiefern der neue Zustand ein Erfolg natürlicher Kräfte etwa eines chymischen Processes, oder ein unmittelbares, wenigstens für uns außerordentliches, Werk der Gottheit sey. Wir haben keine Analogien (denn die von den Verwandlungen einiger Insecten

chen hergenommenen passen nicht genug auf den Menschen,) die uns hier leiten könnten. Und moralische Gründe, Betrachtungen über die göttlichen Eigenschaften und Absichten, die uns ein künftiges Leben erwarten lassen, möchten diese Art der Vernichtung eben so unwahrscheinlich machen, als jene völlige Vernichtung oder Sterblichkeit der Seele. Ich wenigstens gestehe es, daß mir der Leibnitz, dem Mendelsohn in einer der edelsten philosophischen Dichtungen, die man in unserer und vielleicht in irgend einer andern Sprache hat, von der Minerva im Saal des ewigen Schicksals die unvollendeten Pyramiden der möglichen Welten, und die vollendete Eine zeigen, und die Gründe des gegebenen Vorzugs in diesen Worten erklären läßt! „Es fand sich eine, in welcher die „Geisteskräfte zwar eine Zeitlang zunehmen, aber auf ein„mal alles Erworbene wieder verlieren sollten — Die Arbeit „des Sysiphus! nichts ist ohne Früchte verloren, das Böse „nicht, und das Gute sollte es seyn? Ob die Geister in jedem „neuen Zustande die Erinnerung des vorigen behalten sollten, „waren wir etwas unschlüssig; jedoch nicht lange; wir fanden „daß der Uebergang von niedriger Erkenntniß zur höhern na„türlicher Weise die Erinnerung mit sich führe. Nur in we„nigen Fällen kann sie verhindert werden. Wir sahen ferner, „daß diese Erinnerung auf die moralische Vollkommenheit der „Geister von unendlichem Nutzen seyn würde. Durch sie allein „konnte der strengsten Gerechtigkeit ein Genüge geschehen — „durch sie allein dem Menschen in einem zweyten Leben sich „auflösen, was ihm im ersten verschlungen schien“ — daß, sage ich, der Liebling Minervens, der diese Gründe und diesen Plan der ewigen Weisheit billiget, mir unendlich besser gefällt, als dies traurige Phantom, das die Unmöglichkeit des besten Plans demonstriren will. Heu! quantum mutatus ab illo!

Bm.

---

7. Astronomie.

Recueil pour les Astronomes, par Mr. Iean Bernoulli, Astronome Royal etc. Tome III.

 Berlin

Berlin, beym Verf. und Haude und Spener 1776. 340 Octavs. 7 Kupferst.

Enthält I. eine Fortsetzung der Tafeln für die Sterne um den Pol, die in dem II. Theile angefangen waren; der dortigen Rectascensionen giengen von 0 bis 12 Stunden, die hiesigen gehen durch die übrigen 12 Stunden. Noch sind unterschiedene dabey dienliche Tafeln beygefüget, auch die Verwandlung der 96 Theile des Quadranten in Grade. II. Erläuterungen darüber. Hr. B. hatte die Polhöhe zu Berlin 52 Gr. 32 M. 30 S. gesetzet, aber Hr. de la Lande versichert, nach Berichtigungen, die er nachgehends bey dem Mauerquadranten angestellet hat, dessen er sich zu Berlin bedienet hatte, diese Polhöhe sey eine Minute kleiner. III. Verzeichniß von Sternen, Werthe von Mikrometertheilen zu bestimmen. Befindet sich auch in den Berliner Ephemeriden 1776, hier aber mit Zusätzen. IV. Anmerkungen über Bradleys, de la Caille und Mayers Sternverzeichnisse, durch derselben Gebrauch bey vorigem Verzeichnisse veranlasset. Außerdem daß nicht alle im Namen und Größen der Sterne übereinstimmen, scheinen auch in den angegebenen Abweichungen u. d. g. hier und da vielleicht Druckfehler zu seyn. So sind Hr. B. Bemerkungen, bey jeder Anwendung der Sternverzeichnisse wichtig. V Tafeln beym Fernrohre in der Mittagsfläche zu brauchen, wenn es um eine genau wagrechte Queraxe, sich nur nicht in der Mittagsfläche drehet. Man beobachtet, wenn zween Sterne, die nicht nahe beysammen sind, bald nach einander ins Fernrohr kommen, und eine Formel die Hr. B. im ersten Theile gegeben hat, lehret daraus die wahre Zeit finden. Was in dieser Formel auf Polhöhe und Abweichungen ankömmt, dafür giebt Hr. B. hier Tafeln, davon eine sein Hr. Bruder Daniel, Dr. der Arzneyk. bey seinem Aufenthalte zu Berlin berechnet hat. VI. Ueber die 110 Sterne, von denen sich im I. Th. Rectascension u. s. w. zum Gebrauche des Fernrohrs in der Mittagsfläche nach Hr. B. Anweisung finden. Hr. B. hatte damals des la Caille Verzeichniß zum Grunde geleget; jetzo giebt er an, wieviel von des l. C. Rectascensionen, die Unterschiede sind, welche aus Bradleys, Mayers, le Monnier, Verzeichnissen, auf eben die Zeit gebracht, folgen. Diese Arbeit dienet also außer ihrer eigenen Bestimmung beym Hr. B. auch die Zuverlässig-

keit

keit der Catalogen zu beurtheilen. Unter diesen Sternen sind neunzehn, die la Caille allein hat; von den verglichenen 91. urtheilet Hr. B. sey jeder auf noch was geringers als eine Secunde Zeit sicher. Wo die vier Astronomen uneins sind, kann man nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit entscheiden. VII. bis X. betreffen zusammen einen sehr wichtigen Vorschlag: Nichts geringers als Tafeln, in denen man rechtwinklichte Kugeldreyecken berechnet fände. Man muß bey Hr. B. selbst nachlesen, mit wieviel Scharfsinnigkeit er ein Unternehmen thulich darstellet, das beym ersten Anblicke unausführbar scheint. Daß man nur bis auf neunzig Grad zu gehen nöthig hat, ist offenbar. Wollte man die gegebene Größe, durch jede Secunde ändern, so erforderte das 1382 400 Folianten, jeden von 2500 Blättern. Geht man aber von 10 zu 10 Minuten, so möchten 5 Bände jeder von 1620 Blättern zureichen. Die Regeln kurz darzustellen, giebt Hr. B. Zeichen für die Größe, von der die Frage ist, zeiget auch an, wie man einige schon berechnete Tafeln brauchen könnte, wie Nepers Regel zu brauchen wäre u. d. g. Das Gesuchte, glaubet er, müsse bis auf Zehntheile einer Secunde berechnet werden. So sind über 5000 Bogen als Seiten für eine große Menge Fälle berechnet worden, wo Hypothenuse und ein Winkel von Grad zu Grad gegeben sind. Vorerwähnter Hr. Dan. Bern. und die Herrn Mieville und Stickelberger, haben die Rechnung zu Basel geführet. Die Decimaltheilung des Grades der gewöhnlichen vorzuziehen, ist Hr. B. geneiget, und giebt einige Nachricht von Tafeln, die Hr. Schulze dieser Eintheilung gemäß hält. XI. Beschreibung von Hülfstafeln, die sich bey Flamsteeds hist. coel. befinden. Sie verdienen allerdings gekannt zu werden. XII. Des P. Pezenas Vorschläge, die Auflösungen von Kugeldreyecken in Tafeln zu bringen. Dienen zum Beweise, daß dieser berühmte Meßkünstler, auch solche Wünsche wie Hr. B. geheget hat. Zum Ueberschlage der Kosten gehöret, was P. folgendergestalt angiebt. Ein Rechner, der etwa 6 Stunden täglich daran arbeitete, verdiente den Tag 6 Livres; die Tafeln, die P. vorschlägt, müssen von ihrer zween berechnet werden, und diese Arbeit würde etwa 2500 Livres kosten. Nämlich in der Provinz. Vielmehr zu Paris oder London. Den Schluß machen Auszüge aus astronomischen Schriften.

Liste des Astronomes connus actuellement vivants. — Berlin bey dem Verf. Hr. Joh. Bernoulli, und Haude und Spener. 48 Octavs.

Ist als ein Anhang zum III. Th. von Hr. B. Recueil anzusehen. Vorerinnerungen rechtfertigen und erklären Hr. B. Unternehmen, die jetzt lebenden Astronomen zu erzählen. Er machet 14 Classen von Leuten, die alle, obgleich in unterschiedener Bedeutung, Astronomen heißen können; Beobachter, Rechner, Theoristen, Litteratoren, sind ohngefähr die Hauptabtheilungen. So gehörten viel Namen in Hr. B. Plan, und doch hat er nur wenig Verfertiger der Werkzeuge genannt, die Optiker und die Meteorologischen Beobachter weggelassen. Die Oerter sind nach dem Alphabet gesetzet, und bey jedem die dasigen Astronomen. Zu Paris sind sie am zahlreichsten, demnächst zu London, wo der König den Anfang macht, und dann zu Berlin. Von manchen erinnert Hr. B. daß er ihren Aufenthalt nicht sicher wisse, und erkennt überhaupt sein Werk, wie jede solche Unternehmung, noch Berichtigungen fähig. Hier sind einige, mit der Erklärung, daß sie den Dank im geringsten nicht schwächen sollen, den man Hr. B. für die Mühe, soviel Wahres und Angenehmes zu sammlen, schuldig ist. Bey Dresden hätte ein Landmann, Christian Gärtner, können erwähnet werden, der sich zu Dolkwitz unweit Dresden aufhält, ohne eigentliche gelehrte Kenntnisse, die Himmel sehr aufmerksam und mit Einsicht beobachtet, auch unterschiedene Kometen zuerst angezeiget hat, dies zwar in seinen jüngern Jahren, da er jetzo alt ist. Zu Hamburg hätte Hr. Pr. Büsch wohl auch können genannt werden, und zu Kiel Hr. Ackermann. Der Prof. der Math. zu Leipzig heißt Borz, nicht Boerz. Schuhmacher daselbst, soll vermuthlich der bekannte Calculator seyn, der ist aber da 1768. den 23. Dec. während der Mondfinsterniß, im Spitale gestorben. Wilke, dessen Namen auch bey Leipzig steht, hat schwerlich einen Anspruch auf den Titel eines Astronomen gemachet. Er ist auch seit einiger Zeit todt. In Meißen lebet noch in einem hohen Alter Klimm, der 1725. die de la Hirischen Tafeln deutsch herausgab, auch Cassinis Buch von der Figur der Erde übersetzt hat. In Saratow existiret noch Kindermann, den seine vollständige Astronomie, Kometen, die kein Mensch sah, als er, u. d. g. vorzeiten nicht eben

zu

zu seinem Vortheile bekannt gemachet haben. Eine Tochter von ihm ist Wittwe, freylich eines ganz andern Astronomen, Lowizens. So gut konnte sein Name immer aufgeführet werden, als Kylians in Danzig. Noble zu New-York soll vermuthlich der seyn, der in Göttingen studiret hat, und in Kästners III. astronomischer Abhandlung 331. §. erwähnet wird. Er gieng aber von Göttingen nach Barby, wo er zu observiren anfieng, aber den 29. März 1775. gestorben ist.

Nun folgen Nachrichten von Todesfällen der Astronomen. Astronomische noch ungedruckte Aufsätze, in französischen Akademien der Provinzen verlesen. Verzeichniß der in allen drey Sammlungen angezeigten Bücher.

B.

Ephemerides Astronomicae 1776. Wien, beym Edlen v. Trattner.

Unter Hr. Hells Aufsicht. Die Rechnungen, von dem Herrn Bar. v. Rain, und Franz Güsman, Universitätsastronomen. Die Einrichtung wie gewöhnlich. Im Anhange Beobachtungen. Wiener, v. Jupiterstrabanten 1772, die Mondfinsterniß den 11. Oct. In 1773. die Sonnenfinsterniß den 22. März, und Jupiterstrabanten. In 1774. klaget der Hr. H. daß der Astronomie nicht nur die Witterung, sondern auch das Schicksal des Ordens, nachtheilig gewesen, doch liefert er auch einige Beobachtungen. Die Verschwindung des Ringes beym Saturn, die dies Jahr bey manchen Astronomen Lärmen gemachet, hält er zu Bestimmung der Knoten des R. nicht so gar wichtig, weil sie mit Fernröhren unterschiedener Güte beobachtet worden, und der Himmel nicht immer gleich heiter gewesen. Er hat sie blos aus Neugier auch bemerket, findet aber zwischen den Tagen der angegebenen Beobachtungen so viel Unterschied, daß er die seinigen nicht einmal erzählet. Noch Wiener Beob. von 1775. Und dann Sinesische von 1772. Unter andern drey, in der westlichen Tatarey, vom P. Felix de Rocha, einem Lisaboner, den der Kayser zum drittenmal dahin gesandt; Landcharten aufzunehmen. Das Land erstrecket sich westwärts vom Pekiner Meridiane, manchmal bis 40, manchmal bis 44 Gr. Von S. nach N. manchmal vom 35, manchmal vom 36, von Tibeths und Indiens Gränzen, bis an den 50,

und bey den Sibirischen, bis an den 52. Seit 16 Jahren gehorchet es dem Sinesischen Monarchen. Folgendes ist die Geschichte, wie es unter ihn gekommen. Des letzt verstorbenen Königs Stiefsohn, Lama-Tartsha, befürchtete, sein Stiefbruder Atschan, des Verstorbenen Nachfolger, möchte das ihm angewiesene Land ihm nehmen; brachte also denselben um, und ward wieder von des Königs Verwandten umgebracht, von denen einer Tavaci das Reich einnahm. Amursana, ein anderer, war ihm dazu behülflich, in Hoffnung auch seinen Theil davon zu bekommen. Da dies nicht geschah, begab er sich mit einigen tausend Familien zum Sinesischen Kayser, ward von selbigem mit einem Kriegsheer unterstützet, bekam den Tavaci gefangen, und schickte ihn zum Kayser, selbst aber nahm er das Reich ein. Der Kayser empfieng den T. ganz gütig, behielt ihn aber bey sich, und verfuhr nun gegen den A. als gegen einen Rebellen. A. ward von den Seinen verlassen, floh zu den Russen, starb an den Blattern in der Hauptstadt Sibiriens, und so kam das Reich an den Kayser. Noch unterschiedene auswärtige Beobachtungen. Zuletzt, Elemente von 63 Kometen, von Hr. R. von Wargentin mitgetheilet. Jedes Kometen kleinsten Abstand von der Erdbahn hat Hr. Erich Prosperin berechnet.

B.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Schreiben über den thierischen Magnetismus, und die sich selbst wieder ersetzende electrische Kraft betreffend, von Joseph Thad. Klinkosch, — an Herrn Franz, Grafen von Kinsky. Prag. bey Wolfgang Gerle 1776. 1 Bog. gr. 8.

D. Jacob Christian Schäffers Abbildung und Beschreibung des beständigen Electricitätsträgers &c. nebst zwey Kupfertafeln. Regensburg bey Weiße. 1776. 6 Bogen gr. 4.

Ebendes-

Ebendesselben, Kräfte, Wirkungen und Bewegungsgesetze des beständigen Electricitätsträgers, nebst einigen Kupfertafeln. Regensburg bey Montag. 1776. 7. Bogen 4.

Wir nehmen diese Schriften ihrer nahen Verwandschaft wegen zusammen. Gar wohl sagt der Verf. des Schreibens „die Ellwangische Beschwörung der teufelischen Krankheiten, und die Wienerische Geschichte des thierischen Magnetismus sind nicht allein ein wichtiger Beytrag zur Historie der Irrthümer und Vorurtheile, ein deutlicher Beweis, wie weit List und Einbildung getrieben werden können; sondern auch ein bequemes Mittel, ohne alle Mühe „eine ziemliche Anzahl kleiner Geister, unter der Maske der „Größe verborgen, erkennen zu lernen.“ Auf die Frage des Herrn Grafen von Kinsky: Warum jene mit Zückungen und andern Nervenzuständen wirklich behafteten Kranken, die von dem magnetischen Einfluß auf ihren Körper nicht unterrichtet sind, keinen Rückfall leiden, wenn man ihnen künstliche Magnete, auch die kräftigsten, zum Zeitvertreib darreichet und sie mit eigenen Händen behandeln läßt: ist die Antwort des Verf. so beschaffen, daß sie den weltberühmten Teufelsbanner, und die nicht weniger bekannten thierischen Magnetisten, von ihrer ausgeschrieenen Größe zur untersten Klasse der Taschenspieler erniedrigt. Gaßner ist längst am Teufel zum Märtyrer geworden, aber nun droht auch manchen Gönnern des thierischen Magnetismus ein gleiches Schicksal. Eine Geschichte, wo heimlich angebrachte Magneten auf eine kranke Person nicht wirken wollten, da sie ihr doch unter andern Umständen, wenn sie ihr wissentlich auf 10 Schritte vorgehalten wurden, Zückungen verursachten, macht den Betrug in diesem Falle offenbar. Das Gauckelspiel, wo sich die Magnetnadel nach Menschen, Papier, Leder, Brod, Stein und nach was man will, hinwendet, ist hier gleichfalls verrathen. Wer sich etwa ein solches Spielwerk von angesehenen Leuten nicht denken könnte, der beliebe sich nur in Winklers Fortpflanzung der Gerüche durch die Electricität und an Bosens electrischen heiligen Schein zu erinnern. Nach den Versuchen des Verf. gründet sich der größte Theil einer sonderbaren Erscheinung auf die sich selbst wieder ersetzende electrische Kraft, (electricitas vindex) die Beccaria zuerst bemerket, und

und neulich in Italien Alexander Volta, durch eine von ihm erfundene Maschine, merklicher gemacht hat. Die Maschine, die den Namen eines beständigen Electricitätsträgers (Electrophore perpetuel) bekommen hat, besteht aus einer bis auf 1½ Linie hoch mit Pech übergossenen metallenen Platte, auf welche, wenn man zuvor das Pech durch Reiben oder Erwärmen electrisch gemacht hat, eine andere etwas kleinere Platte gelegt wird. Berührt man diese mit der Hand, und hebt sie nach der Berührung an seidenen Schnüren oder an einer Stange Siegellak in die Höhe, so wird sie gegen alle ableitende Körper einen starken Funken schlagen. Unter günstigen Umständen kann dieser Versuch ganze Tage lang wiederholt werden, ohne daß man nöthig hat, das Pech von neuem zu reiben oder zu erwärmen. Bedient man sich statt der mit Pech übergossenen Platte einer Spiegeltafel, so ist die Wirkung merklich stärker. Diese sonderbare und noch zu wenig gekannte Eigenschaft der Electricität kann freylich Unerfahrne täuschen, auf der andern Seite aber auch Leuten, denen es um einen Namen oder ein besseres Auskommen zu thun ist, zu Erreichung ihrer Absicht sehr behülflich seyn. Dank sey dem V. daß er auch diesem Unwesen zu steuern gesuchet hat! — Der Verfasser der beyden andern Schriften hat die in dem angezeigten Schreiben enthaltenen Versuche nachgemachet, wobey er so glücklich gewesen ist, wie er selbst saget, sehr auffallende und fast unglaubliche Entdeckungen zu machen. Zuerst beschreibt er die besondere Einrichtung des vor ihm gebrauchten Electricitätsträgers, und läßt hierauf 74 Versuche folgen, die theils die neuen Entdeckungen enthalten, theils bestätigen. Der Raum verstattet mir das Besondere davon herzusetzen. Alle Körper, welche an Schnüren, Ketten u. s. w. dem Electricitätsträger entgegen gehalten werden, bewegen sich allemal in gerader Linie gegen den Mittelpunct desselben; werden sie über den Mittelpunct gehalten, so ist ihre Bewegung unabänderlich von Mittag gegen Norden. Kein schwebender Körper, wenn er gleich mehrere Centner wiegt, kann der anziehenden oder abstoßenden Kraft dieser Maschine widerstehen. Durch Mauern und Thürme, neben, über und unter dem Zimmer, worinne sie steht, äußert sich ihre Kraft, und die schwebenden Körper schwanken nach ihrem Mittelpunct hin. Stellet man den Electricitätsträger auf ein Buch, und setzet dieses hernach in die Bibliothek; so theilet es allen andern Büchern

chern eben die Kraft mit, die der Electricitätsträger selbst hat, und man kann nunmehr jedes einzelne Buch an dessen statt gebrauchen. Tische, Gläser, und alles, worauf der Electricitätsträger gestanden hat, erhalten gleiche Kraft von ihm. Für die Bewegung der schwebenden Körper, wenn sie zwischen zween oder mehrere Electricitätsträger gebracht werden, hat der V. besondere Bewegungstabellen angegeben, und schließt mit einigen Regeln, auf deren Beobachtung alles ankommt, wenn die Versuche gut von statten gehen sollen. Die wichtigste darunter ist, daß die Zurichtung nothwendig von einem Menschen verrichtet werden muß, der die geheime Kraft besitzt; alle diese Erscheinungen hervor zubringen. Man irret sich, wenn man alle Personen dazu für geschickt hält, indessen kann doch in einigen der Abgang jener Kraft, durch die Kunst ersetzet werden. Wenn gleich der V. diese Erscheinung mit den Erscheinungen des thierischen Magnetismus wegen des vielen Widerspruchs, den die letzteren noch leiden, ausdrücklich nicht vermenget wissen will; so wird doch dieses Vorgeben durch die Erzählung einer Geschichte, worinn so etwas zum Vortheil des thierischen Magnetismus vorkommt, so wunderbar zweydeutig, daß man ihn eher für einen Vertheidiger als Gegner des Magnetismus ansehen muß. Was wird Hr. Klinkosch dazu sagen? — Nun noch ein Paar Worte, die den Recensenten angehen. In einen Streit will sich der V. wie er saget, mit niemand einlassen, der seine Versuche, ohne sie wohl gar durch Nachahmung vorher geprüfet zu haben, in Zweifel ziehen; oder gar diesfalls nach jetziger Mode, wider ihn ausfallen wollte. Der Recensent hat zu seiner eigenen Belehrung, und ohne die mindeste Absicht zu streiten, oder Ausfälle zu thun, mit der wirksamsten Maschine alle diese sonderbaren Versuche sorgfältig durchgemachet, und sein Verfahren berechtiget ihn, wenigstens noch zur Zeit, den Lesern zu sagen, daß weder er, noch eine Menge anderer Personen, auch nicht den Schein von dem, was der V. behauptet, hat bewirken können.

Em.

Des Ritter Carl von Linne' auserlesene Abhandlungen aus der Naturgeschichte, Physik und Arzneywissenschaft

wissenschaft. Mit Kupfern. Leipzig bey Böhme. gr. 8. 22 Bogen.

Dies sind die ausländischen Früchte auf deutschen Boden verpflanzt; aber die Schriften eines **Linne** sind Werke für alle cultivirte Nationen, und werden von allen Gelehrten unter ihnen gewiß gelesen, ohne daß man erst erwarten sollte, daß sie in der Landessprache eines jeden erscheinen. Gleichwohl verdienen sie in allen Sprachen da zu seyn, um auch von denen, die etwa nicht Gelehrte von Profession, oder etwa Gelehrte von Profession sind, die nur nicht lateinisch verstehen, gelesen und genützt werden zu können. Daher verdient der Herausgeber dieser Uebersetzung, der sich E. D. T. H. unterschreibt, Dank, daß er uns die vorzüglichsten Aufsätze aus den amoenitatibus academicis in unserer Sprache mittheilt, und da seine Uebersetzung vorzüglich gut gerathen ist, so ersuchen wir ihn recht sehr, um die Fortsetzung seiner Arbeit. Die Aufsätze, welche wir hier von ihm erhalten, sind den deutschen Naturforschern freylich schon bekannt genug, und es wäre eine unnütze Arbeit, wenn wir sie erst jetzt recensiren wollten. Allein wir wollen doch ihr Verzeichniß hier mittheilen. 1. von der Begattung der Pflanzen; 2. vom Thiermenschen; 3. vom Caffee; 4. vom Theetranke; 5. vom Nutzen der Naturgeschichte; 6. vom Meerschweinchen; 7. von der Diät beym Gebrauche der Mineralwasser; 8. vom Brodte; 9 von der Verwandlung des Getreydes; 10. Verzeichniß der oekonomischen Pflanzen; 11. vom Schlafe der Pflanzen; 12. von einigen neuen Entdeckungen in der Naturlehre; 13. von der bewohnten Erde; 14. von den Kräften der Pflanzen. Wir bedauren es, daß mancherley Umstände den Uebersetzer gehindert haben, den Text mit berichtigenden, ergänzenden, erklärenden und litterarischen Anmerkungen zu bereichern, wie er willens gewesen. So wie der Text sie allerdings hin und wieder bedurft hätte, so scheint uns auch der Herausgeber der Mann zu seyn, dem man es hätte Dank wissen können. Der itzt hinzugekommenen sind nur wenige; doch sind sie nicht alle unerheblich.

G.

Beobach-

Beobachtungen auf einer Harzreise, nebst einem Versuche, die Höhe des Brockens durch das Barometer zu bestimmen. Von E. A. W. Zimmermann. — Braunschweig in der Waisenhausbuchhandlung. 1775.

Hr. Zimmermann hatte, mittelst eines zweyschenklichten Barometers, die Höhe des Andreasthurmes zu Braunschweig gemessen, und die trigonometrische Messung damit ziemlich genau übereinstimmend gefunden. Dieses bewog des regierenden Herzogs zu Braunschweig Durchl. einen Vorschlag, die Höhe des Brockens auf eben die Art zu messen, zu genehmigen. Hr. Z. hat sich bey seiner Methode der ältern Methode des Hrn. von Luc bedienet, weil er ein solches Thermometer, wie es die neuere Methode des von Luc erfordert, nicht erhalten konnte. Unterwegens maaß er die Höhe des Wernigeroder Schlosses zweymal zu verschiedenen Zeiten, und fand sie im Mittel 452 Braunschw. Fuß (der Braunschw. Fuß verhält sich zum Pariser wie 7 zu 8). Aus acht Beobachtungen zu Ilsenburg und oben auf dem Brocken fand Hr. Z. die Höhe des Brockens über jenen Ort, ein Mittel genommen, 3013 Braunschw. Fuß, wozu noch 9 Fuß für die noch übrige Höhe des höchsten Theiles des Berges gerechnet werden können. Die größte Höhe, welche die Beobachtungen angaben, war 3044 Fuß, die kleinste 2974 Fuß. In Clausthal fand Hr. Z. die Tiefe einer Grube 669$\frac{1}{7}$ Fuß, welche nach der Markscheider Angabe 668 F. 4 Z. betrug. Von einer andern Grube war die Tiefe nach der Beobachtung 1438 F. 6 Z. nach der Markscheider Angabe 1440 F. Bey jener Beobachtung war das Barometer 7$\frac{1}{2}$ Lin. bey dieser 16$\frac{1}{2}$ Lin. gestiegen. In den warmen Gruben des Rammelsberges traf es nicht so gut ein. Hier gab die Beobachtung fast 560 Fuß, die Markscheiderangabe 600 Fuß. Eine andere Beobachtung gab 229 Fuß, die Markscheidermessung 253$\frac{1}{3}$ Fuß. Die Clausthaler Gruben sind nicht allein kalt, sondern auch ohne Vitriol und Kupferrauch, welches sich bey dem Rammelsberger findet. Die Höhe des Rammelsberges über Goslar hat Hr. Z., aber nur durch eine einzige Messung, 1282 Fuß gefunden.

Hr. Z. hat die Nachricht von diesen Messungen durch allerhand eingestreuete physikalische Bemerkungen sehr lehrreich und unterhaltend gemachet. Wir wünschen, daß sein Beyspiel mehrere, die Gelegenheit zu dergleichen Messungen haben, reizen möge.

II.

Herbarii Blackwelliani Auctarium. Collectio Stirpium, quae in Pharmacopoliis ad vsum medicum asseruantur, vna cum descriptione et virium explicatione. — Centuria VI. cum praefatione *Chr. G. Ludwig;* figuras pinxit aerique incidit operisque sumtus fecit *Nic. Frid. Eisenbergerus*, Nbrimb. 1773. fol.

Beytrag zum Blackwellschen Kräuterbuch ꝛc.

Man kennet lange dies Werk, als eins der brauchbarsten, um die officinellen Pflanzen sich bekannt zu machen, das nun mit diesem 6ten Hundert geschlossen ist. Die Vorrede des sel. Ludwig erzählet die Geschichte der deutsch-lateinischen Ausgabe und die Ursachen der Verzögerung von dieses 6ten Hunderts Endigung. Der vorzüglichste Beförderer des letztern, nach des sel. Trews Absterben, Hr. Johann Jacob Otto, Handelsmann in Nürnberg, verdienet besondern Dank von allen, die das Werk nutzen können, weil er die Kosten hergegeben, die nicht geringe seyn mögen, und wir wünschen mit dem Vorredner, daß das nun vollständige Werk viel Käufer finde. Die Einrichtung ist bekannt, daher wir nichts weiter erwähnen, als daß es, wie alle Werke dieser Art, von den Besitzern mit Zusätzen bereichert werden kann, was die Wirkung anbetrifft. So wissen wir jetzt z. E. durch Collin weit mehr vom Nutzen der Arnica, (Wolverley) als man 1772. sagen konnte. Das Papier der Kupfer, (unsers Exemplars wenigstens) hätte wohl mögen etwas weißer seyn, zuweilen auch die Illuminirung. Zulängliche Register über das ganze Werk sind auch beygefüget.

Dr. Scele-

Scelera foliorum fasciculus I.

Mit diesem Titel ist uns folgendes Blatt, nebst den dazu gehörigen Proben, zugeschicket, das wir wörtlich abschreiben, weil es wohl wenigen möchte zu Händen gekommen seyn.

Es ist bekannt, daß zu vollständiger Kenntniß der Pflanzen die skeletirten Blätter derselben gehören, da nun Unterschriebner seit verschiedenen Jahren mit dieser Arbeit bey müßigen Stunden sich beschäftiget hat, so darf er sich schmeicheln, daß die von ihm skeletirten Blätter an Schönheit den so berühmten Ruyschischen nichts nachgeben. Er erbietet sich daher, dergleichen Blätterskelete an die Liebhaber der natürlichen Geschichte auf die Art zu überlassen, daß diejenigen, so sie verlangen, auf jede Leipziger Messe eine Lage von zehn auf feinem schwarzen Papier frey aufgemachten, und sowohl mit der Linnäischen lateinischen als auch deutschen gedruckten Benennung bezeichneten Blätterskeleten gegen Erlegung eines halben Louisd'or erhalten sollen. Der Anfang wird damit auf die Leipziger Michaelismesse gegenwärtigen Jahres gemachet werden, und wird alsdann die erste Lage in dem Leipziger Intelligenzcomtoir oder in Hr. Dietrichs Gewölbe zu bekommen seyn. Sollte es für ein oder andern bequemer seyn, diese Lagen jederzeit von Gotha aus zu erhalten, so steht ihm frey, sich deswegen entweder in der Dieterichschen Buchhandlung, oder bey Unterschriebenen selber, „jedoch unter postfreyer „Einsendung der Briefe und des Geldes zu melden. Die „Skelete der ersten Lage werden folgende seyn: 1. Acer Pseu„do-Platanus. 2. Acer campestre. 3. Pyrus. 4. Cra„taegus torminalis. 5. Salix caprea. 6. Tilia europaea. „7. Populus tremula. 8. Populus alba. 9. Populus bal„samifera. 10. Buxus semperuirens. Gotha den 30. April „1773.“

„D. Johann Andreas Bieber.“

Die vor uns liegenden Proben sind schön, recht schön! und der Hr. Dr. muß besondere Handgriffe haben, um von Buxus z. E. einen ganzen Busch darzulegen, und einen Zweig mit 17. Blättern von Populus tremula! Wir wünschen dem Werke viele Liebhaber, zur verdienten Aufmunterung des Hrn. Dr. in dem so unbearbeiteten Fache der Pflanzenzergliederung

weiter zu gehen. Einzelne Blätter hat ehemals der Recens. eben so schön bey Hrn. von Berkhey gesehen, aber sonst nie Zweige, wie hier. Auch hat der Hr. Dr. mehr geleistet, als versprochen, und außer den Linnäischen und deutschen Namen, noch die englischen und französischen mit aufdrucken lassen. Aber (wir wollten nicht gerne, daß uns die folgenden Anmerkungen sollten für Tadelsucht ausgeleget werden,) von einem so geübten Manne, als der Hr. Dr. ist, kann man noch mehr fodern. Jedes der Netze von holzigen Röhren, dergleichen uns hier geliefert werden, ist doppelt, gleich einem zusammengeklebten Papiere, das auf beyden Blättern einerley Zeichnung hätte. Man kann am Stiel durch Hülfe eines Federmessers beyde Lagen, wenn sie noch frisch sind, leicht absondern, und alsdenn, durch Hineinblasen in die Spalte, sie trennen, aber sie müssen vorher so gut zubereitet seyn, als diese. Dies kann dem Hrn. Dr. unmöglich unbekannt seyn. Dem Recensenten ist es nie gelungen, so oft ers versuchet hat, eins ganz zu trennen, und er wünschte davon Proben vom Hr. Dr. B. zu sehen, da er aus andern Sammlungen weis, daß es möglich sey, beyde Theile an der Spitze zusammenhangen zu lassen, und durch ein zwischengelegtes Blättchen Papier zu beweisen, daß jedes für sich sey. — Eben so kann es dem Hrn. Dr. nicht unbekannt seyn, daß auf beyden Seiten der Blätter ein Oberhäutchen ist, (das erste was sich absondert während des Processes; es läßt sich aber so sehr erhalten, daß der Recensent ein Birnblatt einmal gesehen, wo Oberhäutchen und beyde Netze (also 4. Lagen!) deutlich zu sehen waren. Sollte Hr. B. uns also die nicht liefern können? —

Und nun von dem allen die Anwendung. Die wäre, eine Untersuchung, z. E. wie diejenigen Pflanzen ausdünsten durch die Blätter, deren Oberhäutchen auch unterm Vergrößerungsglase keine Oeffnungen zeiget, in welche oder zwischen welche die Mündungen jener Gefäße ausgehen, die den Saft enthalten? (Giebt es überhaupt Oberhäutchen, deren Pori mit jenen Mündungen anastomosiren?) Oder dünsten sie etwa nicht aus? wo käme denn der Geruch her, z. E. der Wallnußblätter? wenn man nur unter dem Baume steht. — Alsdenn würden wir Dr. B. ersuchen, uns in Deutschland die Versuche nachmachen zu helfen, die der in diesem Fache wirklich große Mann, Dr. Hill, in seinem Werke: The Construction of Timber angewiesen hat. Was für Licht wäre nicht davon zu hoffen für die Theorie! Unsere Nachkommen

mögens

mögens praktisch machen. Herr D. Bieber wird durch seine nützliche Bemühung viel dazu beytragen.

Dr.

An Account of some german Vulcanoes and their Productions. with a new Hypothesis of the prismatical Basaltes; established upon Facts. Being an Essay on physical Geography, for philosophers and miners. by R. E. Raspe. London printed for Davies 1776. 8.

Eine Uebersetzung von Hrn. Raspe Beschreibung des Habichtwaldes ꝛc. die unserer Bibl. B. S. angezeiget. Sie ist vermuthlich von dem Verfasser selbst, der sich jetzt in England aufhält.

Des Hrn. Ignatz, Edl. von Born, Briefe über mineralogische Gegenstände auf seiner Reise durch das Temeswarer Bannat, Siebenbürgen, Ober- und Niederhungarn, an den Herausgeber derselben, J. J. Ferber, geschrieben, Frankft. und Leipz. 1774. 228 Seiten, 8. 3 Kupfer.

Hr. Ferber wird es jetzt schon mit dem Hrn. Verf. ausgemachet haben, daß er die Briefe dennoch drucken ließ, ob er gleich die Einwilligung desselben dazu nicht erhalten konnte. Das Publicum aber hat sie gewiß schon mit der vom Herausgeber vermutheten Erkenntlichkeit aufgenommen; wir meynen das Publicum der Kenner. So klein auch die Zahl der Seiten ist (und auf Einer Reise drey und zwanzig solche Briefe zu schreiben, ist in der That genug:) so voll Merkwürdigkeiten sind sie. Man kann sichs leicht vorstellen, wenn man bedenkt, daß Hr. von Born, einer der größten Mineralogen unsrer Zeit, als Bergmann von Gegenden Nachricht giebt, von denen ein großer Theil derer Gelehrten, die nicht Mineralogen von Profession sind, weiter nichts weis, als daß aus ungarschem Golde Kremnitzer Ducaten gepräget, Zinnober, Spießglas und Vitriol daselbst gefunden

den wird. Es ist bey unserer nothwendigen Kürze unmöglich, den Inhalt der Briefe herzusetzen, noch weniger die einzelnen Merkwürdigkeiten, denn das ganze Buch ist voll. Also aufs Gerathewohl einige wenige. — „Die reiche Maria Loretto Goldgrube am Facebajer Gebirge, hat in einer Höhe von ungefähr 150 Klafter den Sigismundi Stolln, der über 300 Klafter lang, und 6 Schuh hoch, in einer geraden Strecke fortgetrieben worden! — Hr. von Born hält ihn für eine Arbeit der von den Römern zum Bergbau verdammten Sklaven, die nur zu Sigismunds Zeiten wieder aufgenommen sey. Die goldischen Kieße, die hier brechen, gaben von 2 bis 10, 30 bis 40, und oft noch mehr Loth Gold im Centner. Sie brechen in verschiedenen horizontalen Lagen von zusammengebackenem Sande, der bald grob- bald feinkörnig, bald grau, bald gelblicht, bald einige Zoll, bald Schuh mächtig ist. Die untere Schicht hat 4 Loth, die drüber liegende 100. die folgende 2. eine andere 50. und die höhere 200 Loth Gold im Centner! diese Lagen sind in Hornstein (Petrosilex) eingeschoben, in welchem sich runde Löcher finden 3 bis 4 Zoll tief, in welchem abgerundete Stücke von Kiesel oder verhärteter Thon steckete, so, daß sie schon vorher durch das Wälzen im Wasser abgerundet seyn mußten. — Hr. von Born wünschet eine Erklärung von der Entstehung dieses Gebirges; der Rec. hat eine für sich selbst, die ihm Genüge thut, die er aber hier nicht anbringen kann, weil sie zu weitläuftig werden würde. — In eben dieser Grube geben oft Kiese von schlechtem Ansehen zwey- auch wohl 600 bis 900 Loth Gold. — Der Rec. hörete einst einen Kenner die ungarischen Pochwerke als die besten rühmen; die siebenbürgischen in dieser Grube sind es gewiß nicht. In Zalathna, der dieser Grube nächsten Stadt, ist ein königl. Goldeinlöser, der das von den Wallachen, Zigeunern rc. aus den Flüssen oder in ihren Pochwerken ausgewaschne Gold einlöset, und dadurch dem armen Sammler baar Geld verschaffet. „Diese „Einlösung aus dem in so geringen Massen eingelieferten „Schlich und Körnern, die Erze und Schliche aus den „ordentlichen Bergwerken nicht mit gerechnet, erzeuget in Siebenbürgen jährlich 7, 8 bis 10 Centner feines „Gold!“ — dem Rec. ist dies fast das allermerkwürdigste gewesen, weil es ihm in einem Exempel, das keinem Widerspruch ausgesetzet ist, erkläret, wie der Peruaner und Merikaner ohne ordentl. Bergbau, so viel man weis, ihre ungeheu-

re

re Menge Gold bekommen haben. — Die Nachricht von Erfindung und Bau der Golderze zu Sekeremb, insgemein Nagyog ist lesenswerth. So kostbar der Bau auch ist, (monathlich 6 — 10000 fl.) so wird doch monathlich Ausbeute von 8000 — 20000 fl. an die Gewerkschaft vertheilet. — Doch damit wir einmal vom Golde abkommen, so erwähnen wir (S. 152.) des Beweises, daß noch jetzt Krystallen entstehen, im nassen Wege und durch ihnen eigene Salze erzeuget werden. Der 21. Brief enthält eine Theorie über die Gebirge dieser Gegend, woraus erhellet, daß (wenigstens in Hungarn) die Granitgebirge die ältesten seyn, darauf folge das thonige Gesteine, (Saxum metalliferum) und endlich der Kalkstein, die zufälligen, z. E. den tropfsteinartigen Kalkstein, ausgenommen. — Politische und kameralistische Bemerkungen kommen zwischen inne oft vor. — Sollten die Stubenphilosophen es wohl glauben, daß in Europa Leute gefunden würden, die so malabarisch dächten, daß sie Sonnenfinsternisse für Streite des höllischen Drachen mit der Sonne halten? — Hr. v. B. hat sie im Temeswarer Bannat gefunden. S. S. 15. Unmöglich können wir noch von einzelnen merkwürdigen Mineralien hier reden, die der V. hin und wieder fand. — Die Kupfer enthalten n. 1. und 2. den Grund- und Profilriß der Simon Judä Kupfergrube zu Dognatzka, im Temeswarer Bannat, und das 3te die Lage der goldhaltigen Fläche zwischen der Neva und der Mänisch. Ein Aufsatz über die Goldwäschereyen im Bannat, vom Hofrath Koczian, und deren Untersuchung vom Hrn. Dembscher sind S. 77. eingerücket.

Bm.

9. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Wilh. Ioan. Heyberger, — Ichnographia Chronici Babenbergensis diplomatica, siue Epitome diplomatico-historica in tres partes diuisa. *Pars prima* continet Origines vrbis et Episcopatus Babenbergensis; secunda et tertia Seriem Episco-

Episcoporum, prior a Regibus et Imperatoribus inuestitorum, posterior a clero et populo electorum. Bambergae 1774. 152 Seiten in 4.

Die Ursache, warum wir diese Schrift so spät anzeigen, kömmt daher, weil wir immer gehofft haben, den zweyten und dritten Theil derselben zu Gesicht zu bekommen, um so nach das ganze Werk mit einander recensiren zu können. Es scheint aber, daß uns unsere Hoffnung betrogen und sich vielmehr die Nachricht bestätiget habe, daß Herr H. vieles zu versprechen, aber wenig zu erfüllen gewohnt sey. Wir hoffen und wünschen nicht, daß der Herr H. diese Arbeit werde liegen lassen, die uns wegen der Urkundenauszüge und Abzeichnungen einiger Siegel und Monogrammen K. Heinrichs des Heiligen sehr willkommen ist, wiewohl wir nicht bergen können, daß Hr. H. das Publikum sich noch verbindlicher machen würde, wenn er bey den künftigen Theilen die Urkunden nach ihrem ganzen Inhalte mittheilen wollte.

In der Vorrede bemühet sich Hr. H. richtige Definitionen von den Wörtern: praedium, vicus und villa zu geben; allein wir versichern ihn, daß es kaum möglich sey, diese Wörter richtig zu bestimmen, vielmehr kömmt es dabey jederzeit auf die ihnen in jeder Urkunde beygefügten Pertinentien an, und das Wort praedium wird so unbestimmt in Urkunden gebraucht, daß oft nur ein Stück Feld oder Holz darunter verstanden wird, ja wie oft heißt es nicht in Urkunden: praedium in villa N.? selbst in dieser Ichnographie hätte Hr. H. p. 45. 77. 108. 136. ersehen können, daß das Wort praedium nicht allezeit einen partem pagi, siue districtum terrarum, in quo plures vici, villae etc. comprehendebantur, bedeute. Gleich darauf sucht Hr. H. seinen Lesern einen Begriff von den Monogrammen und deren Ursprung zu geben. Dieser ist aber, weil Hr. H. keine neuen diplomatischen Schriften zu kennen scheint, nicht wohl gerathen. Was Baudis von Monogrammen geschrieben hat, ist ihm ganz unbekannt, und Herrn Gatterers elementa artis diplomaticae, die er billig dabey hätte zu Rathe ziehen sollen, findet man nirgends angeführt. Das einzige Chronicon Gottwicense, das doch so viele Verbesserungen nöthig hat, ist sein diplomatisches Reitpferd.

Der

Der Verf. verspricht, im zweyten Theil von der Recognition und Unterschrift der Kanzler, und von den ältern Zeitrechnungen, sonderlich von den Indiktionen, zu handeln, wozu wir ihm bessere Quellen und Hülfsmittel wünschen, als er bey den Monogrammen gebraucht hat. Hierauf sagt Hr. H. noch etwas von Siegeln, und beschreibt sonderlich einige in dieser Ichnographie in Kupferstich vorkommende Siegel K. Heinrich des Heiligen, wobey wir unser Vergnügen über die Geschicklichkeit des Verfassers in der Zeichnungskunst nicht bergen können, und diese Eigenschaft mehrern Archivarien in Deutschland wünschen. Wir haben seitdem in der neuerlich zum Vorschein gekommenen Bambergischen Deduktion wider das Hochfürstl. Haus Brandenburg-Onolzbach wegen der Landeshoheit über den Marktflecken Fürth mehrere Proben von des Herrn H. und seines würdigen Sohnes ungemeinen Kenntniß in dieser Kunst gesehen. In der Abhandlung selbst erzählt der Verf. von S. 1. bis 56. die ältere Geschichte von Bamberg, (ehe nämlich solches in ein Bißthum erhoben worden ist,) die uns aber kein Genüge geleistet hat, weil sie weder mit diplomatischen noch andern sichern Zeugnissen, wie doch der Titel des Werks verspricht, versehen ist. Es scheint, daß Hr. H. seinem Vorgänger, Hofmann, dessen Annales in Ludwigs Scriptoribus Episcopatus Bamberg. zu lesen sind, meistens gefolget, und nur die Sache manchmal mit andern Worten erzählt habe. Besser würde er gethan haben, wenn er sowohl den Hofmann, als andere Bambergische Geschichtschreiber, verbessert, und solches gehörigen Orts angezeiget hätte, auch hätten wir gewünscht, daß er mehr von den alten Bewohnern der Gegend um Bamberg gesaget hätte. Vor allen hätte er die in diesem ersten Theile beygefügte delineationem pagi Volcfeld cum adiacentibus pagis diplomatisch beschreiben sollen, welches ihm kaum zu verzeihen ist. Er leitet den Namen Bamberg von Baba des fränkischen Grafens Heinrich Gemahlinn her, und meynet, daß Bamberg ehehin Volkfeld geheißen habe, welches alles freylich noch nicht diplomatisch bewiesen ist, sondern in die Klasse der Ueberlieferungen gehört. K. Heinrich II. soll den 6 May 972. geboren seyn; hier wird abermals keine sichere Quelle angezeiget. Von S. 56. bis 152. wird die Stiftung des Bißthums Bamberg und die reiche Dotirung desselben von K. Heinrich dem Heiligen, und seiner Gemahlinn Cunegund erzählet, wobey Hr. H. gründlicher verfährt, als seine Vorgänger, auch ungleich

gleich mehrere Urkunden beybringt, aber leider nur anzeiget, und nicht ganz liefert.

Die angebrachten genealogischen Tabellen wollen uns nicht recht gefallen, und scheinen aus alten unrichtigen Schriftstellern genommen worden zu seyn. Die S. 12. in Note *) versprochene Mappa med. aeu. diplomatico - geographica praecip. donation. Ecclesiae Bamberg. Saecul. XI. et XII. in pagis Franc. Orient. factarum ist nun in der obberührten Deduction wider das Haus Brandenburg-Onolzbach wirklich ans Licht getreten, und fleißig ausgearbeitet. Jedoch haben wir mit flüchtigen Augen unter andern einen Fehler bemerket, den der Verf. bey dem pagus Sualaueld begangen hat, indem ihm der Ort Bißwang in der Grafschaft Pappenheim vermuthlich unbekannt geblieben, und daher die Gränze dieses pagi bis auf das Dorf Binzwang im Marggrafthum Onolzbach, welches der Lage nach zum pagus Rangau gehöret, ausgedehnt worden ist. Der pagus Nortwald scheint uns auch nicht am rechten Orte angezeiget zu seyn.

Mit Vergnügen haben wir S. 85. gelesen, daß Hr. H. einige Urkunden aus dem 9ten Jahrhunderte über das Kollegiatstift der alten Kapelle U. L. F. zu Regensburg mit abgezeichneten Monogrammen und Siegeln herauszugeben gesonnen sey. Wenn es doch nur nicht, wie dem Hrn. H. eigen ist, bey dem Versprechen bliebe! Uebrigens gehet dieser erste Theil, der die origines Vrbis et Episcopatus Babenbergensis in sich halten soll, bis auf den Tod K. Heinrich des Heiligen, wobey nur noch kürzlich das im Jahre 1040. erfolgte Ableben seiner Gemahlinn Kunigund berührt und mit der Bulle Pabsts Innocentii III. über ihre Canonisation geschlossen wird. Wir wünschen, daß es dem Hrn. H. gefällig seyn möge, den zweeten und dritten Theil dieser Ichnographie bald herauszugeben, in welchen er Gelegenheit haben wird, der gelehrten Welt viele wichtige bisher unbekannte Urkunden und Nachrichten mitzutheilen, die sonderlich zur Aufklärung der Geschichte Frankenlands vieles beytragen werden. Noch verdienter würde sich Hr. H. um das Publikum machen, wenn er dem vom Hrn. Regierungsrath Spieß zu Culmbach in Meusels Geschichtforscher bekannt gemachten Vorschlage zur archivalischen Korrespondenz in Franken beytreten und dieses löbliche Werk unterstützen und durchsetzen helfen wollte, woran wir um so weniger zweifeln, je unverantwortlicher Hr. H.

handeln

handeln würde, wenn er den reichen Schatz von Urkunden, den das Bambergische Archiv ohne allen Zweifel in sich hält, der gelehrten Welt vorenthalten wollte.

***

Tagebuch von Kapitain Cooks neuester Reise um die Welt und die südliche Hemisphäre, nebst dem Tagebuche von Lieutnant Fourneaux Reise um die Welt. Angehängt ist C. D. Ebelings Geschichte der Entdeckungen in der Südsee, und Geographie des fünften Welttheils. Erster Theil. Leipzig. 1776. 8.

Freylich nichts ausführliches, und keine Sättigung für die erregte Neugierde; auch ist es nicht das Tagebuch des Kapitains, sondern nur das, was sich ein Mitreisender aufgeschrieben gehabt hat. Cooks ist weiter gegen Süden gekommen, als irgend einer vor ihm, und er scheint alle Hoffnung aufgehoben zu haben, als ob man noch festes Land zwischen der Linie und dem Südpolzirkel finden werde. Inzwischen sind viele Inseln ausgefunden worden, deren Daseyn man entweder gar nicht, oder nur zweifelhaft gewust hat. Hrn Ebeling Geschichte und Geographie soll dereinst den zweyten Theil ausmachen. Wir hoffen und wünschen, es werde damit nicht gehen, wie es erst neulich einem gewissen Uebersetzer gieng, der auch einen Anhang zu einer unwichtigen Reisebeschreibung versprach, der mehr als diese werth gewesen seyn würde, den wir aber noch zu fordern haben.

Reise eines französischen Officiers nach den Inseln Frankreich und Bourbon, mit einigen Anmerkungen versehen. Zwey Theile. Mit Kupfern. Altenburg 1774. 8.

Der Reisende war freylich der Mann nicht, der viele neue Entdeckungen für die Naturkunde und die nützlichsten Gewerbe hätte machen können; denn dazu hatte er nicht

Kennt-

Kenntniß genung, welches schon genugsam daraus erhellet, daß er sagt, zur Naturkunde würden nur gesunde Augen erfordert. Hingegen hat er die Gabe im hohen Grade gehabt, über die Vorfälle seiner Reise, und über die Lebensart der Menschen, zu denen er gekommen, feine, richtige und angenehme Betrachtungen anzustellen, und diese auf eine solche Weise aufzuzeichnen, daß er den Leser ganz für sich einnimmt. Er war ein Mann, der die Welt kannte, der ein mitleidiges Herz besaß, und unpartheyisch und rechtschaffen war. Er ist bald nach seiner Zurückkunft gestorben. Der Uebersetzer hat bey seiner Arbeit einen Naturforscher zu Rathe gezogen, und daran hat er wohl gethan; denn wo er seinen Freund nicht gefraget hat, hat er zuweilen Fehler begangen. Kokosnüsse z. B. muß er nicht kennen. Sonst lieset sich die Uebersetzung gut, und der Verleger hat die schönen Kupfer des Originals sehr gut nachstechen lassen.

Peter Löflings Reisebeschreibung nach den spanischen Ländern in Europa und Amerika. Aus dem Schwedischen übersetzt von Kölpin. Zwote Auflage. Berlin 1776. 8.

Der alte gute bekannte Löfling, neu gedruckt, ohne irgend eine Veränderung und ohne Zusätze.

S.

Briefe, die Schweiz betreffend, von C. C. L. Hirschfeld. Neue und vermehrte Ausgabe. Leipzig 1776. bey Crusius. 17½ Bogen 8.

Bey dieser Ausgabe ist der vormalige Auszug aus Grunerts Beschreibung der Eisberge weggelassen, und in Ansehung der Alpen nur die Reise beybehalten, welche der Herr Verf. selbst nach dem merkwürdigen Grindelwald angestellet hat. Dagegen ist der Rest von Beobachtungen und Nachrichten hinzugekommen, der ehemals zur Ergänzung der ersten Auflage bestimmt war, und zwar so, wie er an dem Orte des Aufenthaltes in der Schweiz selbst gesammelt und berichtiget worden. Den Lesern, welche diese Briefe noch nicht aus der

ersten

ersten Ausgabe kennen, können wir sie als eine der angenehmsten und nützlichsten Unterhaltungen empfehlen. Der Verf., lebhaft gerührt von den vielen und großen Gegenständen, welche die Schweiz einem Reisenden darstellet, beschreibt sie mit Feuer und Anmuth, so daß der Leser in diese glücklichen Gegenden sich fast versetzt glaubt. Nebenher dienen seine Briefe zu einem angenehmen Commentar über das Hallerische große Gedicht: die Alpen.

Zuerst giebt Hr. H. uns seine eigenen Anmerkungen oder aus sichern Quellen geschöpfte Nachrichten von der natürlichen Beschaffenheit, der Regierungsform, dem Handel, der Industrie, den Sitten und Religionsgesinnungen der helvetischen Cantons nach der Reihe, und einiger der dazu gehörigen Orte, insbesondere von Basel, Zürch, Genf, Lausanne, und am umständlichsten von Bern, von einigen, als den vier Waldstädten, nur sehr kurz. Darauf folgen allgemeine Anmerkungen über die Schweiz, und insbesondere über den Charakter ihrer Einwohner. Die natürliche Beschaffenheit der Schweiz wird sehr malerisch beschrieben. Ihre Bevolkerung soll abnehmen, hauptsächlich durch den einreissenden Luxus. Die Eintracht der Cantons stellt Hr. H. sehr reizend vor, und macht uns recht gut mit ihren kriegerischen Einrichtungen bekannt, so wie er auch die nützlichen und schädlichen Folgen ihrer auswärtigen Kriegsdienste gegen einander abwägt. Das Landkriegsvolk wird zwar dadurch verbessert; allein, ohne den Schaden zu rechnen, der dadurch in Ansehung der Entvölkerung und auch der Sitten entstehet, wird durch die Vertheilung der Truppen in so mancherley Ländern eine nachtheilige Verschiedenheit der Gesinnungen, der Kriegsmaximen und Uebungen hervorgebracht: und die meisten Officiere als junge Personen, legen sich wenig im Ernste auf die Wissenschaft des Krieges, weil alle ihre Gedanken auf Beförderungen in den republikanischen Aemtern ihres Vaterlandes gerichtet sind. Hr. H. rühmt besonders die Treue der Schweitzer gegen ihre Obrigkeit, gegen ihr Vaterland und gegen Fremde, außer daß sich bey der Liebe der kleinen Bürger in den aristokratischen Regierungen eine kleine Ausnahme machen lassen möchte. Das bekannte Heimweh der Schweizer erklärt Hr. H. hauptsächlich aus dem Unterschiede der Luft, die in der Schweiz, als einem so hohen Lande, weit reiner und dünner ist. Die lebhafte Erinnerung der Annehmlichkeiten ihres Vaterlandes trägt auch vieles (vielleicht noch mehr) dazu bey. Als die baumrindenen

Hörner,

Hörner, deren sich die Hirten auf den Alpen mit vieler Geschicklichkeit bedienen, bey den in Holland stehenden Schweizerregimentern einst von einigen geblasen wurden, entstand eine solche allgemeine Sehnsucht und Betrübniß, daß die Soldaten haufenweise ihren Abschied verlangten, weswegen es auch in Holland bey den dortigen Schweizerregimentern verboten ist, auf diesen Hörnern zu blasen. Die vorzüglichste Geschicklichkeit der Schweizer im Landbau, der Cultur der Wiesen, der Viehzucht, findet an unserm Verf. einen sehr geschickten Lobredner. Das Glarnerland, das ohngefähr 11 Stunden in der Länge und 9 in der Breite hat, und außer zwey engen Thälern fast aus lauter Eisbergen zusammengesetzt ist, ernähret bey 15000 Stück großes Vieh, und die 10000 Morgen, worin die sämmtlichen Berge eingetheilt sind, werfen jährlich 309000 Gulden ab. Die Fruchtbarkeit dieses Landes wird sehr durch einen warmen Mittagswind vermehret, der besonders im Frühjahre wehet. Die reformirten Cantons sind bevölkerter und reicher, als die katholischen, und es soll nichts seltenes seyn, daß in den erstern Bauern ein Vermögen von 80000 Rthlr. besitzen. Die Schweizer sind sehr zu Manufacturen und Fabriken aufgelegt, insbesondere ist die in St. Gallen verfertigte Leinwand vortrefflich. Die Mahlerkunst wird von ihnen hochgeschätzet, und man findet unter Officieren und Damen große Meister darin. Die Bildhauerkunst scheint noch zu liegen. Die Musik gewinnt immer mehr Verehrer. Die Baukunst blühet, wovon besonders Bern einen Beweis giebt. Dieser Canton soll jährlich über 100000 thlr. auf öffentliche Kosten verbauen. Die Schweizerakademien, auch die zu Genf und Lausanne, sind seit einiger Zeit in Ansehung ihres Rufes gefallen. Die Wissenschaften werden, wie es scheint, mit vieler Gleichgültigkeit getrieben, weil, wer von einer angesehenen Familie ist, dadurch schon Empfehlung genug hat, unter die Herren von der Regierung aufgenommen zu werden, ohne es durch die Eigenschaften des Geistes erst verdienen zu dürfen. Doch giebt es allerdings Viele, denen man den Ruhm nützlicher Kenntnisse nicht versagen kann: besonders scheinen Geschichte und Staatskunde, auch seit einiger Zeit die Naturkunde, die Lieblingsstudien dieser Schweizer zu seyn. Der Charakter der heutigen Schweizer unterscheidet sich merklich von dem Charakter ihrer Vorfahren, deren edle Einfalt aus der Mode kömmt. Zwar bemühet sich die Obrigkeit, der Pracht und Schwelgerey entgegen zu arbeiten, und

geht

geht selbst mit gutem Beyspiele vor, aber doch sind die verdorbenen Sitten mächtiger als die Gesetze. Die Unmäßigkeit in Essen und Trinken ist auffallend, und ist vermuthlich eine Ursache der herrschenden Neigung zur Wollust. Mit vielem Vergnügen liest man die Beschreibung der Alpen und der Eisberge oder Gletscher und ihres prächtigen Anblickes bey dem Untergange der Sonne, einer Reise, die Hr. H. in eine Gegend dieser Gletscher, den Grindelwald, gethan hat, der Lebensart der dortigen Bewohner, der Staubbäche, unter welchen einer 1100 Schuh hoch herabfällt, des Anblicks hoher Felsmauern und herabgestürzter Felsklumpen, des Durchschimmerns der dunkeln Wälder und Felsspitzen durch die weißen Morgennebel, der fürchterlichen Majestät der Schneegebirge. Auch unterhält uns Hr. H. sehr gut von andern natürl. Merkwürdigkeiten der Alpen, von der Gemsenjagd, dem Steinbock, und der Zubereitung der Schweitzerkäse. Endlich liefert er noch artige Nachrichten von dem äußern Stande zu Bern, einem Schattenstaate der jungen Patrizier, dessen Symbolum ein auf einem Krebse reitender Affe ist. Bey Gelegenheit, da er noch der Landwirthsgesellschaft zu Schinznach erwähnet, erzählet er uns ein vortreffliches Beyspiel der Achtung für den Landmann, welches der Prinz Ludewig von Würtenberg bey einer Versammlung dieser Gesellschaft gegeben, da er nämlich einen wegen seiner Oekonomischen Einsichten belobten Bauer in seiner Kutsche holen, und bey der Tafel neben sich sitzen ließ.

Pi.

---

10. Gelehrte Geschichte.

Andreas Bodensteins, sonst Carlstadt genannt, Lebensgeschichte, zur Erläuterung der Reformations- Kirchen- und Gelehrtenhistorie, beschrieben von J. C. Füeßlin, Cämmerern des Winterthurer Capitels. Frankfurt 1776. 8. 7½ B. in der Felßeckerischen Buchhandlung.

Ueber

Ueber der Geschichte der Carlstädtischen Unruhen hat immer noch ein ziemlich dichter Schleyer gehangen. Nichts anders, als die Partheylichkeit und Heftigkeit der Streitenden, hat dieses wichtige Stück der Reformationshistorie in eine solche Hülle verstecken können. Hr. F. hat durch seine grundlichen und unpartheyischen Untersuchungen ungemein viel Licht darüber verbreitet. Er läßt beyden, dem Luther und dem Carlstadt, Recht wiederfahren, setzet beyder Verdienste, aber auch beyder Fehler und Uebereilung, in das gehörige Licht. Wir müssen uns jetzt schämen, daß unsere Vorfahren in ihrem Partheyeifer soweit gegangen, daß z. B. **Martin Chemnitz** und **Hartnack** ganz zuversichtlich erzählen, der Teufel habe **Carlstadten** geholet. Man kann es wohl zu dem Vorzuge unserer Zeiten rechnen, daß man jetzt ungestrafet auch an einem Partheyhaupte Fehler und an einem Ketzer Verdienste finden darf. Der letzte Theil des Lebens, den er seit 1530. in der Schweitz und sonderlich seit 1534. in Basel zugebracht, giebt uns von der Gelehrsamkeit, Frömmigkeit, Sanftmuth und Klugheit Carlstadts überzeugende Beweise. Er hatte freylich alle diese Tugenden nicht immer gezeiget. Vielleicht aber war er durch viele Erfahrungen besser belehret, und durch viele Widerwärtigkeiten mürbe gemachet. Er hatte mit der Wärme der Mysticker Veränderungen im Aeußern des Gottesdienstes vorgenommen, die einen unglücklichen Erfolg gehabt, er hatte vieles wegen seiner gemäßigten Meynung vom Abendmahl zu fechten gehabt, er hatte die Unmöglichkeit, unter zügellosen Schwärmern frey zu denken, gefühlet, er war in den Verlegenheiten der Dürftigkeit und eines unstäten herdlosen Lebens, worinn man allen Partheyen ein Raub ist, wenn man allen Partheyen entsagen will, vieles ausgestanden. Die Erfahrung hatte ihm mehrere Mäßigung nothwendig gemachet. Es ist wahrscheinlich, daß dieser Sieg über ein empfindliches feuriges Temperament ihn in die Hypochondrie stürzte, worinn er am Ende seines Lebens mit fürchterlichen Gespenstern geplaget wurde. Wenn seine Meynung über den Zweck des Abendmahls nicht sollte ganz richtig seyn, wie es uns doch scheint, so ist sie wenigstens höchst erbaulich, und zu Hervorbringung eines christlichen Sinnes geschickt, so wie seine Auslegung der Einsetzungsworte nichts weniger als unvernünftig ist. Was ihm gewiß Ehre machet, ist, daß er diese Meynungen allezeit bescheiden und zweifelnd vorgetragen. Dieses Zeugniß giebt ihm Luther selbst. Es wäre für den

Frieden

Frieden der Protestanten zu wünschen gewesen, daß dieser große Mann ihn darinn nachgeahmet und überhaupt seinem Zorn und Hasse gegen Carlstadt weniger Gehör gegeben hätte.

Sebastian Castellio, öffentlichen Lehrers der Griechischen Sprache auf der Universität zu Basel, Lebensgeschichte, zur Erläuterung der Reformations- und Gelehrtenhistorie, beschrieben von Johann Conrad Füeßlin, Cämmerern des Winterthurer Capitels. Frankfurt 1775. in der Felßeckerischen Buchhandlung. 8. 6½ B.

Castellions Schicksale machen einen beträchtlichen Theil der schweizerischen Reformationsgeschichte aus. Seine Gelehrsamkeit, seine Verdienste um die Schriftauslegung, seine Streitigkeiten mit den beyden genfischen Reformatoren Calvin und Beza, machen ihn höchstmerkwürdig. Er wurde anfangs von dem Calvin sehr hochgeschätzet. Dieser Reformator ließ ihn, während seines Aufenthaltes in Straßburg in seinem Hause wohnen, und empfahl ihn, bey seiner Rückkehr nach Genf, zum Rektorat in dieser Stadt. Allein nicht lange darauf entzweyte er sich dergestalt mit ihm, daß man die schriftlichen Aeußerungen seiner Heftigkeit nicht ohne Betrübniß lesen kann. Er hieß ihn einen Spitzbuben in der Aufschrift eines Buches, das unter seinen opp. theol. zu finden ist, und welche also lautet: Breuis responsio ad diluendas *Nebulonis* cuiusdam calumnias. Er warf ihm vor, Holz gestohlen zu haben. Wenn es wahr ist, was Castellio zu seiner Vertheidigung beybringt: so ist dieser Vorwurf unbeschreiblich grausam. Er hatte wegen seiner Streitigkeiten mit Calvin Genf verlassen müssen, und sich nach Basel gewendet. Hier befand er sich in solcher Dürftigkeit, daß er sich nicht Holz zur Feurung kaufen konnte, sondern sich etwas mit einem Haken aus dem Flusse auffammlen mußte. Diese gewöhnliche Beschäftigung der äußersten Armuth nennt Calvin Diebstahl. Man muß sich immer erinnern, daß die Unsauberkeit der Kanäle, wodurch uns Gott seine Gnade zukommen läßt, der Heilsamkeit derselben nicht schade. Wenn man aber doch frägt, wer von beyden die meiste Achtung verdiene, so glauben wir

ohne Bedenken demjenigen den Vorzug zuerkennen zu müssen, der, bey gleicher Gelehrsamkeit, noch auch der Menschlichkeit und Duldung gehuldigt. Daß Calvin einer Parthey den Namen gegeben und ein theologischer Gesetzgeber geworden, das wird den nicht irre machen, der weis, von wie vielen Zufälligkeiten das abhängt, und durch welche Mittel dieser Vorzug erworben und erhalten wird. Hr. Füeßlin macht es höchstwahrscheinlich, daß die Uneinigkeit zwischen Calvin und Castellio ihre verschiedene Denkungsart über die Gnadenwahl und die Religionsduldung zum Grunde hatte, und daß die andern Beschuldigungen, seine lateinische und französische Bibelübersetzung, das hohe Lied, einige mosaische Gesetze u. s. w. betreffend, nur mit angeführt wurden, um ihn verhaßt zu machen. Der Streit über die Religionsduldung wurde durch die Hinrichtung des Serveto veranlaßt. Calvin und Beza vertheidigten in Schriften die schreckliche Lehre, die diesem armen Schwärmer das Leben gekostet hatte. Ihre beyden Schriften, die Defensio orthodoxae fidei des erstern, und die bejahte Frage, an haeretici a ciuili magistratu puniendi? des letztern, erschienen das Jahr nach der Hinrichtung des Serveto, um die blutgierigen Maaßregeln seiner Richter zu vertheidigen, und die Sammlung von Duldungsschriften, die Castellio veranstaltet, und die ihm noch jetzt den Dank und die Hochachtung guter Herzen verdienen, zu widerlegen.

Bl.

---

11. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Apparatus Critici ad Demosthenem *Volumen primum*, Hieronymi Wolfii et Io. Taylori ad oratorem annotationes tenens — *Vol. IIdum* tenens Wolfii et partem Taylori quoque annotationes ad orationes eas quae Volumen secundum editionis Lipsiensis implent; tum proprias quoque *Io. Iac. Reiske* annotationes ad Demosthenem ab eoque collectas varieta-

rietates lectionis — *Vol. tertium*, tenens *Io. Iac. Reiske* reliquas ad Demosthenem annotationes ab eoque collectas varietates lectionis. Indices operum Demosthenis. Confecit *D. I. I. Reiske*. Lipsiae 1774. 75.

Diese vier Bände machen nun den Schluß der mühsamen, vom sel. Reiske oft veränderten, aber bey dem allen sehr schätzbaren, und doch ihm mit Undank größtentheils belohnten Arbeit über die griechischen Redner aus. Wer unermüdeten, eisernen Fleiß, der durch alle Schwierigkeiten sich hinarbeitet, zu schätzen weis, muß auch hier Reisken bewundern und hochachten, der bis ans Ende seines zuletzt kränklichen Lebens unermüdet fortarbeitete, und in seinen Umständen dennoch so viel lieferte. Undank gegen die Asche des würdigen Mannes scheint es dem Recensenten, wenn man hier die Verbesserungen, die Reiske seinem Werke hätte geben können, und auch gewiß gegeben hätte, wenn er sorgenfreyer und ruhiger sich ihm hätte ganz widmen können, mit tadelnder Miene anführen oder die wirklich begangenen Fehler ausspähen wollte. Reiske war von beyden selbst überzeugt, klagt oft, daß er jene nicht nach Wunsche geben, und diese nicht vermeiden könne. Bey dieser seiner letzten Arbeit, soferne sie seine eigene ist, wäre ein Tadel der Art doppelt unbillig, da er gleich in dem an Hrn. Prof. Auger in Rouen gerichteten Briefe, vor dem ersten Theile sich fast übertrieben bescheiden über den Werth seiner Anmerkungen erklärt. Und doch enthalten diese seine fast 1800 Seiten füllenden Anmerkungen, bey aller Unruhe und Geschwindigkeit, in der sie von ihm entworfen oder zusammengesetzt sind, wieder so viel neue Beweise seiner Gelehrsamkeit, daß man erstaunen muß, wie der Mann in den Umständen so viel leisten konnte. Erst durch eigenen fleißigen Gebrauch dieser Reiskischen Anmerkungen wird man ihre Schätzbarkeit kennen lernen, und nachdem der würdige Mann so viel am Demosthenes in seiner Ausgabe gethan hat, können wir jeden Freund der griechischen Litteratur aus Ueberzeugung ermuntern, den großen griechischen Redner, der leider so wenig gekannt und gelesen wird, zu studiren. Es bleibt freylich noch immer viel übrig, was mehr und anders woher erläutert werden müßte; das giebt auch R. in der seinen Anmerkungen (P. II.) vorgesetzten Vorrede zu, (wo er sich weitläuftig unter andern

 entschul-

entschuldigt, daß er des Toureili Arbeit nicht geliefert, sondern diese dem Hrn. Auger, der eine französische Uebersetzung des Demosthenes mit Anmerkungen vor hat, überlassen hat, (wie er, des Recens. Meynung nach, ohne merklichen Schaden für seine Leser thun konnte) aber das müsse mit der Zeit nach seinem am Schluß besagter Vorrede geäußerten Wunsche von einem Stärkern nach ihm geschehen: „deum rogo, vt intra breue tempus virum fortem, adolescentem nauum, excitatum, ardentem, ingenii pollentem viribus, reliquis affluentem commoditatibus atque opportunitatibus, impellat, vt operi a me inchoato feliciter coronidem imponat." Ein frommer, aber vielleicht eben darum nie in Erfüllung gehender Wunsch, zumal, wenn ein solcher Mann alle die Bedingungen, die R. billig dabey fodert, (S. 8.) zugleich erfüllen will. — Auch den letzten, die Indices enthaltenden Band, empfehlen wir, wegen seiner vielen nützlichen und lehrreichen Sprachbemerkungen, dem fleißigen Gebrauche der Freunde der ächten griechischen Litteratur, die mit Reiskens Tode einen so empfindlichen und gewiß unersetzlichen Verlust erlitten hat.

Og.

Die neuen Propheten. (: oder wie S. 19. der Titel ausführlich lautet: Die neuen Propheten in ihrer natürlichen Gestalt, nach Herrn Licentiat Döderleins Uebersetzung und Anmerkungen des Propheten Jesajas, in fünf Betrachtungen aufrichtig und unpartheyisch geschildert:) Nebst einem wohlgemeynten Bittschreiben an Sr. Hochehrwürden, Herrn Johann Christoph Döderlein, der Gottesgelahrheit Licentiat, und Professor zu Altorf, von einem Verehrer des prophetischen Worts, aus dem Meißnischen Erzgebirge. Leipzig, bey Müller, 1776. in Octav 102 Seiten.

Ein Verehrer des prophetischen Worts in dem genannten Gebirge — er unterschreibt sich in dem Briefe: ergeben-

benster Mitbruder M. H.; und sagt am Ende beyläufig, er sey jetzt beynahe 60 Jahr alt; näher hat er nicht vor gut gefunden, sich zu erkennen zu geben —— dieser fand sich von dem oben genannten Buche des Hrn. Döderlein: (S. unsere Biblioth. B. XXVII. S. 212, u. f.) sehr scandalisiret. Von Aufrichtigkeit, und Liebe zu Gottes Wort, wie er uns selbst saget, angetrieben, setzete er sich also hin, und schrieb gegenwärtige 6 Bogen voll, um, wie es scheint, dem Hrn. Licentiaten sowohl, als allen seines gleichen, die nöthige Weisung und Abfertigung für ihre Schrifterklärungen zu geben. Ersteres geschieht dann insbesondere in dem vorgesetzten Bittschreiben. Der Ungenannte bittet jenen Verfasser: er möchte seine Hypothesen in den Erklärungen, z. E. von dem Sonnenzeiger des Achas u. a. gehörig beweisen; und bittet sich aus, daß Hr. D. die anders denkenden nicht dumme Leute und Lästerer nennen möchte; (Unsers Wissens ist das auch nicht geschehen:) Er saget ferner: „Dieselben hegen grotianische, jüdische, altmodische und neumodische Meynungen und Bibelauslegungen; (Wie etwas „altmodisch und zugleich neumodisch seyn könne? wird sich unten ergeben:) „Dieselben suchen damit vielleicht Ehre „bey Menschen, wovon ich weit entfernet bin; und — Dieselben gehören unter die Neuen Propheten.“ Unsere neuesten Exegeten und Bibelausleger, beliebet der Unbekannte, mit diesem Titel zu belegen; dessen Rechtmäßigkeit und Anständigkeit er übrigens, wenn es verlanget wird, aus der Bibel beweisen will — Hier folgen nun die im Titel versprochenen fünf Betrachtungen. 1) Von den hypothetisch ausgedachten Erklärungen der Weissagungen überhaupt; 2) Von hypothetischer Auslegung der messianischen Weissagungen; 3) der Weissagungen von den Schicksalen der Kirche; 4) — der prophetischen Gesichte; 5) — der Wunder im Jesaias — Der Absicht nach, sollen diese fünf Betrachtungen eine scharfe Widerlegung der Neuen Propheten, und eine tapfere Vertheidigung der gegenseitigen Schrifterklärer enthalten. In wiefern dieses wirklich geleistet sey? ob alles recht aus Liebe zu Gottes Wort und zur reinen Wahrheit hergeflossen? ob der ergebenste Mitbruder M. H. ein gutes Exempel brüderlicher Bestrafung damit gegeben habe? ob er Irrende damit auf den rechten Weg gebracht? und Menschen gebessert haben werde? wird Zeit und Erfahrung lehren. Der geliebte Leser beliebe

 einst-

einstweilen aus folgenden Proben unvorgreiflich zu urtheilen. Ueberhaupt ärgert sich der Ungenannte nicht wenig darüber, daß man es jetzt zum Axiom machen wolle: **Hypothesen** wären in Auslegung der Bibel erlaubet, und einem jeden Ausleger müsse vergönnet seyn, seine Meynung frey zu sagen. Er eifert heftig dagegen — Ferner ist diesem Verehrer des prophetischen Wortes das bescheidene **Vielleicht!** welches Hr. D. bey manchen seiner Erklärungen hat, ganz unausstehlich. Das behutsame **Zweifeln** desselben, sein Nondum liquet! (z. E. bey Jes. 7, 14. vergl. Biblioth. B. XXVII. a. a. O:) ist ihm ein Anstoß und Aergerniß — — Daß das, was Jes. 5, 1. ff. steht, eine **Fabel** seyn solle! das ist ihm beynahe ein Gräuel. (Was sind denn die sogenannten **Parabeln** Jesu Christi, unsers Heylandes, anders? möchte man hier doch fragen.) Und über die so oft angenommenen **Accommodationen** ist er äußerst ungehalten — Der neuen **Propheten** beständiger Gesang: **Es ist alles poetisch!** ist ihm wiederum ein Anstoß. „Dichter, Poeten, Fabelhänse sollten die „heiligen Männer seyn?“ Er giebt dem Hrn. D. **Machtsprüche Schuld**: (einem Ausleger, der unter die **bescheidensten** gehöret!) und klaget über die **diktatorische Mine der neuen Propheten.** Fast immer ist das Refrain: **sollte diese oder jene Hypothese so ganz gewiß und ungezweifelt seyn!** (Lieber Herr Mitbruder in Christo! was ist denn eine **Hypothese** anders, als — — eine **Hypothese!** Sobald sie so ganz gewiß und ungezweifelt ist; sobald höret sie auf, Hypothese zu seyn, und ist reine **Wahrheit.** Wahrscheinlichkeit nur, mehr oder weniger, verlanget man von ihr; keine Evidenz, keine ungezweifelte Gewißheit:) — Die sogenannte **symbolische** Erklärung von Jes. 6. daß alles dieses nur **poetische Bilder** von Gottes Majestät, und zwar nach orientalischem Geschmack, Sitten s. f. seyn sollen, will ihm gar nicht in den Sinn — Die letzte **Betrachtung** ist vorzüglich voller **Ergießungen der Liebe zu Gottes Wort.** Hier werden folgende Döderleinische Auslegungen ausführlich bezüchtiget: 1) **die von dem Wunder am Sonnenzeiger Achas.** So im Zweifel zu bleiben! „Glückliche Bauern, rufet er aus, die von der gelehr„ten **Zweifelsucht** entfernet sind! Wir aber wollen fest bey „dem Buchstaben bleiben, und glauben.“ 2) **von der Niederlage der assyrischen Armee.** Daß dieses Wunder kein wirklicher leibhafter **Engel**, mit Flügeln u. s. f. sollte gethan

gethan haben! — Solche Erklärungen alle sind neumodisch — nein; altmodisch wollte ich sagen: (Wieder ein Refrain, das durch das ganze Buch herrschet. Neumodisch nämlich, weil jetzt die Mode im Bibelerklären so sey; altmodisch zugleich, weil alles dieses nur lauter wieder aufgewärmte alte Sachen wären:) „Da haben wir die alten rabbinischen „Träume leibhaftig wieder: die alten jüdischen Fratzen, „und Alfanzereyen — Noch was Neues aus dem alten „Flickkasten — Itzt kömmt die Schleppe von dem alt„neumodischen Prophetenkleide; mit der Schleppe kömmt „der Auskehricht u. s. f." (um auch ein kleines Pröbchen von unsers unbekannten Mitbruders artigem Styl und feinem Scherz zu geben:) Ob Hr. D. antworten werde, müssen wir erwarten. Recensent, wenn er in dessen Stelle wäre, wüßte wohl, was er thäte; er schwiege. Das beste an dem ganzen Buche ist noch immer, daß es nicht länger ist, als 102 Seiten.

Na.

12. Vermischte Nachrichten.

Der hungrige Gelehrte. Des 2ten Bandes Zweyter Theil. 12 Bogen. 8.

Hiemit ist diese Wochenschrift geendigt. Sie ist wirklich Hungers gestorben; denn die Pränumeration hat nicht zugereicht, die halben Unkosten zu bezahlen. Schulden machen wollte der Verf. nicht, weil er sonst auf das Rumorhaus hätte kommen können. Fast alles in diesem Theile enthält eine Erzählung des Unterrichts, den er in seiner Jugend genossen, den Beschluß der alten Universalgeschichte, die wirklich nicht übel ist, und das übrige ganz kurz, weil er von jemanden, der den Autoren zu gebieten hat, und dem er alle Ehrfurcht schuldig zu seyn eingesteht, (das Publikum vermuthlich) in seinem Plane unterbrochen worden, so daß er mit seiner Wochenschrift den Weg alles Papiers gehen mußte. Wir wünschen dem Verfasser eine einträglichere und schicklichere Beschäftigung, als das Wochenblätter-Handwerk.

Pz.

Anquetils Du Perron, Mitglieds der Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris und königlichen französischen Dollmetschers der morgenländischen Sprachen, Reisen nach Ostindien, nebst einer Beschreibung der bürgerlichen und Religionsgebräuche der Parsen, als eine Einleitung zum Zend-Avesta, dem Gesetzbuche der Parsen durch Zoroaster; in das Deutsche übersetzt von Joh. Georg Purmann. Mit Kupfern. Frankfurt am Mayn. 1776. bey Garbe. 8. 2 Alph. 1 Bogen.

Mit dieser Reisegeschichte macht der Uebersetzer den Anfang, uns das Anqvetilische Werk von der Religion der Parsen deutsch zu liefern. Er hat sich der Mühe nicht entziehen wollen, sie ganz, ohne Abkürzen und Zusammenziehen, zu übersetzen. Wem daran gelegen ist, gewiß zu wissen, ob er alles Erhebliche richtig, genau, und in des Verfassers eigenem Gefühl und Gesichtspunkte erhalte, dem wird das ganz recht seyn. Es wäre zu wünschen, daß der Uebersetzer diesem Vorsatz immer getreu geblieben wäre, und S. 654. nicht abgekürzt hätte. Aus dem dritten Bande des Originals hat er schon die Beschreibung der parsischen Gebräuche vorangeschickt, welche ebenfalls verständlicher seyn würde, wenn man sie erst läse, nachdem man schon mit dem Religionssystem bekannt ist, worauf sie sich beziehen. Inzwischen bleibt uns diese Uebersetzung allemal ein angenehmes Geschenk, da die französische Urschrift so kostbar ist.

Die Ursach dieser Reise war die Begierde, die Bücher des Zoroasters in ihrer Ursprache kennen zu lernen. Das Zend-Avesta war dem Namen nach in Europa schon bekannt gewesen, und **Bourchier** hatte 1723. einige Theile davon nach England gebracht. Schon **Hyde** nennt den Zend-Avesta, übersetzt aber nichts aus demselben; denn er verstand die Ursprache desselben nicht. Im Jahre 1754. kamen dem Anquetil Du Perron einige Blätter aus dem Oxfordischen Vendidad-Sade zu Gesichte. Bey diesem Anblicke entflammte sich seine Begeisterung für die noch unversuchte Unternehmung, die Religion der Parsen in Europa aus ihren Quellen bekannt

zu machen. Er ließ sich die Schwierigkeiten des Unternehmens nicht abschrecken. Seine Ehrbegierde, etwas Einziges auszuführen, seine muthige Jugend, die sich an dem Eingange eines thätigen Lebens befand, sahe über alle Hindernisse hinweg. Er selbst hatte nicht Vermögen genug, die Reise auf seine eigene Kosten zu thun, und zu fremder Unterstützung war wenig Anschein. Der uneigennützige Bewegungsgrund der Reise war denen, die aus Indien nichts als Geld zu holen wußten, etwas unbegreifliches, daß die ganze Sache als eine Träumerey angesehen wurde; zumal da sein Plan noch so schwankend, und die Hoffnung, seinen Zweck zu erreichen, bey dem Hrn. **Anquetil** selbst noch so entfernt war. Nachdem er alles versucht hatte, was zu versuchen war: entschloß er sich endlich aus einer edeln Verzweifelung, als gemeiner Schiffssoldat die Reise anzutreten. So wurde er im Monat November 1755. von Paris nach l'Orient mit einem Transport abgeführet. Die Ungemächlichkeiten, die er auf dieser Reise ausgestanden, kann man nicht ohne Rührung lesen. Vielleicht wurde durch diesen Entschluß sein Glaube an die Güte und Möglichkeit seines Unternehmens so ins Licht gesetzt, daß die Gleichgültigen geweckt und seine Freunde zu seiner Unterstützung thätiger gemacht wurden. Genug, er wurde nicht als ein Schiffssoldat, sondern als ein Gelehrter eingeschifft, der mit triftigen Empfehlungsschreiben an die französischen Befehlshaber und Vorsteher in Indien versehen war, und unter dem Schutze der ostindischen Compagnie stand. Er kam den 11 August 1755. zu **Pondichery** an, ohne zu wissen, wo er die Bücher des Zoroasters zu suchen habe, und ihre Grundsprache lernen könne. Er machte zuerst einen Versuch in **Bengalen**; er wollte auch nach **Benares** gehen, um daselbst das **Samkritanische** zu lernen. Allein das Kriegesfeuer, das indeß in Bengalen ausgebrochen war, machte ihn daselbst unsicher. Hiezu kam, daß ihm der Hr. **le Verrier**, Vorsteher des französischen Comtoirs zu Surate, zwar über seine Wissenschaft in der Zendsprache schlechten Trost gab; denn die **Parsen** hatten die Probe, welche er an den Hrn. **le Verrier** geschickt, für Neupersisch in Zendcharakteren erkläret; ihn aber zugleich in Ansehung der Zoroastrischen Bücher aus aller Ungewißheit riß. Er erfuhr nun zuverlässig, daß er sie zu **Surate** suchen müsse. Er entschloß sich also, über **Pondichery** nach **Surate** zu gehen. Nachdem er nach unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren an dem

ersten Orte angekommen war: so begab er sich daselbst an Bord des Bristol, gieng mit demselben nach Mahe unter Segel, und setzte von da an seine Reise zu Lande über Goa nach Surate fort. Zu Mahe hielt er sich eine Zeitlang auf, und machte längst der Malabarischen Küste einige Reisen gegen Norden und gegen Süden. Er kam endlich zu Surate an, wo Hr. le Verrier im Jahre 1759, dem Bruder des Du Perron das französische Comtoir überließ. Dieses machte in seinen Umständen eine so glückliche Veränderung, daß sich endlich die parsischen Gelehrten zu allem willig finden liessen. Da er sich aber endlich nach der Eroberung von Surate durch den Admiral Pocock an diesem Orte nicht mehr sicher fand, auch ohne Erlaubniß der Engländer nicht einmal auf einem fremden Schiffe Surate verlassen konnte, so warf er sich in die Hände des vortrefflichen Herrn Spencer, und dieser ließ ihn den 28 April 1761. mit einem englischen Schiffe von Bombay wieder nach Europa abgehen.

Der Uebersetzer verspricht in der Folge die übrigen Theile des Anquetilischen Werkes, nämlich den Zend-Avesta, wozu diese Reisegeschichte nur die Einleitung ist, selbst zu liefern. Unterdeß ist bereits schon eine andere Uebersetzung des Zend-Avesta unter folgender Aufschrift erschienen:

Zend-Avesta, Zoroasters lebendiges Wort, worinn die Lehren und Meynungen dieses Gesetzgebers von Gott, Welt, Natur, Menschen; ingleichen die Ceremonien des heiligen Dienstes der Parsen u. s. f. aufbehalten sind. Erster Theil, welcher mit dem, was vorausgeht, die beyden Bücher Izeschne und Vispered enthält. Riga 1776. bey Joh. Friedr. Hartknoch. 4.

Statt der ganzen Reisegeschichte finden wir hier nur einen kurzen Auszug derselben, nebst einer kurzen Darstellung des Lehrbegriffes der alten Perser und ihres heiligen Dienstes. Bey der Uebersetzung selbst ist der Uebersetzer nicht genau zu Werke gegangen. Er saget S. 78. „Im Izeschne webet hoher Geist. Möcht ich den unsichtbaren Duft auf mein Papier tragen können. Vieles

„muß

„muß wohl davon schwinden, weil ich weder Orients Aether „athme, noch aus Zoroasters Sprache übersetze." Und vorher S. 77. „Das Original stellet Izeschne und Vispered unter einander gemischet dar; und in dieser Ordnung ist auch „die französische Uebersetzung gemachet. Die Parsen sind vermuthlich durch Aehnlichkeit des Inhalts, die hie und da in „einzelnen Stücken des Izeschne und Vispered sich findet, bewogen, die Abtheilungen beyder Werke unter einander zu „werfen. Ich aber werde dies nicht thun, weil es uns nicht „sowohl darauf ankömmt, zu wissen, wie die Parsen ihre kanonischen Bücher zerstücken, und das Zerstückte durch einander werfen, in dieser oder jener Ordnung lesen u. s. f. sondern vielmehr, was Geist und Inhalt ihrer Schriften sey. „Daher werd' ich auch nicht gar ängstlich an der Form und „äußern Schaale der Ha's und Karde's klauben, sondern „hie und da nur Auszug, Duft, Geist geben." Das ist es nun eben, was dem Leser, der die parsischen Bücher kennen lernen will, nicht sonderlich gefallen wird. Er will die ganze Masse haben, und sich den Duft wohl selbst darausziehen, damit er ihm nicht durch die Werkzeuge einer fremden Bearbeitung verfälschet werde. Man soll uns den deutlichen Abriß und Zusammenhang eines Lehrbegriffs zeigen, und nicht einen blauen Duft, der nur die Augen verblendet. Wir möchten die heiligen Bücher der Parsen nicht eben zu unserm eigenen Gebetbuche oder Glaubensbekenntnisse machen. Wenn wir daher ihnen einen Werth beylegen: so kann es nur der seyn, den sie als Denkmal oder auch wohl als Abdruck der Religionsempfindungen eines uralten Volkes, oder als kraftvolles morgenländisches Gedicht haben. Und dazu müssen wir wissen, ob wir ihren Inhalt richtig und genau haben. Es ist zwar auch nicht übel, wenn man das Gute was darinn ist, hervorzieht, und ins Licht stellet; damit man sich der Nationalvorurtheile entlade, und sich gewöhne, auch in einem System, worinn einige Zwischensätze falsch sind, das Gute in den Resultaten, sonderlich in den moralischen, zu erkennen. Dazu ist nun aber eben nicht nöthig, daß man seinen eigenen Einsichten entsage, und sich wieder in den Ton des unvollkommnern Alterthums herabstimme. Eben so wenig ist es nöthig, durch unbemerkte Wendungen, die in der Dunkelheit der orientalischen Schreibart so leicht anzubringen sind, dem alten Denkmal eine Rechtgläubigkeit zu geben die es nicht nöthig hat, um uns zu interessiren

Daher

Daher muß man immer befürchten, daß der Abkürzer eines Systems, wenn er sich dafür begeistert, es uns nicht treulich darstellen werde. Dieser Bedenklichkeiten können wir uns bey gegenwärtiger Abkürzung nicht erwehren. Der Verfasser beschließt seinen Abriß des Zoroastrischen Systems mit den Worten: S. 25. „Dies ist das Religionssystem der Ormuzdie„ner. Hoch und kühn ist sein Schwung, und tief der Zusam„menhang. Der Geist des Stifters drücket sich darinn noch „ab, in seiner so sehr gepriesenen Größe. Seine Nachfolger „sind diesem Glaubenssystem unter allen Unterschütterungen „mit Unveränderlichkeit bis heute treu geblieben." Was ihre Unveränderlichkeit betrifft, so ließe sich noch vieles dawider einwenden. Wenn sie aber auch außer Streit wäre: so müßte man es vielmehr ihnen zu einem Vorwurf machen, daß sie in einer solchen langen Reihe von Jahrhunderten nicht um einen Schritt weiter gekommen sind. Oder ist es den Chinesern etwan so rühmlich, daß sie nach Jahrtausenden noch bey ihrer Monogrammenschrift und unbeweglichen Buchdruckerey beharren? Wir stellen uns aber vor, daß es mit der Parsenreligion gerade so seyn wird, wie mit allen andern. In den Religionsbüchern stehen schöne und erhabene Sachen, und unter dem ungebildeten Volke herrschet elender Aberglaube. Die Hoheit und Kühnheit des Schwunges in einem System mag auch wohl mehr für seine poetische, als für seine vernunftmäßige Güte beweisen. Freylich ist die sinnliche Urtheologie geschickter die Einbildungskraft zu rühren, als die genauere, vernünftige, geistige, so lange diese letzte allein bey den Ursachen verweilet, ohne sie in den Wirkungen anschauend zu machen. Inzwischen müssen wir doch ihre Wahrheit höher schätzen, als ihre poetische Kraft; es sey dann, daß man mit allgemeinern Skepticismus alles für gleich falsch hält, und nur noch der Reihe von Religionsbildern Gnade wiederfahren läßt, die sich wegen ihres poetischen Verdiensts empfiehlt.

Was man eigentlich am liebsten erfahren möchte, nämlich das Zoroastrische System über den Ahriman, davon erfährt man wenig bestimmtes. „Ahriman" (heißt es S. 5.) „geschaffen vom Ewigen nach Ormuzd, war anfangs gut „und kannte das Gute, wurd aber durch Neidsucht gegen „Ormuzd Dew, arg, Quell, Grund und Wurzel alles Un„reinen, Argen, Bösen. Sein Licht wandelte sich in Finster„niß; im Lichtreich der Schöpfung wurde Schatten. Die „Zerrüttung seines Wesens aus Licht in Finsterniß kam nicht

„vom

„vom Ewigen, sondern aus und durch ihn.“ Dieses wird (S. 8.) in der Anmerkung noch durch folgendes erweitert: „Nach Zend-Avesta ist das Böse **nicht von Ewigkeit ge-** „**wesen**; denn der Schöpfer und Wurzel alles Uebels hat „Anfang, und selbst die Entstehung des Bösen kömmt nicht „vom Unbegränzten, sondern durch Misbrauch seiner Macht. „Es ist auch merkwürdig, daß Zoroaster nicht Keime der Fin- „sterniß mit in sein erstes Wesen mischet; denn so läge das „letzte Glied an der Kette doch in der Ewigkeit.“ Da diese Vorstellung von dem Entstehen des Ahrimans, einigen gewöhnlichen Vorstellungen entgegen ist: so hätte man vorzüglich hier gewünschet, die deutlichen Worte des Textes selbst zu sehen. **Hyde** machet den Ewigen zum Schöpfer, sowohl der **Finsterniß**, als des **Lichtes**. Andere schränken die Hervorbringung des Bösen, auf den bloßen Ahriman selbst ein, und geben der Finsterniß oder der Materie, woraus er gemachet ist, ein ewiges Daseyn. Nun würde zwar die Theodicee des Uebersetzers vollständiger seyn; wenn nur nicht gleichfalls die Lücke in dem System bliebe, die noch allemal die Frage unbeantwortet läßt: woher kam der böse Neid? Entstand hier nicht etwas ohne Saamen, ja ohne alle Ursach? Ahriman war unvollkommner als Ormuzd? warum wurd er geschaffen? oder war er ein Ausfluß: woher floß das Böse in ihn? War das Böse nur so ein unbeträchtlicher aber unzertrennlicher Anhang an dem Guten, um dessentwillen es nicht billig war, dem Guten das Daseyn zu versagen, das außerdem immer mehr verlieren, und der ausdehnenden und erobernden Kraft des Guten nachgeben, — in das Gute verschlungen werden wird: so kommen wir auf die erhabnere, richtigere Theodicee. Allein ist das die Theodicee des Zoroasters? davon wünschte man Beweise zu lesen. Sonst müssen wir glauben, daß dieses eine edle Erhöhung der ehemaligen unvollständigen Theodiceen ist, und diese Erhöhung haben wir dem Fortgange der Wissenschaft in den neuern Zeiten zu danken. Wiewohl wir wollen unsere Foderungen gern herabspannen, und wir können auch wohl nicht verlangen, daß ein Lehrbuch aus den Jahrhunderten der Vorwelt, in einer Sprache, die nur noch das **Geheimniß** weniger Menschen ist, durch den Canal der Neupersischen in die französische, und von dieser in einen duftigen deutschen Auszug gekommen ist, alle Spitzfindigkeiten getreulich erhalten solle. Um destomehr muß man aber auch bey solchen Darstellungen furchtsam

und

und bescheiden zu Werke gehen. Am wenigsten sollte man das, was man nun herausgebracht zu haben glaubet, als unwidersprechlich wahr festsetzen wollen. Soll z. B. etwan das Emanationssystem, so wie es der Uebersetzer, nach seiner Meynung, erhöhet und berichtiget, in unserer Theologie aufgenommen werden? „Man saget, (heißt es S. 7.) Die Alten hätten „das Emanationssystem gehabt, und schüttelt die Köpfe über „solche grobe Denkart, ohne einmal auf den Gedanken zu „kommen, ob man auch wohl in ihren **Lehren** Geist „**eindringt.** Vorerst sollte man doch bekennen, diese Altväter, die auch beym **Denken grau geworden** sind, und „oft viel **Aufrichtigkeit und Demuth** hatten, hätten gern „bey allem **etwas denken wollen.** Daher ließen sie alle „Wesen aus Saamen erzeuget werden.“ Denken sie aber nun mehr bey Allem, wenn sie alle Wesen aus Saamen lassen erzeuget werden? Denn diese Saamen sind die wiederum aus Saamen, und so ins unendliche? oder müssen sie endlich erschaffen seyn? und die einfachen Wesen? welcherley Saamen haben die? „Dergleichen, saget man, waren den Alten „nicht bekannt.“ Allein das ist es eben, worüber man den Kopf schüttelt. Es haben den Alten einige Grundsätze gefehlet, die man jetzt ohne große Mühe wissen kann; die aber die Alten, **ungeachtet sie im Denken grau geworden,** nicht so leicht, als wir, wissen konnten. Denn so etwas wird erst nach und nach aufgekläret. Alles was uns der Uebersetzer zur Empfehlung des Emanationssystems saget, ist: „Zend-Avesta hat auch, wenn man will, eine Art von Emanation, d. i. Wesenerzeugung aus Urstoffen, aber fein und „edel; subtilisiret.“ Als wenn hier die Feinheit der Urstoffe die Schwierigkeit höbe. Und ist das tiefer in das Emanationssystem eingedrungen, daß man zu dem Urstoff eine feinere Materie nimmt? Diese Beyspiele mögen genug seyn, um unsern Lesern begreiflich zu machen, was für eine Zurückhaltung und Bescheidenheit wir bey der Darstellung eines so dunkeln Systems verlangen.

Dl.

Nach-

Nachrichten.

Schreiben an den Herausgeber dieser Bibliothek.

Ich sehe mich durch die Recension der Neuen Schulanstalten in Zürch, die in der letzten Zugabe zu ihrer Bibliothek enthalten ist, genöthiget, Sie um eine Gefälligkeit zu ersuchen, und ich hoffe, Sie werden keine Ursache haben, mir dieselbe zu verweigern.

Der Recensent wollte nämlich seinen Lesern das Vergnügen verschaffen, den merkwürdigen Mann kennen zu lernen, dem Zürch seine neuen Schulanstalten zu danken hätte. Er irrete sich aber in dem, daß Er mir dieses Verdienst zuschrieb, und Er würde seinen Irrthum selbst eingesehen haben, wenn ihm das letzte Stück der Nachricht damals schon zu Gesichte gekommen wäre. Der Verfasser lehnet in demselben S. 302. selbst diese Ehre von sich ab, welche Männern zukömmt, die durch vielfältige und große Dienste, die sie dem Staate und der Gelehrsamkeit geleistet haben, auf die vortheilhafteste Weise bekannt sind; Männern, die bey ihren großen Verdiensten mehr darauf sehen, daß sie ihren Zeitgenossen und den Nachkommen nützlich werden, als darauf, daß ihr Name viel Aufsehens mache, und das ist auch die Ursache, warum sie von mir nicht sind genannt worden.

So wenig es aber solche Männer verdrießen kann, wenn sie etwa eines von ihren mannigfaltigen Verdiensten einem fremden Namen beygeleget sehen, und so wenig ich auch besorgen dörfte, daß mich meine Mitbürger wegen dieses unverdienten Ruhms beneiden würden; so wenig kann ich mir erlauben, mit fremden Verdienst zu prangen, und wissentlich gestatten, daß man mir solches öffentlich beylege. Ich bitte deswegen Sie, mein Herr, um die Gefälligkeit, den Lesern ihrer Bibliothek diesen Irrthum wieder zu benehmen, wenn solches nicht schon etwa bey Nachholung der Recension der letzten Stücke geschehen ist.

Zu gleichem Gebrauche kann ich Ihnen auch die Erläuterung über die Hausschulen mittheilen, die der Recensent nöthig findet. — — Die Sache selbst hat Er allerdings recht

recht gefasset; nur der Name scheint ihm ein Räthsel gewesen zu seyn. Derselbe rührt daher, daß diese Schulen zur Bequemlichkeit des jungen Schülervölkleins nicht an einem oder zwey Orten der Stadt, in den öffentlichen Schulgebäuden, sondern in den Privatwohnungen der Schulmeister gehalten werden, die in alle Quartiere der Stadt verleget sind. Diese Schulmeister werden öffentlich besoldet, haben daneben kein ander Amt, und nehmen meistentheils noch einen weiblichen Gehülfen zu sich; auch stehen sie unter der Aufsicht der Kirchenvorsteher in ihrer Gemeine.

Noch in einen andern Irrthum hat den Recensenten der Mangel des letzten Stücks verwickelt: indem er sich genöthiget sah, das Collegium Humanitatis in den beyden obern Classen der Realschule zu suchen. Aber auch darüber wird ihn das letzte Stück eines bessern belehren. Nur wünsche ich, daß Er durch den groben Druckfehler nicht irre gemacht werde, da S. 150. das Alter der Zuhörer in diesem Collegio von 9. bis 10 Jahr angegeben wird, anstatt 15. bis 16., wie solches in dem Beyblatte angezeiget ist. Zürich, den 13 Brachmonat, 1776.

Professor Uesteri.

Auszug eines Schreibens aus Zweybrücken vom 12. Jan. 1777.

Eine kleine im vorigen Jahr erschienene Schrift: **demüthigste Antwort eines geringen Landgeistlichen auf die demüthige Bitte an die großen Männer, welche keinen Teufel glauben**, verdienet Ihre Aufmerksamkeit. Der Verfasser ist ein reformirter Landgeistlicher in unserm Herzogthum, Hr. **Bonnat** zu Breitenbach. Hr. Prof. **Köster** in Gießen, der **demüthige Supplikant**, hat nicht dazu geschwiegen, wie seine bald darauf herausgekommene **Belehrung** zeiget. Und Hr. Pfarrer B. wird auch hierauf das Nöthige erwiedern. Seine Antwort auf die **Kösterische Belehrung** ist fertig, und wird ehestens die Presse verlassen.

Die beyden Trauerspiele: **Der Aufruhr von Pisa**, und **Graf Karl von Adelsberg**, haben Sie vermuthlich gelesen, wissen aber wohl den Verfasser derselben nicht. Es ist Herr Marstallamtssekretär **Hahn** hier.

Der Redacteur unsrer beyden hiesigen Zeitungen, Mr. de Fontanelle, ist nach **Paris** zurückgekehret. Die jetzigen

Dire-

Directeurs derselben sind Mr. de Viomes, ein retirirter Officier vom Génie, und ein Mr. Duvernoy aus Versailles. Mr. de V. liefert viele Recensionen von Büchern, die in die Taktik, Kriegsbaukunst, ꝛc. einschlagen, in welchem Fache auch der Chevalier de Keralis arbeitet. Noch immer werden die Namen deutscher Gelehrten in unserer Gazette vniu. de Litter. häufig verstümmelt, untreue Auszüge aus Schriften gegeben, wie z. B. neuerlich aus Hr. Stroths Bezeugung der Wahrheit von der öffentl. Untersuchung des Philanthropins zu Dessau, dem eine seiner wahren, in dieser Schrift ausgedrückten, gerade entgegenstehende Meynung*), von dem Rec. beygeleget wird.

Hr. Inspektor Wernher zu Bergzabern hat aus der histoire de la révocation de l'Edit de Nantes (5 T. in 4to) einen Auszug in deutscher Sprache verfertiget, den er zum Drucke bestimmet. Vor dem Religionshasse und dem Verfolgungsgeiste zurückzuschrecken, sind treue, beglaubigte Nachrichten von den mancherley Wirkungen desselben geschickter, als alle trockne theologisch - philosophisch - moralische Abhandlungen darüber. Und um so viel nützlicher kann und wird ein Auszug aus jenem wichtigen Werke in unserm deutschen Vaterlande seyn, als dieser menschenfeindliche Dämon, in Frankreich, unter Ludwig XIV. hauptsächlich gewütet, (noch blutet die Wunde, die er ihm geschlagen!) und das voluminöse Original, außer den großen Bibliotheken, schwerlich außerdem in Deutschland häufig zu finden seyn wird.

Hr. Müller, reformirter Pfarrer zu Odenbach, ebenfalls in unserm Herzogthum, ein starker Botaniker, hat eine Floram Bipontinam fertig liegen, die er vielleicht der Welt vorlegen wird.

Das Philanthropin zu Heidesheim kömmt, gegen das Vermuthen Mancher, wirklich zu Stande. Die feyerliche Einweihung desselben ist auf den ersten May d. J. festgesetzet. Herrn Bahrdt machet es Ehre, daß er eine solche Anstalt in Anregung gebracht, und dem Herrn Grafen von Leiningen gereichet es zum Ruhme, daß er den Antrag desselben sofort genehmiget, ein geräumiges Schloß, in einer reizenden Gegend, dazu gewidmet hat, und auch auf anderweitige Art das gute Werk unterstützet. Wenn auch dieses Institut, durch diesen, jenen Zufall, nicht von Dauer seyn sollte,

*) Hr. Stroth hat sich nachher ausdrücklich, und mit großem Rechte, hierüber in dem Hamb. Correspondenten no. 23. beklaget.

sollte, so möchte es wenigstens für selbige und hiesige Gegenden den Nutzen bringen, daß man auf das Erziehungswesen stets aufmerksamer werden, und die vielen Gymnasien und Schulen immer mehr zu bessern, und ihrer Hauptbestimmung, **weise Menschen und nützliche Bürger** zu bilden, zu nähern suchen wird. Die von dem Curator dieses Philanthropins, Hr. Super. **Bahrdt**, bisher in scrinio pectoris reservirten Lehrer werden nun allmählig bekannt. Als Professor der **schönen Wissenschaften** ist der durch verschiedene kleine Schriften bekannte Herr **Junker** berufen, der etliche Jahre als Hofmeister zu **Karlsruh** und **Schafhausen** gestanden. In der **reinen Mathematik** und **lat. Sprache** Unterricht zu geben, kömmt ein nicht ungeschickter Candidatus Theologiae aus **Darmstadt**, Herr **Panzerbieter**, dahin. Unser verdienstvoller Herr Prof. **Crollius** hier hat den Ruf als **Direktor des Philanthropins** erhalten, solchen aber nicht angenommen. —

Auszug eines Briefes aus Hanau v. 16 Jan. 1777.

Von literarischen Nachrichten aus unserer Stadt und Grafschaft, so wie aus den benachbarten Provinzen, sollen Sie haben, was ich nur weis. Wenn nicht alle den Lesern der A. B. wichtig vorkommen: so mögen Sie es verantworten.

Unser Hr. Superintendent **Stockhausen**, hat vor etlichen Wochen eine kleine Schrift von 102 Seiten, in 12mo, ausgehen lassen, unter dem Titel: **Weihnachtsgeschenk für Kinder, von einem ihrer Freunde.** Das Büchlein enthält, **Erzählungen und Gespräche; Gebete und Lieder; Lebensregeln** u. dgl. und kann, wiewohl verschiedenes der Lage und Fassungskraft derjenigen, welchen es gewidmet ist, nicht ganz angemessen scheinen möchte, gleichwohl, von Eltern und Lehrern weise gebrauchet, nützlich seyn. Ob wir gleich ähnliche Bücher schon haben dürften: so ist deswegen ein neues, besonders für unsere Gegenden, keinesweges überflüßig.

Von einem unserer Landgeistlichen, Hrn. Pfr. **Lampe** zu Kleestadt, sind **einige Reden, bey Confirmationen gehalten**, in den Druck gegeben worden. Es leuchtet viel Eifer für das Wohl der Kinder daraus hervor; sonst erhebt sich die eigentliche Ausführung nicht über das **Mittelmäßige**. Durch den Miteifer eben dieses Hrn. L. haben wir seit etlichen Jahren einen von den, in dieser Gattung von Volks-

büchern

büchern bisher gewurzelten, in mancherley Hinsicht schädlichen, Albernheiten aller Art reinen, dagegen mit absichtmäßigen, richtigen, nutzbaren und angenehmen Kenntnissen angefüllten **Kalender**, der **Hanauer Hausvater**, betitelt.

Ein biblisches Lehrbuch zum Unterricht der Jugend, ohne alte und neue Menschensatzungen, ist in der vorigen Messe, in unserer Nachbarschaft — zu **Offenbach am Main**, im Weißischen Verlage, erschienen. Trutz der Aufschrift, möchte es doch eine, und die andere, alte Menschensatzung enthalten. Der Verfasser ist ein **Lutherischer** Prediger im Isenburgischen, der nicht ohne Talente ist. Dieses erhellet insbesondere aus einer andern Schrift, die aus seiner Feder geflossen, und in der letzten Jubilatemesse, ebenfalls von **Weißen in Offenbach a. M.** zum Druck befördert worden, **Reisen zu den Tempeln der Christen und ihren Priestern; eine wahrhafte Geschichte**, wovon zur Zeit nur das erste Stück herausgekommen ist. Man hat in **Frankfurt** für gut befunden, es zu verbieten, eben so wie den **Katechismus der christl. Religion für das Landvolk.** Warum? das weis die Büchercommission daselbst allein. Gelesen sind die **Reisen** rc. gleichwohl worden, in **Frankfurt** u. a. O. und werden es noch. Auch haben unsere **Dodsleys** bereits die Liebhaber des **Katechismus** wegen der Confiscation schadlos zu halten gewußt. — Bey dieser Gelegenheit sollen Sie auch wissen, daß der Verleger der **Frankf. gel. Zeitung** es seit einiger Zeit (vermuthlich auf **höhern Wink**) für **das Sicherste** hält, die ihm eingesandten Recensionen **Dogmatischer** und **Exegetischer** Bücher dem bey dem Consistorio präsidirenden Schöffen vor der Einrückung zuzuschicken, der sie dann einem Pfarrheern übergiebt, welcher sie zu verstümmeln Macht und Gewalt hat, ohne daß jemand fragen darf: **was machst du?** Im Grunde ist fast an der Frankfurter Zeitung, so wie sie seit einiger Zeit ist, nicht viel zu verderben.

Die Garbische Buchhandlung in **Frankfurt** hat ein **biblisches und Emblematisches Wörterbuch, dem Tellerischen Wörterbuch und Anderer falschen Schrifterklärungen entgegengesetzet**, auf 855 Octavseiten, vor etlichen Monathen geliefert. Der Verfasser ist der bekannte **Oetinger** im Würtenbergischen. Weiter brauchen Sie Nichts zu wissen, um zu erkennen, was dies für ein Werk ist.

Den Schritt, welchen **Hr. Dr. Pidorit** zu Kassel bey dem corpore euang. zu Regenspurg gethan, darf ich Ihnen

nicht melden. Daß Hr. Dr. Semler im Hamb. Correspondenten, und nachwärts weitläuftiger in einer besondern Schrift, darauf geantwortet: wissen Sie ebenfalls. Hr. Dr. Piderit hat vor einigen Wochen eine Replik darauf ins Publikum ausgehen lassen. Ich habe sie noch nicht gelesen. Ein Freund aber versichert, es sey ihr, wie allen Pideritschen Geburten, ein character indelebilis von Schlechtheit eingedrücket. Es ist Hrn. Dr. Semlers Thun nicht, zuzugeben, daß seine Gegenparthey das letzte Wort habe. An dir verunreinige ich mein Schwert nicht, sagte Hutten zu dem berüchtigten Hoogstraten, und ließ ihn gehen, da es in seiner Macht gestanden, sein Müthlein an dem Ketzermeister zu kühlen. Eben so sollte Semler in Ansehung Piderits denken: an dir verunsaubere ich meine Feder nicht, — und hätte es längst, auch gegen Andere, denken sollen. Ein so großer Gelehrter hätte die dem Polemisiren gewidmeten Stunden gemeinnütziger anwenden können, — und könnte es noch.

Nein! Fleischer in Frankfurt hat wegen des Vorhabens der typographischen Gesellschaft zu Bern, die Fortsetzung des Auszugs aus Pallas Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs nicht aufgegeben. Der 2te Theil ist wirklich unter der Presse.

Eine neue Periodische Schrift: Revision der deutschen Literatur, die von Löfflern in Manheim verleget, dem Vernehmen nach aber, und selbst nach verschiedenen datis in solcher zu urtheilen, im Würtenbergischen verfertiget wird, verdienet von Ihnen gekannt zu seyn. Der theologische Theil, welchen ich hauptsächlich gelesen habe, enthält hin und wieder gute Sachen, insbesondere so gemäßigte Urtheile über Semlern, und dessen Schriften, dergleichen eben nicht in allen Journalen zu lesen stehen. Auch eigene Abhandlungen kommen darinn vor.

Ein in Mainz herauskommendes Periodisches Werk: Religions-Journal, oder Auszüge aus den besten alten und neuen Schriftstellern und Vertheidigern der christl. Religion, mit Anmerkungen, wovon vier Stück erschienen sind, ist von keiner Erheblichkeit. —

Auszug eines Schreibens aus Hamburg vom 2ten Hornungs 1777.

Im ersten Stück des 28sten Bandes dieser Bibliothek sind die „philanthropischen Aussichten redlicher

Jünglinge" als ein Project einiger dem Erziehungsgeschäffte mit ungewöhnlichem Eifer gewidmeter junger Männer angekündigt. Ein französischer Recensent hat für gut gefunden, dieses Werkgens im Journal Encyclopedique Sept. 1776. p. 358. Meldung zu thun. Nun läßt sich in der That davon nicht anders denken, als von den meisten Anzeigen deutscher Bücher in diesem Journale. Man sieht offenbar, daß die Bücher nicht selbst gelesen, sondern deutsche gelehrte Zeitungen, (oft ohne sie zu verstehen) nachgeschrieben werden. Hier scheint nun einmal der Recensent das Buch gelesen zu haben, aber er ist so unglücklich gewesen, keinen einzigen Gedanken) so weit er sich drüber herausläßt, zu verstehen. Philanthropische Aussichten heißen ihm Vues sur l'amour de l'humanité; Absichten auf die Menschenliebe — unsern denkenden und fühlenden Mitmenschen übergeben — présentées à la *jeunesse*, qui pense et qui sent — der Jugend, welche denkt und empfindet, vorgeleget — redliche Jünglinge — des jeunes gens *honnêtes* — honnette junge Leute. „Absichten auf die Menschenliebe der Jugend, welche denkt und empfindet, vorgeleget von „honnetten jungen Leuten." Dies ist aufs genaueste und erträglichste der Sinn des übersetzten Titels. Sein Précis des Werks ist diesem Pröbchen ganz ähnlich.

Von den jugendlich-philosophischen Speculationen, die die erste Hälfte des Werks enthält, und die nur ein Leser, der sie blos mit flüchtigen Augen ansieht, Herrn Iselin zuschreiben kann, giebt er einen schiefen Auszug. Unter andern: der gute, warme, deutsche Jüngling, giebt den Vergnügungen der Mittheilung, ohne weiters, den ersten Rang. Seines Herzens unschuldvolle Gefühle sind, leider! das beste was er kannte. Nun kömmt der schielende Franzos, und fraget weislich, ob man die Communicationsplâsire nicht etwan auch physisch verstehen könne? Pour vous, Monsieur, soit! Er erinnert, daß ein Kranker, den plötzlich seine heftigen Schmerzen verlassen, ein Schiffbrüchiger, der sich mit einemmal auf willkommenem festen Boden sieht, (hätt' ich ihm doch zehn andere, weit süßere „nicht moralische Empfindungen nennen kön„nen!) „ein Vergnügen genießt, das sich nicht mittheilet." — das sich nicht auf Theilnehmung gründet, hätte ein Deutscher gesaget. Doch er geht weiter: Giebts mehr Vergnügen, saget er, eine gute Handlung zu erzählen, als zu verrichten? Sie insgeheim zu thun, als vor Zeugen? (sie vor Zeugen zu thun, als insgeheim, wollten Sie sagen, —) und was er weiter darüber plaudert.

 Daß

Daß der Instinkt der Geselligkeit sich auf die individuelle Selbstliebe (dies ist der Gedanke des französ. Rec. sein Wort heißt l'amour individuel) gründet, ist, so viel ich weis, allen deutschen Philosophen bekannt, und war Iselins und des philanthropischen Jünglings Meynung, ob sie der Herr Franzose gleich jetzt erst darüber belehren will.

Auch wissen wir, daß die Thiere in gewissen Umständen eins für das andere sorgen; ist aber das Theilnehmung? Ists der göttliche Trieb, der in jedem Falle mir des andern Freude — des andern Schmerz — doch was red' ich? — Wohl könnt' ich noch zehnerley ähnliches sagen; aber wem ist dies nicht schon genug, und mehr?

Noch eins: de là il passe à des considerations sur l'éternité, sur l'éducation — von da geht er über (ich übersetze den franz. Rec.) zu Betrachtungen über die Ewigkeit, über die Erziehung. Ich sehe die Mine, mit der der Schwätzer es ausspricht; sur l'éternité, sur l'éducation, sur l'algebre, sur les finances. Und dies ist die Präsumtion des Franzosen, der in seiner Dämmerung alles, was überm Rhein liegt, für Nacht, peuples croupissans dans l'obscurité hält; der, wärs auch heller Mittag bey ihnen, nicht ein Fünkchen Licht herüber borgen möchte. Dies ist die Legereté, die unsere jungen Stutzer studiren, und wirklich zuweilen mit gleicher Impertinenz, nur nicht mit gleicher Grace, nachäffen — die Legereté, mit der sich so oft ein fader, blindunwissender Franzose zum Orakel eines staunenden deutschen Zirkels machet, unsere Jünglinge und Weiblein gefangen führet, und das Bischen Unschuld, und Natur, und Energie, das noch in uns leben mag, vollends wegwischet. — Doch genug. — Ich habe nur ein Beyspiel geben wollen, wie die Herren beschaffen sind, die in dem Iournal Encyclopedique über die deutsche Litteratur zu urtheilen sich unterstehen. Sie zeigen nicht den hundertsten Theil der neuen deutschen Bücher an, und unter diesen, sehr oft die unbeträchtlichsten Scharteken, haben sie nicht gelesen, können sie auch wegen Mangel der Sprachkunde nicht lesen, wollen sie auch wohl nicht lesen, car, qui est ce, qui lit ces pieçes allemandes? Gleichwohl urtheilen sie frisch weg, tadeln und loben, ohne die geringste Kenntniß der Sachen. Viele ihrer gutherzigen Leser glauben denn, ein ganz getreues Gemählde der neuen deutschen Litteratur vor sich zu haben, und daher berechtiget zu seyn, sie zu verachten. Freylich wenn die neue deutsche Litteratur sonst nichts wäre, als was davon im Journal encyclopedique steht, würden sie sehr recht haben. —

In

In der abgewichenen Michaelismesse 1776. ist der Anhang zum XIII. bis XXIV. Bande dieser Bibliothek fertig worden, und kostet 4 Thlr. 8 Gr. Er enthält alle in diesen Bänden noch fehlende Recensionen, der von 1769. bis 1773. erschienenen Bücher, und zugleich doppelte sehr vollständige Register über den XIII. bis XXIV. Band und über diesen Anhang selbst.

Dieser Anhang sowohl, als der zum I. bis XII. Bande, gehören nothwendig zur allgemeinen deutschen Bibliothek, welche ohne dieselben nicht vollständig ist. Ohne die Register würde dies Werk ohnedies bey weiten nicht so brauchbar seyn, da man in Ermangelung derselben, nichts nachschlagen kann.

In der Vorrede zu dem erwähnten Anhange wird angezeiget, daß dieses Werk nicht, wie man hin und wieder geglaubet hat, geschlossen, und unter einem neuen Titel angefangen werden, sondern in ununterbrochener Ordnung fortgehen wird. Diejenigen, die dieses Werk kaufen wollen, ohne die ersten Bände zu besitzen, werden am bequemsten mit einem Absatze von fünf Jahren, z. B. vom XXV. Bande, anfangen können.

Es sollte dieses Stück bereits im Januar 1777. erscheinen, es ist aber die Bekanntmachung desselben blos durch unvermeidliche Verhinderungen in der Druckerey aufgehalten worden. Man hoffet aber des XXX. Bandes 2tes Stück gewiß noch in der Ostermesse d. J. zu liefern, und zu der Michaelismesse d. J. wird unfehlbar der XXXI. und XXXII. Band fertig werden. In der Folge hoffet man die Einrichtung zu treffen, daß von den sechs Stücken, die jährlich herauskommen, jede zwey Monathe eins erscheinen soll.

Todesfall.

Am 21 Nov. 1776. starb zu Gotha Hr. Eman. Christ. Kläpfel, Vicepräsident des dasigen Oberconsistoriums, in seinem 64sten Jahre. Er, (und nicht Hr. Abt Jerusalem, wie Viele glauben) ist der Verf. des bekannten Bedenkens über die Frage, ob die Ehe mit des Bruders Witwe erlaubet sey? hat auch den Gothaischen Hofkalender geschrieben, und an den Goth. gel. Zeitungen großen Antheil gehabt.

Beförderungen.

Hr. J. F. Mieg, bisheriger holländischer Gesandtschaftsprediger zu Wien, geht als Prediger an der h. Geistkirche nach Heidelberg.

Hr. M. Chr. Ludw. Gerling, bisheriger zweeter Prediger an der deutschen Hofkapelle zu London, Verf. einiger Disputationen und einzelner Predigten, geht als ordentl. Prof. der Theologie nach Rostock.

Druckfehler. In des XXVIII. Bandes I. Stück.

S. 255. Z. 7. st. sucht, l. Zucht. e. d. Z. 24. st. nach l. nah.

In des XXIX. Bandes I. Stück.

S. 5. Z. 5. v. u. anst. Grundsatz l. Gegensatz. S. 35. Z. 8. v. u. arbovirte l. arborirte. Z. 6. v. u wahre oder erdichtete l. wahren oder erdichteten. S. 50. Z. 31. weniger l. wenig. S. 51. Z. 21. dem l. bey dem. S. 93. Z. 17. ist nach bestimmtes, ausgelassen Wort. S. 98. Sehburg l. Rehburg. S. 209. Z. 3. v. u. Boysen l. Bösen. S 240. Z. 3. v. u. nahmenhafte, l. romanhafte. In dem Verzeichniß der kurzen Nachrichten fehlen Predigten für verheyrathete Frauenzimmer S. 43.

In des XXIX. Bandes II. Stück.

S. 374 Z 7. st. ausgeschlossener l. ausgeflossener. S. 377. Z. 3. v. u. anst. Jugenden l. Tugenden. S. 378. Z. 2. st. der Jüngling mochte l. der Jünglinge mochten. S. 421. Z. 10. v u. st. gedrohet l. gewohnet. S. 422. Z. 9. Beurtheilung l. Bemühung. S. 425. Z. 2. aber l. eden. S. 429. Z. 8. v. u. moralische Herz l. menschliche Herz. S. 432. Z. 17. Stich l. Witz. S. 447. Z. 14. v. u. st. Scherger l. Schrever. Ebend. Z. 26. Schergen l. Herren. S. 452. Z. 15. st. Hauptfedern l. Hauptideen. S. 457. Z. 6. st. Religionsgerichts l. Revisionsgerichts. S. 460. Z. 4. ist nach vier ein Colon zu setzen. S. 464. Z. 10. ist nach regularium ein etc. zu setzen. Z. 26. quo omnis l. *in quo omnis*. S. 465. Z. 1. ihm l. ihnen. S. 472. Z. 7. herausragen l. hinausragen. S. 473. Z. 4. v. u. antwotet l. antwortet. S. 474. Z. 18. verfolgender l. verfolgenden. Z. 32. thut l. thun. S. 475. Z. 23. jedem l. jeden. S. 532. Z. 12. und eine l. und gegen eine. S. 580. Z 15 st. Gericht l. Gewicht. Z. 17. st. Verneynet l. Verneinet. S. 601. Hawkisworths l. Hawkesworth's. S. 603. caretz-peny l. catch-peny. Z. 12. v. u. davon l. darin. Z. 6. v. u. den l. dem. S. 604. Z. 8. v. u. derselben l. denselben. 606. Z. 2. 3. hin und wieder l. hier und da. Z. 4. 5. annehmen l. angenommen wird. 606. in der Anmerkung ist nach Ludwig das Comma wegzustreichen. S. 609. Z. 16. 17. unter einem andern Grade l. unter einen andern Grad. Z. 6. v. u. Rege l. Reger. Z. 5. v. u. in Reden l. im Reden. 610. Z. 7. v. u. st. Nb. l. N. S.

Im Anhang zum XXI. — XXIV. B.

S. 1471. Pastors l. Pastores. S. 1473. Z. 17. muß aus einmal weggestrichen werden. S. 1475. Z. 4. Scheideinstrumente l. Schneideinstrumente. Z. 7. Strenge l. Menge. S. 1476. Z. 25. Libraire l. Librairie. Z. 3. v. u. Maupeau l. Maupeou. S. 1477. Z. 6. narel l. un rel. Z. 19. Gerücht l. Gericht. S. 1478. Z. 10. zahlreich l. zahlreichen.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des dreyßigsten Bandes zweytes Stück.

Mit Königl. Preußl. und Churfürstl. Brandenburgisch. allergnädigster Freyheit.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai,
1777.

Verzeichniß
der in diesem zweyten Stück des dreyßigsten Bandes recensirten Stücke.

Kurze Nachrichten.

1) Gottesgelahrheit.

2) Rechtsgelahrheit.

3) Arzneygelahrheit.

4) Schöne

4) Schöne Wissenschaften.

5) Romanen.

6) Weltweisheit.

7) Mathematik.

8) Naturlehre und Naturgeschichte.

9) Geschichte, Diplomatik und Erdbeschreibung.

10) Gelehrte Geschichte.

11) Philologie.

12) Sprachlehre.

13) Haushaltungskunst.

I.
Von der Lehre der Gebets- und Glaubens-kraft, wie auch von Schwärmerey und Enthusiasmus.

1. Johann Caspar Lavater Schreiben an seine Freunde. Suche den Frieden und jag' ihm nach. Im März 1776. verlegts Heinr. Steiner und Comp. in Winterthur, 8. 2 B.
2. Appellation an den Menschenverstand, gewisse Vorfälle, Schriften und Personen betreffend, von Konrad Pfenninger, Diakon am Waysenhause, und Mitglied der ascetischen Gesellschaft in Zürch. Hamburg, bey Bohn 1776, 8. 10 B.
3. Eines einfältigen Layenbruders einfältige Fragen über die bremische Prüfung der eigentlichen Meynung Lavaters von der Glaubenskraft, in einem Sendschreiben an den Herrn Prüfer. simplicitate sape. Frkf. und Lpz. 1776, 8. 2 B.
4. Sendschreiben an den bremischen Beantworter der Lavaterischen eigentlichen Meynung, MDCCLXXVI, 8. 10 B.
5. Briefe in der Person des Verfassers vom Sendschreiben ꝛc. an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten im ersten Bande der allgemeinen theologischen Bibliothek, ein Mscpt. für Freunde, Halle 1776, 8. 3 u. 1 viertel B.
6. Ueber die Schwärmerey. Eine Vorlesung von Leonhard Meister, Prof. in Zürich. Bern, bey der typographischen Gesellschaft, 1775, 8.
7. Joseph Gedeon, Kr. Pfarrer im Magdeburgischen; über Schwärmerey, Toleranz und Predigtwesen. Auspiciis superiorum, Upsal (eigentlich bey Weidemanns Erben und Reich). 1776, 8.

8. Eines Ungenannten Antwort auf die Frage: Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerey nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet? u. s. w. 1776. T. M. August, S. 111. u. f.

9. Ueber Spott und Schwärmerey, D. M. 1776, 9. St. 785.

10. Vom höheren Christenthum, 1776, 11 St. S. 1007.

Ein Theil dieser Schriften betrift noch immer die Lehre von der Gebets- und Glaubenskraft, die Herr L. zuerst in seinen Aussichten, und hernach in seinen vermischten Schriften, bekannt machte, und worüber von einem Ungenannten eine Prüfung in Bremen herauskam. Der andere betrift die Frage von Schwärmerey, Enthusiasmus u. s. w. welche man seit einiger Zeit wieder rege gemacht hat, und die auf das Herrn Lavaters Hypothese von der Gebetskraft eine genaue Beziehung haben.

Das Schreiben des H. L. geht eigentlich nur allein seine Person an; er vertheidigt sich darüber gegen seine Freunde, daß er sich nicht gegen das bekannte Sendschreiben eines Zürchischen Geistlichen verantworte. Mit einer sanftscheinenden Wendung nimmt doch H. L. Gelegenheit zu erklären, Nicht: — „der Verfasser ist ein vorsetzlicher Lügner. — Son„dern: In diesem Sendschreiben sind eine Menge „der offenbaresten, erweislichsten Unwahrheiten, we„sentliche Verdrehungen und kaum begreifliche Weg„lassungen entscheidender und notorischer Umstände. „Ich habe vieles von dem, was mir zugeschrieben „wird, ganz und gar nicht, wohl aber das gerade „Gegentheil davon gethan." — und den Send-

schreiber aufzufodern: „Er gebe Beweise und Na„men," von sich selbst aber giebt er S. 36 zu verstehen; „er habe vor Jahren, Gott weiß, ob aus eit„ler Neugier, Ruhmgier, oder aus einfältiger lieb„reicher Hülfsbegierde, die er jetzt (NB.) klüger, „aber (NB.) nicht besser, vermuthlich nicht mehr „wagen werde ꝛc." Die Freunde, denen daran gelegen ist, über die bestrittenen Thatsachen zur Gewißheit zu kommen, sind durch solche nicht ganz schnurgerade, sondern hin und her wankende Erklärung wohl noch nicht ganz aus dem Traume: Da H. L. nur von vielem sagt, das er nicht gethan hat; da er von Weglassungen und Veränderungen spricht: so wäre es gut, das Wahre anzuzeigen, es von den Veränderungen zu unterscheiden, und die Weglassungen zu ergänzen *). Denn darauf muß ungemein viel ankommen, daß man genau wisse, welches ist das viele, das er nicht gethan, und das wenige, das er gethan, welches sind die Veränderungen, welches die Weglassungen? — Sind sie wichtig, sind sie unwichtig? Beweise und Namen zu geben! das kann eine Ausfoderung seyn, wobey man seiner Sache gewiß zu seyn scheint, woferne nur Freyheit zu schreiben da ist. Wie aber, wenn die nicht da wäre? — Indessen findet sich H. L. zu einer völligen Amnestie des Vorgegangenen willig. — Der Brief ist sehr künstlich geschrieben, — mehr geschickt, seinen Proceß bey einem gewissen Theile des Publikum zu gewinnen, als die Sache selbst aufzuklären. —

Der Verf. des Briefes in der Person ꝛc. hat alle Fakta nochmals bekräftiget. Um also in der Sache klar zu sehen, erwartet man von H. L. einen ge-

*) Man sehe, was schon in der allgem. deutschen Bibl. LXVI, 2. S. 600 hierüber gesagt ist.

raden, förmlichen Widerspruch. — blosse Seitenwendungen helfen hier nichts.

Was H. L. nicht gethan, verspricht H. Pf. in der Appellation an den Menschenverstand *) zu thun

*) Es ist fast unmöglich, bey der Erscheinung dieser Appellation nicht einen sonderbaren Widerspruch in Herrn Lavaters Schreiben an seine Freunde zu bemerken. Da Hr. Lavater in diesem Schreiben seine Freunde durch so mancherley Wendungen ermahnet, ihn nicht zu vertheidigen; da er sich in dem Suchen dieser Wendungen recht sichtlich pfleget; da er von dem Verfasser des Schreibens eines Zürcherischen Geistlichen, dem er bey Erscheinung desselben einen nicht als möglich zu träumenden Grad der Bosheit zutraute. (S. allgemeine deutsche Bibl. XXVI, 2. S. 600.) nunmehr S. 29 mit unerwarteter Zuversicht versichert: daß derselbe von Haß und Neide gegen Lavatern rein sey; da ers S. 32. seinen Freunden zu Gemüthe führet: „Ob ers anders als Grausamkeit „gegen ihn ansehen könnte," wenn sie diesen und andere seine Gegner in Zürich angriffen; da er S. 45. erkläret: „Von diesem Moment an sey alles vergeben, vergessen und vergraben," so muß es schon ein wenig befremden, wenn er erst S. 47. in einer N. S. sagt: „Eben vernehme ich, daß „eine Vertheidigung meiner gedruckt erscheinen solle. So unwidersprechlich wahr alles seyn mag, was diese Vertheidigung enthält, — so darf ich dennoch versichern, daß ich „nicht nur an der allenfalligen Publikation dieser Schrift vollkommen unschuldig bin; sondern, derselben vorzukommen, „alles mögliche gethan habe." u. s. w. Aber wie sehr muß die Befremdung zunehmen, wenn diese Vertheidigung, deren allenfallige Bekanntmachung Hr. Lavater eben am Schlusse seines Schreibens, recht wie zum Glücke, von weitem her, vernimmt, eben diese Appellation seines Busenfreundes, seines Herzens Pfenningers ist, mit dem Hr. Lavater, den

thun. Er geht die Streitigkeit über die Glaubens- und Gebetskrafs nebst den hin und wieder darinn vor-
X 3 gefallenen

zweyten Theile des Tagebuchs zufolge, seine geheimsten Gedanken theilet. Jeder Mensch von gesundem Verstande, und der den Lauf der Welt ein wenig kennet, wird fragen: Ist es möglich, daß Lavater, ein Buch seines Herzensfreundes, ein Buch, das ausdrücklich ihn selbst betrift, vor dem Abdrucke nicht sollte gesehen haben? Es muß freylich wohl seyn, zumal da Hr. Lavater, ohne das Urtheil der Welt über dieses Buch abzuwarten, in einem Postscriptchen, so wie beyläufig, einfließen läßt, es möge wohl alles unwidersprechlich wahr seyn, was in diesem Buche stehe. Und wenn dieses ist, mußte nicht Lavater nothwendig seinen Herzensfreund viel dringender bitten, diese Appellation zu unterdrücken? Mußte er ihm nicht entdecken, er sey im Begriffe, ein Schreiben an seine Freunde drucken zu lassen, worinn er alles vergeben, vergessen und vergraben wissen wollte. Wußte dies aber Hr. Pfenninger, wie kam er dazu, daß er, wider Lavaters ausdrückliches Verlangen, zu eben der Zeit eine ausführliche Vertheidigung herausgab, worinn er nichts vergiebt, nichts vergißt, nichts vergräbt, vielmehr aber mit sehr dreister Mine auf alle Gegner herabsiehet, als ob auf ihrer Seite nicht das geringste Recht, auf Lavaters Seite nicht das geringste Unrecht zu finden sey, und nur hin und wieder, wenn Gründe nicht recht auslangen wollen, mit: „Geträtsch des Neides, Rache und Gelächter der feinen Dummheit (S. 3.), „Gelächter der Hölle (S. 4.), Thoren, gewissen Philosophen (S. 23.), heimlichen Deisten (S. 25.), deistisirenden Christen (S. 26.), belletristischen Herrchen (S. 26), „Dummköpfen (S. 56.), Schulmeisterchen (S. 59.)" und mehrern solchen Floskelchen den Discurs nervigter zu machen weiß? Wie reimt sich alles dieses zu dem Lammeston des Lavaterischen Schreibens? — Aber freylich wer

weiß —

gefallenen Wunderepisoden durch, und sagt seine Meynung mit mehrerem Glimpfe, als man an den thaumaturgischen Schriftstellern gewohnt ist, doch auch hin und wieder spitzig genug. Wir wollen bey dieser Gelegenheit die Streitpunkte etwas näher zu erörtern suchen. Zu dieser Erörterung erhalten wir von dem H. L. eine dringende Aufforderung. Hr. Pf. hat nämlich die drey Fragen aus Lavaters vermischten Schriften hier von neuem wieder eingerückt. Und diese übergiebt der Verf. dem Publikum mit den Worten (S. 30.): „Alle diejenigen, denen die nach„stehenden drey Fragen in die Hände kommen, wer„den sehr drungenlich gebethen, dieselben schlechter„dings nur exegetisch zu untersuchen, und exegetisch „zu beantworten." In der Stelle aus den verm. Schr. die H. Pf. in seiner Ap. wieder eingerückt, wendet sich H. L. mit einer recht innigen Lehrbegierde an alle Freunde der Wahrheit (S. 45.): „Ich „bitte

weiß — Diese Appellation mag wohl nicht zum Druck bestimmt gewesen seyn; es hat sie vielleicht niemand, als blos Hr. Lavater lesen sollen; oder Hr. Pfenninger hat, ohne Lavaters Wissen, diese Appellation in Zürich wollen drucken lassen, und keine Censur erlangen können; denn hat Hr. Pfenninger Hrn. Lavater versprochen, sie nun nicht bekannt zu machen, hat sie aber in aller Unschuld einem Freunde in Hamburg zugeschickt, und ihm vermuthlich auch dabey von Hrn. Lavaters intendirten Schreiben Nachricht gegeben, aber auch in Hamburg ist die Appellation gedruckt worden, ohne daß es der Freund gewußt hat, oder hat ers gewußt, so hat ers doch gut gemeynt. — Dieß und mehreres wird jedermann für möglich halten. Nur muß sich weder Hr. Lavater noch Hr. Pfenninger darüber beklagen, daß andere ehrliche Leute sich darüber wundern, wenn alle diese Möglichkeiten für wirkliche Thatsachen gelten sollen.

„bitte euch brüderlich, antwortet mir brüderlich —
„Wenn ich die Verfasser der h. Schrift unrecht ver-
„stehe, brüderliche Wahrheitsfreunde — Saget
„mir — Ach saget mir doch deutlich, warum haben
„diese erleuchteten Männer sich über diese Dinge so
„ausgedruckt?" Eben so dringend fodert er Beleh-
rung in einem Privatschreiben im Jahr 1771. Soll-
te H. L. auf dieses oder andere ähnliche Schreiben kei-
ne Belehrung erhalten haben? Es läßt sich kaum
denken. Auch ist er es nicht in Abrede. „Schon
„mehr als drey Jahr (sagt er S. 43.) hab ich alle
„mir bekannte Wahrheitsfreunde aufgeboten, mir zu
„dieser allerwichtigsten Untersuchung behülflich zu
„seyn, und ich habe bereits eine beträchtliche Menge
„von sogenannten Beantwortungen der Fragen, die
„ich deshalb vorgelegt habe, vor mir; ich sage, so-
„genannte Beantwortungen, weil ich es, aller mei-
„ner Bitten und aller meiner Bemühungen, die Un-
„tersucher immer auf der Hauptstraße zu erhalten,
„ungeachtet, nicht habe dazu bringen können, daß
„man mir geantwortet hat. — Einige wenige nehm
„ich aus, und die übrigen, weit die mehrern, haben
„mir entweder nichts gesagt, oder sie haben den Weg
„der Untersuchung verlassen, und nichts als besorg-
„liche Folgen, Einwendungen, Bedenklichkeiten,
„Warnungen, Deklamationen, Seufzer, Demü-
„thigungen, Klagen, — statt eigentlicher Antwor-
„ten, Antworten, sag ich, mir einzusenden beliebt."
Nun aber diese Wenigen, die sich wirklich eingelas-
sen, die nicht gewarnt, deklamirt, gedemüthigt, ge-
klagt haben; diese Wenigen, die wirklich untersucht
haben, warum erfährt man von denen nichts; war-
um macht H. L. ihre Untersuchungen nicht bekannt, —
damit man sehen könne, ob diese Untersuchungen be-
friedigend oder unzulänglich sind? Warum erklärt
 sich

sich H. L. darüber nicht, warum sagt er nicht: Ihr Wahrheitsfreunde! so weit habt ihr mit euren Untersuchungen geholfen, aber weiter nicht, und zwar darum ꝛc.

Wir können nicht rathen, was die untersuchenden Wahrheitsfreunde dem H. L. geschrieben haben, um darnach unsere eigenen Untersuchungen einzurichten, und allenfalls das zu ergänzen, was ihm an ihren Gründen noch mangelhaft geschienen." Da es auch unter den Schriftauslegern nicht wenige giebt, die mit H. L. über die Wundergaben nicht einerley Meynung sind: so könnte man ihn auf diese Ausleger verweisen, oder man könnte fragen, warum sie ihn nicht befriedigt? Dieser Betrachtung zufolge könnte es auch etwas befremdend scheinen, daß H. L. die Sammlung der Schriftstellen so trocken hingesetzt und sich darüber die Belehrung der Wahrheitsforscher erbeten, als wenn darüber noch nie etwas geschrieben oder gesagt wäre? Doch wir wollen uns das nicht abhalten lassen, die Gründe unserer Ueberzeugung von der Auslegungsart dieser Stellen anzugeben. Ich bin es mir bewußt, daß ich durch die Aufrichtigkeit der Wahrheitsliebe so gut als ein anderer dazu berechtigt bin.

Hr. L. will wissen: „ob die Worte, Geist, heiliger Geist, Geistesgaben, (χαρισματα) Geist Gottes und Christi, Christus in uns, Gott in uns u. s. w. „durchgehends bedeuten eine schöpferische Kraft, eine „ausserordentliche, (nach unserm Sprachgebrauche) „übernatürliche Offenbarung oder Wirkung Gottes ꝛc.

„Ob die Verheissung dieser schöpferischen Kraft (in den angeführten Stellen) „auf gewisse Bedingnisse hin, nicht allen Christen aller Zeiten und Orten immer so eingeschränkt, als die Vergebung der „Sünden und das ewige Leben angeboten und verheissen werden?"

„Ob

„Ob nur eine einzige Stelle vorhanden sey, die „zu verstehen giebt, daß die ausserordentlichen Gei„stesgaben nur auf die ersten Zeiten des Christen„thums einzuschränken seyen?"

Um von der letzten Frage anzufangen, so dünkt uns, daß sie eine ganz unrichtige Auslegungsregel voraussetzt — die nämlich, daß ein jeder Sinn der h. Schrift der wahre sey, der nicht in irgend einer Stelle derselben ausdrücklich verworfen werde — eine Regel, vermittelst welcher wir uns getrauen alles was man will, aus der Schrift zu beweisen. Was würden wir nach derselben einem Vertheidiger der Brodverwandlung im Abendmal antworten können, wenn er uns auffoderte, ihm eine Stelle zu schaffen, worinn gesagt wird, daß die Auslegung der Worte: das ist mein Leib, d. i. das Brod wird in meinen Leib verwandelt, unrecht sey? Will H. L. aber mit dieser Frage weiter nichts sagen, als ob es Schriftstellen gebe, aus denen es mehr, als aus andern, erhelle, daß die Geistesgaben, die nicht unmittelbar auf die Erleuchtung des Verstandes und die Besserung des Herzens gehen, nur die Einrichtung der ersten christlichen Kirchen zum Gegenstande haben, so giebt es deren mehr als eine. Selbst die Stelle 1 Cor 13, 10. welche H. L. zum Behuf seiner Meynung hiebey angeführet hat, sagt es deutlich, daß in der christlichen Kirche eine Zeit kommen werde, wo man die Hülfsmittel der angezeigten Gaben nicht mehr werde nöthig haben. Die Parallelstelle Eph. 4, 13. redet laut für die Auslegung: Christus hat einige zu Aposteln, einige zu Propheten, einige zu Evangelisten, einige zu Hirten und Lehrern bestellt, zur Arbeit in den christlichen Gesellschaften, daß sie die Christen unterrichten und so die Gemeinen zu den bessern geistlichen Erwartungen führen, wodurch sie Christum besser nutzen

 als

als mit den fleischlichen Erwartungen der Jüdisch gesinnten. Bis daß sie alle so weit gebracht sind, daß sie in diesem Stücke mit einander übereinstimmen, und Christum als einen geistlichen Wohlthäter recht kennen gelernt haben, — bis sie, mit einem Worte, ganze, wirkliche, gesetzte Christen geworden sind, die die ganze Fülle der unsichtbaren unvermischten Seligkeiten nutzen, die in Christo zu genießen sind. Das ist ganz augenscheinlich das Vollkommene (τελειον) wovon 1 Cor. 13, 10. die Rede ist. Es kann schlechterdings nicht, wie in der Anmerkung 11 gesagt wird auf das künftige Leben gehen, da die gewährte Vollkommenheit bereits in diesem Leben hat sollen zu Stande gebracht werden, und wirklich zu Stande gebracht ist. Was unmittelbar vor diesem merkwürdigen Kapitel hergehet (12, 31.). Strebet nach den besten Gaben, ich will euch einen köstlichern Weg zeigen, beweiset genugsam, daß sie schon hier in diesem Leben die besten seyn sollten; wofern die Aufforderung des Apostels, darnach zu streben, und das Versprechen eines köstlichern Weges einen Sinn und eine Absicht haben soll. Doch, was dem Vollkommnen eine ganz entscheidende Bestimmung giebt, ist die Ermahnung (14, 20.): werdet am Verständniß vollkommen. Wenn diese Ermahnung einen vernünftigen Sinn haben soll: muß sie nicht auf etwas Erreichbares, und zwar, in diesem Leben, gehen? muß sie nicht das Ziel seyn, wovon die Gemeine, zu der Paulus redet, noch so entfernt war, nämlich der geistliche, innere Gebrauch des Christenthums, der mit andern Vorzügen, die nicht moralischer Natur sind, nichts gemein hat? Selbst das: seyd nicht Kinder (παιδια γινεσθε νηπιαζετε) am Verständniß, ist es nicht klar genug der eitle, kindische Sinn, der sich mit eingebildeten äusserlichen Vorzügen brüstet,

so

so wie das die ganz gewöhnliche paulinische Sprache ist? (Gal. 3, 24. 4, 1.) Wenn es aber sich auf dieses Leben beziehet, so kann man nicht anders als durch eine augenscheinliche petitio principii das Vollkommene von einem höhern Grade der Wundergaben verstehen. Schon Locke hat es über Eph. 4. sehr richtig bemerkt, daß da nur von dem Streite der Juden und Heyden die Rede sey, daß die Juden schwer daran giengen, an einen gestorbenen Messias zu glauben, und daß dieser Unterschied der Meynungen den würdigern Christen stete Vorwürfe von den Juden zuzog. Es ist ein Verdienst des vortreflichen D. Semmlers, die Bemerkung, die Locke nur angedeutet, daß sich dergleichen jüdischgesinnte auch in den christlichen Gemeinen gefunden, aus historischen Denkmalen so erweitert zu haben, daß es nun einem jeden in die Augen leuchten muß, wie sehr Jüdischdenkende die Vollkommenheit (τελειοτην) der christlichen Erkänntniß durch ihre fleischlichen Erwartungen und kindischen Vorurtheile von Zeichen, die einen siegreichen Eroberer ankündigen sollten, gehemmet, und der christlichen Einigkeit (ενοτης Eph. 4.) durch diese unchristliche Hofnungen und Anmaßungen geschadet haben.

Man könnte also wohl hieraus mit ziemlicher Sicherheit urtheilen, daß die χαρισματα der ersten Kirche nur ihr eigen waren und eigen seyn konnten; gesetzt auch, daß es nothwendig übernatürliche Kräfte gewesen wären. Allein ist Geist, ist χαρισμα nothwendig eine schöpferische, übernatürliche Kraft? Das ist der Inhalt der ersten Frage! Es ist gar nicht nöthig, hiebey alle angeführte Schriftstellen durchzugehen. So bald es von einigen dargethan ist, daß sie nur von den ordentlichen Heiligungsgaben reden: so ist es ausgemacht, daß der Ausdruck Geist, Geist

Gottes, Geist Christi, Christus in uns rc. diese Sinnes fähig ist. Was ist alsdann natürlicher, als zu schliessen: ich kann ein Christ seyn, ich kann mich der Seligkeiten des Christenthums erfreuen, wenn ich auch keine Wunderkraft in mir fühle, die ich durch nichts zu erregen weiß, — wenn ich auch nicht den Wunderglauben habe, zu dem ich meine Einbildungskraft nicht empor spannen kann? Nun nehme man die Stelle Röm. 8, 9. 10. 11, die H. L. unter seiner ersten Frage angeführt hat. „Wer Christi „Geist nicht hat, der ist nicht sein." Wollen wir sagen, daß man, um ein Christ zu seyn, Wunder thun müsse? Wollen wir sagen, daß alle vorgegebene Wunderthäter ausschliessungsweise die rechten Christen sind? So hat das Christenthum nach 1700 Jahren seinen Entzweck nicht erreicht, den Entzweck, der gerade der gewisseste und nutzbarste ist — Christen zu machen und den Sinn Christi zu geben. Es wird sich also gar bald ergeben, daß da, wo von etwas Allgemeinem und Bleibendem die Rede ist, nichts anders als die ordentlichen Heiligungsgaben können gemeynet seyn; und daß, wo man ausserordentliche Gaben zu denken habe, sie nur von dem damaligen Zustand der christlichen Gemeinen können verstanden werden. Sonach hat H. L. ganz unrecht die Stelle Luc. 11, 5-13. unter die zweyte Frage gesetzt. „Wenn nun ihr, die ihr doch arg seyd, „könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist „geben denen, die ihn darum bitten." Da, wie schon R. Simon bemerkt, hier statt h. Geist, in einigen Handschriften steht: seinen guten Geist, so ist augenscheinlich, daß, wofern man dieser Lesart auch nur eine historische Kraft beylegen will, diese Stelle viele in der christlichen Kirche von der guten evangelischen

schen Gesinnung verstanden haben, und mehr bringt auch der Zusammenhang nicht nothwendig mit sich; zumal wenn man den Lukas mit dem Matthäus (7, 11.) vergleicht, wo es heißt: wie vielmehr wird — gute Gaben (αγαθα) geben denen, die u. s. w.

In dem 13. und 14. Kap. 1 Cor. findet sich der beste Schlüssel zu dieser ganzen Archäologie der christlichen Kinderzucht; wie sehr auch diese klassischen Kapitel zum Behuf der Behauptung der eigentlichen Wundergaben sind gemisbraucht worden. Uns dünkt, daß dreyerley unwidersprechlich daraus kann darge- than werden. 1. Die daselbst genannten Gaben sind nicht nothwendig wunderthätiger oder ausseror- dentlicher Art, vielmehr waren sie wahrscheinlich bloß ordentliche und gewöhnliche Gaben. 2. Sie erreg- ten viele Unordnung, Neid, Eifersucht, Feindselig- keit, Streit und Zank. 3. Paulus setzt kein großes Gericht darauf, legt ihnen keinen großen Werth bey.

Was das erste betrift, so kann man nicht ab- sehen, wie man, 1 Cor. 12, 10. 28 ‚30. zufolge, alle diese Namen anders als von Aemtern und Ver- richtungen verstehen könne. Um es nur an einigen zu zeigen: so fällt es in die Augen, daß die διακονιαι αντιληψεις, κυβερνησεις, die in einer Reihe mitten un- ter den δυναμεσι ιαματων stehen, wohl nichts über- natürliches erfordern. Calvin hat sie zur Kirchen- zucht gerechnet, und in seiner Liturgie durch die An- ciens und Diacres nachgeahmt. Noch mehr!. Die διακρισις πνευματων ist von frommen und gelehrten Auslegern so wenig für eine übernatürliche Gabe ge- halten worden, daß Melanchthon über 1 Cor. 12, 10. anmerkt: „Ut initio primi authores et propagatores „anabaptisticae superstitionis magnam speciem religi- „onis offundebant oculis hominum, jactitabant sin- gulares revelationes et narrabant quales in corde

„motu

„*motus sentirent.* Haec nova species apud multos, „ut apud Carolostadium, pariebat eis admirationem. „Sed *Lutherus statim animadvertit fucum*, qui „non docebant justitiam fidei, sed efferebant suam „sapientiam et sua exercitia. Et in urbe Monasteri„ensi in Westphalia, priusquam erupissent manifesta „scelera Anabaptistarum acerrime *adversatus est eis* „*initio Hermannus Buschius*, vir nobilis et poëta, „cum segregationem facere inciperent Ecclesiae purae „a reliquis, quorum mores reprehendebant." Das ist die ganze Sache. Melanchthon findet in der Unterscheidungsgabe der ersten Kirche eben so wenig Uebernatürliches, als in der Unterscheidungsgabe Luthers und Herman Buschens. Man hatte seine Grundsätze, wornach man beurtheilte; man machte es also gerade so, wie man es in allen andern Arten des Umgangs und der Geschäfte macht. So denkt der nämliche, vortrefliche Gottesgelehrte von der ἑρμηνεία γλωσσῶν und von den γένη γλωσσῶν. Er versteht unter den leztern die natürliche Geschicklichkeit, viele Sprachen zu verstehen und zu sprechen, so wie sie Reuchlin z. B. besessen, und unter der erstern die Wissenschaft, schwere Fragen aus einander zu sezen, so wie sie Luther gehabt. „Ut quamquam *Capnio*, sagt er, „novit multas linguas, tamen non potuis„set controversiam de justitia fidei aut potestate Epis„coporum exponere, ut Lutherus." Womit will man darthun, daß in der langen Liste von Gaben etwas übernatürliches vorkomme, da darinn nichts angedeutet wird, was wir nicht alle Tage vor unsern Augen sehen konnten? Will man, mit dem H. D. Ernesti (in opp. theol.) das innere Herzensgebet darunter verstehen, so sehen wir nichts, was nicht nach der Ordnung im Reiche der Gnaden erfolgen könne.

Und diese Gaben, waren sie das, was das Christenthum am schätzbarsten hat? Waren sie nicht vielmehr hie und da, durch unverständigen, eiteln Gebrauch der eigentlichen christlichen Vollkommenheit schädlich? Der Augenschein in den vielen Klagen des Paulus lehrt es, wie viele Noth der Eigendünkel, die Selbstzufriedenheit und die Prahlsucht der Begabten dem weisen Apostel machten. Der schon mehrmal angeführte fromme Melanchthon deutet sehr scharfsinnig auf die prahlhaften, eiteln graeculos, die die christlichen Versammlungen nicht zum Aufenthalt der Belehrung und Erbauung, sondern gern zum Schauplatz ihrer Eitelkeit gemacht hätten, wo sie ihre Beredsamkeit und Sprachkenntniß zeigen könnten; so wie sie es in ihren gelehrten Gesellschaften bey Vorlesung ihrer Gedichte, Deklamationen und Lobreden gewohnt waren: „quia, ut alioqui „graeci homines amarunt eloquentiam, ita magis „delectabantur cognitione multarum linguarum. —" „Vult autem Paulus dicentes in publico coetu non „*theatricam ostentationem* instituere, ut apud Ethnicos fuit usitatum, *recitare Poëmata aut Panegyricos in spectaculis:* sed servire utilitati discentium „et accendi pios affectus et invocationem." Waren nun diese Gaben für den Christen, der zur innern Vollkommenheit strebt, sehr zu beneiden? und können wir uns von den Versammlungen, worinn noch solche Mißbräuche herrschten, worinne man solche kleine elende Leidenschaften mitbrachte, und deren Frieden und Zweck man durch solche nutzlose, eitele Prätensionen störte, eine würdigere Vorstellung machen, als von den gegenwärtigen christlichen Versammlungen, die schon gerader auf den Zweck der christlichen Erbauung geführt werden?

Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß Paulus aus allen diesen Gaben bey weitem nicht so viel macht, als einige neue Bewunderer derselben *). Sie erschwerten ihm seine Arbeit an den Gemeinen mehr, als wir es vielleicht jetzt denken, da sie so oft zu Verachtung, Eigendünkel, Sektirerey und kindischen Spielen Anlaß gaben, die alle von der innern Kraft der Gottseligkeit abführten. Bald hatte er hier einen aufzurichten, den der Mangel an Gaben, die andere besaßen, niederschlug und verzagt machte; bald mußte er dort dem aufgeblasenen Eigendünkel eines andern begegnen, der sich ein besserer Christ dünkte, weil er Geschicklichkeiten besaß, woran es andern fehlte; indem er allen zeigte, daß das nicht das höchste und Beste im Christenthum sey, sondern daß es Gaben gebe, die mehr werth seyn, und die ein jeder Christ erlangen könne und solle. So entscheidet er also endlich die ganze Streitigkeit 1 Cor. 12, 31. in den merkwürdigen Worten: Strebet nach den besten Gaben. Und ich will euch einen köstlichern Weg zeigen. Diese bessere Gaben, dieser köstliche-

re

*) Wir sehen nicht, daß sie die Menschen an Einsichten, Sinn und Herz besser machten. Beyde Briefe, die Paulus nach Corinth schreiben mußte, sind voll von Vorwürfen, deren man sich nicht gnug schämen kann. Wir wollen die Liste davon nur ganz kurz in den Worten eines großen, wahrhaftig frommen und sehr thätigen Gottesgelehrten der römischen Kirche hieher setzen: „Ego vero impuram dixi Ecclesiam corinthia„cam, advertens, quae S. Paulus illis objecerit. Namque si de caritate agitur, schismata et contentiones erant inter eos, qui in I. et II. Cap. neque leves. Si de *moribus*, inter vos auditur *fornicatio*, qualis nec inter gentes; si de *ritibus*, jam non est dominicam manducare, quod autem ad *doctrinam*, quoniam quidam in vobis, qui dicunt, *resurrectionem nullam esse*, Sarp.

re Weg sind das, was dieser große Apostel im folgenden Kapitel anpreiset: Glaube, Liebe, Hofnung. Von Wundergaben sagt er nichts!

„Allein, sagt man, die Stelle Marc. 16, 17. ist darinn nicht die Verheissung allgemein? Hat nicht Grotius selbst die Allgemeinheit derselben darinn erkannt? Ist die Wunderkraft also nicht ein gewisses „und nothwendiges Eigenthum des ächten christlichen „Glaubens?" Wir wollen es unter suchen. Doch zuvor ein Paar kurze Anmerkungen. Es ist eine merkwürdige Schwachheit des menschlichen Geistes, selbst in den größten Männern, daß er, wenn er erst einmal auf Erwartungen gerathen ist, denen alle gesunde Vernunft und Erfahrung entgegen ist, lieber zu den grundlosesten Hypothesen seine Zuflucht nimmt, ehe er auf den so natürlichen Gedanken geräth, an der Sicherheit seiner Hofnungen zu zweifeln. Da Grotius einmal gewiß zu wissen glaubte daß die Glaubigen Wunder thun sollen: so war er genöthigt anzunehmen, daß es keinen Glauben mehr unter den Christen gebe, weil er wohl bemerken mußte, daß es mit dem Wunderthun zu Ende sey. Was würde er aber geantwortet haben, wenn man ihn gefragt hätte, vorausgesetzt, daß es unter den Zuhörern Jesu bey seiner Bergpredigt einige gegeben, deren gerührtes Herz zu alle den himmlischen, herlichen Lehren dieser göttlichen Predigt Ja gesagt hätte, — die nun hingegangen wären und so himmlisch gehoft, so uneigennützig gewünscht, so warm und innig geliebt, so göttlich gelebt, kurz den Tugendweg betreten hätten, wozu sie die Reise-Karte aus dem Munde Jesu gelernet hatten, — die dann gestorben wären, ohne etwas von Wunderkräften gehört zu haben — waren das Christen, und hatten sie den wahren, ächten Glauben? Oder die Gemeinen, worinn das Evangelium

des Markus nicht gelesen wurde, oder, worinn es, nach Hieronymus Anzeige (im Briefe an die Hedibia), ohne die letzten Eilf Verse gelesen wurde? Sie konnten doch nicht daran denken, Wundergaben zu erregen oder zu gebrauchen, wovon sie nichts gehört hatten. Es ist also wohl in der angezeigten Stelle nicht von allgemeinen Wundergaben die Rede. Denn was sollten sie allen Gläubigen? Noth zu heben? Wozu alsdann die neuen Sprachen? Bezogen die sich nicht augenscheinlich auf das Amt der Apostel? Man hat gesagt, daß zur Ausbreitung des Christenthums in Asien, Afrika und Amerika auch diese Wundergabe der Sprachen jetzt nicht überflüßig seyn würde. Gewiß würde sie das nicht seyn. Bis anjetzt weiß man aber nicht anders, als daß die Missionarien diese Sprachen sehr mühsam haben lernen müssen. Und es ist gewiß, daß sie um ein grosses schwerer sind, als die griechische oder syrische zu der Apostel Zeiten, da man keine Sprachlehrer und Wörterbücher in denselben hat, ja da deutsche und englische Missionarien noch erst eine andere Sprache, die portugiesische, lernen müssen, um zur Sprache der Eingebohrnen zu gelangen. Wird man also die Verheissung nicht auf die Apostel einschränken müssen? Wird es nicht heissen müssen: „Es werden aber den „Christen solche Zeichen geschehen (— τοις πιστευσασι - παρακολουθησει) Man wird in meinem Namen u. s. w."

Es ist augenscheinlich, daß man, diesen Gründen zufolge, ein frommer Christ, ein geschickter und gewissenhafter Ausleger seyn könne, ohne in dem N. T. die Erwartungen ausserordentlicher Wunderkräfte zu finden. H. L. hat alle Wahrheitsfreunde aufgefordert, ihn über diese Materie zu belehren. Wenn sie es mit Wahrheitsliebe, nach ihrer besten Methode

und Ueberzeugung gethan haben, so verdienen sie doch wohl Hochachtung und Schonung? Was soll man nun von dem unwissenden Hohnsprechen eines Ungenannten im August 1776. sagen, der diese ganze Frage mit Stürmen und Brausen, mit hoch daher fahrenden Worten voll schwankenden Sinnes zu entscheiden glaubt?

Er begegnet denjenigen, die sich von der Hypothese, wie er sie selbst S. 126. nennt, über die Glaubens- und Gebetskraft nicht überzeugen können, mit der äussersten Unwürdigkeit. „Daß mit ihren „gedreheten hermenevtischen Regeln, die Glaubens„kraft auf 1700. Jahr zurückweisen, alles im Testa„ment zurückgewiesen sey — ist aus der Herren Logik „bewiesen. — Einer der deklarirtesten Gegner der „Glaubens- und Gebetskraft gestand mir: die Ver„heissungen seyn wirklich allgemein, aus der Bibel „lasse sich da nicht entgegenreden. Aber — über „so viel Biblisches seyen wir mit Semmlers, Tel„lers, Eberhards und der Bibliothekare in Berlin „ewigem Oehllämpchen hinweg, warum nicht auch —! „Ich gab dem Manne die Hand." So viel wir wissen, sind diese Männer weder die einzigen, noch die ersten, die die gegenwärtige Wunderkraft des Glaubens und des Gebets leugnen, ja nicht einmal die einzigen, die sie blos auf die Apostel einschränken. Unter den Deutschen die erstern Reformatoren Luther, Melanchthon ꝛc. unter den Neuern Walch, Leß, Zachariä, Nösselt, unter den Engländern Middleton u. andere recht ausnehmend fromme und gelehrte Männer haben es gethan. Ist es nicht ein recht ekelhafter Eigendünkel, von diesen Männern mit solcher Verachtung zu reden, wie dieser Unbekannte, der eben so viel Unwissenheit als Plumpheit zeigt. Es ist augenscheinlich, daß sie eine weit einsichtsvollere

Achtung für das Christenthum hegen, als diejenigen die dessen Verheissungen durch nie erfüllte Deutungen dem Spott blosstellen. Denn gerade an solchen Erwartungen haftet der Leichtsinnige, der den Christen mit dem Glauben eines Senfkorns zur Versetzung der Berge aufforderte.

Wozu aber diese Glaubens- und Gebets-kraft? Die Schriften, die wir jetzt beurtheilen, halten sie für ein wesentliches Stück des Christenthums. Ganz wider die deutlichen Aussprüche der Schrift, ganz wider alle Geschichte und Erfahrung. Die Aehnlichkeit mit Christo, der Charakter des Christen wird überall in die Aehnlichkeit der Gesinnungen mit den Gesinnungen des Evangeliums gesetzt. Christus bezeugt ganz ausdrücklich, daß nur die, so den Willen seines himmlischen Vaters thun, ins Himmelreich kommen werden, und daß er viele, die doch in seinem Namen Teufel ausgetrieben, in seinem Namen viel Thaten gethan, nicht für die Seinigen erkenne. Wir wissen also mit aller Gewißheit, wornach wir die Christusliebe an uns und andern zu beurtheilen haben, wornach man seinen Wachsthum in dieser Christusliebe messen und was man sich zum Ziele seines christlichen Strebens setzen müsse; mit dem übrigen, mit der physischen Glaubenskraft, mit dem Wunderthun, damit mag es seyn, wie Gott will — was geht es mich an? So denke ich und andere fromme Christen; darauf suche ich bey mir und andern zu arbeiten. Mögen doch Wunder thun, die es können; sie mögen auch gute Christen seyn, aber wegen ihrer Wunder sind sie es nicht. Noch weniger sind diejenigen, die keine Wunder thun können, aber davon nur in unbestimmten dunkeln Phrasen hoch daher fahrend plaudern, deshalb bessere Christen. Am allerwenigsten sind sie es, wenn

sie, indem sie fühlen, daß sie selbst keine Wunder thun können, diejenigen, welche glauben, daß jetziger Zeit keine Wunder zu hoffen sind, für Buben, Neidteufel, Henker und Deisten schelten.

Nach Christus Sinn selbst ist, den Willen des himmlischen Vaters thun, zum Christen genug. Wenn dieser unsichtbare Geisteshauch die Herzen der Christen allgemein beleben wird, dann wird das goldene Zeitalter des Christenthums seyn. Ich sage nicht, ob wir das schon erlebt haben, oder wenn wir es noch erleben werden; das aber läßt sich mit aller möglichen Gewißheit sagen, daß das Christenthum durch Zeiten gegangen ist, wo alles von Wunderthätern wimmelte, und — wo das Christenthum unter dem Schutte des Aberglaubens und der Sittenlosigkeit begraben lag. Der Simeon Stylites, den man jetzt auf seiner antiochischen Säule, oder in seiner Eremitage ruhig wohnen lassen würde, dieser Simeon Stylites that, nach der Aussage vieler griechischen Kirchenscribenten *), unzählige Wunder. Aber Dodwell bemerkt auch sehr richtig: „Es „ist nichts, was der ganzen Sache der Wunder bey „den Atheisten mehr Schaden thut, als die Wunder„histörchen der neuern Legendschreiber **).“ Und alle die Wunder, was sollten sie erhärten? — Bey Tertullian ein tausend jähriges Reich, bey Cyprian die Göttlichkeit der Priestergewalt, und bey Theodoret die Vortreflichkeit des Mönchstandes.

*) S. Cave Hist. Litt. T, p. 439.

**) Atqui nihil est, quod miraculorum caussae universae apud Atheos magis noceat, quam recentiorum u. s. w.

Diese historischen Bemerkungen müssen schlechterdings ausmachen, daß wahre Christusliebe mit dem Wunderthun gar nichts zu schaffen hat, daß Aberglauben und Unsittlichkeit mitten in der Feenwelt der Wunderthäter sich recht wohl befinden, das wahre Christenthum aber dieser übernatürlichen Kräfte recht wohl entbehren kann. Es ist sogar etwas in der Begierde nach Wundern, das der Vollkommenheit des Christenthums gerade entgegen ist. Der Christ, der ohne Ungeduld und Vermessenheit den Willen seines himmlischen Vaters thun läßt, was das beste ist, dessen Sinn schon himmlisch genug ist, zu wissen, daß das Reich Gottes in uns ist, und auch durch Schmerzen und Leiden kann gebaut werden, der nicht sich gleich entrüstet, wenn Krankheit, Dürftigkeit, Kränkungen ihn beugen, der da weiß, daß wir durch das Alles zur Heiligung gelangen können und sollen — dieser ist ganz offenbar nach der Schrift ein besserer Christ, als wer Berge versetzen will.

Laßt uns sehen, wozu soll die Glaubens- und Gebetskraft? H. Pf. will, sie soll mir Hülfe schaffen, wenn ich sie nöthig habe. Der Sendschreiber sagt: „Wunder verlangen Sie keine. Aber doch „Erhörung, wenn Sie Gott um Wegnahme dieses „oder jenes Unangenehmen bitten? Ich verlange auch „keine Wunder: nur Hülfe, wenn ich in Noth bin. „Wunder oder nicht Wunder, davon kömmt mir „nichts in Sinn (S. 45.)." Zwar doch Wunder, wenn es die Erhörung erfordert. — Aber ist dieses die Schriftlehre vom Gebet? Das Gebet muß erhört werden, wenn wir um die Wegnahme von etwas unangenehmen bitten. Von etwas Unangenehmen? O wie ganz anders hast du gebetet, du göttlicher Beter, als du den bittersten der Kelche trankst?

Nicht

Nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe! Wie ganz bin ich der Deinige, wenn ich das erst aus deiner göttlichen Lehre gelernet habe! Warlich hierinn wären viele, die das Glück, deiner Unterweisungen zu geniessen, nicht gehabt, bessere Christen, als viele, die deine Lehre durch eitele eigenwillige Erwartungen verunstalten. Denn diese soll das Herz in Ordnung bringen, unser Verlangen nach den Einrichtungen der Vorsehung, nicht die Einrichtungen der Vorsicht nach unsern kurzsichtigen Wünschen bestimmen. Es ist christlicher, wie der Pythagoräer Thymarides zu beten. Als seine Freunde ihn zu Schiffe begleiteten, nahmen sie von ihm mit dem Wunsche Abschied: „Es begegne dir von Gott, alles was „du willst." „Mit nichten, antwortete dieser weise Mann, „Gott gebe vielmehr, daß ich nichts an„ders wolle, als was mir von Gott begegnet." *) Es ist christlicher, mit den Lacedämoniern und dem Sokrates zu beten: Gieb mir, Gott! was mir gut ist, wenn ich dich auch nicht darum bitte, und entferne von mir alles Uebel, wenn ich dich auch um dasselbe bitten sollte. Das Unangenehme soll Gott wegnehmen? Das hat Paulus nicht erfahren. „Ich habe den Herrn dreymal gebeten, sagt er, daß „er von mir wiche. Und er hat zu mir gesagt: Laß „dir an meiner Gnade gegnügen." 2 Cor. 12, 8. 9. Das Unangenehme kann gerade das seyn, was zu unserm Besten gereicht, Jes. 28, 19. Anfechtung lehret aufs Wort merken, und wen Gott lieb hat,

 den

*) Iamblich. in Vita Pythag. n. 145. Και τῃ ηδη επιβαντι του πλοιου ειπεν, οσα βουλει, παρα των θεων γενοιτο σοι, ω Θυμαριδα· Και ος ευφημειν εφη αλλα βουλοιμην μαλλον, οσα μοι παρα των θεων γενηται·

den züchtiget er, Ebr. 12, 6. Sprüchw. 27, 6. 1 Cor. 11, 32. Die rechte Gemüthsfassung in diesen Fällen ist denn nicht die ungedultige Wundersucht, sondern die Gesinnung Davids: Es ist mir lieb, daß du mich gedemüthiget hast, daß ich deine Rechte lerne, Ps. 119, 71. Das Gebet des unvollkommenern Christen geht nur dahin, des Unangenehmen loß zu werden, — er erkennet bloß Gottes Macht; wer aber schon zum vollkommnern Alter im Christenthum herangewachsen ist, der bittet Gott um Weisheit, seine Güte auch in den unangenehmen Fügungen wahrzunehmen, er strebt, Gottes Güte und Weisheit auch darinn zu fühlen. Wem diese Weisheit mangelt, der wird sie in dem reinen zweifellosen Vertrauen auf Gott finden. Um diese haben wir zu bitten, und die wird uns gewisser gewährt werden, als die Aenderung der physischen Gesetze. Der grosse P. Sarpi hat diese wahre und tröstliche evangelische Lehre der Erhörung des christlichen Gebets in folgenden vortreflichen Worten kurz vorgetragen: Nos Deum *humanis adfectibus* precamur; ille vero nos *secundum divinas rationes* exaudit *).

Es

*) Es ist auch wirklich nicht die Handlungsart der Apostel, daß sie aller Noth durch Wunder abhelfen. Sie arbeiteten doch warlich in einer edlen Sache, und wozu sie Gesundheit, Freudigkeit, Kräfte, mehr als gewöhnlich, nöthig hatten; wo sie Noth, Schmerz, Leiden antrafen, die um desto mehr hätten sollen durch Wunder abgeholfen werden, da sie sie in einer so guten Sache sich zugezogen, und da sie dadurch an dem fleißigen, glücklichen Treiben dieser guten Sache gehindert wurden. Wirkte aber diese wunderthätige Hülfe? Stand ihnen eine schöpferische Kraft zu Gebote: so mußte Epaphroditus, dieser nöthige

Es ist daher die Allgemeinheit einer wunderthätigen Gebetskraft in der Schrift nicht zu finden.

nöthige Mitstreiter Pauls nicht in die Noth einer tödtlichen Krankheit kommen — so mußte Paulus nicht die Hände in den Schoos legen, und abwarten, daß es mit seiner Krankheit erst zur Todesgefahr gediehe — daß durch die Nachricht davon die ihn liebenden Gemeinen bekümmert würden — er mußte die allezeit fertige Schöpferkraft geltend machen, und dem Werke des Christenthums einen Mann wiedergeben, durch dessen Unthätigkeit die Arbeit an demselben so beträchtlich litt, und der es so sehr verdiente, unter keinerley Art der Noth zu schmachten. — Ueberhaupt woher so viel Leiden und Trübsale zu den apostolischen Zeiten, wenn man nur Glauben haben, wenn man nur wollen durfte, um alle Noth zu heben? woher die große lange Liste von Gefährlichkeiten, woher die Geisselungen, woher die Schiffbrüche, woher insonderheit die Ketten und Banden, indeß daß sich falsche Apostel in den Gemeinen einschlichen, und das Unkraut säeten, wo die ächten Lehrer des Christenthums mit so vieler Mühe den Weitzen gesäet hatten — indeß daß die Bitterkeit eines grauenvollen Kerkers ihnen noch dadurch vermehrt wurde, daß die Spaltungen, die Irrthümer, ja die Laster überhand nahmen? War hier nicht der Fall der Hülfsbedürftigkeit in dringender, allgemeiner Noth? Halfen hier nicht die Apostel durch Wunder? Nein! Statt dessen nichts als gelassenes Abwarten, ohne ungestümes Aechzen nach Hülfe, Beruhigen des ungeduldigen Keuchens, Lindern des gewaltigen Schmerzes, — nicht durch Heben desselben — sondern durch den himmlischen Sinn, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden — daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum besten dienen. Diese Denkungsart beruhigt am sichersten, und giebt die nutzbarste und wirksamste Thätigkeit. Da man in der Voraussetzung, daß Gott unmittelbar hilft, die natürlichen

Das Evangelium müßte uns haben, auf ewig, an sehr unvollständige Begriffe vom wahren Gute und wahrem

Mittel vernachläßigt; so sucht man sie in der entgegenstehenden Voraussetzung auf, verbessert und erhöhet seine natürlichen Kräfte, und fühlt genug Gotteskraft in sich, wenn die Kräfte Diener des göttlichen Willens sind. „Wir müssen, sagt Kambyses beym Xenophon, „gehörig selbst dazu Hand anlegen, das „Unsrige thun, und alsdann Gott um gute Gaben anflehen. — „Ja! antwortet Cyrus, ich weiß es, daß du immer zu sagen „pflegtest, viele Gebete seyn ungerecht; z. B. wenn schlechte „Reiter um den Sieg im Pferdegefecht, oder ungeschickte Bo„genschützen im Schiessen über geschickte Bogenschützen verlan„gen; wenn Leute, welche die Steuerkunst nicht gelernt haben, „gern durch ihr Zuthun das Schiff retten möchten, oder wenn „ein Landmann, der nicht gesäet hat, Gott um eine reiche Ernd„te bittet *)." Wir können hinzufügen: und wenn einer, ohne die Arzneykunst gelernt zu haben, um Kraft zu heilen betet, und wenn einer, unzufrieden mit dem Ruhm, den ihm seine Naturgaben und sein Fleiß, gleich andern Menschen schaffen können, betet, daß er ein ausserordentlicher Mensch seyn möge.

Wie aber, wird unter dieser gelassenen Zufriedenheit mit den göttlichen Wegen die christliche Gemeinnützigkeit und Thätigkeit nicht leiden? Das möchten die neumodischen Vertheidiger der Wundergaben gern zu verstehen geben. Wir müssen uns hier wieder in die Schranken der Erfahrung zurückziehen. Ich

*) Xenoph. Cyrop. L. I. Cap. 6. n. 5. 6. Παρεχοντες ουν εαυτους, οιους δει, ουτως ημιν εδοκει και αιτεισθαι τα αγαθα παρα των θεων· — Και γαρ οιδα σε λεγοντα αει, ως ουδε θεμις ειη αιτεισθαι παρα των θεων ουδε ιππευειν μη μαθοντας νικαν· ουτε μη επισταμενους τοξευειν τοξευοντας κρατειν των επισταμενων τοξευειν· κ. τ. λ.

wahren Uebel binden wollen, hätte uns müssen auf ewig alle besseren Einsichten von der unsichtbaren rei gelmäßigen

Ich sehe, daß vieler Noth auf dem gebahnten Wege des Naturlaufes geholfen wird. Ich sehe, daß die Kunst der Aerzte Krankheiten heilt, durch Arzneyen, deren Kräfte man durch Erfahrung und Theorie kennt; es muß also in dem Plane der Vorsehung seyn, daß durch solche Mittel solche Uebel gehoben werden; die Schicklichkeit dieser Mittel, die der Weltschöpfer in sie gelegt, solche Krankheiten zu heilen, ist mir Andeutung genug davon. Meine Begierde, durch natürliche Mittel zu helfen, stimmt also im herrlichsten Wohlklange mit der Tendenz der Welteinrichtung, und also dem Willen der Vorsehung zu einerley Absicht. Aber was berechtiget mich, Wunder zu fordern? Der Mangel der natürlichen Mittel? Ist der ausgemacht? und wenn er es ist, wo hast du nun Andeutung, daß Wunder diesen Mangel ersetzen sollen? Erfolgt also keine Hülfe, so sage: es ist des himmlischen Vaters Willen, daß ich leide. Auf! nutze dein Leiden, damit du am Ende sagen könnest: Ich danke dir Gott, daß du mich gedemüthigt hast. Denke nicht, daß die Sphäre deiner Thätigkeit werde verengt werden, wenn du deiner Meynung nach auf bloße natürliche Hülfe herabgesetzt bist. Es ist noch Uebel genug da, wofür ein heilendes Kraut gewachsen ist; aber gehe hin, und suche es auf, gehe hin, und forsche in dem Schatze der Natur; und wenn du nichts mehr zu suchen hast, wenn das Vorrathshaus aller Heilkräfte erschöpft ist, dann komm, und klage, wenn du darfst, über den engen Krais der natürlichen Hülfskraft.

Mit diesen Gedanken, worauf uns die Betrachtung Gottes in der Natur führt, stimmt die h. Schrift genau überein. Sie brandmarkt die Begierde nach wunderthätiger Hülfe als ein eigensinniges, stolzes Versuchen Gottes. Die Anwendung, die Jesus von den Worten (5. Mos. 6, 16.) macht: Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen, womit er die

Aufforde-

gemäßigen Regierung Gottes verbieten wollen, wenn diese Erwartungen sollten fortdaurend und allgemein seyn. Wem fällt es hier nicht in die Augen, daß ein Christenthum, welches die Gemüther zu steten wunderthätigen Erwartungen stimmte, anstatt den Menschen besser und weiser, ihn vielmehr geringer und schwächer machen würde? Es erhellet aber auch das gerade Gegentheil von diesem Allem aus den apostolischen Schriften. Paulus erklärt (1. Cor. 13. 9.) die Wundergaben für unvollkommne Anfangsgründe des Christenthums, die der Kindheit desselben angemessen waren, aber dereinst dem vollkommnern Platz machen mußten. Waren sie Ueberzeugungsmittel, Lehrmethode: so mußte man sie als solche endlich entbehren lernen, wofern das Christenthum stets der Vollkommenheit entgegen wachsen, und die schwächern Schritte zu stärkern führen sollten. Glaube, Liebe, Hofnung, moralische Tugenden und also Zweck mußten aller Zeiten seyn, und je erleuchteter und kräftiger sie wurden, desto mehr mußte man der schwachen Anlei-

Aufforderung des Versuchers zurückwieß (Matth. 4, 7.), und die häufigen Stellen, 2. Mos. 17, 2. 1 Cor. 10, 9. Hebr. 3, 9. zeigen deutlich, daß darunter das Verlangen nach Wundern verstanden werde. Die Schrift beschreibt also dieses Verlangen nicht als einen Beweis von der Stärke des Glaubens an Gott, sondern vielmehr des Unglaubens, dem die Spuren der göttlichen Macht und Güte, die in dem Reiche der Natur überall zu finden sind, zur Zufriedenheit mit Gott und zur Liebe desselben nicht genügen. Dieses haben rechtschaffene und gelehrte Ausleger immer erkannt. Wir wollen nur Hammonds Worte über Matth. 4, 7. anführen: Hac phrasi *tentare Deum* non significari *nimiam fiduciam in Deum*, sed potius *incredulitatem*, adparet ex multis locis, quibus utuntur sacri scriptores.

Anleitungen dazu *) entbehren lernen. Es ist eine ganz unevangelische Erwartung, seine physischen Kräfte durch das Christenthum unmittelbar erhöhen zu wollen; und die Gaben zum Zweck zu machen, die nur den Zeitumständen angemessene Mittel seyn sollten. Es ist eine höchstgröbe Vorstellung von der guten Willenskraft, sie durch Wunder wirken zu lassen. Derjenige, der durch die natürlichen Mittel helfen will, Tag und Nacht sinnt, um die menschlichen Uebel zu erforschen und ihre Arzneyen kennen zu lernen, und dann sie gewissenhaft, unermüdet und uneigennützig anwendet, ist so hülfreich, ja noch weit hülfreicher, ja noch weit liebevoller, als der unthätig dasteht, seine Einbildungskraft in Flammen setzt und Wunder erwartet. So haben die ältesten Kirchenväter von den apostolischen Wundergaben gedacht.

„Ehe-

*) In einem Aufsatze: Vom höhern Christenthum (im D. M. 1776. XI. St. S. 1008) stehet folgendes: „Die höchste Stu„fe des Christenthums ist, Tugend wirken, weil man weiß und „fühlet, daß Gott in uns wohnet — Wer auf der höch„sten Stufe des Christenthums steht, in dem will Gott „wirken. Der soll nie beten unerhört. Der soll Wun„der thun; ihn sollen Schlangen nicht vergiften, das Feuer „nicht brennen." Ist jemals etwas gerade wider alle Vernunft und Schrift behauptet worden, so ist es dieses. Selbst die Vernunft lehret uns, daß ein unendliches Wesen die Bitten endlicher Geschöpfe nicht beständig erhöre Die Schrift weiß von dieser höchsten Stufe des Christenthums schlechterdings nichts. Christus selbst betete: Mein Vater, ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir.! O der ausschweifenden Schwärmerey, die ihre falsche Empfindungen uns für die höchste Stufe des Christenthums aufdringen will! O des Eigendünkels, der mehr zu seyn begehrt als Christus selbst!

„Ehemals, sagt Chrysostomus, konnte Paulus „Schnupftuch mehr Wunder thun, als jetzt al„le Christen mit zehentausend Gebeten und Thrä„nen *).“ „Damals, sagt Augustinus, „als „die Welt noch nicht gläubig war, waren die „Wunder nöthig, damit sie gläubig würde. Wer „jetzt Wunder verlangte, um glauben zu kön„nen, würde selbst das größte Wunder seyn **).“ Dieß sagt Augustinus schon von seinen den Zeiten der Apostel viel nähern Zeiten — und jetzt will man Wunder verlangen?

Das zu begreifen, wie das Bedürfnis der Zeiten die ebengedachte Methode heischte, dazu gehören freylich mehr als gemeine historische Kenntnisse, und diese historische Kenntnisse werden ewig der einzige Schlüssel zum Verstande aller Schriften in der Welt bleiben. Alle Sätze, die nicht nothwendig sind, und die also nicht durch innere Evidenz ihren bestimmten Sinn erhalten, woher sollen die diesen Sinn erhalten, als durch den Zusammenhang mit Zeit, Denkungsart, Bedürfniß und das ganze System von Umständen, wovon sie selbst ein Glied sind? Muß man, um das zu erforschen, nicht Ausleger, und — gelehrter Ausleger seyn? Es ist daher etwas unglaublich widersinniges, wenn man mit einer Anmaaßung hervortritt, die allen Vernunftsinn stutzig macht, — sie auf die Schrift gründet; aber die Auslegung der Schrift als etwas verächtliches verhöhnt. „Mö„gen sie denn also, sagt der Sendschreiber (S. 65.), „das neueste Auslegungsgekäue wieder aufwärmen „und zu Gaste schreyen, wen sie wollen.“ Anstatt zu

*) De sacerdot. L. IV.

**) Aug. de Civ. Dei. L. XXII. c. 8.

zu verachten, sollte der stolze Ungenannte widerlegen. Oder ist etwa verachten leichter als widerlegen? Darf man dort nur sehr viel Eigendünkel, muß man hier sehr viel Wissenschaft haben?

Also — nicht ob man, sondern wie man auslegen solle? — das ist die Frage. Sind die Wundergaben allgemein, sind sie mehr als Lehrbeweise? Der Sendschreiber meynt ja, sie sind mehr, oder vielmehr sie sind Lehrbeweise nur nebenher. „Warum, sagt er S. 108. warum denn immer so im „Kreise menschlicher Bedürfnisse? zu Leidenminde„rung und Freudenmehrung? dem Glaube nur im„mer? und immer so in Stille? und kaum neben ein „darauf, als auf Lehrbeweise, sich beziehend? und „das Verbot sie auszukünden? und an so armen, „unscheinbaren Leuten? und nie expreß im Ange„sichte der Ungläubigen? nie, wenn die Phariseer „solchen Beweis foderten?" Wenn es eine Schwierigkeit ist, daß Christus seine Wunder auszukünden verboten, — sie an armen Leuten — nicht im Angesichte der Ungläubigen — nicht auf Verlangen der Phariseer verrichtet, — so ist sie durch die Hypothese der Gebetskraft nicht gehoben. Denn warum sollten — unabhängig von ihrer Beglaubigungskraft — seine wohlthätigen Wunder nicht bekannt werden? Ist doch jetzt das Rufen von Wundern laut genug, von ihrer gegenwärtigen Möglichkeit, Wirklichkeit, — Riefen die Herolde der Wunderhypothese nicht vor kurzem immer hin — da thut eine Magd Wunder! — Hier thut Gaßner Wunder, dort thut Schröpfer Wunder! — obgleich jetzt noch kein einziges Wunder geschehen ist. Warum machte Christus seine Wunder nicht bekannt, da die Vertheidiger der physischen Glaubenskraft mit den ihrigen so brausend herausfahren? Aber eben das beweiset ge-

nug,

nug, welches die liebevolle und weise Methode Jesu war. Er fieng bey dem Volke an, bey dem Volke wollte er sich Glauben verschaffen, das bedurfte sein, das war seiner empfänglich. So lange das noch seinen Hals dem jüdischen Aberglauben und der Priestergewalt willig hergab, und den Priestern ihre religiöse Tyranney leicht machte, war es wohl von solchen Menschen schwerlich zu erwarten, daß sie sich der Oberherrschaft, die ihnen so bequem und angenehm war, freywillig begeben sollten. Wenn das Volk erleuchtet und gebessert war, mußte sie von selbst fallen. Er prediqte den Armen ein Evangelium, eine angenehme Botschaft; den Mächtigen war seine Lehre eine sehr unwillkommene Botschaft. So geht es mit allen Religionsverbesserungen. Oder meynet man, daß Luther besser gethan hätte, wenn er, statt seinen Mitbürgern in Sachsen über die Unterdrückungen die Augen zu öfnen, nach Rom gegangen wäre, und in der Peterskirche vor den römischen Prälaten, von dem Gottesdienste im Geiste und in der Wahrheit, von der Entäusserung ihrer unnöthigen Reichthümer gepprediget hätte? Wo ein ganzes Volk erleuchtet wird, da folgt alles übrige von selbst. Das ist die Ursach, warum Christus sich nicht an die Pharisäer wandte — Ferner: mit allen Wundern konnte Jesus immer seines Zweckes, ein geistliches, unsichtbares Reich zu stiften, noch verfehlen; so lange noch nicht durch belehrende Begebenheiten, durch seinen Tod und dessen große Folgen, endlich die Hofnung an einen irrdischen Messias aus dem Herzen des Volks ausgerottet und anstatt dessen himmlische Erwartungen eingepflanzt wurden. Die Juden waren es an ihren Propheten gewohnt, daß sie sich durch ausserordentliche Thaten ankündigten. Christus würde also leicht seyn mit andern Nationalpropheten vermischt

worden,

werden, wenn er nicht durch weises Entziehen vor der Menge seinen Lehren und Thaten Zeit gelassen hätte, bessere Einsichten zu erwecken und diesen, zu seligern Veränderungen zu reifen. So waren seine Wunder zugleich wohlthätig und beweisend; sie verschaften ihm Liebe und Vertrauen; diese Liebe, dieses Vertrauen aber sollten erst den Menschen nützlich werden, wenn sie lernen würden, was sie an Christus haben sollten. Das ist die Ursach, warum er oft seine Wunder wollte verhelt haben. —

Das mag uns denn den Schlüssel zu dem Betragen Jesu bey seinen Wundern geben. Es ist augenscheinlich, daß auch bey ihm die geistliche Hülfe, Zweck, und die leibliche, Mittel war. Für beyde Arten bleibt uns immer auf dem natürlichen Wege gnug Gutes zu thun übrig; wer darauf unermüdet ist, wird der göttlichen Natur immer mehr theilhäftig werden. Wie kann man nun mit dem Einwurfe etwas auszurichten glauben, worauf der Sendschreiber S. 94. 95. ein so großes Gewicht setzt: „Wenn „einer hingienge und bey Joh 15, 17. Das gebiete „ich euch, daß ihr euch unter einander liebt. ꝛc — „also schließen würde. Was in einer Privatunter„redung, bey einer besondern Gelegenheit, zu beson„dern Personen geredet, und ihnen in Absicht auf „ihre Umstände, und Pflichten eigentlich empfohlen „werden: das kann anders nicht angehen. — Al„so — also — also ist das gar nicht die Meynung „Christi, daß seine künftigen Bekenner in künftigen „Zeiten sich unter einander lieben sollen. —" Wer so schließen konnte, würde schwerlich gesunde Vernunft und gemeines Menschengefühl haben. Denn er würde nicht wissen, daß nach Jesu ausdrücklicher Lehre (Matth. 22.) an der Liebe Gottes und der Menschen das ganze Gesetz und die Propheten hangen,

daß alle Menschen den Trieb zu dieser Liebe in ihrem Busen und den Beruf dazu in ihrer Vernunft und in ihrem Gewissen tragen; da ein jeder das Gebot zu lieben erfüllen kann und muß, weil es der Einrichtung der menschlichen Natur eingewebt ist, indeß daß ein Gebot Wunder zu thun, nicht, wer da will, erfüllen könnte und es also widersinnig seyn würde.

Man wird schon bisher gemerkt haben, daß bey all diesem wunderthätigen Christenthum eine besondere Theologie zum Grund liegen müsse. Und so ist es. Die Grundsätze zu dieser Theologie werden uns in dem Sendschreiben vorgelegt (S. 61.) und sie kommen auf das hinaus, was man aus den Behauptungen des H. L. vermuthen konnte, was er aber selbst ausdrücklich hat läugnen wollen, alle nemlich auf eine physische Einwürkung Christi vermittelst des Glaubens. Der Glaube ist, nach diesem Sistem, nicht eine bloße moralische Operation der Seele, die man sonst Ueberzeugung und Vertrauen nennt; Er ist ein Ausfluß einer subtilen Materie aus dem glaubigen, die sich mit den Ausflüssen Christi vereiniget, und durch diese Vereinigung übernatürliche Würkung hervor bringt.

Man urtheile aus folgenden Stellen: „Unsere „moralische sinnliche Gemeinschaft mit Gott ist jetzt „schwach. Die Gemeinschaft habenden berühren „sich in wenig Punkten. Soviel heterogene Theile „hindern nähere, innigere spürbarere Einigung. „Wie homogen es sich immer zu einigen, zusammen „zu fließen sucht, so strebts im Menschen immer „nach Einigung mit Gott. — Jesus Christus ist „der Mittler zwischen Gott und Menschen. Er „nimmt die heterogenen Theile weg; Sammlet, „läutert die Homogenen! — Christen sollen eins „seyn mit Christus. —„ Wir können diese Theologie

logie Ihren Bewunderern lassen, wofern sie dieselben nur nicht als das beste und wesentlichste, als eigentliche Schriftlehre aufdringen, und darauf Erwartungen gründen, die den Christen an dem Christenthum irre machen können und müssen. Die ganze Theorie ist weder neu, noch ungewöhnlich; sie ist bey Jacob Böhme und seinen Verehrern in ihrer ganzen Ausdehnung auf die Glaubenslehre und Sittenlehre zu finden. In der Schrift ist nichts davon enthalten; diese setzt die Einigung mit Gott in nichts, als in die Einigung des Willens und der Gesinnung, und man kann den wärmsten Christen auffodern aus den Worten: Seyd barmherzig, wie euer himmlischer Vater barmherzig ist. — „Nachdem der euch berufen hat, und heilig ist, seyd auch ihr heilig in allem euren Wandel." — Nachdem allerley seiner göttlichen Kraft (was „zum Leben und „göttlichen Wandel dienet) uns geschenket ist durch „die Erkänntniß des, der uns berufen hat durch „seine Herrlichkeit und Tugend — daß ihr durch dasselbe theilhaftig werdet der göttlichen Natur, so ihr fliehet die vergängliche Lust der Welt: so wendet allen euren Fleiß daran, und reichet dar in eurem Glauben Tugend und in der Tugend Bescheidenheit u. s. w. (worinn uns recht eigentlich die Art der Vereinigung mit Gott angegeben wird), etwas anders als diese Annäherung durch Sinn und Willen herauszubringen. Mehr darinn zu entdecken, würde, obgleich diese neuen Schwärmer es uns gern überreden möchten, weder die Kraft Gottes noch des redlichen Christen vergrössern. Denn die Verehrung dieser Kraft Gottes leidet dadurch nichts, daß sie sich nach einem festgesetzten Plane seiner Weisheit äussert und die Kr des Christen, die am besten ist, wenn sie morali

Natur ist, gewinnt, — wenn er, — statt durch eine mechanische Operation auf die Körperwelt zu wirken, den Willen zu beherrschen und dem Willen Gottes, wie er in dem regelmäßigen Weltplane sichtbar wird, zuzustimmen lernt.

Nachdem nun also weder exegetische noch historische, noch philosophische Gründe den evangelischen Christen zur Erwartung einer Wunderkraft berechtigen: so bliebe nun wohl nichts übrig, als diese Erwartungen durch einige wirkliche Wunder auf der Stelle zu rechfertigen. Kann jemand dieses, so wollen wir schweigen. Allein diesem Einwurfe, dessen ganze Stärke die Herren Vertheidiger fühlen, wollen sie ganz kurz mit der Beschuldigung begegnen: Es fehlt, am Glauben, es fehlt an ächten Christen. Gleichwohl giebt H. Pfenninger den elenden Gaßner noch nicht auf; es sind, nach seinem Berichte, nicht bloß schwache Köpfe, die noch was auf Gaßnern halten, — ein Vater eines jungen Philosophen schreibt; daß dieser Sohn die „gaßnerischen Exorcismen gesehen, den Mann bewundere, aber kein Urtheil „fälle;" Es gebe starke Köpfe, die behaupten, „die „Sache sey höchst untersuchungswerth und sollte auch „nur eine glückliche lehrreiche Anatomie des Betruges „und ein anschaulicher Beweis von der Allmacht des „Gerichtes und der Leichtglaubigkeit erreicht werden." Wir glauben fest, das einzige untersuchungswerthe bey diesem ganzen nichtswürdigen Gaukelspiele sey zu erfahren, warum manche rechtschaffene und sonst verständige Männer sich nicht schämten und von einem so albernen Menschen sich so lange äffen liessen. An der ganzen Gaukeley an sich ist jetzt wahrlich! nichts mehr zu untersuchen. Was hätte denn nun Gaßner und nicht Lavater, der doch gewiß ein besserer Christ ist, als Gaßner, — was hätte denn Gaßnern

nern mehr als Lavatern würdig gemacht, das Werkzeug der schöpferischen Kraft zu seyn, die Teufel austreiben soll? die grössere Glaubenskraft? also das bessere Christenthum? Wahrlich wenn ein ächter Christ, wenn ein wahrer Gläubiger diesem elenden Dummkopf ähnlich seyn muß, so ist es Pflicht, kein Gläubiger zu seyn.

Wir haben nicht ohne einige Befremdung wahrgenommen, daß H. Pf. den Vorwurf des bremischen Prüfers: „Lavater behaupte: wer nicht die Ga„be Wunder zu thun habe, werde verdammt," nicht geradezu und aufs förmlichste und kräftigste abgeläugnet hat. Wir sind weit entfernt, ihm diese Meynung zuzuschreiben. — Allein warum nicht rund heraus erklärt: Es ist falsch, wir halten einen jeden, den Glaube, Liebe, Hofnung belebet, für einen ächten Christen? warum nur so weitschweifig um den Berg gegangen? „Lavater begreife unter den Gei„stesgaben nicht blos die Gabe, Wunder zu thun. — „Ein jeder christlicher Moralist mache sich sein Ideal „von einem Christen nach den Forderungen des Evan„geliums, und wenn denn auch daraus folgte, daß „Millionen, und Millionen Menschen in christlichen „Ländern nicht ächte Christen seyn; — daß er um „deswillen von den Forderungen des Evangeliums „nichts dürfe abgehen, abmarken lassen? besonders „wenn Verheissungen dazu gegeben würden, die die „Leistung der evangelischen Forderungen sehr möglich „machen." Heißt denn das nicht, H. L. mache sich auch sein Ideal von einem Christen, und wer dem nicht ähnlich siehet, sey kein ächter Christ? Wir wiederholen es, daß wir den angeführten Satz H. L. nicht zuschreiben wollen, aber, da er ihm einmal zugeschrieben war: so mußte er förmlicher abgeläugnet werden, so war es nicht genug, endlich sich damit zu

begnügen: (S. 131.) „wie denn Gott eine Menge vom „allgemeinen Verfall der Zeiten beynahe unwidersteh- „lich hingerissene Individuen dereinst richten werde? „Dies ist eine andere Frage, auf die weder Christ „noch Philosoph zu antworten weiß. Uns heißts: — „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet! — „wer hat Lavaters Schriften gelesen, und seine „großen — von einem liebreichen Herzen und philo- „sophischen Kopfe zeugenden Hofnungen in Hofnung „des Menschengeschlechts — nicht gemerkt?" O ja diese Hofnungen hat man bemerkt, nur nicht immer, daß sie von einem philosophischen Kopfe zeigen, da sie aber, diese Hofnungen immer die wundervollen Einflüsse zum Grunde haben: so möchte das durch die übernatürlichen Foderungen beunruhigte Herz in den eben so übernatürlichen Hofnungen die Ruhe nicht wieder finden, die es durch die Unerreichbarkeit der Forderungen verlohren hat. Dieses, dieses ist die Ursach, warum man es gewiß wissen muß, daß die Gesinnung alles sey, und daß man, ausser derselben, zur Vollständigkeit des Ideals eines Christen, nichts mehr suchen dürfe. Denn über diese Gesinnungen, und nur über diese, können wir unserer Sache gewiß werden, ob wir sie haben, oder ob wir sie nicht haben? Wer kann uns sagen, welcher Grad des Glaubens zum Bergeversetzen genug sey? Und wenn ich nun hundertmal, mit immer neuer Emporspannung meiner Einbildungskraft, angesetzt habe, und immer vergebens — das Wunder will nicht kommen: so muß ich endlich auf einen von den verzweifelungsvollen Gedanken kommen, entweder mit den Verheissungen des Christenthums hat es nicht viel auf sich — oder das Christenthum ist eine Sache, die ich nicht erreichen kann. Wie leicht gerathe ich dann in Gefahr, mich um die wahren Seligkeiten

ligkeiten des Christenthums zu bringen, indem ich den eingebildeten nachjagte.

Man wird bemerkt haben, daß ich bisher von dem Begriff eines Wunders, von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit desselben, nach einem gewissen Begriffe, nicht ein Wort gesagt habe. Es mag damit seyn, wie es will; genug, wir finden die allgemeine Erwartungen wunderthätiger Kräfte weder in dem N. T. noch in der Analogie der christlichen Religion. Das ist die einzige wahre Ursach von meinem Unglauben an die Allgemeinheit der schöpferischen Kraft. H. Pf. will eine andere gefunden haben; und ich will nicht darüber mit ihm streiten; denn ich stehe nur für mich selbst. Und da bin ich es mir denn sehr wohl bewußt, daß es der „vermuthliche Grund der „lächerlichkeit der lavaterischen Meynung bey gewissen Philosophen," den H. P. glaubt ausgefunden zu haben, bey mir, und vielleicht bey manchem andern ehrlichen Manne, nicht ist. Er sagt (S. 23.): „Ich denke nach, was denn etwa in den Augen gewisser Philosophen, die dabey die biblische Geschichte nicht läugnen — diese Hypothese so gar „lächerliches und kindisches haben möchte! und siehe, „ich finde folgendes: die Herren bauen und trauen so „keck und kühn immer die ganze Theorie von Wundern auf die Definition: Miraculum est eventus „supernaturalis, qua extraordinarius spectatus. Jedes Wunder heißt eine Ausnahme von Gesetzen der „Natur." In dieser ganzen Vermuthung nun ist H. Pf. vollkommen unrichtig daran. Der Philosoph, dessen Definition an allem Unglauben Schuld seyn soll, (A. G. Baumgarten), war ein aufrichtiger Bekenner der Wunder, und ist als ein solcher gestorben. Er richtete auch sogar seine Definition recht ausdrücklich darauf ein, dieselbe der theologischen

Theorie von den übernatürlichen Gnadenkräften anzupassen und also das Uebernatürliche im Gnadenreiche zu behaupten, ohne die Anzahl der Wunder zu vermehren; und er hatte hierinn den Sprachgebrauch der theologischen Schulen vor sich. Wenn er also eine Schule hat: so haben seine Schüler nicht nöthig, um ihres Lehrers Definition willen, irgend ein Wunder in der Welt zu läugnen; denn er gesteht, und vermuthlich seine Schüler mit ihm, daß Wunder absolut, und in Ansehung der Macht Gottes hypothetisch möglich sind, daß sie auch, mit Gottes Weisheit und Güte gedacht, nicht allemal moralisch unmöglich sind. Es ist also gerade das Gegentheil von dem, was H. Pf. von gewissen Philosophen so unphilosophisch vermuthet. Sie läugnen die Wunderkräfte der Christen nicht, weil sie ausserordentliche Begebenheiten sind, sondern weil man sie zu ordentlichen Begebenheiten machen will; nicht weil sie Ausnahmen von den Gesetzen der Natur sind, (die sie sich gar wohl denken können) sondern weil die Wunder, nach Hrn. Lavaters und seines Freundes und Anbeters Pfenningers Theorie, „in rerum naturam" gehören sollen; denn diese Philosophen begreifen leicht, daß sie alsdann gar keinen Begriff mehr von einem Wunder haben würden, daß alle Ordnung der Natur, und folglich alle Erfahrung und Wissenschaft aufhören würde, kurz, daß sie diese Vermischung des Natürlichen und des Wunders auf eine Vermischung Gottes mit der Welt führen möchte, wobey sich leicht eine erleuchtete Religion nicht so gut befinden dürfte. Wir sagen es noch einmal: es ist das Ordentliche und Gewöhnliche, nicht das Ausserordentliche in den Wundern, was dem Philosophen den Glauben an die Allgemeinheit der Wunderkräfte verbietet. Er sieht gar wohl, was das sagen will:

die Wunder sind keine Ausnahmen von den Gesetzen der Natur. Nämlich man zerstört alle Ordnung der Natur, um sagen zu können, die Wunder sind keine Ausnahmen davon; und dieß nachzusagen, dazu kann sich ein wahrer Philosoph nicht entschliessen. Dieß ist die eigentliche und vernünftige Ursach der Vis inertiae seines Glaubens an häufige Wundererzählungen. Da ihn der Anbau seiner Vernunft zur Erwartung einer steten Regelmäßigkeit und Ordnung in der Natur gewöhnt hat: so glaubt er es der tiefen Verehrung, der Weisheit des Höchsten schuldig zu seyn, sich nur durch die unwiderstehliche Evidenz, nur durch die gewisseste Ueberzeugung, daß bey dem Wunder kein Betrug seyn, und daß es der höchsten Regierung Gottes nicht unwürdig seyn könne, zu beruhigen. Der Unwissende lebt in einer Feenwelt. Alles um ihn herum wimmelt von Wundern; aber der Philosoph untersucht, ziehet natürliche Erklärungen den unnatürlichen vor, und läßt sich nicht Mährchen für Thatsachen aufbinden.

Hrn. Pfenningers ganzes Raisonnement hierüber ist unbeschreiblich seicht, und dabey, bey aller schleichenden Wortkünsteley, auch nicht selten sehr hämisch. Dazu rechnen wir, was er S. 19. 23 bis 26. u. a. m. von gewissen Philosophen, von heimlichen Deisten, von deistisirenden Christen vorbringt. Wer es weiß, welch ein unauslöschlicher Schandfleck es in den Augen der meisten Christen ist, ein Deiste zu seyn, wer es weiß, welchen unauslöschlichen Schandfleck die neuerlichen Begünstiger überspannter Empfindungen und darauf gebaueter grundlosen Lehrsätze der Benennung eines Philosophen anzuhängen suchen, der wird leicht sehen, in welcher Absicht H. Pfenninger die Sache so drehet, wie er sie drehet. Aber ich appellire an den Menschenverstand, auf den

sich Herr Pfenninger auch berufen will, ob es erlaubt, und ob es nur ein Zeichen einer guten Sache sey, sich solcher gehässigen Insinuationen zu bedienen. Ueberhaupt scheinen die neuern Freunde dieser Theorien in den Mitteln, ihrer Sache fortzuhelfen, gar nicht delikat zu seyn. Sie gehen nirgend gerade zu, sondern drehen sich durch Winkel, die derjenige verschmähet, der den geraden Weg der Wahrheit und Vernunft zu wandeln gewohnt ist. Sie fordern für sich eine Schonung, die sie keinem ihrer Gegner angedeihen lassen; sie machen stets auf das Ertragen der Liebe Anspruch, indeß daß sie ihre Gegner mit frommer Unverträglichkeit aufs verächtlichste behandeln. Ueberdieß soll alles ihrem heiligen Eifer und ihren überirrdischen verehrungswürdigen Absichten zu gute gehalten werden. Was macht sie aber so partheyisch für sich — was so unbillig gegen andere? Wenn sie nur einen Augenblick, statt ihrer Eigenliebe und ihres Eigendünkels, der Billigkeit wollten Gehör geben, so würden sie es so unbegreiflich nicht finden, daß redliche Wahrheitsfreunde mit reinem Eifer und warmen Gutmeinen die Rechte der gesunden Vernunft vertheidigen können, und daß dieser Eifer auch Achtung verdienet, und mehr als der Eifer, schwärmerische Hypothesen, selbst aus guter Absicht, durchzusetzen.

Wir enthalten uns, über die Thatsachen und Wundergeschichte, worüber H. Pf. den H. L. entschuldigt, nach dem, was wir oben gesagt, noch weiter zu urtheilen. Alles, was wir dabey zu bemerken haben, ist, daß man bey Erwartung wunderthätiger Begebenheiten, ihr Daseyn zu glauben, natürlicher Weise sehr geneigt seyn müsse. Es ist daher seltsam genug, daß sowol H. Lavater als H. Pf. sich gegen den Verf. des Sendschreibens, Lavatern

vatern betreffend, so sehr entrüsten. Der Gelehrte, den man öffentlich für den Verfasser ausgiebt, ist notorisch ein sehr ehrlicher und sehr einsichtsvoller Mann. Die Thatsachen, die er erzählt, sind Hrn. Lavaters System so angemessen, daß man die erstern schwerlich den leztern so anpassend erfinden könnte, sind auch weder von H. Lavatern, noch von H. Pfenningern geradezu abgeläugnet worden. Auch läßt sich nicht begreifen, warum H. L. durch diese nakte Erzählung versuchter Wunder so sehr beleidigt ist, indeß er keine Mühe scheut, das Bestreben darnach allgemein zu machen. Warum schämt er sich dieser Versuche, die ihm doch, seiner Hypothese gemäß, rühmlich scheinen müssen? Nach derselben können die Sachen selbst ihm nicht Schande bringen, und durch einige Spötterenen muß ein Mann, der so große Dinge ausrichten will, sich nicht aufbringen lassen.

Wir kommen nun zu der Streitigkeit über die Schwärmerey. Der bremische Prüfer hatte schon ein Wort davon fallen lassen; am ausführlichsten ward aber die Materie in der vortreflichen Vorlesung des Prof. Meisters, wovon wir die Aufschrift angezeiget haben, abgehandelt. Diese kleine Schrift ist voll von den scharfsinnigsten Bemerkungen und vieler Belesenheit in den Denkmaalen der schwärmerischen Thorheit; und — was wohl zu bemerken — sie ist mit vieler Wärme geschrieben. Der V. ist so weit entfernt, sich gegen alle Belebung unserer moralischen Kräfte zu erklären, daß er vielmehr der Begeisterung in jeder Art von Kreiß ihr Geschäft anweiset. „Ausserordentliche Unternehmungen, heißt es S. 19. „werden schwerlich ohne einem ziemlichen Grad von „Enthusiasmus durchgesetzt werden. Laßt Themistokeln hinter hölzernen Mauern das Vaterland schüzzen! laßt bey der Muthlosigkeit der Macedonier

„Alexan

„Alexandern allein auf die Eroberung der Welt au„gehn; laßt in dem Schoose des feindlichen Itali„Hannibaln den Sieg suchen; laßt die Holländer „ihren Sümpfen den Herzog von Alba, — die E„genossen in ihren Gebirgen Oesterreich oder Burg„trotzen; laßt Kolumben eine neue Welt mit der „ten verschwistern; laßt Luthern die Grundfesten d„päbstlichen Stuhls erschüttern; ohne Enthusiasmu„würden sie dieses alles gewagt haben?" Allein er bemerket auch, daß in der Würdigung unserer Thätigkeit, ihrer Lenkung zu den besten Zwecken und ihrer verhältnißmäßigen Belebung nach denselben, die Vernunft müsse das Ruder führen; da hier die Begeisterung, sich selbst überlassen, leicht irre gehen kann. „Schön und edel ist es, sagt er (S. 24. 25.) z. B. „den Armen in seiner verfallenen Hütte aufsuchen, um „ihn zu erquicken: länger nicht schön und edel, wenn „man darüber sein Weib, seine Kinder, welche die „erste Hülfe fordern, in klemme Umstände versetzt. „'Wer seinem Hauswesen nicht weiß vorzustehen, sagt „ ein großer Apostel, (1. Tim. 5, 8.) der hat den „Glauben verläugnet, und ist ärger als ein Heide. „Schön und edel ist es, beym Krankenbette einem „Leidenden leibliche und geistliche Tröstungen mitthei„len! Nicht schön und edel, wenn man, zu solchen „Schmerzensbildern gewöhnt, auf jede lachende Sce„ne mit verschmähenden Blicken herabschielt, und mit „unmenschenfreundlichen Klagen, mit lieblosem Är„ger und Urtheil die unschuldigen Freuden in der „menschlichen Gesellschaft vergiftet! Schön und „edel, wenn man überall Wohlthun verbreitet; schön „und edel nicht länger, wenn man durch Largitionen „sich eine Parthey macht, oder der Trägheit und dem „Müßiggange, wohl gar der Heucheley und dem Be„trug frohnet." Wir könnten dieser Stellen mehre-

uszeichnen, wenn diese wenigen nicht bereits ge- wären, uns von der Unpartheylichkeit und Wahr- sliebe des V. einen guten Begriff zu machen. en beträchtlichen Theil des Buches nehmen die un- altenden Nachrichten von einigen berühmten hwärmern, Joh. Amos Comenius, Kuhlmann, tter, Rhedinger, Baptista von Salis ein, de- Thorheiten, in einer getreuen Abschilderung, wohl einem Gegengift gegen den Zauber der Schwär- rey dienen sollten.

Dieses Wort zu seiner Zeit geredet, hat gar schiedene Bewegungen verursacht. Die Bestrei- ng desselben wurde auf verschiedene Art angefangen. . Pfenninger hatte bereits den H. Lavater gegen e gerechten Beschuldigungen der bremischen Prü- ung in Schutz nehmen wollen, und laut erklärt: „Lavater ist kein Schwärmer, er ist gerade das Ge- „gentheil.“ (in einem besondern Kapitel von Lava- ters Antifanatisme). Wir halten dieses für die beste Parthey, die Hrn. L. Vertheidiger bey dieser kitzlichen Sache nehmen konnte. Man kann freylich einmahl eine Meynung behauptet haben, die Schwär- mer hegen, die ein Satz eines schwärmerischen Sy- stems ist, die aus schwärmerischen Grundsätzen folgt, ohne ein habitueller Schwärmer zu seyn. Man hat sich besonnen, man giebt wiederum der Untersuchung und dem Räsonnement Raum, man verliert nicht die Achtung, die man andersdenkenden guten Männern schuldig ist, man ist noch willig, Belehrung anzu- nehmen, man will ohne Heftigkeit, Eigensinn und Hartnäckigkeit streiten. So gern man das erkennen kann und hoffen mag, H. Lavater sey kein habitueller Schwärmer: so verdienen doch auch gewiß die keinen Tadel, die seine Erwartungen von der Gebetskraft mit so großem Rechte schwärmerisch genennt haben.

Sie

Sie haben hierinn das Beyspiel Luthers und Melanchthons vor sich, denen niemand Christusliebe oder Thatkraft absprechen wird. Von diesen warmen Freunden des wahren und erleuchteten Christenthums wurden die münsterschen Wiedertäufer Schwärmer genannt, gerade wegen der Meinungen, die wir hier bestreiten. Fanaticus homo hieß dem Melanchthon ihr Anführer. Und was sagt die Geschichte von ihm? Thomas Münzer ermunterte seine Nachfolger zu der Schlacht, worinn sie aufgerieben wurden, mit den Worten auf: Non dubium est, quin ex animo cedant omnia; *videbitis ipsi manifestum Dei auxilium.* (Er wolte, wolte Hülfe haben, gab vor, Gott sey in und bey ihm, gerade so, wie unsere jetzige Schwärmer.) Quidquid enim est hostium ubique, profligabimus: non uno scripturae loco (er berief sich auch auf die Bibel, wie unsre jetzigen) *promisit Deus, adfuturum se miseris, et oppressurum esse impios.* Ea sane vox ad nos proprie pertinet: sumus enim tenues et adflicti, et quia cognitionem Dei retinere cupimus atque propagare, de successu atque victoria dubitari non potest. — Dieser heldenmüthige Glaube wurde noch durch ein vermeintes himmlisches Zeichen von Gott bestärkt. Ecce, fährt Münzer fort, videtisne, quam habebimus propitium Deum? Aspicite, quaeso, signum ac testimonium illius erga nos perpetuae benevolentiae. Tollite oculos et arcum coelestem mihi cernite: quum enim in vexillo nostro sit idem depictus arcus, clare significat Deus hoc simulacro, quod e sublimi nobis ostendat, adfuturum se nobis in praelio, tyrannis autem nostris interitum et excidium hoc ipso denunciat. Magnis igitur animis irruite, certissima cum spe divini auxilii. Nec enim vult Deus pacem ullam vobis intercedere cum impiis adversariis

verfärlis. Hier ist der Hauptzug in dem Character des Schwärmers, und es ist unmöglich, Hrn. Lavater und seine Schüler in dieser Beschreibung nicht auch wieder zu finden. Die erste Eigenschaft des Schwärmers ist die unchristliche und kindische Begierde, die Einrichtung der Welt, nach seinen kleinen Vorurtheilen und Bedürfnissen abändern zu wollen. Daher seine Wunderliebe und Prophezeyhungssucht. Hier thut nun auch vielleicht unvermerkt der so schädliche geistliche Stolz seine Wirkung, das Werkzeug dieser wunderthätigen Hülfen und das Gefäß dieser prophetischen Eingebungen zu seyn. Die Erfahrung lehrt, daß der Schwärmer alsdenn auf die gewöhnlichen Mittel, den Menschen zu bessern und zu veredeln, mit Verachtung herabsieht, und also den Fortgang im Guten, das durch Aufklärung des Geistes und vernünftige Bildung des Herzens an andern und an ihm selbst zu schaffen wäre, recht geflissentlich hindert. Es ist alsdann kein Wunder, daß er die Anzahl seiner Proselyten, unter denen er als ein verehrter Angeweheter in demüthiger Allgenugsamkeit dasteht, alle Tage zu vermehren sucht. Da strömen denn unbesonnene Jünglinge, die mehr Muth als Kraft belebt, dem Wunderthäter zu, der ihnen den Weg zu dem Tempel des Ruhmes so eben und bequem macht, der sie alles mühsamen Studierens entbindet, anstatt der succeßiven Entwickelung der Verstandeskräfte, sie zum Schauen mit geschloßnen Augen führt, daß sie alle Weisheit in dem Spiegel ihrer erhitzten Einbildungskraft sehen, und, anstatt aller mannichfaltigen Pflichten der Religion und Tugend gegen alle Nebenmenschen, sie nur lehret, ihren eigenen Wirkungskreis zu vergrößern, ihnen, statt des succeßiven Strebens nach Vollkommenheit, mit einer unmittelbaren physischen Vereinigung mit Gott schmeichelt,

und ihnen den armseligen Eigendünkel einpflanzt, nach welchem sie alle, die anders denken, selbst die verdientesten Männer, verachten, und sich für bessere Gelehrten, bessere Menschen, bessere Christen halten. Das ist die Ursach, warum Verehrer Gottes und der Vernunft den Thorheiten des Schwärmers nicht so gelassen zusehen können. Sie müssen sich der Sache der Vernunft auch gegen Hrn. Lavaters schwärmerische Grundsätze annehmen, so bald sie die verderbliche Tendenz derselben bemerken, er und seine Freunde mögen sie selbst für schwärmerisch halten oder nicht.

Dies ist auch wohl die Ursach, warum uns Herr Lavater selbst oft so geflissentlich berichtet, er sey kein Schwärmer gewesen, und könne keiner werden *), die Ursach, warum Pfenninger ausführlich von Lavaters Antifanatisme zu handeln affectirt, indeß des Lavaters Aussichten, Tagebuch, vermischte Gedanken, und andere Bücher desselben der Welt vor Augen liegen, in welchen die blindeste Schwärmerey, welche die thörigtsten Einbildungen für Wirklichkeiten ausgiebt, mit vollen Händen gesäet ist. —

Diese schleichende Wendungen gleichen den listigen Absprüngen eines gejagten Wildes, das seine Schwäche fühlt, und seine Jäger von der Spur bringen will. Andere Schriftsteller dieser Parthie hingegen, wilden Hauern gleich, die sich dem Spieße des Jägers entgegenstellen, und ihn selbst zu Boden zu stürzen suchen, voll Drang und Sturm, eine neue Revolution zu erregen, verwarfen ohne Bedenken alle gelaßne Vernunft, und redeten geradezu der Schwärmerey das Wort. Dieses thut der Verf. des Sendschreibens an den bremischen Beantwor-

ter

*) Schreiben an seine Freunde, S. 38.

ter, Joseph Gedeon Kr. über Schwärmerey, Toleranz und Predigtwesen, — ein Ungenanter in der Antwort auf die Frage: wird durch die Bemühungen u. s. w. —? im T. M. August. 1776 u. ff. — und der V. des Aufsatzes über Spott und Schwärmerey; 1776. 9tes Stück, S. 785.

Die Sache erhält durch diese Wendung ein interessanteres Ansehen. Wer an dem Wunderstreite nicht Theil genommen hatte, kann bey dem Streite über die Vorzüge und Rechte der Vernunft nicht gleichgültig bleiben. Nur der lauteste Verfechter der Schwärmerey, der verkappte Gedeon Kr. ist vorsichtig gnug, — durch seine Gabe in die weite Welt hinzudeklamiren, — die Untersuchung in einer wohlthätigen Dämmerung zu halten, und den Leser durch den Genuß seiner Schaugerichte — nicht mit Nahrung — mit Dunst zu füllen und so in umbra cognitionis zu spielen. Ueber das eigentliche Wunderthun wäscht er sich hie und da die Hände; das ist die eine Seite der Blendlaterne, da mögen die Wunder sehen, deren Augapfel die schwachen und krummen Strahlen davon auffangen können; die übrigen bekommen hohen Eifer, über die Verderbnisse der Welt durch die Vernunft zu sehen. Es sind hie zwey Klippen zu vermeiden. Entweder nimmt man das Wort Schwärmerey in dem gewöhnlichen Sinn, worinn es genommen wird, wenn man die münsterischen Wiedertäufer, wenn man die independentischen Heiligen Schwärmer nennt, oder man nimmt es für eine stärkere Belebung seiner Verstandeskräfte. H. Gedeon Kr. hütet sich wohl, die erste Bedeutung gerade hinzupflanzen, und damit der Sache ein Ende zu machen. Aber nun die zweyte Bedeutung, wie wird man die der Vernunft entgegensetzen? Verbietet etwa die

Philosophie, seine intellektuellen Kräfte zu beleben und anzufeuren? Verbietet sie das Entzücken der Freundschaft, das Ausströmen der Menschlichkeit, das Entbrennen des Tugendeifers, die Wärme des Patriotismus, das Glühen des Genies? Da sie das nicht verbietet, wozu das Buch? H. G. Kr. um doch eine Schwärmerey zu vertreten, die niemand anklagt, stellt die Sache so vor. (S. 6.) „Es ist eine „Philosophie, sagt er, die die Kräfte der Menschheit sowol als Abstraktion des Gedankens, als realiter trennt. Bey ihr ist das beste am Menschen „Vernunft; strenge, richtige Kälte derselben gilt „über alles. Alle Wahrheit setzt sie in erraisonnirte „Demonstrationen, verschmähet alles Wahrheitsgefühl, und verachtet die mächtigern und wirksamern „Springfedern am Menschen, alles Appelliren und „Reden an dieselben, und ist hiemit Todfeind aller „Bibel, allen unverdorbenen, freyfühlenden und „freydenkenden Menschen und Gott selbst in seiner „Natur." Welches ist diese gewisse Philosophie, die die Kräfte des Menschen realiter trennt? bey der die richtige Kälte der Vernunft alles ist — die alles Wahrheitsgefühl, und alle wirksamern Springfedern verschmähet — und todfeind aller Bibel und aller unverdorbenen Menschen ist? Wir wollen uns nicht mit Rathen aufhalten. Dem Ansehen nach ist in einem gewissen Sprachgebrauche diese Bezeichnung so bestimmt, als er zu der vorgesetzten Absicht durch gehäßige Winke zu reden, seyn darf. Es ist jetzt unsere Sache nicht, uns über die Verächtlichkeit dieser Vorsichtigkeitsmaximen zu erklären, und bemerken zu lassen, wie wenig sich diese Sprache der Winke mit der Unerschrockenheit reimet, der sich diese Feinde der Vernunft ausschließungsweise rühmen. Damit aber uneingenommene Leser sich nicht irre führen

lassen,

lassen, glauben wir folgende Anmerkungen machen zu müssen.

Wenn die Philosophie sich bemüht, Begriffe aufzuklären und Sätze zu beweisen, so thut sie, was ihres Amtes ist, und wodurch sie der Menschheit nützlich wird. Sie kann das aber nicht anders thun, als indem sie Schritt vor Schritt von einem Begriffe zum andern, von einer Wahrheit zur andern übergeht. Daß die Seele, während dieses Geschäftes, kalt bleibe, und, um es glücklich zu vollenden, kalt bleiben müsse, das ist weder etwas neues, noch etwas verfängliches. Ein jeder ehrlicher Leser von mäßigem Verstande weiß, daß der menschliche Geist so seine Verrichtungen theilen müsse, um in einer jeden insbesondere desto besser fortzukommen; und es ist wohl schwerlich einem vernünftigen Manne je in den Sinn gekommen, die Verrichtungen, die man zur größern Vollständigkeit eines Werkes unter mehrere oder in verschiedene Zeiten vertheilt hat, als wirklich getrennt und von einander unabhängig anzusehen. Wer zur Uebersicht des Ganzen Verstand genug hat, der wird wohl bald merken, wie alle gesonderte Verrichtungen der verschiedenen Seidenarbeiter in der Hervorbringung eines Stückes Stoff zusammenlaufen. Die Innigkeit dieser Vereinigung ist in der Bearbeitung des menschlichen Geistes noch fühlbarer Wenn hier die verschiedenen Verrichtungen der Zeit nach vertheilt sind: so müssen sie doch alle zuletzt in ihrem endlichen Zwecke zusammen kommen. Wenn ich also anjetzt bloß meinen denkenden Verstand beschäftige: so geschieht es, um in der Folge desto richtiger, kräftiger, angemessener zu wollen, zu beschliessen, — zu berichtigen, was ich wollen, beschliessen, verrichten muß. Warum soll ich nur erst an das Ueberlegen denken, wenn ich handeln muß, warum mir nicht vorher schon

 durch

sich Herr Pfenninger auch berufen will, ob es erlaubt, und ob es nur ein Zeichen einer guten Sache sey, sich solcher gehässigen Insinuationen zu bedienen. Ueberhaupt scheinen die neuern Freunde dieser Theorien in den Mitteln, ihrer Sache fortzuhelfen, gar nicht delikat zu seyn. Sie gehen nirgend gerade zu, sondern drehen sich durch Winkel, die derjenige verschmähet, der den geraden Weg der Wahrheit und Vernunft zu wandeln gewohnt ist. Sie fordern für sich eine Schonung, die sie keinem ihrer Gegner angedeihen lassen; sie machen stets auf das Ertragen der Liebe Anspruch, indeß daß sie ihre Gegner mit frommer Unverträglichkeit aufs verächtlichste behandeln. Ueberdieß soll alles ihrem heiligen Eifer und ihren überirrdischen verehrungswürdigen Absichten zu gute gehalten werden. Was macht sie aber so partheyisch für sich — was so unbillig gegen andere? Wenn sie nur einen Augenblick, statt ihrer Eigenliebe und ihres Eigendünkels, der Billigkeit wollten Gehör geben, so würden sie es so unbegreiflich nicht finden, daß redliche Wahrheitsfreunde mit reinem Eifer und warmen Gutmeinen die Rechte der gesunden Vernunft vertheidigen können, und daß dieser Eifer auch Achtung verdienet, und mehr als der Eifer, schwärmerische Hypothesen, selbst aus guter Absicht, durchzusetzen.

Wir enthalten uns, über die Thatsachen und Wundergeschichte, worüber H. Pf. den H. L. entschuldigt, nach dem, was wir oben gesagt, noch weiter zu urtheilen. Alles, was wir dabey zu bemerken haben, ist, daß man bey Erwartung wunderthätiger Begebenheiten, ihr Daseyn zu glauben, natürlicher Weise sehr geneigt seyn müsse. Es ist daher seltsam genug, daß sowol H. Lavater als H. Pf. sich gegen den Verf. des Sendschreibens, La-

vatern betreffend, so sehr entrüsten. Der Gelehrte, den man öffentlich für den Verfasser ausgiebt, ist notorisch ein sehr ehrlicher und sehr einsichtsvoller Mann. Die Thatsachen, die er erzählt, sind Hrn. Lavaters System so angemessen, daß man die erstern schwerlich den leztern so anpassend erfinden könnte, sind auch weder von H. Lavatern, noch von H. Pfenningern geradezu abgeläugnet worden. Auch läßt sich nicht begreifen, warum H. L. durch diese nakte Erzählung versuchter Wunder so sehr beleidigt ist, indeß er keine Mühe scheut, das Bestreben darnach allgemein zu machen. Warum schämt er sich dieser Versuche, die ihm doch, seiner Hypothese gemäß, rühmlich scheinen müssen? Nach derselben können die Sachen selbst ihm nicht Schande bringen, und durch einige Spöttereyen muß ein Mann, der so große Dinge ausrichten will, sich nicht aufbringen lassen.

Wir kommen nun zu der Streitigkeit über die Schwärmerey. Der bremische Prüfer hatte schon ein Wort davon fallen lassen; am ausführlichsten ward aber die Materie in der vortreflichen Vorlesung des Prof. Meisters, wovon wir die Aufschrift angezeiget haben, abgehandelt. Diese kleine Schrift ist voll von den scharfsinnigsten Bemerkungen und vieler Belesenheit in den Denkmaalen der schwärmerischen Thorheit; und — was wohl zu bemerken — sie ist mit vieler Wärme geschrieben. Der V. ist so weit entfernt, sich gegen alle Belebung unserer moralischen Kräfte zu erklären, daß er vielmehr der Begeisterung in jeder Art von Kreiß ihr Geschäft anweiset. „Aus„serordentliche Unternehmungen, heißt es S. 19. „werden schwerlich ohne einem ziemlichen Grad von „Enthusiasmus durchgesezt werden. Laßt Themisto„keln hinter hölzernen Mauern das Vaterland schüz„zen! laßt bey der Muthlosigkeit der Macedonier

„Alexan-

„Alexandern allein auf die Eroberung der Welt aus-
„gehn; laßt in dem Schooſe des feindlichen Italiens
„Hannibaln den Sieg ſuchen; laßt die Holländer in
„ihren Sümpfen den Herzog von Alba, — die Eid-
„genoſſen in ihren Gebirgen Oeſterreich oder Burgund
„trotzen; laßt Kolumben eine neue Welt mit der al-
„ten verſchwiſtern; laßt Luthern die Grundfeſten des
„päbſtlichen Stuhls erſchüttern; ohne Enthuſiasmus
„würden ſie dieſes alles gewagt haben?" Allein er
bemerket auch, daß in der Würdigung unſerer Thä-
tigkeit, ihrer Lenkung zu den beſten Zwecken und ihrer
verhältnißmäßigen Belebung nach denſelben, die Ver-
nunft müſſe das Ruder führen; da hier die Begeiſte-
rung, ſich ſelbſt überlaſſen, leicht irre gehen kann.
„Schön und edel iſt es, ſagt er (S. 24. 25.) z. B.
„den Armen in ſeiner verfallenen Hütte aufſuchen, um
„ihn zu erquicken: länger nicht ſchön und edel, wenn
„man darüber ſein Weib, ſeine Kinder, welche die
„erſte Hülfe fordern, in klemme Umſtände verſetzt.
„Wer ſeinem Hausweſen nicht weiß vorzuſtehen, ſagt
„ein großer Apoſtel, (1. Tim. 5, 8.) der hat den
„Glauben verläugnet, und iſt ärger als ein Heide.
„Schön und edel iſt es, beym Krankenbette einem
„Leidenden leibliche und geiſtliche Tröſtungen mitthei-
„len! Nicht ſchön und edel, wenn man, zu ſolchen
„Schmerzensbildern gewöhnt, auf jede lachende See-
„ne mit verſchmähenden Blicken herabſchielt, und mit
„unmenſchenfreundlichen Klagen, mit liebloſem Ar-
„ger und Urtheil die unſchuldigen Freuden in der
„menſchlichen Geſellſchaft vergiftet! Schön und
„edel, wenn man überall Wohlthun verbreitet; ſchön
„und edel nicht länger, wenn man durch Largitionen
„ſich eine Parthey macht, oder der Trägheit und dem
„Müßiggange, wohl gar der Heucheley und dem Be-
„trug frohnet." Wir könnten dieſer Stellen mehre-

re auszeichnen, wenn diese wenigen nicht bereits genug wären, uns von der Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe des V. einen guten Begriff zu machen. Einen beträchtlichen Theil des Buches nehmen die unterhaltenden Nachrichten von einigen berühmten Schwärmern, Joh. Amos Comenius, Kuhlmann, Kotter, Rhedinger, Baptista von Salis ein, deren Thorheiten, in einer getreuen Abschilderung, wohl zu einem Gegengift gegen den Zauber der Schwärmerey dienen sollten.

Dieses Wort zu seiner Zeit geredet, hat gar verschiedene Bewegungen verursacht. Die Bestreitung desselben wurde auf verschiedene Art angefangen. H. Pfenninger hatte bereits den H. Lavater gegen die gerechten Beschuldigungen der bremischen Prüfung in Schutz nehmen wollen, und laut erklärt: „Lavater ist kein Schwärmer, er ist gerade das Gegentheil.“ (in einem besondern Kapitel von Lavaters Antifanatisme). Wir halten dieses für die beste Parthey, die Hrn. L. Vertheidiger bey dieser kitzlichen Sache nehmen konnte. Man kann freylich einmahl eine Meynung behauptet haben, die Schwärmer hegen, die ein Satz eines schwärmerischen Systems ist, die aus schwärmerischen Grundsätzen folgt, ohne ein habitueller Schwärmer zu seyn. Man hat sich besonnen, man giebt wiederum der Untersuchung und dem Räsonnement Raum, man verliert nicht die Achtung, die man andersdenkenden guten Männern schuldig ist, man ist noch willig, Belehrung anzunehmen, man will ohne Heftigkeit, Eigensinn und Hartnäckigkeit streiten. So gern man das erkennen kann und hoffen mag, H. Lavater sey kein habitueller Schwärmer: so verdienen doch auch gewiß die keinen Tadel, die seine Erwartungen von der Gebetskraft mit so großem Rechte schwärmerisch genennt haben.

Klassification der Genies über so viel tausend sich so nennende Philosophen nicht einnehmen, den er einnimmt. Aus eben dieser Ursache können wir die bilderreiche Schreibart des gewissen hier (S. 19.) so genannten großen Mannes *) nicht bewundern. Nicht weil sie bilderreich ist, sondern weil sie ein Gewebe von lauter bedeutungslosen, und unzusammenhängenden Bildern ist; kurz, weil seine Bildersprache nicht der wohlgestalte, anmuthige Leib ist, den ein vernünftiger Geist belebt. Ich finde in jeder Periode ein beynahe unauflößliches Räzel, dessen Sinn mir nicht die Mühe der Auflösung belohnt.

Diese bilderreiche Schreibart wird nun so vertheidiget: „Was ist Imagination anders als wieder„holte Sensation? Nun fragt sich einzig: hat die „Imagination getreu wiederholt? Wenn sie es hat, „wenn die Wiederholung der Sensation wahr ist, so „ist sie gewiß, wie das lebendige Anschauen, wahrer „als bilderlose Symbolik, als bloße, abgezogene Zeichen „sind. Bild kommt ja offenbar der Sache näher, ist der „Sache ähnlicher, als willkührliches Zeichen; jenes giebt „die Imagination, dieses die Vernunft. Und stün„de alsodie Vernunft, die sich so schrecklich breit machte, „noch weit unter ihrer verachteten Schwester." Wie seicht! Sonach wäre also Lykophron verständlicher als Aesop, weil seine Schreibart gewiß bilderreicher ist. Im gemeinen Reden zeigen Worte gerade zu und unmittelbar Begriffe an, und eben dadurch wird man verständlich. Daß sie willkührliche Zeichen sind, thut nichts zur Sache, denn durch den Gebrauch der die Bedeutungen bestimmt, und die Seele an die Verknüpfung des Zeichens und des Begriffs gewöhnt,

*) Allem Ansehen nach, des Verfassers, der dem Gedeon Ar. so beliebten Provinzialbriefe, u. s. w.

wöhnt, erregen sie den Begriff sicher und unfehlbar. Kann man hiernächst dieser willkührlichen Zeichen etwan in der bildlichen Schreibart entbehren, oder muß man nicht vielmehr erst durch dieselben das Bild, und dann wieder durch das Bild den Begriff andeuten? Man hat also hier eine doppelte Hülle, worunter man den Sinn aufsuchen muß, nemlich: die Worte und die Bilder. Es ist also ganz unrichtig und gegen den offenbarsten Augenschein, was der Verfasser mit so vieler Dreistigkeit sagt: „das Bild „komme offenbar der Sache näher, sey ihr ähnlicher „als willkührliches Zeichen;" da ja auch die bildliche Schreibart sich dieser willkührlichen Zeichen bedienen muß. Wenn aber die Aehnlichkeit noch so gering ist, wenn eine mißtönende Metapher auf die andere folgt, ein neues Bild das vorige auslöscht; so ist die Seele unfähig, dieses Gedränge von Bildern zu ordnen, ihre Bedeutungskraft zu entdecken, und den darunter verborgenen Sinn wahrzunehmen. Es fragt sich hier ferner, nicht, „ob die Imagination die Sensation, deren Bild sie ausdrückt, richtig wiederhole." Es kömmt alles darauf an, ob die Bilderreihe schicklich, leichtverständlich und unverwickelt sey, ob sie nicht, anstatt aufzuhellen, vielmehr ein Medium sey, das uns die Begriffe verdunkelt, indem die Seele ihre Aufmerksamkeit auf das Nächste, nemlich, die Bilder, erschöpft, und bey demselben stehen bleibt: Man glaubt alsdann etwas verstanden zu haben, weil eine Galerie von Bildern vor unserer Einbildungskraft vorüber gegangen ist: und der Schriftsteller merkt nicht, daß er erhabentönenden Unsinn gesagt hat, weil doch große Bilder seine Imagination erfüllt haben. Wenn also die Bildersprache, mäßig gebraucht, der Schreib-

art Licht giebt, so verdunkelt sie dieselbe, wenn sie aller Orten angebracht wird. Dieß ist auch die Meynung Quintilians, ut modicus autem atque opportunus translationis usus illustrat orationem, ita frequens et obscurat et taedio complet; continuus vero in allegoriam et aenigmata exit Mit so vielem Eigendünkel auch unsere seyn wollende Genies daherbrausen, so ist man doch nicht mehr irre daran, daß die metaphorische Sprache eine Dunstwolke ist, womit dürftige Schriftsteller ihre Gedankenblöße bedecken. Daß dieses der Fall des großen Schriftstellers sey, der durch seine unbegreifliche Bildersprache berühmt ist, beweiset unter andern selbst diese philosophisch seyn sollende Vertheidigung derselben, die wegen ihrer unglaublichen Seichtigkeit merkwürdig ist. Wir läugnen übrigens nicht, daß diese Schreibart manchen Leuten gefallen könne, denen, wie den Bewunderern Jakob Böhmens Schriften, die Unverständlichkeit Tiefsinn, und die Dunkelheit Erhabenheit ist.

Doch dieß beyläufig. Es ist augenscheinlich, daß sich Gedeon Kr. die Philosophie selbst schaft, die er bestreitet. Wie Bickerstaff im Schwätzer, mahlt er sich seinen Ritter, gegen den er eine Lanze bricht, an die Wand. Die wahre Philosophie weiset der Einbildungskraft ihren richtigen Platz an. Doch auch hiermit ist der Verfasser nicht zufrieden. Er sagt (S. 49.): „vielleicht schließen sie die Phantasie nicht gänzlich aus, aber mit Maaß sagen sie, „mit Einschränkung. Und wer soll das Maaß bestimmen?" Wer? Die Vernunft. Die Vorstellungen der Seele sind alsdann nur blos Einbildung, wenn sie aufhören Vernunft zu seyn, sind wesenlose Bilder, die zerstreut auf der Oberfläche der Seele umherschwimmen, wenn die Vernunft ihnen nicht Verbindung giebt.

giebt. Was anders also soll sie messen, einschränken, beleben, dämpfen als die Vernunft? Ist diese in verschiedenen Menschen verschieden: so ist das eine Ursache mehr, seine eigene anzubauen, um nicht in Ansehung der Lenkung seiner Phantasie von der Vernunft eines andern abzuhangen. Der V. sagt: „Und wenn wieder ein weiser, billiger Mann ins „Mittel träte, würd' er sagen: daß, der viel Phantasie „hat, ist recht, laßt ihm sie." Ey freylich! allerdings! wir dächten aber, der weise billige Mann, würde noch fragen: ist seine Phantasie wozu nutze? wird sie nicht schädlich werden, wenn sie nicht von der Vernunft regiert wird? Wenn die Phantasie etwas werth ist, hat sie es nicht der Lenkung eben dieser Vernunft zu danken? die Vernunft, wenn sie Gedeon Kr. hätte brauchen wollen, würde ihm z. B. nicht das elende Argument haben entwischen lassen, das (S. 54 und 55) zu finden ist. „Ein gewisser François Lüc giebt eine Regel, die hieher paßt: zwey „positive Zeugen, sagt er, denen keine Erforderniß eines guten Zeugen fehlt, wenn sie behaupten, gesehn „zu haben, machen einen vollständigen Beweis gegen „zehen tausend negative Zeugen, die blos behaupten „nicht gesehen zu haben.„ Nun wahrhaftig! das hät en wir von dem Herrn Francois Lüc nicht erst lernen dürfen! Aber nun die Anwendung.

„Denke nun aber ein Mensch, der seine Augen „im Kopfe hat, wie Donquixotisch denen bestrittenen „Schwärmern Leute vorkommen müssen, die mit Raisonnements und ontologischen Principes, Thatsachen, „intuitive Wahrheiten wegläugnen."

„Ein Mensch fühlte Bedürfniß; er betete, er „glaubte, und sein Bedürfniß ward befriedigt, und „dies geschah allemal, wenn er betete, und wenn er „glaubte, und mißlang allemal, wenn er nicht betete

„und

„und nicht glaubte, und wenn er sagte, daß Gebet erhört „und Glaube erfüllt werde, und wer nach Prüfung es „denn auch glaubte, und auch betete, bekams auch, und „jener bekams nicht.“ Das ist es also, was zwey bejahende Zeugen gegen zehen tausend verneinende ausmachen sollen? Doch aber wohl nicht für jemand anders in der Welt, als für sich selbst! Nimmermehr, für einen andern vernünftigen Menschen! Ihnen selbst steht es ganz frey, darüber zu denken, was sie wollen. So bald sie das aber nun auch dem andern aufdringen wollten: so würde dieser Andere, — nicht als Zeuge, sondern bloß als vernünftiger Mann — ihnen antworten: „Gute Freunde! ich bestreite nicht, „was ihr zu empfinden und zu erfahren meint. Ich „empfinde und erfahre es aber nicht. Ich sehe auch „nicht ab, wozu es gut sey, es zu empfinden und zu „erfahren. Denn was ihr daraus folgert, das fließt „nicht daraus, noch weniger ist es empfindbare That„sache. Ihr habt etwas in Euch empfunden, dabey „ist ausser Euch etwas geschehen; nun meint ihr, „das habe irgend eine weitere Verbindung, als in „eurem dazu gestimmten Gehirne. Das nennt ihr „nun Thatsachen. Man sieht es euch an, daß ihr „mit der Vernunft in keinem sonderlichen Vernehmen „steht; den sie läßt euch unfreundlich im Stiche. Wir „andere, die wir sie nicht so entbehren zu können glau„ben, sind dergleichen Paralogismen an Eures glei„chen ganz gewohnt. Mit den hysterischen Schmer„zen der Jungfer Bourignon, dem Sehen des Ab„grundes des armen Paskal, dem Fühlen des Vo„gelnestes in dem Kopfe des Wedelschen Kranken mag „es seine gute Richtigkeit gehabt haben, ob das aber „geistliche Geburtsschmerzen, ein wirklicher Abgrund, „ein wirkliches Vogelnest gewesen, das wird uns die„ser Zeugen Bejahen nicht überreden.“

Ueber

Ueber die Art, wie der V. über B. von Salis spricht, dessen Geschichte Hr. Meister mitgetheilt hat, wollen wir nur das einzige erinnern. Er meint: „es sey unmenschliche Grausamkeit, Menschen eine „Stütze wegnehmen, ohne ihnen eine andere an die „Stelle zu geben." In diesem Falle aber wüßten wir nicht, wer diesem gutmeinenden Manne seine Stütze genommen habe. Gar bald mußte er ihre Zerbrechlichkeit von sich selbst fühlen; wenn er alle seine heissen Erwartungen von seiner Glaubenskraft durch die Erfahrung vereitelt sahe. Es ist bekannt, wie falsch, aber wie gemein der Schluß ist, wovon Cicero spricht; quia Divinatio nulla, Deos nullos esse, und les miracles de — sont faux, donc il n' y a point de Dieu. Um es dahin nicht kommen zu lassen, sucht man ihn zum voraus von seinen grundlosen Erwartungen zurückzubringen, indem man ihm das Beyspiel Jesu selbst vorhält, der die Lage der Zeitumstände kannte, sie nutzte, nichts übereilte, an nichts verzweifelte, von der Kraft des Gebets nicht geringer dachte, wenn es auch nicht das Antlitz der Erde umänderte, die Mittelursachen von weitem zubereitete und sie nach Jahrhunderten ohne Ungeduld wirken ließ, und von Gottes zuverläßiger Regierung nicht schlechter dachte, wenn er ihm nicht alles mit bloßem Wollen zu Stande bringen half. Dies ist die Stütze, die man dem gutmeinenden Schwärmer, statt seiner eigenen, anbietet. Wir fragen, ob das grausam ist?

Aber wie ist es mit der Schwärmerey in Rücksicht auf Geistesgestalt unseres Zeitalters? sollte es nicht nützlich seyn, sie darum zu empfehlen? Das meint der V. S. 84. Nach seiner Meynung wird die Schwärmerey für unseres durch Skepticisme entnervtes Sekulum einiger Ersatz seyn. Ein

Christenthum ohne Schwärmerey und ohne Wunderglauben meint Gedeon Kr. könne den Einwürfen eines Voltaire nicht widerstehen; mit Wunderglauben aber könne man seinen Spöttereyen gar leicht das Maul stopfen. „Wenn der alte Schalk „von Ferney um unsere Religionsverbesserungen wüßte, „heißt es, „würde er kaltblütig fragen: vous dites, „peut-être que oui; & moi je dis, peut-être que „non: puisqu'ainsi il n'y a là que des peut-êtres, „nous serons comme nous pourrons dans ce drôle „de monde; adieu." Voltaire, mit allen seinen Schwänken, würde nicht leicht oder spitzfindig gnug seyn, dieses zu sagen. Er pflegt zwar oft genug, so gut als andere, um jemand weh zu thun, seine Meinung zu verfälschen. Was thut das aber zur Sache. Wer ist der Religionsverbesserer, der in der Christenlehre von peut-êtres redet? Wenn Voltaire ein Schalk seyn wollte, könnte er vielleicht so sprechen: „Vous autres Messieurs, les faiseurs de mi-„racles, croyés m'en imposer par vos simagrées; „j'ai vû chez la Comtesse de Bentink un petit Abbé, „qui vouloit transporter une montagne au moïen „d'un pot de moutarde, la montagne ne bougoit „pourtant point; j'attendrai que là vôtre bouge; „mais vous ne me ferés jamais croire qu'elle a bougé, „à moins que je ne le voye. Je sais qu'il est aisé de „promettre de pareilles choses, mais, pour n'être „pas sifflé, il faut pouvoir tenir parole." Wären wir nun mit dem alten Schalke weiter? Wäre nicht vielmehr zu befürchten, daß das Wesentliche des Christenthums, die Lenkung und Belebung unserer moralischen Kräfte durch die Erleuchtung, die dasselbe verschaft, wegen der unnützen und grundlosen Zugaben mit werde verspottet werden? Wie widersinnig ist nicht mithin diese neue Methode, den Un-

glauben

glauben zu bekehren! Es würde eben so gut seyn, wenn man den Gotteslåugner, um ihn von dem Daseyn eines unsichtbaren Gottes zu überzeugen, erst zu dem Glauben an die Gespenster bekehren wollte *). In solchen Fällen pflegt das unvermeidlich zu erfolgen was Aristoteles bey einer andern Gelegenheit bemerkt hat: (Eth. ad Nic. L. X. c. 1.) „so überreden sie „nicht allein das nicht, was sie haben überreden wollen, „sondern richten auch die übrige Wahrheit zu Grunde."

Es muß also einen andern Weg geben, unsere Einsichten zu stärken und zu beleben; oder der Mensch müßte sich in der trostlosen Alternative befinden, entweder seinen Geist des Lichtes zu berauben, das ihn lenken kann, oder sein Herz der Lebenskraft, die ihm Bewegung giebt. Es ist eine alte Krankheit der Gewaltigen und Großen, sich nicht von den großen Wahrheiten der Religion von einer wachsamen Vorsicht und einer drohenden Zukunft erwärmen zu lassen. Leibnitz hat dieses Uebel schon zu seiner Zeit beynahe für unheilbar gehalten, und wir glauben seine Worte um desto mehr anführen zu müssen, da eine recht warme, aber erleuchtete Bekümmerniß über die schrecklichen Folgen des Unglaubens und praktischen Epikurismus aus ihnen hervorleuchtet: „Je trouve même „que des opinions approchantes s'insinuent peu à peu „dans l'esprit des hommes du grand monde, qui „reglent les autres et dont dependent les affaires et „se glissant dans les livres à la mode, disposent toutes choses à la revolution generale, dont l'Europe „est menacée et achevent de detruir ce qui reste en„core dans le monde, de sentiment genereux des an„ciens Grecs et Romains, qui préferoient l'amour „de la patrie et du bien public et le soin de la poste-

„rité

*) Eine Methode, die Schröpfer im ganzen Ernste zu befolgen vorgab.

„rité à la fortune et même à la vie. Ces *publick* „*spirits*, comme les Anglois les appellent, diminu„ent extremement et ne sont plus à la mode; et ils „cesseront d'avantage quand ils cesseront à être soû„tenus *par la bonne morale et par la vraye Religion*, „*que la raison naturelle même nous enseigne.* — „Mais il pourra arriver à ces personnes, d'eprouver „eux mêmes les maux qu'ils croyent reservés à d'autres. „Si l'on se corrige encore de cette maladie d'esprit „épidemique, dont les mauvais effets commencent „à être visibles, ces maux peût-être seront prévenus, „mais si elle va croissant, la providence corrigera les „hommes par la revolution même, qui en doit naitre: „Car quoi qu'il puisse arriver, tout tournera toujours „pour le mieux en general au bout du compte; quoi„que cela ne doive et ne puisse pas arriver sans les „châtiment de ceux, qui ont contribué même au „bien par leurs actions mauvaises."

Wie ist aber dem Uebel abzuhelfen? Sollen wir uns die Augen ausreissen, weil sie blöde sind, die Seekarten, den Kompaß, und das Seerohr über Bord werfen, weil sie nicht allen Zufällen vorbeugen, sollen wir den Steuermann von dem Steuerruder jagen, die Matrosen rufen und ihnen die Lenkung des Schiffes übergeben, und so der bewegenden Kraft der Arme das lenkende Geschäft des Verstandes, auftragen? Das wollen die Feinde der Philosophie! Auf diese Absurdität gründen sie alle die feindseligen, schmähenden, verleumdenden Deklamationen gegen dieselbe.

Aber wem hat man es denn zu verdanken, daß selbst die Schwärmerey nicht mehr das blutgierige, zerfleischende Ungeheuer ist, das es zu den Zeiten war, wo das Licht der Vernunft durch die Finsternisse des Aberglaubens auch nicht einen Strahl durchbringen

bringen konnte? H. Gedeon Kr. will die grausame Schwärmerey nicht erkennen. Was hat denn aber die Schwärmerey jetzt so sanft, so hinschmelzend, so schäfermäßigsüß gemacht? daß sich ihrer sogar die Jahrspoeten rühmen? Was hat ihr das Schwert aus der Hand gerissen, ihr alle die so gerühmte überirrdische Philanthropie gegeben? — Die Vernunft, ihr Fortgang, ihre Entwickelung! Der stille Wahrheitsfreund hat unbemerkt, unbelohnt, sich selbst genug, einen menschenfeindlichen Irrthum nach dem andern aus der Masse menschlicher Kenntnisse herausgebracht, und eine milde, gelinde, nützliche Wahrheit nach der andern hinzugethan. Indem andere an seinem Lichte ihre Fackel angezündet, hat er ihnen zu dem Gebrauche ihrer Vernunft verholfen. Luther, Melanchthon, Bako, Deskartes, B. Becker, Thomasius, Leibnitz, Wolf — wie viele Menschen danken ihnen das Glück ihres Lebens, und eines nützlichen, ruhigen, sichern, genußvollen, seligen Lebens! Durch sie sind unzählige Menschen, die sonst, als Unmündige, in der Hand eines jeden schwärmerischen Demagogen waren, emancipirt worden. Das ist doch nun wohl die Vernunft, die alles dieses gethan hat? oder ist es Wind, und Seile und Taue, nicht der Verstand, was bey der Seekarte denkt, sind sie es, die das Schiff in unbekannte Weltgegenden auf der pfadlosen Bahn des unbegränzten Oceans durch gefahrvolle Klippen zum Ziele führen, das nur das Auge des Verstandes sieht? Die menschliche Glückseligkeit ist dieses entfernte Ziel. Die Triebe und die Leidenschaften führen nur auf das augenblickliche Vergnügen. Erfahrung und Vernunft lehren uns diese lenken und mäßigen, damit uns ihre Bewegungskraft in den Hafen der Glückseligkeit bringe, der, weil er entfernt ist, nur dem weitsehenden

Auge des denkenden Verstandes sichtbar seyn kann, zu dem also auch nur der denkende Verstand den Weg finden wird. Ist also die Unterdrückung der Vernunft das Mittel zur Aufhellung der verfallenen Menschheit? — Sollen wir dem Verfasser der Abhandlung über Spott und Toleranz (im D. M. Neuntes St. S. 786.) das unüberlegte Paradoxon nachsagen: „Seliger ists, im ganzen Gefühl widerstrebender Mannskraft auf einmal sterben, als aufgelößt „und erschlafft dahin schwinden." Hat dieser Mann wohl bedacht, was er damit sage, als er diesen kraftvollen stretchirten Gedanken hin schrieb? Wie, wenn der ganze zahllose Haufen unschuldig, bloß um Meynungen gemarterter Menschen vor ihm stünden, bald einzeln, bald häuservoll verbrannt, verstümmelt, gespießt, die Albigenser, die Einwohner von Merindol und Cabrieres, die Ermordeten in der Bartholomäusnacht u. s. w. wenn die vor ihm stünden, und ihn Lügen straften, würde er den Muth haben, das schauervolle Paradoxon niederzuschreiben? Es geht dem Weltweisen nichts an, was Voltaire thut oder nicht thut? er hält ihn für nichts weniger als seinen Gesetzgeber. Er sieht aber auch gar nicht, was die Wahrheit darunter verliehre, wenn man gesteht, daß Voltaire manches Gutes geschafft und nicht wenig Böses gehindert habe? daß er nicht immer kalt gewesen, daß er für die unterdrückte Unschuld der grausamen verfolgten Calas Sirven und andere sehr warm und laut gesprochen; und daß seine Hülfsbegierde nicht selten geholfen, wo mehr als gewöhnliche Hülfe nöthig war. Aber, wie gesagt, das alles bekümmert den Wahrheitsfreund nicht. Er braucht nicht zu fragen, was ist besser, Philosophie oder Entzückung? sondern, was ist das beste?

Er sieht wohl, daß man nicht eben ein dummköpfiges Ungeheuer zu werden nöthig habe, um einige leichtsinnige Scherze und seichte Raisonnements des Voltaire zu verachten; aber er sieht auch wohl, daß man bald wieder in die Nacht der Unwissenheit zurückkommen könnte; man dürfte nur die kraftrufenden Vernunftfeinde fort machen lassen; so hätten wir sie wieder, diese Unwissenheit, und die falsche Wissenschaft, den Dummheitsstolz, den Eigendünkel, den Menschenhaß, den hartsinnigen, herrschsüchtigen Blutdurst auf ihren Fersen. Auf diesem dämmernden Schauplatze würde dann die schlaue Aufgeblasenheit unter schreckhaften Kindern, deren Einbildungskraft voll aller grausenvollen Gespenster wäre, einen herrlichen Spielraum haben. Tumult, Thatkraft, Lärm und Brausen würden dann da die Menge seyn, jähe Umkehrung, schauervolle Begebenheiten, schön in Tragödien und Romanen. Wer schon jetzt diese herrliche Kräftigkeit der animalischen Menschheit erfahren will, der darf nur die Gewalt eines sinnlosen Weinrausches an sich versuchen, oder sich durch eine Dose Opium und Ganschosaamen einen angenehmen Wahnsinn verschaffen. Alle die Empfindungen aber, die alsdann in der so empörten Seele hervorsteigen, sind die der Wahrheit der Dinge gemäß, oder sind sie nicht vielmehr bloß nach der jedesmaligen Laune gestimmt? Und diese Laune steht unter der Herrschaft des Körpers; sie geht und kömmt, steigt und fällt mit der Temperatur der Luft und des Wetters. So wird dann das Thermometer und Barometer Recht und Unrecht, Wahrheit und Falschheit machen. Wenn in düstern Novembertagen der regnige Dunstkreis den Körper und die Seele verdrossen macht, wird man sich erhenken können, und wenn der Scirocco weht wird man das menschliche

Geschlecht verfluchen dürfen. So ein sicherer Probierstein des Wahren und Falschen ist das vernunftlose Gefühl! Sobald die Vernunft, als Richterinn des Wahren und Falschen, verworfen ist: so bleibt nun kein anderer Maaßstab desselben zurück, als die Stärke oder Schwäche der Empfindung, die etwas Wahr oder Recht zu fühlen glaubt. Dieses Gefühl ist individuel und läßt sich nicht mittheilen. Womit will man also die sinnlosesten Meynungen, Gesichter, Prophezeyhungen, belehren, zurechtweisen, widerlegen? In Boston wollte einst ein Vater seinen Sohn Gott opfern, wie Abraham den Isaak. Der Herr hatte es ihm geheissen, — das glaubte er gefühlt zu haben. Das Geschrey des widerstrebenden Knabens rief die Nachbarn herbey. Wer konnte aber diesen Unsinnigen überführen, daß er Unrecht thue? er führte sein Gefühl an, daß Gott von ihm verlangte, er sollte seinen Sohn erwürgen. Die Wahrheiten, die der ruhigen Vernunft bereits eingeleuchtet, die in den Herzen zu beleben, und ihnen durch die Sinne und Imagination Kraft zu geben, das ist der Enthusiasmus, den man befördern muß. Wie dieses nicht bloß durch besondere, sondern auch durch öffentliche Uebungen, nicht nur in den Familien, sondern auch in der Nation geschehen könne? ist eine andere Frage. Die Vernunft also muß immer das Licht seyn; denn nur die Vernunft belehrt. Pourquoi, sagt ein großer Weltweiser, appeller *lumiere* ce qui ne fait rien voir? Je sçai qu'il y a des personnes de cette disposition d'esprit, qui voyent des étincelles et même quelques choses de plus lumineux, mais cette image de lumiere corporelle excitée, quand leurs esprits sont echauffés ne donne point de lumiere à l'esprit. Man gab ehemals diesen Namen des innern Lichts dem unerklärlichen Gefühl, das man

jetzt so gern an die Stelle der Vernunft setzen möchte. Aber ist dieses innere Licht, dieses vernunftlose Gefühl geschickter uns Stärke und Festigkeit der Seele zu geben? Diese Stärke der Seele kann in nichts anders bestehen, als in der Beherrschung aller Kräfte, daß sie nicht, eine jegliche nach ihrer eigenen wilden Richtung, sondern vereinigt auf den vorgesetzten Zweck hinarbeiten. Der Mann, welcher Vergnügen und Schmerz verachtet, der Gefahr ohne Furcht ins Angesicht starrt, die Streiche des Unglücks mit unerschütterter und gewohnter Festigkeit empfängt, der hat eine starke Seele. Ist dies das Werk der vernunftlosen Schwärmerey? Laßt uns die Geschichte fragen? Vom Thomas Münzer, dessen Wunderglauben, wie wir oben gesehen, von nicht gemeiner Art war, — von diesem Th. Münzer erzählt Melanchthon: supplicio affectus est, in quo valde fracto animo eum fuisse narrant, und Sleidan (Com. de stat. rel. Lib. V.) Huc etiam paullo post adducitur Muncerus, qui tum in iis angustiis admodum fuit animo perturbato atque dejecto, neque suae fidei rationem explicare poterat, ut in eo temporis articulo fieri solet; et ipsis confirmandi causa Brunsvici Dux Henricus voce illi praeibat. Warum that in diesem entscheidenden Augenblicke die Gewalt der Einbildungskraft nicht ihre Wunder, um die sinkende Seele aufrecht zu erhalten? **Weil dies nur in der Macht der Vernunft steht!** Diese große Wahrheit wird durch das merkwürdige Beispiel des Grafen Struensee bestätigt, bey dessen Lebensende so viele Spuren eines ungewöhnlichen Geistes zu bemerken sind. Er suchte seine Standhaftigkeit auf dem gerade entgegengesetzten Wege zu erhalten, und die Erfahrung hat auch an ihm diese Methode bewährt. „Ich dachte gestern Abends, sagte er am Morgen se-

ner Hinrichtung zum D. Münter, „daß es mir viel„leicht meinen Hingang zum Tode erleichtern könnte, „wenn ich nun meine Imagination mit angenehmen „Bildern von der Ewigkeit und ihren Freuden er„fülle. Ich hätte dazu Lavaters Aussichten sehr gut „brauchen können. Aber ich habe es noch nicht „wagen mögen. Ich halte es für besser, daß ich mei„nen großen Schritt mit stiller Ueberlegung thue. „Die Einbildungskraft, wenn sie einmal in Be„wegung gesetzt ist, kann leicht eine falsche Wen„dung machen. Sie könnte jene angenehme Bilder „fahren lassen, und auf die schrecklichen Umstände „meines Todes fallen, und mich dadurch um meine „Fassung bringen. Ich will mich selbst unterweges „ihr nicht überlassen, sondern meine Vernunft mit „dem Andenken an den Hingang Jesu zu seinem Tode, „und mit Anwendung daraus auf mich beschäftigen." Hier ist ein Mann, der mit dem Unglück ringt, und der in seinen letzten Augenblicken sich nach Muth und Standhaftigkeit umsieht, ein einsichtsvoller Mann, ein geübter Beobachter seiner selbst, und er erwartet keine Kraft von seiner Imagination, sondern von dem Gebrauche seiner Vernunft. Was uns unsere Herzhaftigkeit zum Handeln und Leiden erschweret, ist Furcht, Mißtrauen gegen uns selbst, daraus entspringender Zweifelmuth und Unthätigkeit. Diesen müssen wir durch Verstärkung der entgegenstehenden Vorstellungen zuvorkommen. Erfodert das nicht den freyen Gebrauch des Vorstellungsvermögens? Gehört dazu nicht Besonnenheit und Gegenwart des Geistes? Der helfende Wundarzt hat eine ruhige, helle Vernunft nöthig, die schluchzenden Basen lassen vor lauter Gemüthsbewegung den Kranken hülflos umkommen.

Ist nun nicht die Bearbeitung der Vernunft, die uns über ihre wahren Vortheile erleuchtet, und mit Gedanken anfüllt, die uns auf gute Entschließungen bringt, und dabey erhält, gerade das, was die Seele stärkt? Da der Vortrag der christlichen Lehren nicht eine jähe Leidenschaft erregen soll, die, wie ehemals, einen rohen Haufen zu einem wilden Kreuzzuge fortreisse, sondern den Willen, das Gute zu lieben und zu thun, sich seiner bösen Gewohnheiten zu entschlagen, und nach und nach in der Uebung der Gottseligkeit immer mehr Leichtigkeit und gleichförmige Standhaftigkeit zu erlangen, wer anders, als ein Mensch, der von der Lenkung der Seele nichts weis oder nichts wissen will, wird die Gottesgelehrten, die nach dem Muster Jesu und seiner Apostel, sich auch an den Verstand des Christen wenden, der Kälte oder der Verrätherey gegen das Christenthum beschuldigen? So spricht ein Weltweiser hierüber, der seine Einsichten nicht aus einem Kompendio genommen hat. L'experience & la raison apprennent à regler ces appetitions & à les moderer pour qu'elles puissent conduire au bonheur. C'est ainsi qu'allant droit vers le présent plaisir, nous tombons quelques fois dans le précipice de la misere. C'est pourquoi la raison y oppose les images des plus grands biens ou maux à venir & une ferme resolution & *habitude de penser*, avant que de faire et puis de suivre ce qui aura été reconnû le meilleur, desorte que tout consiste dans le *pensés-y-bien* & dans le *memento*; le premier pour se faire des loix, et le second pour les suivre, lors même qu'on ne pense pas à la raison qui les a fait naitre. Il est pourtant bon d'y penser aussi souvent qu'il se peut, pour avoir l'ame remplie d'une joye raisonnable & d'un plaisir accompagné de lumiére.

Ueber Toleranz und Predigtwesen, die beyden letzten Stücke, worüber unser Verf. deklamirt, wollen wir nur wenig sagen. Er erklärt, was alle Welt Toleranz nennet, für Indifferentisterey. Die Frage dabey ist, ob diejenigen, die nicht gegen Andersdenkende toben und brausen, sondern die Wahrheit ohne Zank zu verbreiten suchen, ob die das alles schön und gut finden, was sie ertragen, ob ihre Duldung, Gleichgültigkeit sey. Ob sie das sey, kann nur Gott entscheiden; der Sterbliche, der es zu entscheiden übernimmt, ist blödsinnig oder feindselig. Ich bin es mir bewußt, wie warm mein Eifer sey gegen alles, was mir schädlicher Irrthum scheint. Schwärmerey auf der einen Seite und Unglaube auf der andern sollen mich immer bereit finden, die Rechte der Vernunft zu vertheidigen, und die Lehren der göttlichen Offenbarung rein und unverfälscht zu erhalten. Wenn der V. „seinen Haß gegen alle, die „so denken, erklärt, wenn er von ihnen sagt, daß ihn „ihre Werke von ihm wegschlagen:" so können sie sich das sehr gern gefallen lassen. Sie können ihn aber versichern, daß seine Werke sie ebenfalls von ihm wegschlagen *).

Jn

*) Sie können ihm mit vollem Herzen nachsagen: (S. 105.) „Kein Raisonnement über einen Allmanach, wo du unsern „Sinn kräfest, keine Predigt, kein Brief, den wir gemacht haben „möchten, bald keine Handlung, " (besonders, so wie sich deren in diesem Buche finden, von Aufgeblasenheit, Schmähen, Verläumden Lästern, Verderben.) „die uns nicht von „dir wegschlägt." Allerdings werden nur sehr wenige Menschen den Meinungen dieses Verfassers beypflichten können. Aber wie erträgt er denn nun die anders denkenden [illegible]

haftig

In dem Artikel über das Predigtwesen beklagt Gedeon Kr. den Verfall des Predigtamtes. Es

 findet

haftig die Toleranz des Verfassers siehet so aus, daß man weit mehr Toleranz bey der Congregation des H. Officii als bey ihm finden wird. Zuförderst setzt sich der V. mit der Meinung seiner eigenen Untrüglichkeit über alle übrigen Menschen herauf. „Gewiß (S. 95.) „wird der erste Weg einer wahrhaft großen „Seele, die den Pöbelgeist des Volks empfindet, und sich, wie „hoch in Wolken über ihnen empor fühlen muß, u. s. w." Diese so sehr über alle Menschen erhabene Seele kann vor der Hand nun nichts bessers thun, als mit diesen Elenden Geduld haben. Die Zeit ist noch nicht gekommen, da er mehrere Kraft an ihnen brauchen kann. Inzwischen begnügt er sich, sie herzlich zu hassen, „ihnen Schmach und Hohn (S. 103.) anzufluchen, sie „Tröpfe, französische Schaumlecker, Roth„würmer u. s. w. (S. 94. 105. 109.) zu nennen, bis auf eine glücklichere Zeit, da man dieser Toleranz nicht mehr bedarf, und seinem Menschenhaß mit den kräftigern Waffen der triumphirenden Kirche bessere Befriedigung verschaffen kann. So auch der H. Dominikus, wenn er jetzt lebte. „Ich weiß „durch Christus (S. 99.) daß ich ruhig abwarten solle, bis die Stunde der sich selbst vergessenden Demuth" und „des kindlichen Glaubens kommt, da ich Wunder thun wer„de für Christus Reich." Also so lange muß sich der V. mit Schimpfen und Schmähen begnügen, bis diese wahren oder nur figürlichen Wunder geschehen werden. Es läßt sich nicht absehen, wie diese dann die Toleranz werden unnöthig machen, ob etwan alsdann die triumphirende Kirche werde stark genug seyn, ihre vollständige Einheit zu bewerkstelligen, oder ob alle Verschiedenheit der Meinungen würde unmöglich werden. So viel ist gewiß, daß die Interimstoleranz des V. nicht die Toleranz Christi und seiner wahren Nachfolger ist.

Das

findet sich hier eine merkwürdige Trennung unter den Freunden des Wunderchristenthums. Lavater will die

Das Christenthum würde nicht Menschen von allerley Fähigkeiten nützlich werden können, wenn es irgend einen Gutgesinnten mit Härte und Verachtung an der Thür abweisen wollte. Auch zeigt die Gelindigkeit und Schonung Christi, der auch nicht Zöllner, Samariter, ja Sadducäer von seinem Umgang ausschloß, und sehr unvollständige Einsichten an seinen vertrautesten Freunden und Jüngern ertrug — und die Geduld der Apostel, die in den Gemeinen Glieder von den verschiedensten Einsichten und Denkungsarten aufnahmen, wie man als ein Christ gegen Andersgesinnete denken müsse. Wir finden da nichts von Schmach und Hohn, nichts von Entrüstung und Schimpfwörtern; eben darum, weil ihnen die Beförderung nicht ihrer eigenen Sache, sondern der guten Sache der Wahrheit am Herzen lag. Jene, sagt Paulus, (Phil. 1, 16. 18.) verkündigen Christum aus Zank, und nicht lauter — Was ist ihm aber denn? daß nur Christus verkündiget werde allerley Weise, es geschehe Zufallens (ἐν προφάσει) oder rechterweise: so freue ich mich doch darinn und will mich auch freuen. Wird man damit Paulum der Indifferentisterey beschuldigen müssen, oder wird man diese Beschuldigung auf diejenigen bringen können, die ihm hierin nachahmen? Die hierarchische Parthey, die ein Reich sucht, das von dieser Welt ist, geht freylich von diesen Grundsätzen ab, und muß davon abgehen. Und diese ist es, der Christus mit allem ernsten Nachdruck begegnet, deren Glieder er übertünchte Gräber nennt, weil sie mit einem ungestümen Eifer für die herrschende Orthodoxie des jüdischen Priesterordens den duldenden Jesum in die Ketzerrolle setzten, und ihm mit dem ketzermacherischen Ungestüme zuriefen: Nun sehen wir, daß du ein Samariter bist und hast den Teufel. Wenn der V. von einer pharisäischen Moral spricht, so ist es zu unsern

Zeiten

die ausserordentliche Gotteskraft auf alle Christen ausgedehnt wissen: Gedeon Kr. schränket sie auf den Prediger-

Zeiten wohl die Moral Gaßners und seines gleichen und nicht die Moral der gewissen Philosophen, denn diesen ist so etwas noch nicht eingefallen.

Die Toleranz des Christen entsteht nicht aus dem Bewußtseyn seiner eigenen Unfehlbarkeit, der Verachtung anderer, und dem Abwarten auf die Gelegenheit, sie dereinst nach dieser Verachtung behandeln zu können; sondern aus dem Gefühl, was es ihm gekostet, um in der Erkänntniß der Wahrheit so weit zu kommen, als er gekommen ist, aus dem Gefühl, wie wenig dieses ist, und wie unendlich viel noch immer zurück bleibt, wie viele gütige und freye Anstalten der Vorsehung, unabhängig von seinem eignen Zuthun, dazu gehört, daß er es so weit hat bringen können, — wie leicht es möglich sey sich zu irren, die lebendige Ueberzeugung der erkannten Wahrheit wieder zu verlieren, oder sie, gerade wenn es Noth thut, zu vermissen, — aus diesem Gefühl entspringt die Nachsicht und Gelindigkeit des Christen gegen die, so ihm zu irren scheinen. Aber die Toleranz eines Mannes, der so viel Eigendünkel und wegwerfenden Stolz hat, als Gedeon Kr., kann aus dieser Quelle nicht entspringen; Sie kann nur lehren, Nebenmenschen verachten und verfolgen. Es sind daher leere Worte, dem Sinne aller seiner Behauptungen zuwider, wenn er S. 106. sich rühmt, „kraft seiner Toleranz flamme sein Herz, „Menschen zu erfreuen, und brüderlicher Sinn, sanfte hervorbringende Zärtlichkeit, ruhige, glaubende Geduld, „und ungekünstelte Frölichkeit quelle aus seinem innern Menschen hervor." Wie reimt sich der plumpe Stolz, den dieser Schriftsteller auf allen Seiten verräth, mit dem brüderlichen Sinne, den er zu zeigen vorgiebt? Wie hervorbringende Zärtlichkeit, mit dem feindseligen, alles neben sich verachtenden Wesen?

Predigerstand ein. Dieser soll dadurch eine Hoheit erhalten, wodurch er über alle andere, auf die er etwas von seinen übernatürlichen Einflüssen herabtriefen läßt, erhaben wird. Wie er diese Vorzüge haben könne, wird wohl ewig ein Räthsel bleiben. Indeß klagt G. Kr. über die Verachtung dieses Standes. Es ist nicht ohne Schwierigkeit mit solchen Klagen hervorzurücken, wenn die Rede von der Achtung eines Ordens und Standes ist, in den sich auch nicht wenige, Unwürdige schleichen, die denn dem ganzen Orden leicht die Achtung verkümmern können, die man ihm sonst nicht versagen würde. Zuförderst ist es dem V. ein betrübter Anblick, „das Band der „zwey Häuptstände der Erde durch garstigen Eigen„nutz, Stolz und Betteley, Herschsucht und Sclaven„sinn aufgelöset, und durch diese Auflösung Unheil „und Elend, wie Heuschrecken überhand nehmen zu „sehen. Er meint aber: „Wären die Menschen ein „Heer Brüder, die die sich blos in andern fühlten „und kein heimliches Interesse hätten, einander zu „plagen, so würden Bruder Regent und Bruder „Prediger (nicht Herr Regent und Sklav Prediger) „zusammentreten, und weil beyde brennten für der „Völker Glück, wie Kinder eines Gottes, herzlich und „kräftig, und einmüthig einander unterstützen. Du „mein lieber Bruder Prediger, würde der Regent sagen, „da geb ich dir Vollmacht, und dort wollen „wir uns noch besser mit einander berathen; Du hast „mehr

Wesen? wie ruhige Geduld mit Tröpfen, Schurken, Schaumleckern, Kothwürmern?

O! wenn Joseph Gedeon Kr. bey seinem im [illegible] einer erhitzten Einbildung geschriebenen Buche, die von ihm so sehr verachtete ruhige Vernunft hätte zu Rathe ziehen wollen! Welche Ungereimtheiten hätte er vermeiden können! Wir werden gleichwohl noch mehr Beyspiele davon sehen.

mehr Kraft; ich mehr Gewalt; Wir wollen einander geben, was der andere nicht hat. Wilt du eine Milch mit mir essen; Morgen komm ich mit meinem Minister zu dir; Mein Sohn liebt deine Tochter, gäbest du sie ihm, wenn er ihrer werth wäre."

Es hält bey so offenbaren tändelnden Ungereimtheiten wirklich schwer, ernsthaft zu bleiben. Doch wir wollen es versuchen. Der Vorschlag des weisen Gedeon Kr. wäre nun freylich für einen Prediger, der in der Welt etwas vorstellen will, eine höchsterwünschte Sache. So viel fällt aber in die Augen, daß in dem weltlichen und geistlichen Stande erst beträchtliche Veränderungen vorgehen müssen, ehe wir dieses tausendjährige Reich auch nur wünschen dürften. So lange man dem V. (S. 138) noch nachsprechen muß: „Aber die Pfarrer müßten auch andere Leute seyn," so lange, auch dem Repräsentanten Jesu Christi, dem Angeweheten vom Geiste Gottes *)

kön-

*) Es wird der Mühe werth seyn, die Stelle, wo Gedeon Kr. die Geistlichen nach seinem Sinne so benennet, ganz hieher zu setzen: „Getrost, meine Brüder, der Herr ist nahe; „mit dem Blühen dessen wird vieles blühen; man wird im „Predigerstand, den ersten, edelsten, höchsten, von Gott „eingesetzten Stand erkennen; unser Ansehn und Würde wird „steigen; man wird in uns nicht mehr blos den rechtschaffe„nen Mann, das ist, den artigen Schwätzer, den Pfei„fer auf Tellers Flöte, den kalten unthätigen Raisonneur „schätzen, sondern den Repräsentanten Jesu Christi, den „Angeweheten vom Geiste Gottes mit ganzer Hingebung „der Seele ehren und lieben." — Siehe da, welche sanfte Zärtlichkeit, welche ruhige Geduld, welcher brüderlicher Sinn! Aber kein Stolz, kein Eigendünkel, keine Schwär-

merey,

sua — Deus fit dira Cupido
wird es kein apostolischer Diener Christi wünschen. Die Welt hat die Erfahrung davon gemacht. Zwingen läßt sich auch hier nichts, gesetzt, daß man es wünschen könnte. Ueberhaupt däucht uns, der V. kenne selbst diese Hindernisse zu gut, als daß er die Vorstellung von der Repräsentation Christi und der Anwehung vom Geiste Gottes mit Ueberzeugung für stark genug ansehen sollte, um durch sie alleine zu jenem hohen Grade der fürstlichen Brüderschaft den geistlichen Stand zu erheben, auch selbst bey der katholischen Geistlichkeit nicht, die doch vor der Geistlichkeit all anderer Kirchen, der griechischen, der englischen, schon einen hohen fürstlichen Schwung hat, und von welcher er sich S. 144. auf eine sehr beissende, unedle, nichts weniger als im Geiste Christi gestimmte Art formalisirt: „Man „liest in den Zeitungen, daß selbst die Herren „Kardinäle und Bischöfe ihres Ranges wegen „nicht selten in Nöthen seyen. Sich um des „Rangs willen mit dem Herrenvolk herum zu schla„gen und zu balgen, gefiele mir aber am Lehrer der „Religion nicht, und ein Freund schrieb mir jüngst:" „Wenn du mit garstigen Kerls zu thun hast, so laß „dir mit weissen Buchstaben auf deinen schwarzen „Hut das Motto schreiben: si cum stercore certo, „sive vinco, sive vincor, u. s. w."

Ob es in den letzten glorreichen Zeiten dahin kommen werde, daß es ihre übrige Brüder ihnen nachthun können, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Die höchste Voll kom-

merey, keine Feindseligkeit, nicht einmal gegen Telleren, der doch nur ein Tropf, ein Kothwurm ist gegen einen Gedron, Sr., einen Repräsentanten Jesu Christi, einen Angeweheten vom Geiste Gottes.

Vornehmheit des Christenthums setzen die apostolischen Belehrungen in ganz etwas anders als in dieses Vorzehen des Priesterstandes vor dem Fürstenstande: Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgiessen von meinem Geist auf alles Fleisch; und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichter sehen, und eure Aeltesten sollen Träume haben; und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in denselben Tagen von meinem Geist ausgiessen und sie sollen weissagen. Das ist der große Geist des Christenthums, der von keinem Ausgiessen auf einen besondern Stand, wie unter der alttestamentischen Oekonomie, etwas weiß. Denn, sagt Petrus: ihr alle seyd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums; daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. Auch ist die Bestimmung des Predigers, so wie es die Apostel verstehen, dieses Vorgehen und Rathgeben in der Regierung der Staaten keinesweges. Welcher (Gemeine) ich ein Diener worden bin nach dem göttlichen Predigtamt, das mir gegeben ist unter euch, daß ich das Wort Gottes reichlich predigen soll: nehmlich das Geheimniß, das verborgen gewesen ist, von der Welt her, und von den Zeiten her, nun aber offenbaret ist seinen Heiligen. Denn wir verkündigen und vermahnen alle Menschen, und lehren alle Menschen, mit aller Weisheit: auf daß wir darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu. Daran ich auch arbeite und ringe, nach der Würkung des, der in mir kräftiglich würket.

Nach

Nach dieser apostolischen Abschilderung des Predigtamts soll es also die Menschen zur lebendigen Erkenntniß der Allgemeinheit der Gnade Gottes, zur Gottesfurcht und Rechtthun bringen; nicht sich bey der Regierung der Staatsgeschäfte aufdringen. Diese haben mit dem Fortgange der Zeit eine solche Ausdehnung erhalten, sind durch die Unendlichkeit des Details so verwickelt geworden, daß sie eine große Mannichfaltigkeit von Einsichten erfordern, deren übernatürliche Mittheilung keinem Stande verheissen ist. Es läßt sich im dem höchsten Senate der brittischen Gesetzgebung nicht bemerken, daß die Repräsentanten Christi in Oberhause durch göttliche Eingebungen sich hervorthun, und man sagt, daß sie mehr an die natürlichen Eingebungen eines Chathams, Mansfields, Graftons, Burke, als an die politischen Offenbarungen von Mylord von Kanterbury und York, glauben. Wenn also in diesem Stücke eine Verbesserung zum Nutzen der Welt zu wünschen und zu erwarten ist, so wird sie alsdann Statt finden, wenn dereinst die Fürsten, nicht einen gewissen Stand und Orden, sondern diejenigen Bürger ihres Staatsören, die sich durch Verdienste und praktische Weisheit hervorthun. Dadurch werden die Regierungen eine sichere und heilsame Kraft bekommen.

Wie sich übrigens ein Prediger bey dem Leichtsinn der Gens du monde zu betragen habe, dazu giebt uns Paulus das edelste und lehrreichste Muster. Wir finden in seiner Geschichte nicht ein einziges Beyspiel, daß er sich bey irgend einem mit den Anmaßungen des Vortritts aufgedrungen habe, nicht daß er zum Felix gesagt habe, ich habe mehr Kraft, du mehr Gewalt. Wenn er aber vor Standespersonen reden mußte, so that er es unerschrocken und gieng, auch verachtet, im Triumphe seiner unsichtbaren

ren Hoheit, aus den Pallästen hinweg. Der Felix, vor dem er sich vertheidigen mußte, und der zu der ganzen Sache die humeur goguenarde mitbrachte, womit ein Courtisan das anzusehen pflegt, was er misères nennt, (Ap. G. 24, 22. Da aber Felix solches hörte, zog er sie auf) dieser große Proconsul erschrack auf seinem Tribunal, da Paulus von der Gerechtigkeit, und von der Keuschheit und von dem künftigen Gerichte redete. Wenn der Prediger in den feyerlichen, schauervollen Gelegenheiten gerufen wird, worinn auch der eitelste und leichtsinnigste unter den Großen das Bedürfniß göttlicher Belehrungen fühlt, dann wird er nicht verachtet; bis dahin muß er in dem Kreise die Gnade Gottes und das ewige Leben verkündigen, wo er als Wohlthäter, Vater und Lehrer verehrt wird. Dies ist die wahre evangelische Demuth; nicht die, welche mit zerknirschter, entäusserter Gebärde, in aller Niedrigkeit vor dem Fürsten hergehen, ihn Bruder nennen, und gern seine Tochter heyrathen will. So läßt sich ein Kapucinergeneral in aller Demuth von dem sechsspännigen Staatswagen der Prinzen und Herzoge nach Madrid einholen, die er ganz demüthig verbittet, doch aber in Demuth die Prinzen und Herzoge hinter sich herlaufen läßt, und als ein Grand d'Espagne ganz zerknirscht vor dem Könige seinen Kopf bedeckt.

Doch genug von diesem Tractate, bey dem wir uns vielleicht zu lange aufgehalten haben. Die Verachtung der Vernunft, und die hohen Prätensionen, die der V. predigt, konnte man aber nicht unbemerkt durchgehen lassen. Die Schrift selbst zeichnet sich wenig durch Gründlichkeit aus, daß sie, mit andern, ihres gleichen, bald ihr Urtheil der Vergessenheit erhalten dürfte. Indessen kann sie doch einigermaßen

Ueber Toleranz und Predigtwesen, die beyden letzten Stücke, worüber unser Verf. deklamirt, wollen wir nur wenig sagen. Er erklärt, was alle Welt Toleranz nennet, für Indifferentisterey. Die Frage dabey ist, ob diejenigen, die nicht gegen Andersdenkende toben und brausen, sondern die Wahrheit ohne Zank zu verbreiten suchen, ob die das alles schön und gut finden, was sie ertragen, ob ihre Duldung, Gleichgültigkeit sey. Ob sie das sey, kann nur Gott entscheiden; der Sterbliche, der es zu entscheiden übernimmt, ist blödsinnig oder feindselig. Ich bin es mir bewußt, wie warm mein Eifer sey gegen alles, was mir schädlicher Irrthum scheint. Schwärmerey auf der einen Seite und Unglaube auf der andern sollen mich immer bereit finden, die Rechte der Vernunft zu vertheidigen, und die Lehren der göttlichen Offenbarung rein und unverfälscht zu erhalten. Wenn der V. „seinen Haß gegen alle, die „so denken, erklärt, wenn er von ihnen sagt, daß ihn „ihre Werke von ihm wegschlagen:" so können sie sich das sehr gern gefallen lassen. Sie können ihn aber versichern, daß seine Werke sie ebenfalls von ihm wegschlagen *).

*) Sie können ihm mit vollem Herzen nachsagen: (S. 105.) „Kein Raisonnement über einen Allmanach, wo du unsern „Sinn sträfest, keine Predigt, kein Brief, den wir gemacht haben „möchten, bald keine Handlung," (besonders, so wie sich deren in diesem Buche finden, von Aufgeblasenheit, Schmähen, Verläumden Lästern, Verderben.) „die uns nicht von „dir wegschlägt." Allerdings werden nur sehr wenige Menschen den Meinungen dieses Verfassers beypflichten können. Aber wie erträgt er denn nun die anders denkenden [illegible]

In dem Artikel über das Predigtwesen beklagt Gedeon Kr. den Verfall des Predigtamtes. Es

haftig die Toleranz des Verfassers siehet so aus, daß man weit mehr Toleranz bey der Congregation des H. Officii als bey ihm finden wird. Zuförderst setzt sich der V. mit der Meinung seiner eigenen Untrüglichkeit über alle übrigen Menschen herauf. „Gewiß (S. 95.) „wird der erste Weg einer wahrhaft großen „Seele, die den Pöbelgeist des Volks empfindet, und sich, wie „hoch in Wolken über ihnen empor fühlen muß, u. s. w." Diese so sehr über alle Menschen erhabene Seele kann vor der Hand nun nichts bessers thun, als mit diesen Elenden Geduld haben. Die Zeit ist noch nicht gekommen, da er mehrere Kraft an ihnen brauchen kann. Inzwischen begnügt er sich, sie herzlich zu hassen, „ihnen Schmach und Hohn (S. 103.) anzufluchen, sie „Tröpfe, französische Schaumlecker, Rothwürmer u. s. w. (S. 94. 105. 109.) zu nennen, bis auf eine glücklichere Zeit, da man dieser Toleranz nicht mehr bedarf, und seinem Menschenhaß mit den kräftigern Waffen der triumphirenden Kirche bessere Befriedigung verschaffen kann. So auch der H. Dominikus, wenn er jetzt lebte. „Ich weiß „durch Christus (S. 99.) daß ich ruhig abwarten solle, bis die Stunde der sich selbst vergessenden Demuth" und „des kindlichen Glaubens kommt, da ich Wunder thun werde für Christus Reich." Also so lange muß sich der V. mit Schimpfen und Schmähen begnügen, bis diese wahren oder nur figürlichen Wunder geschehen werden. Es läßt sich nicht absehen, wie diese dann die Toleranz werden unnöthig machen, ob etwan alsdann die triumphirende Kirche werde stark genug seyn, ihre vollständige Einheit zu bewerkstelligen, oder ob alle Verschiedenheit der Meinungen werde unmöglich werden. So viel ist gewiß, daß die Interimstoleranz des V. nicht die Toleranz Christi und seiner wahren Nachfolger ist.

Das

findet sich hier eine merkwürdige Trennung unter den Freunden des Wunderchristenthums. Lavater will die

7)

Das Christenthum würde nicht Menschen von allerley Fähigkeiten nützlich werden können, wenn es irgend einen Gutgesinnten mit Härte und Verachtung an der Thür abweisen wollte. Auch zeigt die Gelindigkeit und Schonung Christi, der auch nicht Zöllner, Samariter, ja Sadducäer von seinem Umgang ausschloß, und sehr unvollständige Einsichten an seinen vertrautesten Freunden und Jüngern ertrug — und die Geduld der Apostel, die in den Gemeinen Glieder von den verschiedensten Einsichten und Denkungsarten aufnahmen, wie man als ein Christ gegen Andersgesinnete denken müsse. Wir finden da nichts von Schmach und Hohn, nichts von Entrüstung und Schimpfwörtern; eben darum, weil ihnen die Beförderung nicht ihrer eigenen Sache, sondern der guten Sache der Wahrheit am Herzen lag. Jene, sagt Paulus, (Phil. 1, 16. 18.) verkündigen Christum aus Zank, und nicht lauter — Was ist ihm aber denn? daß nur Christus verkündiget werde allerley Weise, es geschehe Zufallens (εν προφασει) oder rechterweise: so freue ich mich doch darinn und will mich auch freuen. Wird man damit Paulum der Indifferentisterey beschuldigen müssen, oder wird man diese Beschuldigung auf diejenigen bringen können, die ihm hierin nachähmen? Die hierarchische Parthey, die ein Reich sucht, das von dieser Welt ist, geht freylich von diesen Grundsätzen ab, und muß davon abgehen. Und diese ist es, der Christus mit allem ernsten Nachdruck begegnet, deren Glieder er übertünchte Gräber nennt, weil sie mit einem ungestümen Eifer für die herrschende Orthodoxie des jüdischen Priesterordens den duldenden Jesum in die Ketzerrolle setzten, und ihm mit dem ketzermacherischen Ungestüme zuriefen: Nun sehen wir, daß du ein Samariter bist und hast den Teufel. Wenn der V. von einer pharisäischen Moral spricht, so ist es zu unsern Zeiten

die ausserordentliche Gotteskraft auf alle Christen ausgedehnt wissen: Gedeon Kr. schränket sie auf den Prediger-

Zeiten wohl die Moral Gaßners und seines gleichen und nicht die Moral der gewissen Philosophen, denn diesen ist so etwas noch nicht eingefallen.

Die Toleranz des Christen entsteht nicht aus dem Bewußtseyn seiner eigenen Unfehlbarkeit, der Verachtung anderer, und dem Abwarten auf die Gelegenheit, sie dereinst nach dieser Verachtung behandeln zu können; sondern aus dem Gefühl, was es ihm gekostet, um in der Erkänntniß der Wahrheit so weit zu kommen, als er gekommen ist, aus dem Gefühl, wie wenig dieses ist, und wie unendlich viel noch immer zurück bleibt, wie viele gütige und freye Anstalten der Vorsehung, unabhängig von seinem eignen Zuthun, dazu gehört, daß er es so weit hat bringen können, — wie leicht es möglich sey sich zu irren, die lebendige Ueberzeugung der erkannten Wahrheit wieder zu verlieren, oder sie, gerade wenn es Noth thut, zu vermissen, — aus diesem Gefühl entspringt die Nachsicht und Gelindigkeit des Christen gegen die, so ihm zu irren scheinen. Aber die Toleranz eines Mannes, der so viel Eigendünkel und wegwerfenden Stolz hat, als Gedeon Kr., kann aus dieser Quelle nicht entspringen; Sie kann nur lehren, Nebenmenschen verachten und verfolgen. Es sind daher leere Worte, dem Sinne aller seiner Behauptungen zuwider, wenn er S. 106. sich rühmt, „kraft seiner Toleranz flamme sein Herz, „Menschen zu erfreuen, und brüderlicher Sinn, sanfte hervordringende Zärtlichkeit, ruhige, glaubende Geduld, „und ungekünstelte Frölichkeit quelle aus seinem innern Menschen hervor." Wie reimt sich der plumpe Stolz, den dieser Schriftsteller auf allen Seiten verräth, mit dem brüderlichen Sinne, den er zu zeigen vorgiebt? Wie hervordringende Zärtlichkeit, mit dem feindseligen, alles neben sich verachtenden Wesen?

Predigerstand ein. Dieser soll dadurch eine Hoheit erhalten, wodurch er über alle andere, auf die er etwas von seinen übernatürlichen Einflüssen herabtriefen läßt, erhaben wird. Wie er diese Vorzüge haben könne, wird wohl ewig ein Räthsel bleiben. Indeß klagt G. Kr. über die Verachtung dieses Standes. Es ist nicht ohne Schwierigkeit mit solchen Klagen hervorzurücken, wenn die Rede von der Achtung eines Ordens und Standes ist, in den sich auch nicht wenige, Unwürdige schleichen, die denn dem ganzen Orden leicht die Achtung verkümmern können, die man ihm sonst nicht versagen würde. Zuförderst ist es dem V. ein betrübter Anblick, „das Band der „zwey Hauptstände der Erde durch garstigen Eigen„nutz, Stolz und Betteley, Herschsucht und Sclaven„sinn aufgelöset, und durch diese Auflösung Unheil „und Elend, wie Heuschrecken überhand nehmen zu „sehen. Er meint aber: „Wären die Menschen ein „Heer Brüder, die die sich blos in andern fühlten „und kein heimliches Interesse hätten, einander zu „plagen, so würden Bruder Regent und Bruder „Prediger (nicht Herr Regent und Sklav Prediger) „zusammentreten, und weil beyde brennten für der „Völker Glück, wie Kinder eines Gottes, herzlich und „kräftig, und einmüthig einander unterstützen. Du „mein lieber Bruder Prediger, würde der Regent sagen, „da geb ich dir Vollmacht, und dort wollen „wir uns noch besser mit einander berathen; Du hast

„mehr

Wesen? wie ruhige Geduld mit Tröpfen, Schurken, Schaumleckern, Rothwärmern?

O! wenn Joseph Gedeon Kr. bey seinem im Et[illegible] einer erhitzten Einbildung geschriebenen Buche, die von ihm so sehr verachtete ruhige Vernunft hätte zu Rathe ziehen wollen! Welche Ungereimtheiten hätte er vermeiden können! Wir werden gleichwohl noch mehr Beyspiele davon sehen.

„mehr Kraft; ich mehr Gewalt; Wir wollen einan„der geben, was der andere nicht hat. Wilt du ei„ne Milch mit mir essen; Morgen komm ich mit „meinem Minister zu dir; Mein Sohn liebt deine „Tochter, gäbest du sie ihm, wenn er ihrer werth „wäre."

Es hält bey so offenbaren tändelnden Ungereimtheiten wirklich schwer, ernsthaft zu bleiben. Doch wir wollen es versuchen. Der Vorschlag des weisen Gedeon Kr. wäre nun freylich für einen Prediger, der in der Welt etwas vorstellen will, eine höchsterwünschte Sache. So viel fällt aber in die Augen, daß in dem weltlichen und geistlichen Stande erst beträchtliche Veränderungen vorgehen müssen, ehe wir dieses tausendjährige Reich auch nur wünschen dürften. So lange man dem V. (S. 138) noch nachsprechen muß: „Aber die Pfarrer müßten auch andere Leute seyn," so lange, auch dem Repräsentanten Jesu Christi, dem Angeweheten vom Geiste Gottes *)

*) Es wird der Mühe werth seyn, die Stelle, wo Gedeon Kr. die Geistlichen nach seinem Sinne so benennet, ganz hieher zu setzen: „Getrost, meine Brüder, der Herr ist nahe; „mit dem Blühen dessen wird vieles blühen; man wird im „Predigerstand, den ersten, edelsten, höchsten, von Gott „eingesetzten Stand erkennen; unser Ansehn und Würde wird „steigen; man wird in uns nicht mehr blos den rechtschaffe„nen Mann, das ist, den artigen Schwätzer, den Pfei„fer auf Tellers Flöte, den kalten unthätigen Raisonneur „schätzen, sondern den Repräsentanten Jesu Christi, den „Angeweheten vom Geiste Gottes mit ganzer Hingebung „der Seele ehren und lieben." — Siehe da, welche sanfte Zärtlichkeit, welche ruhige Geduld, welcher brüderlicher Sinn! Aber kein Stolz, kein Eigendünkel, keine Schwär-

sua — Deus fit dira Cupido

wird es kein apostolischer Diener Christi wünschen. Die Welt hat die Erfahrung davon gemacht. Zwingen läßt sich auch hier nichts, gesetzt, daß man es wünschen könnte. Ueberhaupt däucht uns, der V. kenne selbst diese Hindernisse zu gut, als daß er die Vorstellung von der Repräsentation Christi und der Anwehung vom Geiste Gottes mit Ueberzeugung für stark genug ansehen sollte, um durch sie alleine zu jenem hohen Grade der fürstlichen Brüderschaft den geistlichen Stand zu erheben, auch selbst bey der katholischen Geistlichkeit nicht, die doch vor der Geistlichkeit all anderer Kirchen, der griechischen, der englischen, schon einen hohen fürstlichen Schwung hat, und von welcher er sich S. 144 auf eine sehr beissende, unedle, nichts weniger als im Geiste Christi gestimmte Art formalisirt: „Man „liest in den Zeitungen, daß selbst die Herren „Kardinäle und Bischöfe ihres Ranges wegen „nicht selten in Nöthen seyen. Sich um des „Rangs willen mit dem Herrenvolk herum zu schla„gen und zu balgen, gefiele mir aber am Lehrer der „Religion nicht, und ein Freund schrieb mir jüngst:“ „Wenn du mit garstigen Kerls zu thun hast, so laß „dir mit weissen Buchstaben auf deinen schwarzen „Hut das Motto schreiben: si cum stercore certo, „sive vinco, sive vincor, u. s. w.“

Ob es in den letzten glorreichen Zeiten dahin kommen werde, daß es ihre übrige Brüder ihnen nachthun können, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen. Die höchste Voll

kom-

merey, keine Feindseligkeit, nicht einmal gegen Tellern, der doch nur ein Tropf, ein Rothwurm ist gegen einen Gedeon, Sr.,, einen Repräsentanten Jesu Christi, einen Angeweheten vom Geiste Gottes.

ommenheit des Christenthums setzen die apostolischen Belehrungen in ganz etwas anders als in dieses Vorzehen des Priesterstandes vor dem Fürstenstande: Und es soll geschehen in den letzten Tagen, spricht Gott, ich will ausgiessen von meinem Geist auf alles Fleisch; und eure Söhne und eure Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichter sehen, und eure Aeltesten sollen Träume haben; und auf meine Knechte und auf meine Mägde will ich in denselben Tagen von meinem Geist ausgiessen und sie sollen weissagen. Das ist der große Geist des Christenthums, der von keinem Ausgiessen auf einen besondern Stand, wie unter der alttestamentischen Oekonomie, etwas weiß. Denn, sagt Petrus: ihr alle seyd das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums; daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht. Auch ist die Bestimmung des Predigers, so wie es die Apostel verstehen, dieses Vorgehen und Rathgeben in der Regierung der Staaten keinesweges. Welcher (Gemeine) ich ein Diener worden bin nach dem göttlichen Predigtamt, das mir gegeben ist unter euch, daß ich das Wort Gottes reichlich predigen soll: nehmlich das Geheimniß, das verborgen gewesen ist, von der Welt her, und von den Zeiten her, nun aber offenbaret ist seinen Heiligen. Denn wir verkündigen und vermahnen alle Menschen, und lehren alle Menschen, mit aller Weisheit: auf daß wir darstellen einen jeglichen Menschen vollkommen in Christo Jesu. Daran ich auch arbeite und ringe, nach der Würkung des, der in mir kräftiglich würket.

Nach

Nach dieser apostolischen Abschilderung des Predigtamts soll es also die Menschen zur lebendigen Erkenntniß der Allgemeinheit der Gnade Gottes, zur Gottesfurcht und Rechtthun bringen; nicht sich bey der Regierung der Staatsgeschäfte aufdringen. Diese haben mit dem Fortgange der Zeit eine solche Ausdehnung erhalten, sind durch die Unendlichkeit des Details so verwickelt geworden, daß sie eine große Mannichfaltigkeit von Einsichten erfordern, deren übernatürliche Mittheilung keinem Stande verheissen ist. Es läßt sich im dem höchsten Senate der brittischen Gesetzgebung nicht bemerken, daß die Repräsentanten Christi in Oberhause durch göttliche Eingebungen sich hervorthun, und man sagt, daß sie mehr an die natürlichen Eingebungen eines Chathams, Mansfields, Graftons, Burke, als an die politischen Offenbarungen von Mylord von Kanterbury und York, glauben. Wenn also in diesem Stücke eine Verbesserung zum Nutzen der Welt zu wünschen und zu erwarten ist, so wird sie alsdann Statt finden, wenn dereinst die Fürsten, nicht einen gewissen Stand und Orden, sondern diejenigen Bürger ihres Staahören, die sich durch Verdienste und praktische Weisheit hervorthun. Dadurch werden die Regierungen eine sichere und heilsame Kraft bekommen.

Wie sich übrigens ein Prediger bey dem Leichtsinn der Gens du monde zu betragen habe, dazu giebt uns Paulus das edelste und lehrreichste Muster. Wir finden in seiner Geschichte nicht ein einziges Beyspiel, daß er sich bey irgend einem mit den Anmassungen des Vortritts aufgedrungen habe, nicht daß er zum Felix gesagt habe, ich habe mehr Kraft, du mehr Gewalt. Wenn er aber vor Standespersonen reden mußte, so that er es unerschrocken und gieng, auch verachtet, im Triumphe seiner unsichtbaren

ren Hoheit, aus den Pallästen hinweg. Der Felix, vor dem er sich vertheidigen mußte, und der zu der ganzen Sache die humeur goguenarde mitbrachte, womit ein Courtisan das anzusehen pflegt, was er misères nennt, (Ap. G. 24, 22. Da aber Felix solches hörte, zog er sie auf) dieser große Proconsul erschrack auf seinem Tribunal, da Paulus von der Gerechtigkeit, und von der Keuschheit und von dem künftigen Gerichte redete. Wenn der Prediger in den feyerlichen, schauervollen Gelegenheiten gerufen wird, worinn auch der eitelste und leichtsinnigste unter den Großen das Bedürfniß göttlicher Belehrungen fühlt, dann wird er nicht verachtet; bis dahin muß er in dem Kreise die Gnade Gottes und das ewige Leben verkündigen, wo er als Wohlthäter, Vater und Lehrer verehrt wird. Dies ist die wahre evangelische Demuth; nicht die, welche mit zerknirschter, entäusserter Gebärde, in aller Niedrigkeit vor dem Fürsten hergehen, ihn Bruder nennen, und gern seine Tochter heyrathen will. So läßt sich ein Kapucinergeneral in aller Demuth von dem sechsspännigen Staatswagen der Prinzen und Herzoge nach Madrid einholen, die er ganz demüthig verbittet, doch aber in Demuth die Prinzen und Herzoge hinter sich herlaufen läßt, und als ein Grand d'Espagne ganz zerknirscht vor dem Könige seinen Kopf bedeckt.

Doch genug von diesem Tractate, bey dem wir uns vielleicht zu lange aufgehalten haben. Die Verachtung der Vernunft, und die hohen Prätensionen, die der V. predigt, konnte man aber nicht unbemerkt durchgehen lassen. Die Schrift selbst zeichnet sich wenig durch Gründlichkeit aus, daß sie, mit andern, ihres gleichen, bald ihr Urtheil der Vergessenheit erhalten dürfte. Indessen kann sie doch einigermaßen

schädlich werden, wenn rasche Jünglinge, die so gern durch die Verachtung der Wissenschaften ihrem Genie ein Kompliment machen und ihrer Gemächlichkeit Kissen unterlegen möchten, alles darinn sehr schön finden werden, weil es sie so zufrieden mit sich selbst, und ihren Talenten macht, und gar keine Anstrengung ihres Fleißes von ihnen fodert.

Wir wollen nur noch ein paar Worte vom Spotte sagen, gegen den sich alle Vertheidiger der Schwärmerey, als das größte Ungeheuer, auflehnen. Man sehe hievon den ganzen zweyten Theil der Abh. im T. M. u. s. August. 1776. und die Abh. im D. M. 9tes Stück. „Der Spott glaubt Toleranz gegeben zu „haben, und hat Gleichgültigkeit gegeben," S. 787, „und der Scheiterhaufen der schlimmsten Schwärmerey „ist ein sanfterer Sitz, als die Gleichgültigkeit. — „Schädlicher als die kaltblütigen Philosophen sind, „ihre Spür- und Jagdhunde die lucianischen Gei- „ster." S. 127. Wir möchten wohl fragen, ob nur allein das Vergehen des Spottes unverzeihlich ist, und ob der gravitätische Enthusiast allezeit unsündlich ist, oder ob seine ernsthafte Schwärmerey alle seine Verbrechen heiligt und zu Tugenden macht? Alle Ausschweifungen der schwarzen, menschenfeindlichen Laune sollten Verdienst, und alle Uebereilungen der fröhligen Laune Hochverrath seyn? Denn man hat es durch eine rhetorische Figur tändelnderweise ausgemacht, daß Spott, Verfolgung, Scheiterhaufen ist. Doch man frage die Welt, wobey sie sich am besten befunden habe, bey dem Codex der Inquisitorum oder bey Wielands Agathon und goldnem Spiegel? Denn, wohl bemerkt, der Weise, der über die düstern Grimassen eines menschenfeindlichen Schwärmers spottet, ist nicht immer Spötter, weiß, woran er sich zu halten hat, und verehrt alles mit gefühltem, innerm

Seelenernste, was der Ruhe und der Tugend des menschlichen Geschlechtes heilig ist. Auf dieser falschen Vorstellung, als wenn der Spott in einem Falle, alle Theilnehmung und Wärme in allen andern Fällen ausschlösse, beruhen nicht wenig leere Paradoxe des Aufsatzes im T. M. S. 787. Z. B. „Der Spötter kann „nicht lieben. — Sein Lieben ist kalt oder Hurerey — „der Spötter sieht nichts rein, der Enthusiast al„les. — Der Spötter kann Menschenkenntniß ha„ben, der Enthusiast hat Engelsgefühl. — Der „Spott macht alles kleiner; die Schwärmerey macht „alles größer; die ist näher bey der Wahrheit, ist „leichter, ist glücklicher."

Du Feind der lachenden Muse! kennst du nicht den edlen Britten, den liebenswürdigen Schwärmer, warm und begeistert für alles, was den Geist des Menschen wahrhaftig erhöhet und veredelt, aber auch den unversöhnlichen Belacher aller geheimnißvollen Mummereyen, und aller schwarzgalligten Eingebungen? Wer kann die Stirn haben, Spott und Gleichgültigkeit für einerley zu halten, wenn man Shaftesbury gelesen hat? Und hat den Plato seine sokratische Ironie gehindert, sich von dem Anschauen des überirrdischen Schönen zu begeistern? Auch giebt es kein besseres Mittel, die Ernsthaftigkeit des schädlichsten Stolzes, des geistlichen Stolzes, aus seiner Fassung zu bringen, den Nebel des ehrfurchtvollen Staunens in den Gemüthern gutherziger aber nicht raisonnirender Zuschauer zu zerstreuen, die Absurdität widersinniger Prätensionen anschauend zu machen, als wenn man sie unter ihrer wahren lächerlichen Gestalt zeigt, und so den Zauber einer dumpfigen Leidenschaft durch eine entgegenstehende helle und öfnende aufhebt. „Manche feyerliche Sophisterey hält „sich hinter einer ernsthaften Mine, die hinter eine

„heitern nicht ungeschlagen davon kommen würde.“ „*Grimace* and *Tone* are mighty Helps to impostu-„re“ sagt Shaftesbury. And many a formal Piece „of sophistry holds proof under a severe Brow, which „would not pass under an easy one.“ Wir sehen nicht, wie der ächte Freund der Wahrheit sich vor diesen Waffen zu fürchten nöthig habe *). Sokrates fürchtete den Spott nicht; was konnte er ihm anhaben? Er erklärt sich darüber mit der edelsten Zuversicht gegen den Priester Euthyphron. Ω φιλε Ευθυφρον, αλλα το μεν καταγελασθηναι, ισως ουδεν πραγμα. — Ει μεν ουν μελλοιεν μου καταγελαν — ουδεν αν ειη αηδες παιζοντας και γελωντας εν τω δικαστηριω διαγαγειν. „Mein lieber Euthyphro! es ist wohl kein grosses

„Unglück,

*) Es sey uns erlaubt, die Erklärung des obenangezeigten vortreflichen Schriftstellers über diese Materie hieher zu setzen: „Sie werden sich nun vermuthlich überzeugt haben, daß ich, „so sehr ich auch den Scherz in ganzem Ernste vertheidige, doch „im Gebrauch desselben Maaß halten kann. Es ist in der That „ein ernsthaftes Studium, die Laune stimmen, und in Ord-„nung halten zu können, die wir von der Natur als ein lin-„derndes Hülfsmittel gegen das Laster, als eine Art von Arzney „gegen Aberglauben und melancholische Täuschung empfingen. „Es ist ein groser Unterschied zwischen dem Bestreben, „von jeder Sache Anlaß zum Lachen zu nehmen, und „zwischen dem Bestreben, an jeder Sache die Seite zu „finden, die Belachung verdient. Denn nichts ist lächer-„lich als das Ungestalte; nichts ist probefest gegen den Scherz, „als das Schöne und Wahre. Daher ist es die größte Unge-„rechtigkeit von der Welt, der Rechtschaffenheit den Ge-„brauch dieser Waffen zu versagen, die niemals gegen „sie selbst gezückt werden können, und gegen alles andre, „was das Widerspiel davon ist, gezückt werden.“

„Unglück belacht zu werden. Wenn man sich nur „damit begnügen wollte, über mich zu lachen! — „es würde eben so etwas unlustiges nicht seyn, einige Stunden in diesem Gerichtshause mit Lachen und „Scherzen hinzubringen." Der Priester Eutyphron war der Meynung nicht, und das konnte man dem Priester Eutyphron nicht verdenken. Er wußte, daß keine Verfolgung für ihn und seines gleichen grausamer sey, als die Verfolgung der Verachtung. „Der Scheiterhaufen der schlimmsten Schwärmerey „ist ein sanfterer Sitz, als die Gleichgültigkeit;" dachte er vermuthlich mit dem modernen Eutyphron. Das mag. Aber darum wird kein ungeheuchelter, heiterer Freund seiner Brüder jemand auf den Scheiterhaufen setzen, damit er dort einen sanftern Sitz finde, als in seinem Bedauren. Man weiß es aus der Geschichte, daß einem Fox der Pranger und die Staupe besser behagte, als der Spott und die Parodie. Das hat Shaftsbury, der über Scherz und Schwärmerey so viel vortrefliches gesagt hat, bereits bemerkt: „Aber „wie barbarisch, wie mehr als heidnisch grausam sind „wir duldsamen Engländer noch immer! Denn wir „haben, nicht damit zufrieden, diesen prophezeyhenden „Enthusiasten die Ehre einer Verfolgung zu versagen, sie der größten Verachtung von der Welt „überliefert. Sie sollen, wie man mir für gewiß versichert hat, gegenwärtig der Gegenstand eines lustigen Possenspiels oder Puppenspiels auf dem Bartholomäimarkte seyn. — So lange der Bartholomäimarkt im Besitz dieses Privilegiums ist, will ich „unserer Nationalkirche Bürge dafür seyn, daß keine „Sekte von Enthusiasten, keine neue Verkäufer von „Prophezeyhungen oder Wundern je die Oberhand bekommen, oder sie in die Verlegenheit setzen werden, „ihre Gewalt gegen sie auszuüben."

Wir denken nicht, daß dieser Spott den Gesetzen der Menschlichkeit zuwider sey, wir sind sogar überzeugt, daß ihn der empfindsame Sterne nicht verdammen werde, und diesen erklärt der Aufsatz im T. Museum für untadelhaft. „Ich kenne niemand, heißt es daselbst S. „768. als Sterne, den ich zum Muster setzen möchte, „wenn, wie, und wo man spotten sollte. Selbst Cervan„tes wußte es nicht so gut &c. &c. Wie gütig ist „sein Spott über den guten Shandy! Nur „da wird er stechend, wo selbstgefällige Bosheit „die Maske des Enthusiasmus nimmt." Der Spott kann also selbst nach der Meinung des gutmüthigen Sterne, gegen die selbstgefällige Bosheit, die die Maske des Enthusiasmus nimmt, nicht stechend genug seyn! Also gegen die Stanzinsse ist der weise Spötter streng, aber gegen die absichtlosen, harmlosen, gutartigen Schwärmerlinge, sie mögen Tobias, Shandy oder Sebaldus Nothanker heißen, ist er gelind und schonend. Und das ist es, worinn wir uns ihm nachzuahmen bestreben müssen, mit Mildigkeit über die Schwachheiten eines vortreflichen Menschen zulächeln ohne daß es der Verehrung seiner Vortreflichkeiten schade, einen Lorenzo unter den Barfüßern zu lieben, ohne zu sagen, daß der Barfüßer Orden unter allen der liebenwürdigste sey. Wir unterscheiden unter den jetzigen Vertheidigern schwärmerischer Hofnungen gar wohl einige geistvolle Männer, und dieser Fleck in dem Charakter ihres Geistes wird der Achtung nichts benehmen, die wir für ihre übrigen Verdienste haben. Es giebt aber auch einige unter ihnen, die durch wildes Aufbrausen, durch stolzen Eigendünkel, durch feindselige Anzäpfungen, durch hämische Persönlichkeiten, womit ihre oft sehr trivialen Papiere angefüllt sind, den Unwillen und die Verachtung aller

denken-

denkenden und dem praktischen Christenthum wohlwollenden Menschen verdienen. Dieses muß ganz laut gesagt werden, und wenn auch noch so viel zur Verachtung der Vernunft, und zum Lobe der Schwärmerey geschrieen wird. Der ruhige, verständige Philosoph, darf das Pochen und Toben nicht so fürchten, wie er, der Schwärmer, Gründe und Spott fürchten muß. Und Gott sey Dank! es ist in Deutschland noch ein großes Publikum, das gesunden Menschenverstand und seinen Gefährten, den heilsamen Enthusiasmus für alles Gute und Schöne schätzt und liebet, aber hypochondrische Schwärmerey mit Mitleiden, Schwärmerey voll Eigendünkel aber gar nicht ansiehet, und tobende Schwärmerey verabscheuet.

Man dürfte zwar vielleicht hier die Nation doch nicht warm genug für alles Gute finden, wenn man sie gegen die manchfältige zur Bewunderung in den Monathschriften aufgestellte Züge der Freygebigkeit, des Edelmuths, anderer benachbarten Nationen betrachtet. Aber, man irret sich, wenn man einer Nation Tugenden deswegen abspricht, weil sie nicht in den Wochenschriften verkündigt werden. Der Freund des Enthusiasmus für die Tugend versuche es doch, eine Geschichte desselben für Deutschland zu schreiben; er bemühe sich die Tugenden der Regenten, vom Kayser anzufangen, durch die Reihe aller seiner geistlichen und weltlichen Neven und Oheimen hindurch zu erforschen, strenge zu untersuchen; und er wird mit Erstaunen finden, daß in Deutschland die Summe des wohlgeordneten Enthusiasmus für die Tugend der Wohlthätigkeit, der Rechtschaffenheit, der Tapferkeit, der Standhaftigkeit, des Fleißes, für die Ausbreitung der Wissenschaften, für die Belohnung und Ermunterung der Künstler, für die

Milderung der Sitten, für die Verbesserung und Vermehrung der Lebensmittel, für die Versorgung der Armen, für die Faßlichkeit der Lehren des Christenthums, ungleich grösser sey als die brausenden oder flüchtig vorüber säuselnden Freygebigkeiten anderer Nationen, deren Enthusiasmus mehr durch Eitelkeit und Ruhmsucht als durch Tugendliebe wirkt. Welche göttliche Empfindungen des erhabensten und edelsten Enthusiasmus in dem Gemüth eines gesunden Deutschen bey den Namen Joseph, Theresia, Friederich. Man hat also nicht zu fürchten, daß durch die Ehre, die man der kalten aber gesunden Vernunft erweißt, durch das Exilium, wodurch Gaßner aus seinem Wunderkreiße vertrieben worden, der Enthusiasmus für die Tugend erkalten werde. Diejenigen, welche dieses befürchten, würden erstaunen, wenn sie, anstatt ihrer Entzückungsexercitien und Contemplationen, sich in der Stille bemüheten, Nachrichten zu sammeln von den stillen Wirkungen des Enthusiasmus für die Tugend, nicht für die blos philosophische, für die wahre christliche Tugend, für die Fortpflanzung derselben, für die Belohnung und Unterhaltung der Diener der Religion, für die Erquickung und Herstellung der Unglücklichen und Elenden. Welche große Beyspiele unter unserm hohen und niedern Adel, unter den Erzbischöffen und Prälaten der hohen Stifter, unter den großen Gesellschaften und Orden, die sogar durch keine andere als solche Handlungen bekannt sind, welche ohne Enthusiasmus für die hohe Tugend nicht ausgeübt werden können, in den Reichsstädten, darunter einige mit mütterlicher Wärme und Pflege für gute und schöne Künste und Wissenschaften wetteifern, unter dem Kaufmannsstand und so vielen andern Ständen unserer Mitbürger, die aber alle in der Erheiterung ihres Verstandes mehr Ehre und Vergnü-

gen

gen suchen als in der blinden Begeisterung für alles, was ihren Sinnen widerspricht und gegen ihren Verstand sich empört. Diese Großen der Erde, diese warme Mitbürger sind es, die auch Gott zwar im Geiste, und mit entbrannten Herzen, obschon nicht in entzückten Empfindungen, in Träumen der Einbildung anbeten, welche entweder einen kranken Körper, oder ein verstimmtes Temperament oder auch wohl nur bloße Hofgefälligkeit für diejenigen zum Grunde hat, denen sich die Entzückten gefällig machen wollen, die ihn aber auch in der Wahrheit anbeten. Diese Anbetung in der Wahrheit, mit der Anbetung im Geist verbunden, verträgt keine einseitige Erklärung, schließt alle gehäßige Auflagen aus, wozu man von kaltblütigen Indifferentismus oder Atheismus die Namen und Farben nimmt, um sich den Beweiß zu ersparen; ein Weg, der aber sehr schlüpfrig, und denjenigen, die gesunde Augen und unverdorbne Säfte haben, gewiß verdächtig ist; denn es ist nicht das Kennzeichen einer guten Sache im Gerichte, wenn man, anstatt Gründe aus der Sache selbst beyzubringen, den Richter mit Personalitäten gegen den Beklagten einzunehmen sucht. Man kann zwar überhaupt die Beobachtung machen, daß die Häupter der enthusiastischen Theologie sich mit einer Sympathie für eine große herrschende christliche Religionsparthey und vielleicht mit der Hoffnung schmeicheln mögen, in den Weg der Vereinigung mit ihr leichter einlenken zu können. Allein für unsere gegenwärtige Epoche, die auch bey derselben Kirche wahre Epoche in der Theologie ist, möchte es doch zu spät seyn, so patriotisch auch der Gedanke sonst immer seyn dürfte, die Sache mit Maschinen des Enthusiasmus anzugreifen. Bey den hohen Urhebern und Verfassern der Münsterischen Schulordnung und der neuesten Betrach-

rungen über das Universum z. E. mit so warmen Enthusiasmus für christliche Tugenden und Wissenschaften sie auch abgefaßt sind, würden sie gewiß keine Wirkung thun. Und wie wenige sind ihrer unter den Großen dieser Kirche, die nicht mit diesem vortreflichen Verfasser gleich denken und gleich empfinden; wiewohl das Verdienst der Vereinigung doch sehr viel verlieren würde, wenn die andere Hauptkirche um soviel weiter von der Vereinigung mit der Mediationsparthey entfernet bleiben müßte. Aber Wahrheit muß um ihrer selbst willen nicht aus politischen Convenienzen Wahrheit seyn. Wenn Thomasius mehr Enthusiasmus für seinen Ruhm, die armen Elenden, die der Enthusiasmus in Hexen verwandelt hatte, vom Scheiterhaufen zu erretten, als Verstand gehabt hätte, um den höhern und mit geübterer Vernunft begabten Theil der Menschen von seinem Irrthum zu überzeugen, so würden wir vielleicht heute noch die Hexen entweder verbrennen, oder, wenn Thomasius mit der Aufhebung der Inquisition durch Vernunftschlüsse allein nicht hätte durchdringen können, und daher auf den Vorschlag gefallen wäre, die Hexen auf Dreyfüsse zu setzen, so würden wir vielleicht noch auf den heutigen Tag die Hexen als heilige Weiber verehren, Gaßnern Schröpfern und ihres gleichen aber zu ihren Priestern bestellen.

Zp.

II.

Ueber Toleranz und Gewissensfreyheit, nach den Grundsätzen des allgemeinen und protestantischen Kirchenrechts, nebst einer actenmäßigen Erzählung

dessen,

dessen, was mit dem gewesenen Präposito zu Wahren, Herrn Hermes, wegen seiner ausgestreueten irrigen Lehren in Mecklenburg vorgegangen. Mit hoher Genehmigung dem Druck übergeben. Bützow und Wismar in der Berger- und Brednerschen Buchhandlung 1776. 8. 522. Seiten.

Dieses Buch ist durch den neulich in unsrer Bibliothek (B. XXIX. I. St.) recensirten Tractat des Herrn Lüdke über Toleranz und Gewissensfreyheit u. s. w. insonderheit durch die darinn von dem Verfahren des Mecklenburgischen Consistorii gegen den Herrn Hermes gegebne Nachricht veranlaßt worden, und soll eine förmliche Widerlegung sowohl der Theorie des Herrn Lüdke von Toleranz und Gewissensfreyheit, als auch insonderheit der ebengedachten Nachricht von den Hermesschen Religionshändeln seyn. Sonst bestehet es gewissermaßen aus drey Theilen; in dem ersten wird ein Versuch gemacht, über die Toleranz, ihre Natur und ihre Gränzen eine richtigere, bestimmtere und schriftmäßigere Theorie zu liefern, als dem Vorgeben nach, diejenige ist, die uns Herr Lüdke in seinem Buche gegeben hat. Dann wird ein großer Theil des Lüdkeschen Buchs aufs genaueste durchgemustert, auf das schärfste geprüft und bestritten, und endlich wird ein so genannter actenmäßiger Bericht von dem Vorgang mit Herrn Hermes vorgelegt, und der vorgeblich falschen und nachtheiligen Nachricht von dieser Sache in der Schrift des Herrn Lüdke entgegengesetzt.

Der Verf. äussert irgendwo den Verdacht oder die Besorgniß, daß man in gewissen der alten Orthodoxie abgeneigten und den Neuerungsversuchen günstigen Journalen und gelehrten Zeitungen hart über sein Buch herfahren und die darinn behaupteten Lehren in einem schmähenden Ton und durch rohe Machtsprüche verdammen werde. Sollte sich dieser sein Verdacht auch über unsre Bibliothek erstrecken, so ist sich wenigstens der Recensent bewußt, daß er nie durch ein so unschickliches und unwürdiges Betragen, am wenigsten gegen Schriften von der Beschaffenheit und dem Gehalt, wie die gegenwärtige ist, hierzu gegründeten Anlaß gegeben; sondern wo wirklich Gründe angegeben werden, denen er seinen Beyfall nicht geben konnte, hat er ihnen ernsthafte Prüfungen, ihm erheblich scheinende Einwendungen oder Gegengründe, nie aber Schmähungen, Verdrehungen, lieblose Vorspiegelungen oder bequeme Machtsprüche entgegengesetzt. Und eben so gedenke ich es auch jetzt bey der Anzeige und Beurtheilung dieses Buchs zu halten, das mir nicht unerheblich, sondern eine der besten Vertheidigungen der orthodoxen Lehrform, und des eingeführten Kirchensystems zu seyn scheinet. Ich werde mich aber blos auf den ersten Theil desselben oder auf die von dem Verf. mitgetheilte Theorie über Toleranz u. s. w. einschränken, und auch bey dieser Einschränkung besorge ich über die Grenzen einer Recension auszuschweifen, da ich es wagen werde, nicht nur einige Zweifelseinwendungen gegen die Sätze, worinn der V. das allgemeine und protestantische Kirchenrecht vorträgt, sondern auch einen etwanigen Abriß einer meiner Einsicht nach genugthuenden Theorie herzusetzen.

Der V. behauptet, wie sehr viele Orthodoxen und Heterodoxen gethan haben, das Collegialsystem

und die Collegialrechte der Kirche; d. i. siehet sie als eine geschlossene Gesellschaft an, die alle einer rechtmäßigen Gesellschaft nur immer zustehende Rechte besitzt, insonderheit auch die Befugniß, ihren Grundplan zu erklären, Conventionalgesetze zu machen; und alle diejenigen, die sich denselben nicht unterwerfen wollen, aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen, und der Vortheile der Gesellschaft zu berauben. Hierauf gründet er nun das verbindende Ansehen der festgesetzten Lehr- und Kirchenform, wie auch seine Theorie von der Toleranz, und suchet daraus die Grenzen derselben zu bestimmen — Dem ersten Anschein nach ist diese gesellschaftliche Form und das daraus hergeleitete Collegialsystem gleich wie jene Rechte der Kirche, ganz klar und unleugbar. Allein, so bald man den eigentlichen Zweck und die Natur der von Christo gestifteten Religion beherziget, und gegen dies Kollegialsystem hält, so stoßen Widersprüche oder zum wenigsten politische Convenienzen auf (s. XXII. B. 1. St. d. A. D. B. S. 196. 197.) die einen nachdenkenden und unpartheyischen Forscher stutzig machen müssen. Einen solchen Widerspruch glaube ich gleich im Anfange von des Verf. Vorstellung des protestantischen Kirchenrechts zu finden. Durch Toleranz verstehet er ein solches Betragen gegen andre, da man sie in Glaubenssachen meynen und glauben läßt, was ihnen beliebt, ohne ihnen deswegen eine Beleidigung oder einen Schaden zuzufügen. „Nun ist aber eine wirkliche Beleidigung und Schade nur ein solches Uebel, welches dem andern aus der Vernachläßigung und Uebertretung unsrer Pflichten verursacht wird. Wenn ich also, fährt der V. fort, gewisse Pflichten auf mir habe, deren Beobachtung mir obliegt; so kann eine Ungemächlichkeit, die einem andern daraus zuwächst, von ihm nicht als eine Beleidigung oder Schade angesehen werden, den ich ihm zugefügt habe. Hieraus ergiebt sich sch

im Allgemeinen, daß die Toleranz gewisse Gränzen haben müsse, und nicht ohne alle Einschränkung verlanget werden könne" — dies scheint in soweit richtig zu seyn; wenn also ein von dem symbolischen Büchern abweichender Prediger durch fiscalische Action geplagt und endlich, wenn er nicht widerrufen will, vom Amt und Brod verjagt wird, so ist dies freylich ein Nachtheil für denselben, auch ein Nachtheil, der ihm wegen Religionssachen zugefügt wird; allein der Fiscal und das inquirirende Consistorium sind zu diesen Beschuldigungen, nach den Grundsätzen des Verf. nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet. Dem sey so; ist aber nicht der abweichende Prediger, vermöge der vom Verf. zugestandnen Privattoleranz und Gewissensfreyheit, gleichfals eben so sehr berechtigt und in seinem Gewissen verpflichtet, das, was er für wichtige Wahrheit hält, öffentlich zu lehren und zu vertheidigen, und das, was seiner Einsicht nach ein schädlicher Irrthum ist, aufzudecken und zu bestreiten? Ich glaube ja. Hier haben wir einen Fall, wo ein Mensch, der nach seinem Gewissen handelt, und also recht thut, eben darum gedruckt und verfolgt wird von andern Menschen, die durch diese Bedruckung nicht etwa ihre Pflicht verletzen, sondern sie vielmehr erfüllen. Wo bleibt hier die Harmonie der Wahrheit und der Pflichten? Tritt hier nicht gerade derselbige Widerspruch der Pflichten und der Rechte ein, aus welchem der Verfasser des Phädons im dritten Gespräch einen so auffallenden Beweis für die Unsterblichkeit der Seele hernimmt, und sollte man nicht auch in diesem Fall daraus schließen, daß eine Form und Einrichtung der christlichen Kirche, wodurch ein solcher Widerspruch, so oft als nur zwey Christen, beyde aufrichtige Verehrer der Wahrheit, über den Sinn der Lehren und Gebote ihres Herrn streiten werden, entstehen

stehen muß, nicht von Christo abgezweckt sey! Aber freylich müßten wir uns über alle solche Folgerungen wegsetzen, wenn wir für das Collegialsystem einen deutlichen und festen Grund in der Schrift fänden. Laßt uns also vor allen Dingen des V. Definition von der Kirche ansehen, und untersuchen, was sie für einen biblischen Grund habe, und ob aus derselben das Collegialsystem fließe. Die Kirche ist dem Verfasser eine freywillig errichtete Gesellschaft von Menschen, die vermittelst der gemeinschaftlichen Ausübung der Religion und des Gottesdienstes, nach der Lehre Christi und der Apostel mit einander in Verbindung stehen. — Hier ist zuförderst der Ausdruck: in Verbindung stehen, zweydeutig. Soll sich nemlich diese Definition sowol auf die sogenannte unsichtbare, als sichtbare Kirche passen, wie es der V. annimmt, so bedeutet er einmal nichts weiter, als daß alle Glieder dieser freywillig errichteten Gesellschaft blos in einer Art von geistiger oder moralischer Verbindung, vermöge des gemeinschaftlichen Zwecks und des gemeinschaftlichen unsichtbaren Oberhaupts, stehen, so wie man von allen in der ganzen Welt zerstreueten wahren Philosophen behaupten kann, daß sie in einer gewissen Verbindung mit einander stehen. Es ist also dann von keiner äusserlichen Verbindung die Rede, und es kann an und für sich aus der Verbindung der Glieder das Collegialsystem nicht gefolgert werden. Die Nothwendigkeit einer äussern Verbindung oder Conföderation unter allen Christen muß aus anderweitigen Gründen erwiesen werden. Der V. behauptet daher auch, „daß eine solche positive Verordnung Christi „und seiner Apostel vorhanden sey, daß die Christen, „wo sie sich nur finden mögen, in eine solche äusser„liche Gesellschaft und Verbindung zu den angezeigten

 „Zweck

„Zweck zusammentreten sollen; es sey also die Kirche „eine durch göttliche Auctorität errichtete und legitimirte Gesellschaft oder Collegium." Was sind denn dies für positive Verordnungen Christi und seiner Apostel? Besagen sie, daß alle Christen in der ganzen Welt einen allgemeinen Staat, eine grosse Conföderation ausmachen sollen? War dies der Entzweck Christi, so laßt uns gestehen, daß er ihn verfehlt habe, und verfehlen müssen. So sündigen aber auch alle Christen, die sich je unter einem Vorwand von dem grossen Haufen der übrigen abgesondert haben, und namentlich die Protestanten durch ihre Trennung von der römischen Kirche wider ein ausdrückliches Gebot Jesu. Bey dieser Voraussetzung sehen wir uns in eben die Streitigkeit verwickelt, welche die römischen Lehrer des Kirchenrechts so sehr beschäftigt, nemlich von welcher Form dieser geistliche Staat sey, monarchisch, aristocratisch oder democratisch, oder eine Mischung aus allen diesen Regimentsformen, und sind genöthigt, ein oder mehrere sichtbare Oberhäupter, Obrigkeiten und Regierer desselben anzunehmen, und die Lehrer als die eigentlichen Ausleger des Grundplans, wo nicht als die alleinigen Regierer desselben, doch wenigstens als Mitregenten, und also nicht blos als Lehrer zu betrachten Diese Verfassung würde also abermals mit einer anderweitigen Behauptung des V. „daß alle Idee einer bürgerlichen Republik und „Gesellschaft von Obrigkeit und Unterthanen von der „Kirche Christi unendlich weit entfernt seyn müsse, „und daß die Lehrer weiter nichts als Lehrer sind, und „von ihren Zuhörern keinen andern Gehorsam, als „den freywilligen Gehorsam gegen die Wahrheit von, „der man überzeugt ist, zu fodern haben" in einem „Widerspruch stehen. War keine allgemeine alle Christen einschliessende Gesellschaft durch das vorgegebne Gebot

bot Christi abgezweckt und verordnet, so fragt sichs: in wie viele kleinere unabhängige Gesellschaften, und nach welchen Gründen der Abtheilung die Christen sich zusammen conföderiren sollen? Der Ausdruck des V. daß die Christen, wo sie sich nur finden mögen, zusammentreten sollen, ist unbestimmt und vieldeutig. Sollen die Christen, die sich in Einem Welttheile, oder die sich in Einem Königreich und abgesonderten Staat, oder die sich in Einer Provinz, oder die sich in Einer Stadt, oder endlich in Einem Hause befinden, in eine solche äusserliche Verbindung treten? Hierüber hat Christus offenbar nichts bestimmt, so wie sich auch der V. nicht darüber erklärt; und doch scheinet es, müßte in dem angeregten Gebote Christi hierüber etwas festgesetzt seyn, wofern es nicht ganz unnütz und unthunlich oder eine reiche Quelle unvermeidlicher Verwirrungen, Streitigkeiten und wechselseitiger Eingriffe werden sollte. Allein nicht nur die Grenzen der kleinern unabhängigen Gesellschaften hätten durch göttliche Verordnungen bestimmt, und der Grund der Abtheilung, ob er blos geographisch, politisch u. s. w. seyn sollte, angegeben werden sollen; sondern auch über die äussere Form des Kirchenregiments, über die Person der Regierer, über die Ausdehnung ihrer Macht u. s. w. waren in diesem Fall göttliche Verordnungen nöthig. Bey allen diesen Schwierigkeiten wird es dem V. und denen, die mit ihm das göttliche Ansehen und Recht des Collegialsystems behaupten, obliegen, deutlichere Aussprüche Christi und seiner Apostel, als er zur Behauptung desselben in seinem Buch angeführt, vorzubringen. Von allen den Schriftstellen, die der V. zu dieser Absicht anzieht, läßt sich zeigen, daß sie entweder nur von einer solchen Verbindng der Christen reden, wie sie unter den Gliedern der un-

 sicht-

sichtbaren Kirche statt findet, oder wenn sie auf eine äusserliche Verbindung gehen, daß sie nur auf die ersten apostolischen Zeiten der Kirche sich beziehen, wo wirklich alle Christen Eine äusserliche Gesellschaft ausmachten, und ausmachen konnten, weil sie alle durch die inspirirten Boten Jesu regiert wurden, die bevollmächtigt waren, den Grundplan zu erweitern, authentische Auslegungen der Gebote Christi zu machen, und mit göttlichem Ansehen neue Conventionalgesetze zu geben. So lange die Apostel nemlich unter den Christen lebten, wurden sie alle durch ihr für alle Christen verbindliches Ansehen auch äusserlich zusammen gehalten, und konnte zu ihrem Gesetzbuch noch etwas hinzugethan werden, aber mit ihrem Tode hörte die äusserliche Verbindung derselben auf, in göttlichen Verordnungen gegründet zu seyn. Daß eine äusserliche Verbindung der Christen nach dem Collegialsystem nicht die Absicht Christi gewesen, läßt sich, wie mich deucht, aus manchen Aeusserungen desselben schliessen. Dahin gehört diese feyerliche Erklärung vor seinem römischen Richter: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Bedenkt man die Umstände, worinn Jesus dies sagte, und welche Beschuldigung er durch dieses Bekenntniß ablehnen wollte: so ist es gar nicht glaublich, daß er seine Schüler dazu bestimmt habe, dereinst einen grossen Staat auszumachen, der unter der Benennung eines geistlichen Reichs doch die Gestalt und ganze Einrichtung eines Reichs von dieser Welt haben sollte. Ferner erklärt Jesus: ich bin in die Welt kommen, daß ich die Wahrheit zeuge, wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme: und bey einer andern Gelegenheit sagt er: ihr werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch freymachen. Also ist die Erkenntniß der Wahrheit, die Ausbreitung und Beförderung derselben die Absicht

sicht des Reichs und der Kirche Jesu, und alles also, was hiermit nichts zu schaffen, keinen Einfluß, Abzweckung oder irgend eine Beziehung darauf hat, sondern vielmehr die Erkenntniß der Wahrheit verhindert, die Ausbreitung und das Wachsthum derselben hemmet, kann nicht zu dem Zwecke des Stifters und in den Grundplan seines Reichs gehören, mithin auch nicht folgende Dinge, ohne welche sich das Collegialsystem nicht erhalten kann: Entscheidung der Wahrheit, durch Mehrheit der Stimmen oder durch das Recht des Stärkern verbindende Glaubens- und Lehrformeln, auf ewig von fehlbaren Menschen als Wahrheit festgesetzt, Unterstützung derselben durch äusserlichen Zwang, durch Ertheilung und Entziehung äusserlicher Vortheile, Fiscäle, geistliche Gerichtshöfe u. d. m. Was würden wir von dem Stifter einer philosophischen Schule denken, der seine Schüler auf die Beobachtung und das Studium der Natur, als die einzige Quelle verwiese, woraus sie mit Anwendung der Regeln des vernünftigen Denkens, die er sie gelehret, nützliche Wahrheiten schöpfen sollten, der sie ermunterte, unermüdet zu forschen und in der Erkenntniß der Wahrheit zu wachsen; aber ihnen auch zugleich verordnete, eine geschlossene äusserliche Gesellschaft nach dem Collegialsystem unter sich aufzurichten, und dem zufolge, wenn einer seiner Schüler sich mit dem andern über die Auslegung der Natur, die Erklärung irgend eines Phänomens oder über den Sinn und Anwendung der logikalischen Regeln veruneinigte, eine öffentliche Versammlung aller seiner Schüler zu halten, über die Wahrheit der einen oder der andern Meynung nach Mehrheit der Stimmen zu entscheiden, und dann mit einem für alle seine Anhänger verbindlichem Ansehen, diese Entscheidung als einen ewig geltenden Canon dergestalt festzusetzen, daß, falls der

unterliegende Theil nicht nachgeben oder jemand seiner Schüler dessen Meynung jemals behaupten würde, er von ihnen ausgestossen und weiter keinen Antheil an seiner Schule haben sollte? Was würden wir, sage ich, von der Einsicht dieses philosophischen Gesetzgebers denken, oder was für wichtige Dienste zur Aufklärung und Berichtigung der Wahrheit, zur Beförderung nützlicher und wichtiger Kenntnisse würde die Welt von einer nach diesem Plan errichteten philosophischen Schule erwarten dürfen? Sagt man, daß in dem gegebenen Beyspiel der Weg, die Wahrheit durch Mehrheit der Stimmen auszumachen und in ewiggeltenden Formeln festzusetzen, darum unschicklich sey, weil durch Nachforschen und fortgesetzte Untersuchungen die Wahrheit allererst entdeckt werden müsse; die Wahrheit aber, welche Christen erkennen sollen, in der christlichen Offenbarung bereits ausgedrückt und einem jeden deutlich vor Augen gelegt sey, folglich nicht erst durch mühsames und anhaltendes Suchen gefunden werden dürfe, daß sie in dieser Offenbarung bereits festgesetzt sey u. s. w. so antworte ich: wenn sich die Sache so verhält, wozu ists dann nöthig und dienlich, die in der h. S. so deutlich entdeckte und genau bestimmte Wahrheit durch menschliche Lehrformeln in unschriftmäßigen Redensarten auszudrücken und festzusetzen? wenn man dies noch nöthig und dienlich achtet, so muß man diesen Grund haben, daß man sich darüber noch deutlicher und bestimmter erklären will, als die Schrift sich erklärt hat. — Allein der vorgegebne Unterschied in beyden Fällen ist wenigstens in Rücksicht auf die schwierigen Fragen und theologischen Hypothesen, worüber bisher am meisten unter den Christen gestritten und durch Mehrheit der Stimmen oder durch das Recht des Stärkern entschieden worden, in der That

so erheblich nicht, daß um desselben willen das, was in dem einem Fall ein unschickliches und widersinniges Verfahren ist, indem andern schicklich seyn sollte. Die Philosophen waren auf das Studium der Natur, so wie die Christen auf das Studium der heil. Schrift verwiesen. Beydes die Natur oder die Werke Gottes, und die heil. Schrift oder das Wort Gottes müssen mit Verstand und mit Anwendung aller Grundsätze und Regeln des vernünftigen Denkens erforscht und untersucht werden, damit man in beyden diejenigen Lehren und Nachrichten, die uns Gott durch seine Werke und Worte mittheilen wolle, und den wahren Sinn des göttlichen Unterrichts finde und treffe. Es ist möglich, daß man in Auslegung der Schrift eben so irre, als man in Auslegung der Natur irren kann; und es ist auch wirklich auf beyden Seiten geirrt worden. Wenn aber auch zum glücklichen Fortgang in dem Studium der Natur eine stärkere und ausgebreitetere Aufmerksamkeit, ein grösserer Scharfsinn, anhaltendere Gedult im Beobachten erfodert würde, so nehme man dagegen die mehrere Gelehrsamkeit in Sprachen, Alterthümern, Geschichte, Kritik u. s. w. die einem Schriftforscher nöthig ist, und dann wird die Sache auf beyden Seiten, was Anstrengung des Geistes und Möglichkeit zu irren anbetrift, so ziemlich gleich seyn. In beyden Fällen ist es also offenbar eine Hinderniß des Wachsthums in Erkenntniß der Wahrheit und eine gewaltsame Hemmung im Fortschreiten zur Entdeckung und Berichtigung derselben, wenn sie zu irgend einer Zeit in bestimmten Lehrformeln, die ein non plus ultra seyn sollen, auf immer mit gesetzgebendem Ansehen festgesetzt wird. —

Denn ein solches Verfahren hat nun auch diese Folge, daß wenn die Kirche jemals Irrthum für Wahr-

heit ergriffen hat, und in der Theorie oder Praxis auf verderbliche Irrthümer und Misbräuche gerathen ist, sie nicht anders als durch eine glückliche Trennung verbessert werden könne. Ein anderes Mittel scheint kaum möglich zu seyn, denn daß jemals nur der grössere Theil einer Kirche von selbst auf die Entdeckung und Verbesserung ihrer Irrthümer und Misbräuche gerathen, und eine Reformation ruhig mit einem Uebergewicht von Stimmen vornehmen und ausführen sollte, ist (wenn auch nicht vorausgesezt werden müßte, daß die bedeutendsten Glieder der Kirche bey Beybehaltung der Irrthümer und Misbräuche interessirt wären) so unwahrscheinlich, daß man es beynahe für moralisch unmöglich halten kann. Allein, wenn auch nur der kleinere Theil der vorzunehmenden Reformation widerspricht, so ist er als der alte Stamm, nach dem vom V. ausgeführten Collegialrechte, befugt, dieselbe wenigstens für unrechtmäßig zu erklären, und falls die Kirche ein Eigenthum an Gütern besessen, dieses Eigenthum, als der alten Kirche gehörig, zu vindiciren. Nur wenn alle und jede Glieder sich die Reformation gefallen lassen, kann dieselbe, nach diesen Grundsätzen rechtmäßig geschehen. Kaum ists nöthig zu erinnern, daß, weil dies ein unmöglicher Fall ist, jede Reformation nicht anders als eine Rebellion, und falls sie gelingt, eine glückliche Rebellion ist. So muß also die römische Kirche, dem Collegialsystem zufolge, Luthers Reformation gleichfalls betrachten. So rechtmäßig Luthers Versuch zur Kirchenverbesserung, und seine dadurch veranlaßte Trennung von der römischen Kirche an sich selbst ist, so deucht es mich doch ganz vergebliche Mühe zu seyn, sie nach dem vom V. ausgeführten Collegialrechte der Kirche wider die obige Beschuldigung zu rechtfertigen. Es hilft dem V. lezu nichts, wenn er auch beweisen könnte, was er blos

blos vorgiebt, daß die Irrthümer und Misbräuche der römischen Kirche, denen sich Luther widersetzte, theils nur in einer verderbten Moral und verkehrten Heilsordnung (wiewohl Irrthümer einer Kirche in der Moral und Heilsordnung, d. i. in ihrer Anweisung zur höchsten und ewigen Glückseligkeit, keine adiaphorische Sachen sind) nicht aber in einer verfälschten Dogmatik bestanden, theils nebenher eingeschlichen, aber noch nicht durch die Auctorität der ganzen Kirche bestätigt war, oder Schlüsse oekumenischer Kirchenversammlungen für sich hatten, denn auch hieraus würde nicht folgen, daß Luther nicht nach Collegialrechten durch eingegangne Verträge, durch feyerliche Angelobungen gebunden war, bey diesen Irrthümern und Misbräuchen zu bleiben. Blos der einzige Canon der Baseler Kirchenversammlung: daß die erweislich ächten Decretalbriefe der Päbste den Briefen und Schriften der Apostel gleich zu achten sind: (nach protestantischen Grundsätzen ein fundamenteller dogmatischer Irrthum) verband ihn zum unverbrüchlichen Gehorsam gegen den Pabst, wenigstens in allen Dingen, die nicht wider ausdrückliche Schlüsse allgemeiner Concilien liefen. — Aber gesetzt, das Tridentinische Concilium wäre vor Luthers Zeiten gehalten, und hätte alle von Luthern angefochtene Irrthümer und Misbräuche schon damals canonisirt — wäre dann seine Reformation weniger rechtmäßig gewesen, oder würde dieser Umstand bey Protestanten in das Urtheil von der Rechtmäßigkeit derselben überall einen Einfluß haben können? schwerlich wird der V. dies behaupten können, und doch müßte ers, wie es scheint, nach seinen Grundsätzen behaupten. Doch ich will mich dabey nicht länger aufhalten, da dieser Punct bereits bey der Recension des Lüdkeschen Buchs weitläuftig berührt ist.

Es läßt sich demnach aus der Beschaffenheit des Reichs Jesu und aus der Absicht desselben, die Erkenntniß der Wahrheit unter den Menschen zu befördern, mit der größten Wahrscheinlichkeit schliessen, daß er weder das Collegialsystem festsetzen wollen, daß die Christen eine äusserliche Conföderation unter sich aufrichten, und daß ein jeder Christ nothwendig zu einer solchen äussern Kirchengesellschaft gehören, und sich den besondern Conventionalgesetzen derselben unterwerfen müsse. Wenn Christus und seine Apostel eine immerwährende Vereinigung unter den Christen fodern, so ist dies keine äusserliche, sondern eine solche, die in gleichen Absichten und Gesinnungen bestehet, durchgängige Uebereinstimmung der Meynung ist hiezu nicht nöthig, vermöge der sie sich zum gemeinschaftlichen Gottesdienst vereinigen, gemeinschaftlich Gott anbeten und loben, und sich einander in der Erkenntniß und Ausübung der Lehre Jesu forthelfen und fördern könnten und sollten. Ein gemeinschaftlicher Gottesdienst solcher Christen, die täglich zusammenkommen, ist allerdings der Absicht Christi gemäß, und von ihm und seinen Aposteln ausdrücklich verordnet. Aber dies ist von einer äussern Verbindung, nach dem Collegialsystem, sehr weit unterschieden. Wollen wir demnach blos nach der Absicht Jesu uns einen Begriff von der Kirche machen, so müssen wir nichts mehr, als was dieser Absicht gemäß ist, in denselben hineinbringen; und dann wüßte ich keine andere Beschreibung davon zu geben, als die, so Locke angiebt. „Eine Kirche, sagt dieser Schriftsteller, ist meiner Meynung nach, eine freywillige Gesellschaft von Menschen, die sich von freyen Stücken verbinden, den öffentlichen Gottesdienst auf eine solche Weise zu verrichten, wie sie es Gott wohlgefällig und zur Seeligkeit ihrer Seelen beförderlich achten. —" Eine solche Kirche

Kirche bedarf nun keines andern Grundplans, als der deutlich im Evangelio festgesetzt ist, keiner neuen die Lehre und den Glauben betreffenden Conventionalgesetze, keines Bischofs oder Presbyters mit herrschenden und regierenden Ansehen, so von den Aposteln durch eine ununterbrochene Folge bis auf unsre Zeiten abgeleitet worden. „Wenn dergleichen als einer Kirche wesentlich gefodert wird, sagt ebengedachter Schriftsteller, so antworte ich: man zeige mir das Gesetz, worinn Christus dies seiner Kirche aufgelegt hat, und man halte mich nicht für unbescheiden, daß ich in einer so wichtigen Sache fodre, daß die Ausdrücke einer solchen Verordnung sehr deutlich und bestimmt seyn müssen; denn die Verheissung, die er uns gegeben hat, daß er da, wo zwey oder drey in seinem Nahmen versammelt sind, mitten unter ihnen seyn wolle, scheint das Gegentheil anzudeuten. Möget ihr es doch ausmachen, ob einer solchen Versammlung irgend etwas, so einer wahren Kirche nöthig ist, noch mangle. Ich für mein Theil bin versichert, daß zur Seeligkeit der Seele nichts mangeln könne, und dies ist zu unsrer Absicht hinlänglich.

Aus allen diesen und noch mehrern Gründen, die ich hier nicht ausführen kann, halte ich mich berechtigt zu schließen, daß eine äusserliche Verbindung der Christen zu einer Gesellschaft oder Conföderation nach dem Collegialsystem nicht göttlichen Rechtens sey. Wo also eine Kirche nach dem Collegialsystem eingerichtet und mit Collegialrechten versehen ist, da ist dies eine blos menschliche Verfassung und Einrichtung, und wenn daher eine Collision zwischen dieser menschlichen und jener ursprünglichen und göttlichen Verfassung und Absicht der Kirche entstehen sollte, so muß das menschliche dem göttlichen weichen. Um dies mehr aufzuklären, laßt uns kürzlich den Ursprung, die Rechte und Folgen des Collegialsystems ansehen.

Man

Man nehme an, daß die Christen eines Orts sich anfänglich nur zu einer Kirche, nach Lockens Begriff, vereinigen, so wird eine solche freywillige, aus viel oder wenig Gliedern bestehende Versammlung zum Gottesdienst einige hiezu erforderliche Kosten anzuwenden haben, und zwar um so mehr, wenn sie auch der Ordnung, nicht der Regierung wegen, Vorsteher, Allmosenpfleger u. d. m. unterhält. Allein es wird nicht lange währen, so werden auch bestellte Lehrer, und Diener der Religion nöthig seyn, mithin wird auch für deren Unterhalt gesorgt werden müssen. Dies wird entweder vermittelst eines immer aufzubringenden Beytrags der ganzen Gemeinde geschehen; oder die Frömmigkeit und der Eifer einiger begüterter Glieder wird durch Geschenke und Vermächtnisse die Kirche mit einem Eigenthum am Gelde oder liegenden Gründen zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse versehen. Unter solchen Umständen fängt eine so eingerichtete und ausgestattete kirchliche Gesellschaft an, das gemeinschaftliche Eigenthum, das sie besitzt, äusserlich verbunden zu werden, und sie hat ihren Gliedern überhaupt, und den Lehrern und Dienern der Religion insbesondere, schon gewisse äusserliche Vortheile anzubieten und zu versichern. Und eben dadurch scheint sie berechtigt zu seyn, wie jede andre geschlossene Gesellschaft in diesem Fall, die Bedingungen festzusetzen, unter welchen man an diesen Vortheilen Antheil nehmen soll. Nehmen wir an, daß diese Gemeinde anfangs keine andere Lehrform und Glaubensvorschrift hat, als die evangelischen und apostolischen Schriften, und alle diejenigen für Glieder erkennt, die sich dem göttlichen Ansehen dieser Schriften unterwerfen, so werden ihre Conventionalgesetze nur die Ordnung und Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes, die Armenpflege u. s. w. betreffen,

betreffen, und sie wird es sich nicht anmaßen, über die Lehre und den Glauben etwas zu verordnen. Aber sie wird bald aus den Schranken dieser Mäßigung treten, es darf nur eine Mishelligkeit unter zwey Lehrern über irgend einen Religionspunkt, oder über die Auslegung der heil. Schrift so ausbrechen, daß die Gemeinde an dem öffentlich und hitzig geführten Streit Theil nimmt; alsdann wird das erfolgen, was bey dem Mangel der Mäßigung von Seiten der streitenden Partheyen, bey der Voraussetzung, daß jeder Irrthum in Religionssachen an der Seeligkeit hinderlich sey u. s. w. immer erfolgt ist, es kommt zu einer Entscheidung, vermöge der entweder durch die Mehrheit der Stimmen, oder durch das vorzügliche Ansehen, und den Einfluß eines oder mehrerer mächtigerer Glieder festgesetzt wird, wie man künftig um in der Kirchengemeinschaft geduldet zu werden, über die streitigen Punkte denken und lehren soll. Und so ist das erste Supplement zu der heil. Schrift, das erste symbolische Buch da; und so lange dieselbige Denkungsart fortdauert, so lange die Lehrer Einfluß und Macht genug besitzen, solcher Entscheidungen mehr entweder selbst festzusetzen oder deren Festsetzung zu bewirken, wird die Anzahl derselben, so oft eine Aufsehen machende Streitigkeit entstehet, vermehret, die Bedingungen der Kirchengemeinschaft vervielfacht, und die Grenzen derselben immer verengert werden. Fehlt es der Kirche an bürgerlicher Gewalt, hat sie keinen Einfluß in den Staat, oder mischt sich die Obrigkeit auf keine Weise in ihre Händel, oder haben ihre Glieder den gemäßigten Grundsatz angenommen, daß sich ihre Rechte höchstens nicht weiter erstrecken, als der verworfnen Parthey die Kirchengemeinschaft aufzusagen, so wird hieraus nichts weiter erfolgen, als daß die zu dieser Parthey gehörige ausgeschlossen werden, und

wenn

wenn sie zahlreich genung sind, eine eigne Kirche aufrichten. In wie fern eine solche Ausschliessung dererjenigen, die sich den Entscheidungen der grössern oder mächtigern Parthey nicht unterwerfen wollen, Intoleranz genannt oder als eine Beleidigung angesehen zu werden verdiene, kommt meiner Einsicht nach, hauptsächlich darauf an, ob es blos eine Ausschließung von der Theilnehmung am öffentlichem Gottesdienste sey, oder ob man ausserdem an Ehre, gutem Ruf, bürgerlichem Ansehen, an Vermögen und Gütern, wozu man vor der Ausstoßung berechtigt war, etwas einbüse. Ist die Kirche so arm und unbedeutend im Staat, so wenig vermögend, ihren Gliedern irdische Vortheile und Vorrechte zu verschaffen, als etwa der Freymäurer Orden in einem Staat, wo er kaum geduldet, unter dem Druck und ohne einiges Ansehen und Einfluß ist, so bedeutet die Ausschließung nichts, weil der ausgeschlossene dadurch nichts verliert, weder im Zeitlichen noch im Geistlichen, wenn er von einer Kirche getrennt wird, die, seiner eignen Ueberzeugung nach, verderbliche Irrthümer heget. Fragt man aber, ob die Kirche zu dieser Ausschließung ein Recht habe, so kann man antworten, wenn sie sich blos als eine äusserliche Gesellschaft betrachtet, so kann sie durch die Pluralität nach ihrem Gutdünken Bedingungen der Gemeinschaft festsetzen. Aber als eine religiöse Gesellschaft betrachtet, die den Zweck hat, die wahre Erkenntniß und Verehrung Gottes zu erhalten und zu befördern, kommt es darauf an, ob diejenigen, die sich trennen, (denn weiter als eine bloße Trennung findet hier nicht statt) sich um der Verschiedenheit ihrer Meynungen willen verpflichtet achten, nicht mehr einen gemeinschaftlichen Gottesdienst zu halten. Der Fall wird verwickelter und schwieriger, wenn die Ausschließung der Dissentienten irdische Nachtheile, Beschimpfungen

gen u. d. m. nach sich zieht, oder wenn dieselbe zugleich eine Entziehung bürgerlicher Rechte und Vortheile wird, wenn die Kirche, ohne dem Staat völlig einverleibt, und die herrschende zu seyn, in demselben beträchtliche Güter zum Behuf ihrer Religionsbedürfnisse, milde Stiftungen, kostbare Erziehungsanstalten u. s. w. besitzet, dann werden durch die Ausstossung aus derselben die ausgeschlossenen Glieder zugleich ihres Antheils an dem Genuß dieser Kirchengüter beraubt. Bey der Beurtheilung, ob diese Beraubung rechtmäßig oder unrechtmäßig sey, müssen, meiner Einsicht nach, folgende Umstände in Betrachtung gezogen werden; wie groß oder beträchtlich die Anzahl der ausgestossenen Glieder sey, ob sie die alten Fundamentalgesetze der Kirche, oder die evangel. und apost. Schriften schlechterdings verwerfen, und völlig Ungläubige sind, oder nur diesen Gesetzen, deren höchstes Ansehen sie erkennen, eine andre Deutung und Anwendung geben. In dem letzten Fall müßten billig die Widersprecher nichts von ihrem Antheil an den Kirchengütern verlieren; und wäre der abweichende ein einzelner Lehrer, so müßte er, falls er sein Amt und dessen Einkünfte verlöre, dafür auf Kosten der Kirche schadlos gehalten werden, und wären es mehrere Mitglieder oder gar ganze Gemeinden, die ausgeschlossen würden, so müßten sie einen ihrer Anzahl proportionirten Antheil von den Kirchengütern, so viel nemlich ihnen vor der Ausschließung gehört hätte, herausbekommen. Es versteht sich von selbst, daß wenn die ausgestossenen Glieder vorher einen Beytrag zu kirchlichen Bedürfnissen gegeben, sie denselben nach der Trennung für sich behalten und nach ihrem Belieben anwenden können. So würde, deucht mich, zwischen beyden Theilen von einem billigen und unpartheyischen Richter, der sich in die Untersuchung

welche

welcher Theil die Wahrheit für sich habe, nicht einlassen könnte und wollte, entschieden werden müssen, wenn beyde Theile sich verderblicher Irrthümer beschuldigten, beyde auf eine Trennung bestünden, oder die stärkere Parthey die schwächere mit Gewalt ausstossen wollte. Die Trennung müßte, wenn alle gütliche Mittel, die streitenden zu vereinigen, vergeblich versucht worden, aber ohne alle Beschädigung, oder vielmehr so wenig als mögliche Beschädigung und Verlust einer von beyden Partheyen zugegeben werden, wenn man ihnen anders das Recht, in Religionssachen für sich zu urtheilen, ihre Meynungen zu verändern, und sich von einander zu trennen, überhaupt zugestehen muß. So würde, meiner Einsicht nach, auch eine billige und gerechte christliche Obrigkeit entscheiden, wenn die in ihrem Staat geduldete Juden, sich über irgend einen Religionspunkt etwa über die Rechtglaubigkeit oder Ketzerey ihres Oberrabbinen entzweyte und in Partheyen trennte, wovon die eine denselben beybehalten, die andere abgesetzt wissen wollte. Sie würde freylich zuerst versuchen, die widerwärtigen Partheyen zu vereinigen; aber wenn dies vergeblich wäre, und sie weder sich anmaßen wollte, über die jüdische Orthodoxie oder Ketzerey des Rabbinen zu erkennen, noch Gewalt gebrauchen wollte, so müßte sie der Parthey, welche ihn für rechtglaubig hielt, zugestehen, ihn zu behalten, und der Gegenparthey, sich einen neuen Oberrabbinen zu erwählen, und beyden Theilen erlauben, ihre Einrichtung zur Unterhaltung ihres geistlichen Vorstehers für sich zu machen. Es verstehet sich hierbey, daß keine von beyden Partheyen Lehrer bekommen müsse, die der bürgerlichen Gesellschaft, der Verfassung des Staats oder den guten Sitten nachtheilig sind. Nach diesen Grundsätzen läßt sich auch nur das Verfahren derjenigen

Regenten und Obrigkeiten rechtfertigen, welche bey Annehmung der Reformation sich der Güter der römischen Kirche und ihrer Geistlichen bemächtigten, sie theils säkularisirten, theils zur Unterhaltung einer ganz andern Religion, und ganz andrer Lehrer und Geistlichen bestimmten, als wozu sie anfangs gewiedmet und bisher verwandt waren. Sind solche Güter der Kirche, die sie einmal im Besitz hat, nie und unter keinen Umständen zu nehmen, so lange sie selbst noch existirt, und hat, nach dem ächten protestantischen Kirchenrecht, der alte Stamm ein ausschliessendes Recht an dieselben, so war jene Bemächtigung unrechtmäßig. Denn so verderbt die Kirche, der diese Güter zugehörten, immer seyn, so viel Irrthümer sie immer hegen mochte, so konnten Misbräuche verbessert werden, und Irrthümer wurden von ihr nicht als Irrthümer erkannt und zugestanden, und ohnedem verwirkt man ja sonst nicht durch Irrthümer, die man etwa hegt, den Besitz zeitlicher Güter; keines von beyden konnte die Verbesserer und richtiger Denkende berechtigen, sich solcher Güter zu bemächtigen, worauf die römische Kirche einen desto gegründetern Anspruch zu haben schien, weil sie nicht nur durch den langen Besitz die ihrigen waren, sondern auch gerade, vermittelst der Glaubenslehren, die man verwarf und der Irrthümer, die man verbesserte, größtentheils ihr Eigenthum geworden waren.

Noch ist der streitigste und verwickeltste Fall zu untersuchen, wenn nemlich die Kirche in einem Staate die herrschende, und die Religion, die sie lehret, die Religion der Bürger, der Häupter und des Regenten geworden. Erkennet diese Kirche nicht ein ausser dem Staate befindliches Oberhaupt, macht sie auf keine Weise einen Statum in Statu aus, sondern ist sie, wie durchgehends bey den Protestanten, dem

Staate völlig einverleibt und untergeordnet, so ist der Regent des Staats das natürliche Oberhaupt der Kirche. Man hat sich hier eine Art von gesellschaftlichem Vertrag erdichtet, den auch unser Verf. annimt, vermöge dessen der Regent der Regierer und Aufseher der Kirche geworden. Man setzet nemlich voraus, daß die Kirche durch einen stillschweigenden Vertrag dem Regenten, als ihrem ersten und mächtigsten Mitgliede, ihre Rechte und Befugnisse in der Absicht und mit der Bedingung übertragen habe, daß er diese Rechte zur Beschützung und Erhaltung der Kirche handhaben solle, und daß daher der Regent die Ausübung dieser ihm übertragnen Gerechtsame einem oder mehrern besondern geistlichen Gerichtshöfen oder Consistorien übertragen müsse. In der Geschichte findet man freylich keine Spur von einem solchen Vertrage zwischen der Kirche und dem Regenten; aber man könnte, wie auch der V. thut, dagegen einwenden, daß der sogenannte ursprüngliche Contract, den die Lehrer des allgemeinen Staatsrechts, insonderheit die Englischen, anzunehmen pflegen, eben so wenig historischen Grund für sich habe. Allein es ist doch dieser wichtige Unterschied, daß zur Behauptung der Rechtmäßigkeit des Kirchenregiments in den Händen des Fürsten Voraussetzung oder Fiction kaum nöthig zu seyn scheint, eben so wenig als zur rechtlichen Bestimmung der Art und Schranken dieses Regiments, welches beydes sich in Absicht auf die Voraussetzung des ursprünglichen bürgerlichen Vertrags ganz anders verhält; dies weitläuftig auszuführen ist hier der Ort nicht. Ich merke nur folgendes an: Soll der Regent nicht in einem solchen Sinn und mit einem solchen Ansehen das Oberhaupt der Kirche seyn, als es der römische Pabst sich anmaßt, oder wenigstens in den finstersten Zeiten angemaßt hat, das Haupt der katho-

lischen

lischen Kirche zu seyn, und räumet man ihm nicht das Recht ein, zu entscheiden, was in der Religion wahr oder falsch ist, soll er die Kirche nur in ihren gesellschaftlichen Rechten, in dem Besitz ihres Eigenthums schützen; so braucht man dazu keines neuen stillschweigenden Vertrages, wodurch ihm das Recht, die Kirche zu schützen, übertragen worden; dann ist nicht der Regent, als der Inhaber und Verwalter aller Macht des Staats, der natürliche Beschützer aller Rechte eines jeden einzelnen Bürgers und jeder Gesellschaft im Staat? wie könnte die Kirche, in Absicht auf ihr zeitliches Eigenthum, ihrer sich auf dasselbe beziehende Rechte, von seinem Schutze, seiner Oberaufsicht und Regierung ausgenommen seyn, wie sollte er nicht Richter über seine Unterthanen seyn, aus welchen Quellen auch immer ihre Streitigkeiten entstehen möchten, so bald ein Theil sich von dem andern beleidigt oder unterdrückt glaubt? Sind ohnedem durch die völlige Einverleibung der Kirche in den Staat die Güter der ersten Güter des letztern, d. i. öffentliche Güter geworden, die kein Privatmann weder für sich selbst, noch als Repräsentant der Kirche sich anmassen darf; so hat abermals der Regent das natürliche Recht, die Oberaufsicht über das Eigenthum der Kirche, als summus Patronus zu führen, und auch dies Recht darf ihm nicht allererst übertragen werden. In welcher Ausdehnung oder Einschränkung der Regent die ihm zustehende Kirchenregierung zu führen hat, wird entweder durch die Landesconstitution und die Regierungsform bestimmt, die dieser Macht desselben, so wie einer jeden andern Macht, die er über besondre Innungen oder geschlossene Gesellschaften der Bürger ausübt, die verfassungsmäßige Grenzen setzt, oder wenn keine besondre Verträge der Bürger mit dem Regenten hierüber vorhanden sind, oder nicht

mehr gelten, so muß diese Regierung der Kirche, nach dem besondern Zweck derseben, durch die gemeinen Rechte und durch die Rücksicht auf das allgemeine Beste des Staats bestimmt und eingeschränkt werden. Was aber die Religion selbst, und das Lehr- und Glaubenssystem anbetrift, so muß der Regent, wenn er nicht einsieht und durch die Erfahrung überzeugt ist, daß dasselbe dem Staat, der bürgerlichen Gesellschaft und den guten Sitten, seiner Natur nach widerstreitet und nachtheilig ist, wenn seine Unterthanen mit der einmal eingeführten Lehrform zufrieden sind, und dieselbe beybehalten wollen, keine Neuerung veranlassen, noch weniger den Bekennern der festgesetzten Religion aufdringen. Ob er sie für wahr oder falsch hält — dies muß eigentlich keinen Einfluß in sein Betragen gegen dieselbe und ihre Anhänger haben, oder ihn bewegen, Neuerungen darinn vorzunehmen. Blos die Betrachtung, ob sie bürgerlich gut oder schädlich sey, kann und muß seine Maaßregeln in Absicht auf die Religion selbst bestimmen und rechtfertigen.

Aber wie soll er sich verhalten, wenn ohne sein Zuthun in der herrschenden Kirche Neuerungen aufkommen, wenn einer oder mehrere Lehrer oder Layen abweichende Meynungen vorbringen? Eigentlich intereßiren ihn diese Neuerungen in dem Religionssystem an und für sich selbst nicht mehr und nicht weniger, als ihn Neuerungen in der Philosophie oder in jeder andern Wissenschaft intereßiren. Als Regent des Staats hat er sich blos in so fern darum zu bekümmern, als durch die Ausbreitung derselben entweder iura tertii verletzt, oder solche der bürgerlichen Gesellschaft und den guten Sitten nachtheilig sind und endlich so fern sie Unruhen und Gährungen im Staat veranlassen oder veranlassen dürften. Was den ersten Punct anbetrift, so fällt es in die Augen, daß ein

heterodoxer

heterodoxer Laye, in so fern er sich nicht zum Lehrer aufwirft, noch damit umgehet, eine eigne neue Kirche zu stiften, welche der festgesetzten Kirche ihr Eigenthum rauben will, noch Unruhen im Staate verursacht, sondern seine abweichende Meynungen mit Bescheidenheit, blos durch Gründe unterstützt, mündlich oder schriftlich vorträgt, kaum jemals so betrachtet werden könne, als wenn er die grössern Rechte der Kirche verletze. Das Recht, für sich selbst in Religionssachen zu urtheilen, und sich allenfalls von einer Kirche, die er für irrig hält, zu trennen, muß ihm zugestanden werden. Ob aber die Kirche befugt sey, ihn blos wegen einer bezeigten Abweichung von einigen Glaubensartikeln derselben, öffentlich auszuschließen oder zu excommuniciren; dies läßt sich nun, da eine solche Ausschliessung zugleich eine bürgerliche Strafe, eine Beschimpfung, auch wohl Entziehung bürgerlicher Vortheile ist, schwerlich so schlechthin aus dem Collegialsystem entscheiden — Ohnedem, wer ist die Kirche, die ihn ausstossen soll? es müssen entweder alle und jede in dem Staat befindliche Glieder der Kirche seyn, die ihm durch einen einmüthigen Schluß die Kirchengemeinschaft auffsagten, oder es müßten die Geistlichen allein die Kirche vorstellen, und auf deren allgemeine Entscheidung wird keine weise Obrigkeit die Ausübung des Kirchenbannes beruhen lassen; oder es muß der Regent seyn; auf dessen Entscheidung wird es also ankommen, ob und in wie fern, d. i. mit welchen Einschränkungen er diesen heterodoxen Layen in seinem Staate dulden will.

Wie wird sich endlich die Obrigkeit gegen einen von der festgesetzten Lehre der Kirche abweichenden Lehrer zu verhalten haben? dies ist bey vielen die wichtigste Frage. Auch hier kommen die drey obenangeführte Puncte in Betrachtung. Ich übergehe

den zweyten und dritten Punct, weil der zweyte bereits im vorhergehenden sattsam berührt ist, und bey dem dritten, nemlich in wie fern die abweichende Meynungen eines Lehrers Unruhen und Gährungen im Staat veranlassen, in der bereits angeführten Recension des Lüdkeschen Buchs das nöthige erinnert ist. Ich setze nur zu dieser Absicht hinzu, daß es allemal ein Beweis von dem Mangel der gehörigen Macht oder der Geschicklichkeit von Seiten der Obrigkeit zu seyn scheinet, wenn abweichende Religionsmeynungen der Lehrer bürgerliche Unruhen und Gährungen veranlassen. Es ist also nur noch der Punct zu erwägen übrig, ob und in wie fern der abweichende Lehrer die Rechte des dritten verletze oder der Kirche in ihr Eigenthum und in ihre äussern Rechte Eingriffe thue. Soll der abweichende Lehrer so angesehen werden, als verletze er die Rechte des dritten, so muß Klage über ihn geführet werden; denn, wenn er sie so verletzte, daß Niemand es fühlte und Beschwerde führte, so sehe ich nicht ein, wie und warum man ihm Einhalt thun müßte. Aber freylich, wenn seine eigne Gemeinde, d. i. der grössere Theil derselben, sich über seine Heterodoxien beschweret, und er dieselben zugesteht, oder derselben überwiesen ist, so sehe ich nicht ein, wie er bey Fortsetzung seiner abweichenden Lehren der Gemeinde könne aufgedrungen werden, oder wie er selbst sich über die Entsetzung von seinem Lehramte als über eine Intoleranz beschweren kann, da er die beym Antritt seines Amts eingegangne Bedingung, nach den festgesetzten Lehrvorschriften zu lehren, nicht weiter erfüllen kann und will, und seine vermeynte Reformation keinen Beyfall findet. Allein, wenn seine Gemeinde seine Abweichungen entweder gar nicht bemerkt, oder sie nicht für wichtig genug hält, um ihm desfals Vorwürfe zu machen; wenn sie übrigens mit

seiner Lehrart und mit seinem Betragen zufrieden ist, oder wenn es ihm gelingt, den grössern Theil derselben zu überzeugen, daß die Lehre, die er vorträgt, die wahre mit der heil. Schrift übereinstimmende Lehre, sey, wenn er dabey sein Amt mit allgemeinem Beyfall und Nutzen führet, als ein fleißiger, gelehrter und gewissenhafter Prediger bekannt ist, auf keine Weise Unordnungen und Unruhen veranlaßt u. s. w. darf er dann bloß um dieser Abweichungen willen als ein Beleidiger der Kirche betrachtet werden? können andre Gemeinden oder vielmehr die aufwigelnde Lehrer derselben ihn mit Recht beschuldigen, daß er der Kirche an ihrem Eigenthum nnd äusserlichen Rechten und Vorzügen etwas entziehe? so lange er sich nicht von der Kirche losmacht, noch darauf ausgehet, eine besondre Kirche, die das Eigenthum der alten an sich reisse, aufzurichten, sondern nur geruhig die Einkünfte genießt, die mit seiner Lehrstelle verknüpft sind? Sagt man, daß seine Neuerungen mit der Zeit sich weiter ausbreiten und die ganze Kirche anstecken könnten, und daß man dieser Gefahr in der Zeit durch Entfernung eines solchen Irrlehrers zuvorkommen müsse — so antworte ich: Hätte denn die Kirche nicht das Recht, einen veränderten Lehrbegriff, fals sie ihn für richtiger als den alten erkennen sollte, anzunehmen? würde die Kirche, nach einer solchen Veränderung ihres Lehrsystems, nothwendigerweise auch eine Schmälerung ihrer Rechte und ihres Eigenthums leiden, und derjenige, der ihn zuerst auf die Bahn gebracht, oder ausgebreitet, von ihr als ein Räuber ihrer Güter und Vorrechte betrachtet werden? Keinesweges; denn alle diese äussern Vortheile hängen ja nicht von der besondern Beschaffenheit ihrer Dogmen und ihrer Lehrform ab. Wenn nun das Recht, sich zu reformiren, einer Kirche überhaupt nicht abgeleugnet werden kann,

so ist die Frage, wie groß muß eine Kirche seyn, um dieses Recht bey Gelegenheit auszuüben, oder wie viele Menschen gehören dazu, eine solche Kirche auszumachen? darf eine einzelne Gemeinde, nach veränderter Einsicht, einen veränderten Lehrbegriff annehmen, oder müssen es mehrere Gemeinden zugleich mit thun, damit es rechtmäßig geschehen könne? Kann es die Kirche eines ganzen Landes thun? Wie und nach welchen Grundsätzen des Rechts sollen diese Fragen entschieden werden? Ich denke, man würde fragen müssen: beleidigt die lutherische Kirche in B . . . die lutherische Kirche in M . . . wenn die erste über die Rechtfertigung einen veränderten Lehrbegriff annehme? oder mit andern Worten: entzieht die sich verändernde Kirche der unveränderten durch diese Veränderung irgend etwas an ihren gesellschaftlichen Rechten, von ihren äussern Vortheilen u. s. w. oder an ihren geistlichen Rechten, an der Freyheit, bey ihrem alten Lehrbegriff zu bleiben? Nichts von alle diesem. Und so kann ich nicht einsehen, wie die unveränderte Kirche befugt seyn könne über die in der B . . . . Kirche vorgehende Veränderungen rechtlichen Beschwerden zu führen. Die unveränderte Kirche könnte zwar sagen: die veränderte bricht das Bündniß und trennt die Vereinigung, die alle lutherische Kirchen mit einander aufgerichtet haben. Allein einmal folgt ja aus dieser Veränderung noch keine äussere und politische Trennung, wofern nicht die unveränderte Kirche durchaus darauf bestehet, und dann ist sie die Urheberinn der Trennung; und ferner ist ja diese Vereinigung freywillig eingegangen, und unter andern aus dieser Absicht, um sich gegen gemeinschaftliche Feinde desto besser vertheidigen zu können; sie kann also auch nach Belieben wieder aufgehoben werden, wenn die unveränderte Kirche die veränderte nicht mehr

für

für ihre Bundsgenossen erkennen will, und die letztere sich stark genug hält, ohne Hülfe der erstern oder irgend einer andern unveränderten lutherischen Kirche, sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Nun sehe ich aber auch ferner nicht ein, warum ein Regent einer Gemeinde seines Landes, oder irgend einer Anzahl seiner Unterthanen, nicht, ohne Beeinträchtigung seiner übrigen Unterthanen, die Freyheit zugestehen könne, einen heterodoxen Lehrer, dessen Lehre sie für richtig hält, zu behalten; ich sehe nicht ein, was ihn verbinden könne und müsse, unverbrüchlich darauf zu halten, daß nie eine Gemeinde seines Landes von der andern unabhängig werde; es müßten dann politische Betrachtungen seyn. Irgend eine derselben, wider ihren Willen, des Lehrers zu berauben, dessen Lehre sie genehmiget, blos darum, weil andre Gemeinden seines Landes, oder vielmehr deren Lehrer ihn nicht mehr für altgläubig erkennen, scheint mir mehr ein Gewissenszwang zu seyn, als das, was unser Verf. dafür ausgiebt, wenn nemlich der Fürst erlaubt, daß einer lutherischen Gemeinde ein veränderter Lehrbegriff etwa von der Genugthuung beygebracht würde. Wenn dies mit gutem Willen der Gemeinde geschähe, wenn der Lehrer nichts als eigentliche Ueberzeugungsgründe gebraucht, aus der heil. Schrift beweiset, wie kann man ihn oder den Fürsten, der ihn unter diesen Umständen duldet, eines Gewissenszwanges beschuldigen? Wenn dies Gewissenszwang ist, so haben sich Luther und sein ihn duldender Landesherr eines nicht geringen Gewissenszwanges schuldig gemacht; denn ohne Zweifel hat Luther durch seine Neuerung manchen gutgesinnten einfältigen Christen in nicht geringe Gewissensunruhe und Verlegenheit gesetzt, und gerade eben das gethan, was der Verf den neuern Leugnern einer ei-

gentlichen Genugthuung Schuld giebt, hat ihnen ihren einzigen Trost im Leben und im Sterben geraubt, nemlich was beyde, der Katholik zu Luthers Zeiten, und der ächte Lutheraner in unsern Tagen, für ihren Trost halten. Viele der erstern setzten ohne Zweifel ihren Trost in den theuererworbenen Ablaßbriefen, und diesen ganzen Trost entriß ihnen unbarmherzig Luther, und machte ihnen ohnedem beynahe alles verdächtig, was ihnen bisher heilig und wichtig gewesen war. Man wird einwenden, daß Luther ihnen dafür einen bessern und gründlichern Trost dargebothen; allein werden nicht diejenigen Christen in unsern Tagen, denen der Trost aus der eigentlichen Genugthuung entrissen wird, gleichfalls mit einem anderweitigen Trost versehen? ob derselbe wahr oder falsch sey, daran liegt in dieser Betrachtung nichts; genug wenn er denen, die ihn annehmen, nur die Stelle ihres geraubten Trostes vertritt, so kann man doch ihre Lehrer nicht deswegen, daß sie ihre verführten Zuhörer ganz trostlos lassen, des Gewissenszwanges beschuldigen. Lassen sich aber die Zuhörer nicht verleiten, so wird ihnen ja kein Trost geraubt; sie behalten ja noch immer ihre Bibel und ihre Andachtsbücher, woraus sie Trost schöpfen können. Ueberhaupt scheint diese ganze Vorstellung des V. vorauszusetzen, daß der Glaube unserer christl. Gemeinden schlechterdings von dem Vortrag ihrer Prediger abhange, und daß diese, wenn sie wollen, ihren Zuhörern alle, auch die ungegründetesten Lehren, aufheften können. Ist es mit unsern Gemeinden so beschaffen, so sind sie freylich sehr zu bedauren, nicht nur, wenn sie einen irgläubigen, sondern auch so oft sie einen zwar orthodoxen, aber unvernünftigen und abgeschmackten Schwätzer zum Lehrer haben. Dann sehe ich auch nicht, wie wir Protestanten, ungeachtet unsers in der Theorie so schön klingenden Grundsatzes, daß in der Religion

kein menschliches Ansehen, sondern blos das göttliche gelten soll, uns in der Praxi von den Katholiken unterscheiden. — Dies sind meine vielleicht noch mancher Berichtigung bedürfende Ideen von protestantischen Kirchenrecht, in so fern die Fragen von Toleranz und Gewissensfreyheit aus demselben erörtert und beantwortet werden müssen. Sind sie in der Hauptsache wahr und gegründet, so wird aus derselben die Unrichtigkeit der Theorie, die uns der Verf. mitgetheilt hat, deutlicher einleuchten, als wenn ich mich eingelassen hätte, ihm Schritt vor Schritt zu folgen, und jeden seiner Sätze zu prüfen. Sollten indessen nachdenkende und unpartheyische Forscher in diesen hingeworfnen Gedanken zur Entdeckung der Wahrheit in einer so sehr verwickelten und durch Streitigkeiten von beyden Seiten verdunkelten Frage nur einige nähere Anleitung finden, so werde ich auch von diesen wenigstens Entschuldigung für die ungewöhnliche Weitläuftigkeit dieses Aufsatzes erhalten. Ich übergehe den übrigen Theil des Buchs um desto mehr mit Stillschweigen, da ich vermuthen darf, daß Hr. Lüdeke, in so fern er das, was ihm hier entgegengesetzt wird, wirklich erheblich finden sollte, sich schon selbst vertheidigen wird. Bf.

Anti-Pope, oder Versuch über den natürlichen Menschen. Nebst einer neuen prosaischen Uebersetzung von Pope's Versuch über den Menschen. Leipzig 1776. 8. 13. 1 und 1 halb B.

Ein Gedicht, ursprünglich in englischer Sprache geschrieben und von dem Verfasser selbst in deutsche Prosa übersetzt, mit beygedruckten Stellen des englischen Origin[illegible] wo dem Verfasser seine eigene Uebersetzung stark genug geschienen. Als Gedicht sehr ;

ben. Voll starker, rührendrer Gemählde von einem meisterhaften, aber sehr düsterem Colorit, voll schwermüthiger menschenfeindlicher Gesinnungen. Als Philosophie, wie alle philosophischen Gedichte — vom Lukrez bis auf diesen Anti-Pope — unvollständig einseitig. Was hat auch die Poesie als Poesie mit der Wahrheit zu schaffen? Hat der Dichter, durch die parthenische Schilderung des menschlichen Elends in einem kleinen Liedchen uns einige wehmüthige Stunden machen wollen; so kann er seinen Zweck treflich erreichen, ohne uns sonderlich weh zu thun. Die Wunden, die unsern Herzen in solchen poetischen Träumen geschlagen werden, sind beym Erwachen geheilt. Allein dieses Gedicht ist ein Lehrgedicht, und der Dichter scheint eine höhere Absicht gehabt zu haben. Wir wollen sie in dem Plane seines Werkes vorlegen. Von den fünf Gesängen, worinn das Ganze getheilt ist, enthalten die vier ersten die Schande der Vernunft, und der fünfte den Sieg des Glaubens. Laßt uns sehen, wie lauten die Klagen des Dichters gegen die Vernunft. Zum voraus möchten wir erinnern, daß der Dichter, um den Unglücklichen zu trösten, von keinem andern System weiß, als von dem Popischen: what ever was, is *right*. — the partial evil is the general good. Der erste Brief: Allgemeine Grundsätze von der menschlichen Glückseligkeit. „Zuerst, was sagt die „Vernunft? Gott ist gerecht?" gewiß! „und groß „und weise und gut" unstreitig! „was meinst du dann, „wann ein Gott, wie der, in seinem Schooße hält „das unermeßliche System einer Welt und deines? „Was er denkt, ist weise, was er thut, das beste, „und gränzenlos seelig das große Ganze. Was will „dein Kummer vor so einem Gott? dein Elend ist „glänzendes Glück! Ein leichter Ausspruch, noch

„leichter der Beweis: Mängel der Theile erhalten die „Vollkommenheit des Ganzen.“ Ja wohl kann der Elende gegen diesen leidigen Trost ausrufen: „O preis„würdiges erhabnes Glück! Schwill auf, mein Herz! „ich bin elend, aber alles um mich her ist glücklich! „Gestürzt in den Sturm, muß ich für andere kämp„fen, und sinken in Tod, daß hungrige Würmer zu „leben haben.“ Wie viel fehlt noch, ehe dieser betäubende Schlaftrunk kann Balsam des Lebens werden? Hier sieht der Dichter nichts als Widerspruch! „Unsere Herzen sind alle gleich, unser Schicksal nicht.“ „Ein jeder Theil dieses unermeßlichen Ganzen hat „kühn, aber mit Recht, nur sich zum Zweck; er bleibt „Theil, und kann das große Ganze nicht fassen; aber „sein kleines Ganzes ist ihm klar, wie der Tag.“ Zwar sagt man ihm: du bist nur ein Sonnenstäubchen gegen das unermeßliche Ganze, du bist nicht der Zweck. „Ja, antwortet der Dichter, ja, ich zanke, „und fühlende Sonnenstäubchen dürfen! — Gut „ist immer gut, und Uebel immer übel, es gehe wo„hin, es komme woher es will.“ Selbst die Hofnung hat nichts tröstendes; denn „in eurem Sy„stem ist Hofnung so thörigt als Kummer. Hofnung „ist Freude über künftiges Glück, das wahrscheinlich „unsere Wünsche krönen wird. Aber was ist Glück? „Was sind unsere Wünsche, wenn unsere Wünsche „von einem unbekannten Ganzen abhangen?“ Sogar die Hofnung der bessern Zukunft in einem ewigen Leben nach dem Tode ist in diesem System eitel.“ „Gott „kann nie den Menschen zu ewigem Elend verdam„men,“ sagt man. „Nichts als Ganzes, antwor„tet der Dichter: Warum nicht als Theil? — Theil „kaum des Ganzen, der Kleinste der Erde! Das „sagt ihr ja selbst! könnt ihrs leugnen? — „Ist „kein Elysium?“ Vielleicht nicht! „Die Seele

„nicht

„nicht unsterblich? — Vielleicht auch das nicht. „Wozu ward euch der Funke gegeben, den ihr Seele „nennt? — Wißt ihrs: so sind alle Schlüsse des „Himmels auf einmal klar; und wißt ihrs nicht, so „kann das Wohl des Ganzen jetzt den Funken brau„chen, und im Tod ihn verschlingen." Nach dem zweyten Briefe ist uns die Selbstliebe und Vernunft auch nicht zur Glückseligkeit behülflich. Die erstere kann uns nichts helfen, und ist immer mit dem Ganzen im Widerspruch. „Das Ganze und der Mensch „haben verschiedene Rechte. Hör auf, dich selbst „zu lieben, oder werde Zweck!" Ferner: „Sie „bindet Wenige an wenige Tugend, und fesselt alle „ans Laster; sie lehren den Helden hülflose Men„schen morden." Zwar sagt man, daß „die Ver„nunft die Selbstliebe lenken müsse." Allein der Dichter leugnet dieses, seine Beweise sind: daß die „Vernunft vieles nicht wisse. „Komm, sagt er, gieb „deine Weisheit; was siehst du, sage? weißt du, „warum Trajane sterben und Nero lebe; warum Carle „weichen, wenn Ludewigs siegen." Ferner: daß die menschliche Vernunft oft geirret habe. „Laßt uns „entwickeln die Geschichte des menschlichen Verstan„des — Annalen der Dummheit, obgleich ein Pla„to schrieb." In dem dritten Briefe verflucht der Verfasser die Geselligkeit. „O Geselligkeit, ruft er aus, „Quelle zehnfaches Leidens, in dir liegt das „größte Elend der Menschheit." — „Verfluch„te Geselligkeit, zerreiß deine Bande." In dem vierten Briefe, der von der Glückseligkeit überhaupt handelt, schildert der Dichter die physische und moralische Welt mit den schwärzesten Farben, um in dem fünften Briefe, mit der Aufschrift: Religion, uns allein auf den Glauben zu verweisen. „Ich demü„thige mich!" singt er am Ende, (S. 150.) „zu

sehr

„sehr verirrt, zu sehr gequält auf der dornigen Straße,
„vergebens verfolgter Wahrheit, hang ich an dir,
„überwiegender Glaube. Du hast mein Herz ge-
„wonnen; es verriegelt der Vernunft den weitern
„Schritt."

Vorausgesetzt, daß es die aufrichtige Absicht des Dichters sey, den Menschen zum Christenthume zu führen, warum war es nöthig, die Vernunft, die eben so gewiß ein edles Geschenk der Gottheit ist, als der Glaube, mit Füßen zu treten? soll der Glaube nicht der Vernunft aufhelfen, sie veredeln und beleben; wird er also, statt sie zu zerstören, sie nicht vielmehr lenken und belehren? — Warum aber ist, nach seiner Meinung, die Vernunft — nicht bloß ein so unnützes, sondern auch giftiges Werkzeug für unsere Glückseligkeit?

1. Indem sie uns trösten will, macht sie uns noch elender. Denn sie sagt uns: the partial Evil is the general good. Der Mensch aber ist nur für sich partheyisch. „Soll er nicht? (S. 16.) so geh, „strafe den Jüngling, der dort in der Einöde ewige „Thränen auf Sylvias Asche weint. Sie giengen „im Walde allein mit der Liebe, da schlug der Donner „die blühende Sylvia hin." Welche Vernunft verbietet diesem liebenden Jünglinge, zu weinen? oder verbietet der Glaube es? Wenn du aber, unglücklicher Jüngling! dich nach Troste sehnst, warum mußt du deine Thränen blos mit den Blumen der Popischen Poesie abtrocknen? laß sehen, was reicht dir der Glaube für Trost, wenn du weinst? Er sagt dir, „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernd-ten." — „daß dieser Zeit Leiden nicht werth sey der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden." — „daß denen, die Gott lieben, alle Dinge müssen zum Besten dienen." — daß „Gott den

züchtiget,

züchtiget, den er liebt." — daß „Anfechtung giebt Erfahrung, Erfahrung aber giebt Hofnung, Hofnung aber läßt nicht zu schanden werden." Ist deine Vernunft dawider: so sage nichts, daß du eine hast; deine Vernunft wäre Unvernunft. Gott kann nicht durch das Licht der Vernunft und des Glaubens, welche beyde von ihm stammen, zu einerley Sache Ja und Nein sagen. Dein Herz will der Vernunft den weitern Schritt verringeln? Auch dann? wenn sie dir durch den Mund des Plato sagt: „Aus „der Hand Gottes kann nichts Böses kommen; auch „der Schmerz ist dir ein Gut, er ist dir zu deinem „Besten gegeben." Wenn dieses Glied in der Popischen Theodicee fehlt, ist es die Schuld der Vernunft? es war doch in der Platonischen und Leibnitzischen. Zwar fühlst du es noch nicht, wie heilsam dir der Schmerz sey! Du bist noch ein Kind, du mußt noch die bittere Arzeney mit Gewalt nehmen; es wird aber die Zeit kommen, daß du sie selbst fordern wirst.

2. Daß das menschliche Geschlecht durch viele Irrthümer gegangen, daß sich viele große Männer in vielen Stücken sehr gröblich geirret, davon liegt die Schuld nicht an dem Anbau der Vernunft; sondern an ihrer Vernachläßigung. Und das hat der Glauben selbst erfahren müssen. Wenn es Jahrhunderte in der Geschichte des Christenthums gegeben, wo der Glauben mit den schändlichsten Irrthümern verunstaltet war, sollen wir das dem Christenthume zur Last legen? War es nicht vielmehr die natürliche Folge von der Unterdrückung der Vernunft? Und wenn anjetzo der Dichter das Wesentliche des Glaubens auf folgende göttliche Lehren zurückführen kann: (S. 143.) „Die Kette der Geister ist Liebe; sie hängt „Menschen an Menschen, und Menschen an Gott.

„Ihre

„Ihre Schwester ist Wahrheit, unzertrennlich mit ihr,“ so ist es so weit entfernt, daß die Vernunft gegen diese himmlischen Wahrheiten das geringste haben sollte, daß man es vielmehr dem bessern Anbau der Vernunft zu danken hat, daß sie in dieses herrliche Licht sind gestellt worden. Denn es hat Zeiten gegeben, wo einige gerade das Gegentheil sagten, wo es hieß: „der Dienst Gottes ist Menschenhaß; er entfernt Menschen von Menschen, „und die Herzen der Menschen von einem despotischen „schrecklichen Gott.“ Und wenn es möglich wäre, daß jemals der Gebrauch der Vernunft aufhörte

. . . .

so würde es stolze und rachsüchtige Hierarchen genug geben, die eben dieses sagen würden. Die Vernunft weiß „nicht, warum Ludewige und Karle siegen?“ Weiß es etwan der Glauben? Und wenn es der Mensch nicht weiß, ist er darum elend, und weiß er darum gar nichts?

Wie unvernünftig, wie schändlich ist es daher, denen grossen Männern, die sich um die Vernunft, und folglich um das Glück der Menschen verdient gemacht, mit Verachtung muthwilliger Buben zu begegnen: „Hämischer Pope! unbarmherziger Leibnitz! und du, der nur im engen Kreis seiner eigenen Geschöpfe dachte, nie fühlte, kaltsinniger „Wolf! wagt ihrs, die zehnfach Elende mit euren „Machtsprüchen zu verwunden? Gift, nicht Balsam tropft von eurem Munde auf den Verzweifelnden. Ihr spannt den ausgelebten Nerven nicht, „überredet nicht den fühlenden Forscher!“ Leibnitz und Wolf haben die richtige Theodicee der Lehre Jesu zu ihrem Thema genommen: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen, und haben sie nach ihrer Methode weiter ausgeführt. Wie wird das in ihrem Munde Gift, was in Paulus

Wunde Balsam ist. Etwan weil ihre deutlichen, tröstenden und Herzerhebenden Grundsätze dem hochdaherfahrenden Dichter den Mund stopften? daß er nicht mehr mit einem Schein des Grundes in dem so sehr gerechtfertigten Zusammenhange der Dinge ein stolzer, meisternder, mit allem unzufriedner Tadler seyn kann; daß man siehet, er suche nur leere Paradoxen, um den Anstrich von Sonderbarkeit zu haben, den unsere unmodischen Genies affektiren. Kaltsinniger Wolf! Wozu dieser Vorwurf? Was zürnst du, mißmüthiger Kranker mit deinem Arzte, daß er dich nicht nach deiner Weise heilt? Was fluchst du ihm, daß er deinen Blutunterlaufenen Augenball mit dem Aderlaß am Fuße heilen will, — daß dein Mund das Kraut verschlucken muß, das der Fäulniß an deinem Schenkel widerstehen soll? Nicht jede Büchse des Apothekers ist für alle Uebel, ist für alle Kranken. Nimm die Arzney, die dir dient. Aber klage nicht, daß sie zu warm oder zu kalt sey. Ist sie zu kalt; so wärme sie an welchem Feuer du willst — wärme sie an deinem eigenen Busen und trink. Auch Wolfs und aller redlichen Philosophen dir kalt scheinende Lehren sind der wärmsten Anwendung fähig. Wollte Wolf das Herz beruhigen; so mußt er den Verstand überzeugen. Gieng er dabey ruhig und kalt zu Werke; schadet das der Wahrheit seiner Lehren? Laß sie denn durch dein wärmeres Herz gehen, und theile sie so erwärmt andern mit, wenn du es redlich meinst. Wie weißt du aber, daß Wolf kaltsinnig war; weil seine Schriften noch wenig bekannte Wahrheiten ruhig untersuchen? War er nicht Ehegatte, Vater, Freund? War er nicht standhafter Vertheidiger der Wahrheit? Er hat ihr treu gedient, hat ihr Millionen Verehrer geschaft. Statt einen ehrlichen Mann zu lästern, gehe und thue desgleichen, wenn du kannst.

Wir

Wir glauben die Hauptsophisterey des Dichters gnugsam entblößt zu haben. Bey den schwarzen und so falschen Gemälden der Geselligkeit und Glückseligkeit sehen wir uns genöthigt zu bemerken, daß es ein eben so schändlicher Mißbrauch der Dichtkunst ist, wenn man sie durch einseitige Uebertreibungen des menschlichen Elendes schändet, wodurch man, ohne ihm zu helfen, des Unglücklichen spottet, und ihn mit Gott, der Welt und sich selbst unzufrieden macht, als wenn man durch schlüpfrige Bilder seine Einbildungskraft verdirbt. Daß alle diese einseitigen Abschilderungen nichts beweisen, nur belustigen; nicht philosophisch wahr, sondern nur poetisch schön seyn können, haben wir schon erinnert. So lange man sie zu einem Spiele der Einbildungskraft gebraucht: so mag es darum seyn, aber Lehrsätze darauf zu bauen, wovon unsere Ruhe abhängt? Young und Anakreon, beyde haben das menschliche Leben gemalt, ein jeder aus seinem Gesichtspunkte; aber keiner von beyden nach der genauesten Wahrheit; beyde so, daß sie nicht dem menschlichen Geschlechte geschadet haben. Was thut aber der, welcher durch partheyische Uebertreibungen die Vorsicht belügt, dem Menschen seine Zufriedenheit und Freudigkeit zur nützlichen Thätigkeit verkümmert, der vergnügten Anbeter der Gottheit weniger macht? der die Geselligkeit, wodurch wir armen hülfsbedürftigen Geschöpfe nur allein glücklich seyn können, als einen Fluch vorstellt, die Gottseligkeit, der er sein Daseyn, sein Wohl, seine Entwickelung und den Anbau der edlen Talente zu danken hat, womit er sie undankbarlich verlästert? Der Verf. mag diese Sache betrachten wie er will. Ich würde mich anspeyen, wenn ich fähig gewesen wäre, einen so schändlichen Misbrauch von meinen Seelenkräften zu machen!

Wie trüglich die Reize der Dichtkunst zur Beurtheilung der Wahrheit seyn, und wie unendlich grausam es sey, die Einrichtung der Natur so partheyisch und ungerecht zu verleumden, wollen wir durch die Gegeneinanderstellung zweyer gleich starker Gemälde derselben fühlbar machen. So singt der Anti-Pope:

„Was für schreckliche Anblicke öfnen sich mir! „Wie ist der Mond gehüllt in zehnfache Nacht! Die „Welt ist verfinstert, hohle Berge seufzen, die schweren Wolken stürzen sich in Fluthen herab, reissen „ewige Hügel hin, brechen, wüthen und rufen den „Donner zur Hülfe; die Angeln des Himmels springen „auf, Nordwinde spornen, der Donner kömmt, er „rollt, Welten starren; er schleudert den Keil, Wel„ten brennen," (das ist wenigstens poetischer Unsinn; denn die Entzündung der Dünste in unserer Atmosphäre entzündet nur Häuser und Scheunen, und nicht „Welten) die aufrührerische Natur und ihre Diener „arbeiten, die alte Welt zu verschlingen oder eine „neue auszuspeyen. — Ist das das goldne Land, „das aromatische Thal, die blühende Wiese, die „bunte Ebene, das? Tod heult siegend über meinen „Scheitel, tobende Winde erschüttern unter mir den „Mittelpunkt der Erde; hier droht ein schrecklicher „Sturm, dort breitet sein Scepter Verwüstung aus; „die Elemente streiten über ihre verstörte Gränzen, „die Schöpfung seufzt, die hohle Welt hallt wieder; „die gescheiterte Natur läßt das zerschmetterte Ruder „sinken; Welten fallen zum Chaos, Himmel liegen „wüst — Ja so mußte sie seyn, die schwarze ab„scheuliche Scene, die Wohnung für Wesen, ge„macht zum Elend."

Wo ist das Urbild zu diesem poetischen Gallimathias? Heißt das nicht, Gott und die Natur schänd-

lich belügen? Und wozu dieses Alles? damit der Mensch sagen möge: ich bin elend; und der Dichter allenfalls, Gott weiß! ob im Ernste, hinzusetze: nur der Glauben hilft dir. Wie denn? ändert der Glauben das Physische der Natur? Oder hat es, seit achtzehn hundert Jahren in den christlichen Gegenden keine Donnerwetter und Ueberschwemmungen mehr gegeben? Wie aber hat uns der Glauben dabey beruhigt? Er sagt uns: daß ohne Gottes Willen kein Haar von unserm Haupte fallen kann? Sagt das die Vernunft nicht auch? Doch wir wollen eine andere Beschreibung vom menschlichen Leben hören?

Die Freude wohnt auf allen Wegen,
Die durch dies Pilgerleben gehn;
Sie bringt uns selbst den Kranz entgegen,
Wenn wir am Scheidewege stehn.
Noch rinnt und rauscht die Wiesenquelle,
Noch ist die Laube kühl und grün;
Noch scheint der liebe Mond so helle,
Wie er durch Adams Bäume schien.

* * * * * *

* * * * * *

* * * * * *

* * * * * *

Noch tönt der Busch voll Nachtigallen
Dem Jüngling hohe Wonne zu,
Noch strömt, wenn ihre Lieder schallen,
Selbst in zerrißne Seelen Ruh.
O wunderschön ist Gottes Erde,
Und werth, darauf vergnügt zu seyn,
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun *).

*) S. die Voßische Blumenlese, J. 1777. S. 37.

So sah ein junger edler Mann, der nunmehr selige Hölty, die Welt an, indeß eine unheilbare Krankheit an seinem Leben nagte, die ihn in der Blüthe der Jugend der Welt entriß. Alle guten Seelen werden seine Asche segnen, daß er seine schönen Dichtergaben angewandt hat, sie mit den Einrichtungen Gottes zufrieden und so glücklich zu machen. Tout homme est malheureux, qui se croit tel, sagt Fenelon, und mit Recht. Wer also den Menschen mißvergnügt mit den Fügungen des Himmels macht, der macht ihn unglücklich, und verdienet den Unwillen jedes Menschen, der Menschen liebt.

Soll der Glauben diese Wunden, nicht durch Zauberworte, sondern auf eine verständliche Art heilen, wird er es anders können, als wie wir vorhin angezeigt haben? der Glauben sagt: Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und läßt sich begnügen. — Sammlet euch Schätze im Himmel, die weder Motten noch Rost fressen, wonach die Diebe nicht graben oder stehlen. Die Vernunft sagt: ἄριςον ἀνθρώπῳ τὸν βίον διαγειν, ὡς πλεισα ευθυμηθέντι καὶ ελαχισα ανιηθεντι. Τȣτο δε ἂν ειη ει τις μη συν θνητοισι τας ηδονας ποιοιτο *). Soll das in dem Munde der Vernunft falsch seyn, was in dem Munde des Glaubens wahr ist? Und wenn es wahr ist, wird Gottes Erde, der Vernunft nach, eine Mördergrube seyn? Der Dichter zeigt es nicht an, wie der Glauben uns die Regellosigkeit der Welt anders entwickele als die Vernunft. Er begnügt sich zu sagen: der Glauben thut es, die Vernunft thut es nicht. Aber wie thut er es? Diese Frage ist natürlich. Sie wird es noch mehr, wenn uns der Dichter durch folgenden Uebergang zum Glauben führt:

(S.

*) Stobaeus Ecl. eth. S. 10. Ed. S. Gesneri.

(S. 141.) „Ich sehe Sonnen brennen, und kenne „den kleinsten Funken nicht! Ich sehe Ströme rin„nen, der kleinste Tropfen ist mir ein Geheimniß! „Wer zieht den Magnet in die Mitternacht? was „treibt das Meer nach dem Stundenglas über die „sandige Ufer? was führt die Planeten in ihren Krei„sen? was treibt den Halm aus der gährenden Erde? „So unwissend von allem, ists umsonst zu denken, „umsonst Wahrheit zu suchen, umsonst Ueberzeugung! „Ueberredung, Glauben ist alles, was ich hoffe; „meine Weisheit sey, den schwersten Gründen zu glau„ben." Aber von dem Mechanismus der magnetischen Kraft, der Planetenbewegung, der Ebbe und Fluth, der Vegetation — unterrichtet uns davon der Glauben? soll er uns davon unterrichten? Giebt er uns andere Belehrungen, als die Alle zu ihrem Glück bedürfen? Wenn wir aber nicht alle, und die geheimsten Triebfedern der Natur entdecken können, können wir darum gar nichts von ihnen entdecken? Weiß Newton nicht mehr davon als Clemens von Rom? Sollen wir, weil wir einigen Naturgeheimnissen bisher umsonst nachforschen, alles Denken aufgeben? Glauben ohne zu denken? Ist dieß, so läßt sich nicht begreifen, ich sage es frey heraus, warum wir lieber an die Bibel als an den Koran glauben sollten.

Aber so ist der Glaube nicht, den Christus und seine Apostel predigen. Sie verachten die Vernunft nicht, sie helfen ihr vielmehr auf, sie ermuntern sie, den Schutt des jüdischen und heidnischen Aberglaubens abzuschütteln, und mit freyen Schwingen sich zu dem Urquell des Lichtes zu erheben. Christus sagt nicht, daß die schöne Schöpfung Gottes „eine „abscheuliche Scene sey so wie sie für Wesen ge„macht zum Elend" seyn muß. Sehet die Lilien auf dem Felde, — sehet das Gras — sehet die

Vögel unter dem Himmel — Heißt das nicht: sehet die leblose, sehet die vernunftlose Schöpfung! wie schön! wie würdig ihres Urhebers! und das alles so schön, so wohl, so vergnügt, so gesättigt mit ihrem Antheil an Genuß und Freude! und endlich: Seyd ihr nicht mehr als sie? Ist das nicht ein Vernunftschluß? Und so zu den Menschen reden, heißt, das nicht, sie zum Gebrauch ihrer Vernunft auffordern, sie durch ihre Vernunft die Schönheit der Schöpfung und die Wohlthätigkeit des Schöpfers wahrnehmen lassen? Eben so ist Paulus Lehre. „Denn Gottes unsichtbares Wesen, das ist, seine ewige Kraft und Gottheit wird an den Werken ersehen, so man des wahrnimmt, nämlich an der Schöpfung der Welt." So man es wahrnimmt, so man seine Vernunft ausbildet, gebraucht — Ein Dichter, den der Verf. des Anti Pope nicht verachten wird, hat diesen Sinn sehr schön ausgedruckt:

Und da wir ihn (Gott) nicht sehen können,
Will ich wahrnehmen Sein,
Und an dem edlen Werk erkennen,
Wie freundlich Er muß seyn.

Und so mußte es auch seyn, wenn die Vorsehung die nicht sollte vernachläßigt haben, die des Trostes einer schriftlichen Offenbarung beraubt sind, und an denen sich Gott doch nicht unbezeugt läßt, die doch auch schmecken und sehen sollen, wie freundlich der Herr ist.

Dies sind die wahren Grundsätze glaubiger Christen und auch vernünftiger Christen, nicht die Grundsätze dieses menschenfeindlichen Dichters, die zur schädlichsten Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit führen, und zuletzt auch allen Glauben vertilgen, denn wo soll Glauben, wo soll Christenthum bey dem bleiben, der alle Geselligkeit verfluchet, das heißt,

heißt, der die erste Einsetzung Gottes verflucht. Gott sagt es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, daher schuf er sie ein Männlein und ein Fräulein; und dieser Staub sagt mit unsinnigem Eifer: verfluchte Geselligkeit, in dir liegt das größte Elend des Menschen, zerreiß deine Bande!

Wenn doch die menschliche Gesellschaft sich einmal vereinigen könnte, die fanatischen Wirbelköpfe, die seit einiger Zeit es sich zum Geschäft machen, die Geselligkeit verächtlich und schädlich vorzustellen, nur auf eine kurze Zeit, aus der Gesellschaft ganz auszustoßen, ihnen Feuer und Wasser zu versagen, damit diese Leute, die nicht Vernunft brauchen, nicht schließen, nicht überlegen, sondern fühlen wollen, recht fühlten, wie nöthig jeder Mensch die Hülfe anderer hat, und welche unaussprechliche Wohlthaten die Gesellschaft gewähret.

Diese Leute träumen von einer gewaltigen Kraft, die in ihnen wohnen soll, für die wollen sie einen grossen Wirkungskreis haben. Weil nun jeder Mensch neben ihnen seinen Wirkungskreis auch hat, und sie oft thätlich spüren lässet, daß ihre eingebildete Kraft armselige Schwäche ist, so schimpfen sie auf die Gesellschaft, wodurch sie eingeschränkt, ihre Nerven gelähmt, ihre Fäuste verhindert werden, große Thaten zu thun. Denn nur der Drang nach dem Grossen, dem Weitumfassenden, dem Schrecklichen, herrschet in ihnen. Sie würden sonach, da sie der von ihnen verfluchten Gesellschaft keine Pflichten schuldig zu seyn glauben, ohne Bedenken mit Neronischer Kraft Rom anzünden können, um sich an dem großen Schauspiele zu weiden, die Hauptstadt der Welt in Flammen zu sehen. Eine That, die mit der Bekanntmachung eines Gedichtes wie das gegen-

wärtige, im Grunde aus gleicher Quelle fließt, und gleichen moralischen Werth hat.

Dies preßt uns der warme Eifer für Wahrheit, Tugend und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts aus. Wir verkennen dabey die großen Talente dieses Verfassers nicht Aber indem wir sie bewundern, sagen wir, (gleich jenem Alten) mit Seufzen: „die „stinkendeste Fäulniß kommt vom edelsten Fleische."

Dln.

Das von Christo gestiftete Gedächtnißmahl seines versöhnenden Creutzestodes, zur Erbauung abgehandelt von Joh. Es. Silberschlag, K. Preuß. Oberconsf. u. Oberbaurath, Pastor bey der Luth. Dreyfaltigkeitsgemeine in Berlin, Director der Realschule ꝛc. Berlin, im Verlag der Realschule. 1774. zwote verbesserte Auflage. 1775. 17 Bogen 8.

Dieses, aus 1771 über „die Lehre vom Gedächtnißmahle Jesu" gehaltenen Predigten entstandene, „allein die Erbauung zum Endzweck habende" Buch ist in fünf Abschnitte getheilt. Was man sich von dem h. Abendmahle für einen Begriff zu machen habe, ist der Innhalt des ersten; der zweyte handelt von dem Segen dieses Sakraments, 1. der Versiegelung der Vergebung der Sünden, 2. der innigsten Vereinigung mit Christo und seiner Reichsgenossen, 3. der Theilnehmung am ewigen Leben, und 4. der Vergewisserung einer herrlichen Auferstehung des

Leibes?

Leibes; der dritte von der Beschaffenheit dererjenigen, (derjenigen) die dieses Sakrament würdig genießen; der vierte von der Zubereitung zum Genuß des Gedächtnißmahles Jesu; und der fünfte von dem Verhalten des Communicanten nach dem Genuße des h. Abendmahles. „Weil dem V. nicht unbewußt „ist, daß der ev. lutherischen Kirche schuld gegeben „wird, als ob sie in der Lehre vom h. Abendmahle „der gesunden Vernunft widersprechende Lehrsätze „auf die Bahn gebracht: so hat Er dieses Vorurtheil „in einem Anhange beleuchtet, und nicht nur falsch „befunden, sondern auch bemerkt, daß nicht einmal „derjenige, der eine naturelle Vermischung der „himmlischen und irdischen Elemente glaubet, als „wovon doch der Lehrvortrag dieser Kirche sich sehr „entferne, durch die Geometrie und Physik widerlegt werden könnte."

Allerdings hat der V. in dieser Schrift verschiedenes Richtige und Praktische gesagt. Indes dürfte er —, gegen die Absicht derselben, — mehr für die Einbildungskraft, als für den Verstand und für das Herz, darin gearbeitet haben. Es müßte denn dies Belehrung des Verstandes heißen, daß er die Dogme vom h. Abendmahle, von der Genugthuung J. C. und was mit denselben zusammenhängt, ausführlich und angelegentlich vorgetragen. Daß er dem Glaubenssystem seiner Kirche getreu geblieben: darüber ist nichts zu sagen. Ob aber in einem „allein „die Erbauung zum Endzwecke habenden" Buche die vorhin berührte Lehrmeinungen derselben, so häufig, zuweilen selbst in den Worten und Formeln der Dogmatiker, namentlich der Bundestheologen, und noch mit einigem Scheine eines Streitgelehrten, aufgestellet werden mußten, hierüber dürfte mehreres zu erinnern seyn. Wenn auf die Gegenwart de

Leibes im h Abendmahle von Luthern, und den ersten Lehrern seiner Parthey, Tilemann Heshusius z. B. u. a. ein großes, ja übergroßes Gewicht geleget wurde: so ist dafür, in Betracht jener Zeiten, einige Entschuldigung möglich; in Ansehung unsrer aber möchte sie, besonders den Vortrag in Erbauungsbüchern betreffend, hinwegfallen. Für Beweisstellen sieht der V. Joh. VI und 1 Kor. 10, 16, unter andern, an. Hierüber ist in unsrer Bibl. bereits das Nöthige erinnert worden. Wir verweisen darauf. In einer beynahe vier Seiten einnehmenden Anmerkung sucht Er durch Anführung von Zeugnissen aus den Schriften der Väter in den ersten Jahrhunderten, des Ignaz, Justins u. a. zu zeigen, daß die luthersche Erklärung der Einsetzungsworte keine Erfindung Luthers, sondern so alt als die christliche Kirche, selbst sey. Hätte Er aus den Lehrern der Folgezeit etliche hinzugesetzt, namentlich den Cardinal P. von Ailly (de Alliaco) als Anhänger derselben aufgeführet, etwan auch, nach Frischlin, Chemniz, Hartnack u. a. erzählt, daß Zwingli, Oekolampadius, Carlstadt, die Hauptbestreiter solcher, sämtlich eines wunderartigen Todes gestorben seyen, so würde diese Bestätigungsweise voller und runder geworden seyn. Wenn nun Jemand hierbey erinnete: es sey noch unbewiesen, daß die Apostel eine bestimmte Erklärung der Einsetzungsworte ihren Schülern gegeben, also die Einstimmung des Ignaz u. a. mit L. von keinem Gewichte; aus den Kirchenvätern, und den nachfolgenden Schriftstellern könne alles belegt werden, könne die Römische Kirche, wie des Arnauld bekanntes Buch: la perpetuité de la foi &c. zeige, zu Vertheidigung ihres Lehrbegrifs vom h. A. mancherley Zeugnisse hernehmen, die Reformirte, wie aus den Werken des Claude, Aubertin, Basnage,

nage, unter andern, erhelle, ebenfalls; Carlstadt könne, ausser den beyden ketzerischen Partheyen, den Paulicianern und Katharern, mehrere Anhänger seiner Meinung aus verschiednen Jahrhunderten vorführen; Luther habe von den Sakramenten überhaupt, und von dem h. Abendmal insbesondre, anders vor dem Sakramentstreite, als nach demselben, gelehrt und geschrieben; habe lange nicht gewußt, welche Meinung er annehmen solle; sey aber, besonders um nicht gegen Carlstadt zu weichen, steif und fest bey der ihm einmal als ein Mittelweg aufgefallenen Erklärung endlich stehen geblieben, ungeachtet ihn etliche zur Verwerfung derselben zu bewegen gesucht hätten, u. s. f. so dürften wir gerade so weit seyn, als vorher. Nach einigen Indikationen in dieser Schrift möchten wir die Verfertigung derselben in die Zeit einer gewissen Anwandlung von Dogmatismus und Polemismus, wenn wir so sagen dürfen, setzen: können wenigstens durch diese Hypothese verschiedene Phänomena in derselben am leichtesten uns erklären, — wie ein Mann als unser V. eines und das andre, habe schreiben können, am bequemsten uns aufschliessen. In einer solchen sagt er zuweilen, „das Ding, das nicht ist;" mindestens nicht ganz es ist, allemal aber in einem, „allein die Erbauung zum Endzwecke habenden" Buche nicht an seinem Orte steht. So nennt er in der Anmerkung S. 9 Carlstadt den „Friedens„stöhrer der lutherischen Kirche." Wenn ein Reformirter, besonders in einer Andachtsschrift mit Carlstadt, Luthern den „neuen Pabst" schelten, Luthers Hitze und Starrsinn für die vornehmste, wo nicht einzige Ursache der großen Trennung beyder protestantischen Kirchenpartheyen erklärte: würde dieses, sey es richtig, oder unrichtig, dem V. zeit- und ortmäßig dünken? Haben doch beide,

L. und C., und zwar sehr, gefehlt! Lasset uns ihre ansehnlichen Verdienste dankbar schätzen: ihre Fehler aber, namentlich bey solcher Gelegenheit, nicht den Höhnern zur Nahrung, an die Sonne, wie Mathesius sagt, legen. Etwas Menschliches dürfte auch den V. beschlichen haben, wenn er S. 31 schreibt: „eine Meinung (von einer körperlichen Gegenwart,) „welche nach Aussage des Tertullians und des Eu„sebius ein Averrhöes und andre Heiden den ersten „Christen schuld geben, um lästern zu können." So viel wir wissen, ist Averrhöes eigentlich ein Muhammedaner gewesen, und hat im zwölften Jahrhunderte gelebt, Tertullian im zweiten, und Eusebius im vierten. Ob von dem, was der V. von der Gegenwart im h. Abendmahle sagt, grobe Vorstellungen, alles Verwahrens dagegen ungeachtet, sich trennen lassen möchten: urtheilen andre. „Nichts „in der ganzen Welt, heißt es S. 48. nichts gehöret „unsern Seelen so rechtsbeständig, so wesentlich zu, „als das Eigenthumsrecht über unsern Leib. Spei„se und Trank verwandeln sich durch den Genuß „in diesen unsern Leib, und also erstrekt sich dieses „Eigenthumsrecht auch auf dasjenige, was uns auf „diese Art zu theil wird. Uns wird auf diese Art „Jesu Leib u. Blut zu theil." Dasselbe steht auch S. 49 zu lesen. Womit möchte sich der Gedanke rechtfertigen lassen, den wir S. 153 finden. „Wer „ist würdig, sich zu deiner Tafel o Jesu! zu nahen, „deinen Leib und dein Blut zu empfahen! Ich höre „diesen Zuruf, und zittere. Ich lese die Eigen„schaften deiner Würdigen, so fähig sind, selbst den „Engeln beneidenswürdige Schätze der Erlösung zu „besitzen, und zittere noch mehr." Allerdings reden und schreiben die Katholiken häufig von einem *tremendo* mysterio, *tremendo* missae sacrificio.

rio. Auch haben wir in dem zu Mainz 1773 in 12mo herausgekommenen rechtglaubigen und andächtigen Christen, angeleitet zur Erkenntniß und Uebung seiner Religion in einem Vorbereitungsgebet vor dem Anfang der h. Meß, eine mit der vorhin abgeschriebenen ziemlich harmonirende Stelle angetroffen. „Bey dem Anblick dieser ehrfurchtsvollen „Handlung, heißt es daselbst S. 139. wovor die Engel „u. Erzengel erzittern, überfällt mich ein heiliges Schrecken ꝛc." Wir wünschten doch noch andere Gewährsmänner dafür beygebracht zu sehen. Was wir vorher von schwer abzusondernden sinnlichen Begriffen gesagt haben: dürfte auch bey folgender Stelle Platz haben. „Unschätzbares Abendmahl, das mich „mit dem ewigen Leben segnet. Und nun begreife ich „nicht, Herr Christe, mein Herr und mein Gott, „warum du dich das Brod des Lebens nennst. Laß „dich genießen, Brod des Lebens, von mei„nen sterblichen Lippen *)! hier in meinem „Tode, in meinem Tode, der ohne dich mit seiner „finstern Macht, beynahe mit Allmacht über „mich herrschen würde. Ewig gesegnetes Abend„mal! Sollte ich nach Millionen Zeitläuften der „Ewigkeit endlich vergessen, daß ich einmal auch zu „strafbaren Insecten **) der vormaligen Er-

de

*) Einem katholischen Leser kann etwan aus dem sacerdos per pias considerationes et att. in singulas hebd. dies ad tremendum missae sacrificium adductus et reductus a D. *Alph Ligerie* (Augsb. 1775. 12.) S. 104 folgende Stelle beifallen: Redemtor — fac ut cognoscam, quantus sis, dum te subsacratis speciebus *teneo in manibus*, quando *mihi vicinus es in altari*, *quando ori meo corpus tuum ingero* et appropinquo *labia mea* sanguini tuo sanctissimo &c.

**) Strafbare Insekten! Sonderbare Zusammensetzung. Doch dies bey Seite. Wir dächten, ein Andachtsschrift-

steller

„de gehört; so will ich mich doch noch rühmen, daß „ich in der entgangenen Welt dein Gedächtniß„mahl, Erlöser, genoßen habe, und in dem„selben das ewige Leben S. 95." Sollte hier nicht auch dem h. Abendmahle, das freylich ein großes Gnaden- und Tugendmittel ist und bleibt, doch zuviel zugeschrieben, allzu große Kraft beygelegt, und dadurch allerley Misdeutungen und Misbräuchen die Thür geöfnet worden seyn? Mindestens möchte es verschiedener Künste bedürfen, die Ausdrücke zu retten; — die allemal sorgfältiger zu wählen gewesen wären. Eben so, wenn der V. S. 228 sagt: „die in der Seele sterbende Unschuld ist „freylich um der Taufe willen selig, gewissermaßen „wünschte ich als Kind gestorben, und als Engel „erzogen zu seyn. Jedoch noch mehr preise ich dich, „daß der Engel des Todes so lange vor mir vor„über gegangen, biß ich im Stande war, dein Ge„dächtnißmahl, o Jesu! zu genießen. Nun ist „mein Tod weniger Tod! das genossene Brod des „Lebens lässet mich nun nicht sterben." Und dürfte auch S. 37. nicht zu viel gesagt seyn? „das „Abendmahl, welche Barmherzigkeit! ohne dassel„be würde die Christenheit längst bis zur Läug„nung oder Vergeßung deiner Erlösung aus„geartet seyn." In der Dogmatik heißt es, so viel uns bekannt ist: daß die Sacramente, also nicht blos das h. A. zur Erhaltung des Andenkens der göttlichen

steller müßte unverrückt dahin streben, dem Christen Ehrerbietung gegen sich selbst einzuflößen, worauf Vernunft und Offenbarung so gerade leiten. Der V. dürfte dieser Pflicht keine Genüge geleistet haben. Wenigstens ist dies kein Beweis davon, daß er die Menschen, nach dem Bilde Gottes gemacht, wie Jakobus sagt, strafbare Insekten der Erde nennt. —

hen Wohlthaten, unter andern eingesetzt worden.
ndessen möchte eben sowol, wo nicht hauptsächlich,
rch die h. Schrift, insbesondre N. T., jenem
folge bisher gewehrt gewesen seyn. Eben so we
scheinet sonach folgendes S. 58 genau überdacht
seyn. „Dieses Sakrament (das h. A.) ist ein
nentbehrliches wesentliches Stück dieser heiligen
eligion, ohne welche sie nimmermehr den Namen
ner seligmachenden verdient. Denn was ist ein Christ
ir ein geschlagener und elender Mensch, der die Welt
erläugnen, Blut und Leben samt allem, was ihm
uf Erden lieb ist, für die Ehre Gottes aufopfern
ll, und mit Nichts nur einmal gegen sich selbst
erweisen kann, daß ihm die Gnade Gottes
nd die davon abhängende ewige Seligkeit ge-
iß sey." Wenn auch die blos sich selbst über-
ene Vernunft sich nicht hievon vergewissern
nte (welches gleichwol sehr zu bezweifeln seyn
chte,) so vermag es doch, sollten wir denken, der
rist durch den Gebrauch der Bibel, besonders der
ltestamentlichen, die ihn von der Gnade Gottes
J. C. so deutlich und überzeugend belehrt; —
h den Unterricht vom h. Abendmahle ausge-
lossen, wodurch allerdings jene Versicherung bey
n mit verstärkt werden mag. Mehrers wäre hier-
er zu erinnern; wir müssen aber weiter gehen,
llen nur vorher unsern Lesern eine Stelle vorlegen,
rin der V. zwar solcher Uebertreibungen sich nicht
uldig zu machen scheint, als in den eben hergesetz-
, die aber gleichwol sonderbar genug, und deren
ualifikation nicht schwer seyn dürfte. „Eine keu-
he Liebe, heißt es S. 69 f. welche verlobte Her-
en entzündet, ist die zärtlichste, deren ein Mensch
ähig ist, aber noch viel zärtlicher ist die Liebe Got-
es gegen Seelen, die sich auf ewig Christo verlo-
en. Ein Bräutigam gibt seiner Braut ein Un-

„terpfand., durch dessen Vorzeigung sie die Recht-„mäßigkeit ihrer Ansprüche auf seine Verlobung er-„weisen kann, und der Mahlschatz Christi ist das h. „Abendmahl. Bräutigam und Braut würden sich „nicht so lieben, wie sie sich lieben sollen, wenn „sie nicht aus allen Kräften darnach ringen woll-„ten, sich um einander verdient zu machen. Chri-„stus hat sich schon auf das höchste um seine Gemei-„ne verdient gemacht, aber bey dem Abendmahle ver-„spricht der Glaubige eine unverbrüchliche Treue, „für die Ehre Jesu Leib und Leben aufzuopfern. Chri-„stus ist schon für seine Braut, gestorben, und er er-„wartet von seiner Braut, daß sie ihm auch bis in „den Tod getreu bleibe. Der Bräutigam erhebt „seine Braut zu gleichem Stande, Ehre und Glück-„seligkeit, die er mit ihr theilet, und beyde machen „nach der Verlobung nur eine moralische Person aus. „Christus versetzt in diesem Bundesvortrage seine „geliebten Glaubigen in seinen Rang, und schenket ihnen „seine Herrlichkeit 1 Joh. 3, 2. Joh. 7, 22. Ein „Bräutigam geht mit seiner verlobten Braut so „vertraut um, als mit sich selbst, ein jeder Theil „ist das andere Ich: Christus als Gottmensch „kann viel inniger mit Geistern, die in den Genuß „seiner Liebe aufgenommen werden, umgehen u. s. f." O he! jam satis est. Hyperorthodox wird der V. in andern Artikeln, und gleitet zugleich ins Gewagte und Spielende hinüber. Mit Recht ziehn wir wol hierher, was Er S. 171 f. schreibt: „wir hatten „Gott den dreyeinigen unmittelbar beleidigt, und „eben daher mußten in einem Garten, wo unser „Hochverrath sich entsponnen, auch drey allmächti-„ge Schauder des göttlichen Zorns unmittelbar über „ihn (J. C.) ergehen, dreymal sank er unter die-„sen Schrecken nieder, zu einer Zeit, wo noch nicht „die geringste Schmach oder Schmerz sich seiner al-

„lerheiligsten

urheiligsten Person genähert hatten. Sich von Gott unmittelbar gestraft zu sehen, dieses war der Kelch, den Jesus verbat, nicht sein nachfolgendes Leiden. Eben darum bat er auch, daß diese Qual, wofür kein Name zu finden, als nur: er rang mit dem Tode, nicht eine ganze Ewigkeit, sondern eine vorübergehende Stunde seyn möchte. Wer Sünde thut ist der Sünden Sklave und Knecht. Die vorsetzlich verlorne Freyheit zu büßen, mußte sich Christus gleich darauf freywillig den Banden des Todes übergeben, und als ein gebundener Missethäter zum Richter hinführen lassen. Es war eine thätige Einwilligung in eine Gotteslästerung, daß Adam und wir von Gott unabhänglich, und selbst Götter seyn wollten: also mußte auch Christus leiden: und, wie er bekannte, daß er Gottes Sohn, mithin eben sowol wahrer Gott sey, wie er als Menschensohn wahrer Mensch war, als ein Gotteslästerer gemishandelt, verfluchet und vor dem geistlichen Gerichte verdammet werden. Gott ist nothwendig König. Unsere Sünden verläugnen dieses Majestätsrecht Gottes, eben daher sind sie ein abscheulicher Versuch, Gott zu entthronen; Christus mußte sich daher als einen Rebellen, der selbst bekannte, daß er König sey, vor dem Pilatus anklagen, geisseln und zur Kreuzigung verurtheilen lassen. Die Empörung gegen Gott ist ein Versuch, Gott auf das äusserste zu schmähen; und die sündigende Welt mißbrauchte alle Kräfte der Seele und alle Glieder des Leibes, diesen Unsinn zu vollziehen. Wo ist eine Kraft der Seele? Wo ist ein Glied unsers Leibes, das niemals gesündigt hätte? Dieser Stolz, diese Entweichung von Gott erschafner Glieder wurde durch die Schmach und Geisselung im Richthause des Pilatus gebüsset. Auf einem Kreuzträger ruhete das Gericht der Verbannung; und als Verbannte sollten wir von dem Richterstuhle Gottes

„endlichen Höllenstrafe hingeführt und verstoßen wer„den. Wer siehet hier nicht die Ursache, warum Chri„stus als ein verdammter Missethäter sein Kreuz durch „Jerusalem schleppen mußte, um, von aller bürgerli„chen Gesellschaft verstoßen, auf Golgatha dem schmäh„lichsten und grausamsten Tode übergeben zu wer„den?" Zuerst die eine Hälfte unser Angabe, die Hyperorthodoxie, zu begründen: so kennen wir keine Stelle in den symbolischen Büchern der luth. Kirche, wo solch ein Saz, als dieser: der Menschen unmittelbare Beleidigung des dreyeinigen Gottes in einem Garten, mußte durch drey, unmittelbar über Jesum in einem Garten ergehende, allmächtige Schauder des göttl. Zorns gebüsset werden, und ähnliches, gelehrt würde. Es heißt darinn blos, z. B. Christus vere passus, crucifixus, mortuus et sepultus, ut *reconciliaret nobis Patrem, et hostia esset non tantum pro culpa originis, sed etiam pro omnibus actualibus hominum peccatis.* Stimmten sie aber auch mit dem V. aufs genaueste hier überein: so dürfte dabey etwan folgendes anzumerken seyn. Bestimmen: das mußte so seyn! hingegen weiß sonst der V. und Mancher mit Ihm, nicht wenig zu erinnern. Wenn jene besondre Seiten und Arten der menschlichen Sünden, durch bestimmte einzelne Theile des Leidens Christi, gebüßet werden mußten: so fragt sich: mußten Einige jener auf solche Weise gebüßet werden; warum wurden es nicht alle? denn, wenn man dem Witze sich überläßt, so kann man allenfalls die vom V. angegebne, eigenthümlich seyn sollende, Beziehungen einzelner Theile des Leidens unsers Herrn auf jene Seiten, von welchen sich die Sünden ansehen lassen, und jene Arten derselben, und deren Büßung, entdecken: wie will Er aber für Andre unter diesen, entsprechende bestimmte Büßungen in jenem ausfinden? Das N. T. dürf-

e hier den V. völlig verlassen. Auf das Gewagte und Spielende jener ganzen Vorstellung aufmerksam u machen: möchte dieses hinreichend, ja überflüßig eyn; vielleicht wäre die bloße Anführung derselben azu hinlänglich gewesen. — Wieder aus jenem Eifer für das Dogma dürfte dasjenige abgeflossen eyn, was er S. 45. schreibt. Wir setzen, unserer Gränzen wegen, nur einen Theil davon her. „Eben „die Gründe, welche einige seichte Geister vorbrin„gen zu beweisen, daß eine unendliche Liebe nicht „strafen, nicht verdammen könne, eben diese Grün„de beweisen zugleich, daß Gott gegen das Gute eben „so gleichgültig sey, als gegen das Böse, oder nicht „unendlich heilig und gerecht sey." Nicht strafen, nicht verdammen könne! Wer mag dieses behaupten? Nicht willkührlich strafet Gott, sagen diejenige, welche der V. hier vermuthlich bezielt, nicht um sein selbst willen, sondern in genauester Verhältniß mit der eigentlichen, ihm am besten bekannten Strafbarkeit seines Geschöpfs, und diesem zu Nutz, auf daß es seine Heiligung erlange, wie es im Br. an die Ebr. heißt, höret also auf, wenn diese bewirkt ist, wie auch die Mystiker annehmen, mit denen der V. sonst von Vereinigung mit Gott, von innigster Verbindung, von Verlobung und Vermählung mit J. C. in diesem Buch so vieles redet. Sagte es aber kein Apostel mit dürren Worten, daß Gott so strafe, deswegen strafe: so macht der Begriff eines Wesens, welches Niemands bedarf, welches unser himmlischer Vater, unser treuer Schöpfer, die Liebe ist, (wie Jesus und seine Apostel dasselbe charakterisiren,) und solches in alle Ewigkeit bleiben wird, es schon, sollten wir glauben, höchst wahrscheinlich. Hiemit in Harmonie zu stimmen, was S. 174. steht: dürfte dem V. schwer fallen. „In der Hölle, schreibt er, „hört der Ver

 damm

„dammte auf, ein Gegenstand der Barmherzigkeit „Gottes zu seyn, nach ihm siehet sich keine göttliche „Eigenschaft mehr um, verstoßen von Gott stirbt „er in den ewigen Tod hinein; —" ja! von dem Gott, dessen Barmherzigkeit, wie der Prophet sagt, nie ein Ende hat, die vielmehr alle Morgen neu, dessen Treue groß ist, der nicht ewiglich verstößet, sondern wol betrübet, aber nach seiner großen Güte sich wieder erbarmet, weil er nicht von Herzen, nicht um zu plagen die Menschen plaget und betrübet. — In die Schriftstellen legt der W. „nicht selten unbehörige Fälle hinein. Hier ist noch „eine Probe zu den vorher gegebnen: wenn Philippus, „heißt es S. 132 den Kämmerer fragte: Glaubest „du an den Herrn J. C. so wollte er eigentlich „wissen: ob dieser Mann aufhören wolle, ein Heide „zu seyn; um ein bundesmäßiges Eigen„thum Christi seines Erlösers zu wer„den?" Wenn Veron in seinem N. T. die Worte Ap. Gesch. 13, 2. Λειτȣργȣντων δε αὐτων übersetzt eux disans la *Messe*: so zucken wir alle die Achseln; jene Dolmetschung von Ap. G. 8, 37. (obendrein ist noch sehr die Frage, ob nicht der 37ste Vers ein Einschiebsal eines Glossators, folglich als unächt, zu verwerfen sey) aber dürfte nicht vielweniger bemitleidenswerth seyn. Von welchem Belang die Sachen in dieser Schrift sind, von welcher Beschaffenheit der Vortrag, möchte hieraus abzunehmen seyn. Von letzterem noch etliche Proben! Zuweilen hat ihn der W. in dem gemeinen, ja einigemale niedrigen, ascetischen Ton gestimmt. Ohne hierherzuziehen, daß er Paulum fast nie ohne einem Beynamen anführet, z. B. der treue Zeuge Jesu, P. der bevollmächtigte Knecht Gottes u. dgl. m. so möchte unter diese Rubrik etwan zu bringen seyn, wenn er sagt:"

„Gott

Gott, der uns am Leitbande seiner Liebe so viele Jahre hindurch geführt hat," S. 44; „in unserm Leben sind viele Klippen, Sandbänke und Gruben, wo wir wol Ursache haben, Warnungen aufzustellen, damit wir nicht bey solchen gefährlichen Stellen auf der Wallfarth unsers Lebens zum zweitenmale anstoßen und Schifbruch leiden." Schwulst dürfte das zu nennen seyn, was der V. S. 223 sagt: „wenn es einem sterbenden Christen möglich ist, — diesen Orcan des Todes auszuhalten, ohne ꝛc." und noch mehr folgendes: „wissen diese, was der Tod sey? ich zweifle. Nie gefühlte Schauer — sich unter einander selbst zerstörender Kräfte gehen in bebenden und zuckenden Nerven vor ihm her, das Leben fähret auf stürmenden Wellen der Verzweiflung unter den noch schrecklichern Donnerschlägen eines durch Millionen Sünden entzündeten Gewissens seinem Schifbruche entgegen, der unabsehlich tiefe Abgrund der Ewigkeit eröfnet seinen Schlund u. s. w." S. 101. Schwerlich möchte auch das gefallen, was S. 55. zu lesen stehet: „Gottes Gnade ist nicht wie eine versiegelte Quelle, sondern sie ist ein offenes Meer, das jedes Schif aufnimmt und träget, welches fähig ist, dasselbe zu befahren."

Hieraus dürfte sich nun die Frage: ob dieses Buch zur Belehrung und Erbauung der höhern Klassen der Leser tauglich sey? beantworten lassen. Aber vielleicht ist es zum Gebrauche der niedrigern geschickt? Ja! in gewissem Betrachte für diese passender. Zu was mögen ihnen aber so manche dem Text einverleibte oder untergesetzte gelehrte Anmerkungen, z. B. über die „Zeitfolge der Begebenheit des Fußwaschens" von Thomas Aquinas, Aratus, u. a. nützen? Wird ihnen die ziemlich ausführliche Opfer-Vorbilder - Bundes - Testamentstheologie und anderweitige Thetik helle und befriedigend seyn?

Das Lichtvoll, was er über die innigste Vereinigung mit Christo, namentlich S. 46. schreibt, sey es auch noch so unzweifelbar? Die Vergleichung S. 69. f. geschickt, reine, edle Begriffe bey ihnen zu erwecken, von der ehrwürdigen Seite die Religion ihnen zu zeigen? — die unleugbare Obliegenheit eines jeden Erbauungsschriftstellers. Wird es faßlich seyn, was er S. 81 f. ziemlich ohne Noth, und dabey etwas weitläufig, vom natürlichen Leben vorträgt, um davon zur Beschreibung des ewigen überzugehen, und was er von diesem S. 85. 86. 90. sagt? Deutlich, wenn es z. B. S. 158 heißt: „das Ganze der Vorstellungen der Seele ist einer unendli„chen Summe gleich, die bey der Vervielfältigung „der Ideen aus einer Menge von summirenden Grös„sen besteht, deren Werth in einzelen Theilen desto ge„ringer ist, je mehrere zu der Summe das Ihrige bey„tragen;" S. 25 u. a. O.? Solten ihnen verschiedne, nicht selten vorkommende juridische Ausdrückungen, als: Contract; rechtsbeständig, sachfällig werden, genußbarer Schatz, Mahlschatz, bannmäßige Sünde rc. geläufig und verständlich seyn? oder die Stelle S. 138 f. „die Liebe ist ein Affekt oder Leidenschaft der Seele, „und wir fodern, daß die wirklichen Erweisungen die„ser Liebe in ihrer Ausgaberechnung die Stelle der Bele„gungsscheine vertreten" Wären nicht etwan S. 184. die Worte aus Luthers Uebersetzung Ps. 51, „gieb mir einen neuen gewissen Geist; dein freudiger Geist enthalte mich, anders zu übersetzen, oder mit einer kurzen Erklärung zu versehen gewesen? Wenige dürften wissen, daß enthalte hier so viel bedeute, als unterstütze rc., in welchem Sinne es auch in Luthers Schriften vorkommt, so wie der Enthalt, für die Unterstützung rc.

Dieses von dem betrachtenden Theile des Buchs. Nun noch etwas von den jedem Abschnitte angehängten Gebäten. Sie sind etwas lang, meistens von fünf bis sechs Seiten; weder das Materielle, noch das Formelle derselben dürfte jenen beiden Gattungen der Leser angemessen seyn. Uns dünkt, ein Gebät müsse von allen an Herrnhutismus gränzenden Vorstellungen, von allem Schwulst, aller minderverständlichen biblischen Phraseologie, allen metaphysischen Ausdrücken u. dgl. rein seyn. Ob die Silberschlagische von allem diesem frey seyn: mögen unsre Leser entscheiden. Sollte nicht folgende Stelle in den Herrnhutismus einspielen? „Liebe,

„heißt

eißt es S. 154. 155. ..nimm mich ganz hin, damit ich
ein ganz geniesse!— Komm Schönster unter den Menschen-
indern! und vermähle dich mit meiner Seele, daß ich
uch frohlocken könne: mein Freund ist mein, und ich bin
ein. Verschmähe nicht die ringenden Seufzer und die
Thränen, die ich aus meinem Staube zu dir hinaufweine."
löchte es nicht Schwulst seyn, wenn es z. B. S. 117
ißt: Dein Abendmahl löschet Zorn, Haß und Kaltsinnig-
keit gegen meinen Bruder in meiner Brust aus, und ich
freue mich, daß diese höllische Flammen nicht
mehr meinen Geist mit einer so wilden
Feuersbrunst entzünden. Lösche aber auch die un-
ter der Asche noch heimlich glimmenden Koh-
len aus;" und S. 184 f. ich entrann den chaoti-
schen Unruhen der um mich herum tobenden
Welt; — meine Zerstreuungen, — meine Leidenschaf-
ten, haben mich bis in die tiefste Einsamkeit verfolgt, und
mich ergriffen, wie Mörder meines guten Vor-
satzes kämpfen sie, um ihn zu tödten!" Ist
wol nicht folgende biblische Stelle S. 187. minder
erständlich? „Siehe! du hast Lust zu der Wahrheit,
die im Verborgenen liegt, so im Verborgenen,
daß ich sie nicht einmal wissen will, du lässest mich
wissen die geheime Weisheit" u. a. m. Sollte
s nicht eine metaphysische Ausdrückung seyn, wenn
s S. 38 heißt: „einen an die Materie gefesselten Geist in
Bewegung setzen." —

In dem Anhange will der V. die reale Gegenwart des
Leibes und Blutes Christi aus mathematischen und
physischen Gründen darthun. Ob dieses nicht vielmehr
ey Ungelehrten Erstaunen erregen, als Erbauung
efördern werde, wird die Folge lehren; wir vermissen in
essen in der ganzen Abhandlung richtige und genaue mathe-
matische und physische Begriffe. Man hat vom Anfange des
o genannten Sakramentstreites an, die Lehre von der Allge-
genwart des Fleisches Christi mit der Lehre von der Gegen-
wart Christi im Abendmahl verbunden.... Es war aber nicht
ine öffentliche Lehre, sondern Luthers Privatmeynung;
denn in der Augsb. Konf. ist davon nichts enthalten. Der
fromme Melanchthon und die Wittenbergische Schule
seiner Zeit konnten sich daher mit allem Fug und Rechte in
solchen Schranken halten, daß sie von der Mittheilung
der Eigenschaften als einer logischen, dialekti-
schen, nicht physischen Mittheilung sprachen. Wir kön-

nen uns also die Mühe sparen, den redlichen Christen mit den Subtilitäten der Wittenbergischen Schule zu überladen. Et in hac controversia, sagt Melanchthon in einem Schreiben an den Churf. von der Pfalz gerade über diese Materie von der Allgegenwart der Menschheit Christi, optimum esset, retinere verba Paulli: panis, quem frangimus, κοινωνία ἐστὶ τοῦ σώματος, & copiose de fructu coenae dicendum est, ut invitentur homines ad amorem huius pignoris et crebrum usum. Was nun der V. von dem Gegenstande der Geometrie sehr weitläuftig sagt, scheint uns unbestimmt, und auch wohl überflüßig. Denn am Ende möchte doch alles darauf ankommen, daß die Idee einer unbegränzten Figur der sichtlichste Widerspruch ist. Wenn das aber ausgemacht ist, so hat man nicht weiter nöthig, sich mit physischen Gründen aufzuhalten, und wie der V. thut, den Leser mit vieler Wörterpracht von der innern Unbegreiflichkeit der Ausdehnung, der Undurchdringlichkeit und der Trägheitskraft, oder, wie es von ihm genennt wird, des Mangels willkührlicher Bewegung aufzuhalten; um zu verstehen zu geben, daß vielleicht die Allenthalbenheit eines menschlichen Körpers mit den angeführten Eigenschaften in gleichem Range stehe. Diese Vermuthung wird aber durch den angezeigten Widerspruch im Begriffe völlig widerlegt. Der V. muß auch endlich, um diesen Widerspruch zu heben, einen bloßen Ausfluß subtiler Materie aus „dem Leibe Christi annehmen". Eben so wenig, heißt es „S. 240. als man sagen kann, daß die Sonne ihre Gestalt verliehre, wenn sie mit ihren Strahlen Himmel und Erde erfüllet" u. s. w. Diese Vorstellung haben nun beyde protestantische Kirchen immer für unspiritualisch erklärt. Will man sie spiritualisiren, so muß man bey der Einwirkung „des für uns in den Tod gegebenen Erlösers" stehen bleiben, welche noch kein Christ geleugnet hat *).

Was wir hier angeführt haben, und ohne Mühe mit mehrern Exempeln belegen könnten: ist aus der zwoten verbesserten Auflage gezogen. Die erste hat Rec. nicht zu Gesichte bekommen.

Wir kenenn und schätzen des V. mathematische und physische Einsichten und Verdienste aufrichtig; müssen aber mit eben dieser Offenherzigkeit gestehen, daß wir einem solchen

*) Uns fallen hiebey gewisse Aufsätze in den neunten Miscellaneen ein, die Lavater abgeläugnet hat.

n Erbauungsbüche eine reinere und nahrhaftere
ille von Ihm gegeben wünschen, — dabey Er sich, wo nicht
s dem Munde der „Kinder und Säuglinge" —
ch aus dem Munde der Erwachsenen, der vollkom-
en Männer" Lob zurichten könnte und würde."

Kurze Nachrichten.

oh. Friedr. Tellers, der h. Schr. Doctors, Predigten, zwote Sammlung. Besondre Todesbetrachtungen in einigen Fasten-predigten. Leipzig, gedruckt u. zu finden bey J. F. Langenheim 1774. 184 S. 8.

Lange sind uns keine so original-Predigten zu Gesichte ge-
kommen, als diese des Herrn Oberprediger Tellers zu
eiz. Wir können deswegen nicht umhin, unsern theolo-
ischen und nichttheologischen Lesern zu Nutz und Frommen
llerley aus denselben hier aufzustellen; müssen aber vorher
m Vergebung bitten, daß wir erst 1777. thun, was billig
enigstens 1775. hätte geschehen sollen, wollen sie indessen
egen dieses Verzugs möglichst schadlos zu halten suchen.

Zuerst eine Probe von den Hauptsätzen des Herrn
berpredigers. Das Thema der Predigt über Luc. 18, 31.
st dieses: „ein Wort mit dem Christen auf dem Wege zum
Tode: sehet! wir gehen hinauf gegen Jerusalem." 1. Et-
was von dem eigentlichen Verstande dieses Worts 2.
Etwas von dem verblümten Verstande desselben. „Fol-
gendes ist der Hauptsatz der Pr. über Luc. 2, 22 ff."
in Wort des Trostes für alle Simeone, die in dieser Zeit
eben: „Solchen wirds zuletzt wolgehen." Das Thema
er Pr. über Joh. 19, 25-27 kann zugleich in den Stand
tzen, die Richtigkeit und Bestimmtheit seines Vortrags zu
eurtheilen: die gehörige Besorgung seiner irdischen Ange-
egenheiten, als eine zufällige Ursache der Ruhe und
Freudigkeit des Christen im Tode."

Schönen

Sehnen sich unsre Leser nach Proben der Joh. Fried. Tellerschen Geschicklichkeit in „Erklärung und Anwendung der h. Schrift:" hier sind etliche. „Wie weit, so endigt „sich der Eingang der ersten Pr. sind Theurung und Hungers„noth und der Tod von einander?" In einer Anmerkung wird hinzugesetzt „Daß ich Griechisch rede! Wie sehr sind „λιμος und λοιμος mit einander durch den Gleichlaut „befreundet! Wie sehr richtet sich doch die Sprache nach „der Natur, und wie ähnlich sehen in der Sprache ein„ander Dinge, die in der Natur ähnliches haben! Jesus „Christus verbindet deswegen beydes — „Pestilenz und „theure Zeit" Matth. 24, 7. Luc. 21, 10. Aber tröstet euch nur „umsonst, ihr Begüterten, daß also nur der Unbemittel„te und der Hungrige der Gefahr des Todes natürlicher Wei„se ausgesetzt sey! Ich suche die ganze Ursache des Todes nicht „blos in dem Mangel der Lebensmittel, sondern in dem „Verderben derselben durch die Wasser und Ueberschwem„mung — Eben so verderbten die Wasser der Sündfluth „die Erde und die Cörper 1 B. M. 9, 11. 15 und die Men„schen erreichten nach der Sündfluth nicht mehr das völlige „Alter." Um diesen Gedanken oder dieses Spielwerk dem „Gedächtniß seiner Zuhörer und Leser recht einzudrücken, wiederholt er in einer andern Predigt. „Ursachen, heißt es „S. 155. die wol etwas dabey thun können, daß Theurung „und Tod gemeiniglich Gefährten von einander sind, und „so zu reden nur um einen einzigen Buchstaben aus einan„der sind: λοιμος — λιμος —" Noch etwas aus S. 78: „Wer nicht mit mir ist," sagt J. C. „der ist wider mich." Er sagt es „besonders der neutralen und eclecktischen „Religion zum Angehör. Die neutrale ist gemeinig„lich die Religion der Großen, der Höfe, und besonders „der Großen in einer römischen Kirche, die nicht leicht „alles Gefühl der Wahrheit und des Gottanständigen so „sehr verlassen haben kann, daß sie nicht mit einem gewissen „Wiederwillen wider ihre eigne Religion sollten eingenom„men werden: Politische Umstände aber erlauben ihnen „keine andere, und es bleibt ihnen daher das einzige noch übrig, „ohne alle Religion zu leben." In der Anmerkung, (denn beynahe alle Predigten sind mit theils weitläuftigern theils kürzern, stets aber hochgelahrten Noten verbrämt) fügt der Herr Oberprediger hinzu: „ich sage politische Umstän„de. S. v. Pufendorf eifert gar sehr wider diejenigen Theo-

„logen

[illegible] Kirche, welche die Antipathie zwischen bey-
den und der Römischkatholischen für nicht so wichtig an-
sehen, daß sie nicht leicht könnte gehoben, und beyde zu
: genauesten Sympathie durch einen Syncretismum oder
Tolerantz vereinigt werden. — „Tolerantz und Ignorantz
stimmen sich nur gar zu gut, als daß sich nicht zwischen
beyden ein Causal Verhältnis sollte denken lassen — u. s.
denn wir haben noch vieles abzuschreiben.

Wie fein der hochwürdige Verfasser kleine Um-
stände zu nutzen weiß, kann folgende Stelle aus dem Schluß
dritten Pr. beweisen. „Ihr habt auf jene heiligen
Gefäße, die an diesem Bustage zum erstenmal vor uns
[illegible]n Kirchthüren ausgesetzt wurden, durch eine ganz besondre
Mitthätigkeit, so zu reden, den Stempel der Liebe gedruckt,
und sie zu „Gefäßen der Barmherzigkeit" gemacht; und so
[illegible]t ihr euch denn auch von der Liebe u. der Gnade Got-
tes in J. C. nichts gewissers zu versprechen, als daß ihr
durch dieselbe am Tage der Vollendung J. C. gleicherge-
stalt Gefäße der Barmherzigkeit Gottes seyn werdet."
Sehet hier einen rednerischen Meisterzug, ein- und aus-
ländische Amtsbrüder des Herrn Oberpredigers, gehet hin,
und thut desgleichen! „Ich machte mir hier, schreibt er in
der untergesetzten Anmerkung, „den Umstand zu Nutze,
daß an diesem Bustage zum erstenmale Becken anstatt der
Teller, die man vorher gebraucht, ausgesetzt wurden.

Seine Art zu ermahnen verdient ebenfalls unsern Lesern
bekannt zu werden. „Entsaget, heißt es S. 164 — dem
kün bischen Laster des Neides, — dem tiegerartis-
chen Laster der Grausamkeit. — Werdet sanftmüthig, die
ihr bisher grimmig gegen einander warrt wie Bären und
Löwen — demüthig, ihr, deren Stolz sich bisher brüstete,
wie ein Pfau — Mäßiget euren thierischen Liebes-
trieb, die ihr „geil waret wie Böcke —" eure Habsucht,
die ihr vom fremden Gute einhamstertet." Sehet,
welch ein Redner! Und welch ein Philosoph! das kann
die hier angefügte Note bezeugen. „Solchergestalt hat der
natürliche Mensch mehr das Bild des Thieres,
als das Ebenbild des Schöpfers. Er ist ungleich wenig-
er geworden, und hat sich erniedrigt, indem er mehr
seyn wollte. — „Welche Geheimnisse! Welche Weisheit,
wie es so gefügt hat, daß der Mensch aller Orten ein
Thier was zu seiner Lehre antrift. „Das Thier, dessen Herr
er seyn soll, muß sein Lehrmeister werden! Welche tiefe

Ein-

„Erniedrigung! Er kann es nicht ansehn, ohne sich zu „schämen — —'

Und wie meisterhaft weiß uns nicht der Herr Doctor in die Jahrhunderte der elenden Asceten zurückzuzaubern? Urtheile, Leser! „siehe vorwärts, ermuntert Er „S. 94. 95, und erblicke am Ende der Welt eine fröliche „Auferstehung zum ewigen Leben. „Sammelt die übrigen „Brocken," sagt heute Jesus zu s. Jüngern. Eben diesen „Befehl, sagt Augustin, werden am Tage der Aufer„stehung unsrer Leiber die Engel bekommen. Sammelt „— — — Aufwärts — mit dem Auge Josephs. — „Joseph hub s. Augen auf, und sahe s. Bruder Benjamin, „s. Mutter Sohn." 1. B. M. 43 (seinen leiblichen Bruder.) „Ich will sagen, siehe mit dem Auge der freundschaftlichen „Liebe nicht auf deine irrdischen, sondern himmlischen Freund„schaften! Hebe deine Augen auf! Erblicke dort alle, die „mit ihren Umarmungen dich erwarten: „die Fleisch von „deinem Fleisch, die Bein — —" Siehe aufwärts „mit dem Auge eines Isaaks. „Isaak hub seine Augen „auf, u. sahe Rebekka." Und mit dem Auge einer Re„bekka. „Und Rebekka hub — — u. sahe Isaak kom„men, u. ihr Herz entbrante" 1. B. M. 24. Erblicke mit „dem Auge Isaaks jene wolgeschmückte Braut, die ein „Johannes sahe, jenes himmlische Jerusalem. Offenb. 21, „2. Erblicke in jenem himml. Jerusalem mit dem aufge„habnen Auge einer Rebekka den Bräutigam deiner Seele. „Rebekka sahe Isaak u. ihr Herz entbraute."

Ueber den Grafen Struensee ergehe das Gericht des Herrn Oberpredigers ebenfalls, und bey dieser Gelegenheit zugleich über Herrn D. Münter. „Es wäre uns un„begreiflich, heißt es S. 60. woher der Leichtsinn käme, „mit welchem so viele Christen (beym Tode) auf das Ver„gangene zurücke, den Tod vor sich, den Richter über sich „sehen, wenn es nicht gewisse letzte Versuchungen des „Satans? zur Verwegenheit gäbe, durch dieselbe misbraucht „er in den letzten Stunden des Christen alle trostreiche „Sprüche des Evangeliums u. den evangelischen Begriff der „Gnade." Und in der untenstehenden Anmerkung: „ich „sage den evangelischen Begriff, dessen wahrer Cha„rakter die Demuth ist; denn der modische ist ohnstreitig „der deistische, durch den der Teufel in unsern Tagen „so viel gewinnt. Wie ein Struensee kann jeder „Deiste sterben, anders ist nur zu wünschen, daß Stru„ensee nicht wie ein Deiste starb! u. zu hoffen! Ich „habe

jabe wol von seiner Freudigkeit, aber von keiner „gött=
ichen Traurigkeit;" wol viel von seiner Grosmuth;
iber von keiner „busfertigen Demuth;" wol viel von der
Kunst eines Münters, aber von keiner „Kraft der
Gnade;" wol von den Schriften eines Jerusalems u.
Reimarus, aber nichts von einer Bibel gelesen!
Ist dieses heilige Buch, für Euch, ihr Großen der Welt,
icht gut genug; so ist der Himmel zu gut für Euch! Er
tarb grosmüthig! Aber H. D. Münter sollte wissen,
aß die Religion J. C. von keiner Grosmuth etwas
veiß, sondern ihr ganzes Wesen ist Demuth. Und war
s Grosmuth, den König nicht um Vergebung zu
itten, oder steifer Troz?" δοʃε μοι λεκανην.

Was der Herr Verfasser den Aerzten zur Lehre,
trafe und Züchtigung schreibt, sey ihnen nicht vorenthalten:
Gott vergebe es euch; hebt die Anmerkung S. 101 an.
ır Aerzte! Aber ist es nicht also, daß ihr nur gar zu wenig
ie Geisterlehre, deren Influenz in den physikali
hen u. körperlichen Theil der Welt ihr doch wissen
nüsset, und noch weniger die Religion am Kranken=
ette zu Rathe ziehet. Ihr lässet eurem engbrüstigen
Kranken Ader. Die Ursache soll u. muß also im Blute u.
n der Maschine seyn: aber wie oft habt ihr es mit der
hristl. Gemeine gesungen: Fürwahr wenn mir das fället
in — so fällt mir auf mein Herz ein Stein! — Oder
altet ihr es für Fiktion? für Exraggeration?
ür Hyperbol? So fehlt nicht viel, „daß ihr nicht mit
Gott scherzet. Aus den Buspsalmen eines Davids müsset
hr wissen, was für einen gewaltigen Einfluß der geistige
ı. geistliche (ψυχικον κ. πνευματικον) Zustand der
Seele, was für einen Einfluß er in unsern körperlichen
hat. „Meine Gestalt ist verfallen für Trau
n." — Ein Brocke aus ähnlichem Teige wird ihnen S.
,6. vorgesetzt, nach welchen sie sich aber selbst umsehen
ögen.

Wer nun nach mehr dergleichen dürstet, der komme
erher; und wer da will, der nehme solches Wasser um zehn
roschen. In unserer Bibl. können wir nicht mehreres mit
eilen, Doch noch zwey Worte von der Dedikation an
n Markgrafen von Anspach. Sie nimmt zehen Seiten
n, u. übertrift an Seltsamkeit Alles, was wir von Dedi=
tionen in vielen Jahren gelesen haben. Wenn der Mark=

graf

graf die Predigten ungelesen aus den Händen werfen sollte, so war dazu kein geschickteres Mittel, als eine Zueignungsschrift von solcher Fülle und solchem Ansehen. Eine gute Dedikation zu verfertigen, ist freylich nicht Jedermanns Ding. Aber eine, aus solcher Masse zusammengekudelt, verräth jemand, dem es, auch an der kleinsten Dose von Menschenverstand von Geschmack, von Discretion und guter Lebensart fehlt. Gern legten wir unsern Lesern ein Stück daraus vor; allein der harte Frohndienst, einen solchen Sumpf, als diese Sammlung von Pr. ist, durchzuwaten, hat unsre Kräfte allzu sehr abgespannt. Die Büchercensuren schneiden eher das Gesundeste, wenn es nur von ferne nach Ketzerey hinschielt, unbarmherzig hinweg, als daß sie dergleichen grobe Sünden gegen die schlechte Menschenvernunft und gegen den guten Geschmack ausrotteten.

Soll ja eine Klasse von Menschen seyn, die da heißen Büchercensoren: hier ist eine Beschäftigung für sie. Wenn J. M. Göze zu Hamburg, D. W. C. J. Chrisander zu Kiel, D. J. R. A. Piderit zu Cassel, D. Joh. Fr. Teller zu Zeiz, Baccal. Joh. Fr. Frisch zu Leizig, A. Fr. Reinhard zu Bützow, Can. Ziegra zu Hamburg, J. A. Kayser, Pfr. zu Massenheim, der verkappte Pfarrer Jos. Gedeon, ꝛc. dem Publiko gelehrte Quisquilien, Albernheiten, Unsinn, Grobheiten in Menge bereitet haben, den Religionsspöttern zum Opfer und süßen Geruch: solches Zeug ohne Gnade wegzutilgen, dadurch würden sie sich die strenge Censoren, welche nicht selbst aus dieser Schule sind, ein Verdienst um das Publikum auch einiges um diese einzige Gruppe teutscher Gottesgelehrten selbst erwerben

Daß wir diese Predigten näher beleuchten, wird uns Niemand im Ernste anmuthen. Herr Oberprediger Teller scheint unter die Scribenten zu gehören, mit denen sich kein Recensent verständigen, die keiner, selbst durch die ausführlichste und bescheidenste Kritik, aufmerksam zu machen und umzulenken hoffen kann. Er fährt, aller Erinnerungen ungeachtet, fort, sich selbst an den Pranger zu stellen. Der neueste Beleg hiezu sind seine „Anekdoten für Prediger und Priester

---

..e Augsbürgische Confeßion mit einer Vorrede, worinn unter andern der Unterschied der Evangelischen Reformation und der Katholischen Gegenreformation, wie auch der wahre Grund der Evangelischen Kirchenverfassung aus der A. Confeßion selbst erläutert wird; vom Geh. Justizrath Pütter. Göttingen, 1776. 8. 6 Bog.

Die Vorrede ist merkwürdig. Der V. hat erhebliche Veranlassungen gehabt, in den Vorlesungen über die ..eichshistorie und das Deutsche Staatsrecht von der A. C. ..eils historische theils rechtliche Erörterungen vorzutragen, ..nd hat immer gewünscht, daß ein jeder seiner Zuhörer diese ..onfeßion selbst lesen möchte. Er war willens in der Vor..de über den Werth der Symbolischen Bücher und über ..ie Toleranz einige Betrachtungen anzustellen; weil aber ..ieselben gar zu stark geworden, will er sie besonders her..usgeben. Er zeiget hier nur aus der A. C. selbst, daß die ..eformation nicht durch landesherrliche Macht und Gewalt ..ngeführet, sondern van den Unterthanen seinen Anfang ..enommen, und von den Fürsten nachmals genehmiget wor..en; ferner, daß das Recht der Fürsten in die Religions..chen nicht aus der Landeshoheit herrühre. Er führt auch ..n, daß der im Jahr 1555 geschlossene Religionsfriede der ..ugsburgischen Confeßionsverwandten Religion, Glauben, ..irchengebräuche, Ordnungen und Ceremonien so gedenket, ..ie sie solche bereits aufgerichtet oder aufrichten möch..en. Welcher lezterer Ausdruck, sagt der Verfasser, "schon hinlänglich gewesen wäre, den nachherigen Vorwürfen zu begegnen, als ob der Religionsfriede den Protestanten nicht mehr hätte zu statten kommen können, seitdem sie nicht buchstäblich blos bey dem Innhalt des überreichten Exemplars geblieben wären, sondern in veränderten Ausgaben verschiedenes ab- und zugethan hätten." Dieser Schluß ist richtig, aber es folget auch daraus eben so rich..g, daß die A. Confeßionsverwandten nicht geglaubt, daß .. ihren damaligen Einsichten und Einrichtungen nichts zu ..erbessern wäre, und sich also vorbehalten, bey wachsender ..rkänntniß künftig Aenderungen vornehmen zu dürfen.

Daher das Recht von der Augsburgischen Confeßion und noch vielmehr von andern symbolischen Schriften, die lange das Ansehen nicht haben, abzugehen, unläugbar ist; und klar, daß die Protestanten nicht auf ewig an ihr damaliges Bekänntniß gebunden seyn wollten, noch weniger ihre Nachkommen daran zu binden geneigt waren.

Br.

Andachten für Christen, die zum heiligen Abendmahle gehen. Zweyte Auflage. Berlin, bey Haude und Spener, 1776. 8. 116 Seiten.

Siebzehn kurze, nach Anleitung von Schriftsprüchen angestellte Betrachtungen, in Form von Selbstgesprächen und Gebeten, folgenden Innhalts: über die Andacht bey dem Gebrauch des heiligen Abendmahls; Andenken an Jesum; Jesus in seinem Leiden und Tod unser Versöhner; Jesus in seinem Leiden unser Vorbild; dankbare Verehrung Jesu; über die Erlösung durch Christum; Wichtigkeit unsrer Erlösung durch Christum; Preiß Gottes über Jesu Erlösung, Theilnehmung an der Erlösung Jesu; Erweckung aus der Erlösung Jesu zur Sinnesänderung; Trost für Busfertige aus Jesu Erlösung; Erweckung aus Jesu Erlösung zur beständigen Fortsetzung der Heiligung; Jesu Erlösung ein Antrieb zur Gottergebenheit; Zuversicht zu Gott, um der Erlösung Jesu willen; Ermunterung zur Selbstachtung, aus Jesu Erlösung; Erweckung zur Menschenliebe, aus Jesu Erlösung; ewiges Leben, leztes Ziel der Erlösung Jesu. Was man von dem Verfasser der Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu, Hrn. O. C. R. Diterich in Berlin, erwarten konnte: sehr geläuterte Einsichten in das Wesentliche der Lehre Jesu, Kenntniß und Schätzung der Beschaffenheit und eigenen Würde der Menschennatur, ruhiger Wahrheitsinn, gesetzter Eifer, nicht für Formeln, Gebräuche, flüchtige Aufwallungen, sondern für gründliche Belehrung des Verstandes, und bleibende Besserung des Herzens und Lebens, für fruchtbares, thatenreiches Christenthum,

stenthum, zweckmäßige Aussonderung der Materien, lichtvolle Behandlung derselben, richtige, ungezwungene Folge der Gedanken, bilderloser, faßlicher Vortrag, Schicklichkeit, Würde und Kraft des Ausdrucks. Alles dieses macht gegenwärtiges Büchlein zu einem überaus geschickten Hülfsmittel für diejenigen, welche, wie zu jeder Zeit, so vornemlich bey dem Gebrauch des heil. Nachtmahls, weise und nützliche, ihres Charakters und Berufs, als Menschen und besonders als Christen, würdige Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse theils erwegen, theils unterhalten, befestigen und erhöhen wollen. Gottesgelahrte und Layen, die ausser ihren Meinuugen, Vorstellungsweisen und Phrasen, keine Wahrheit, und kein Heil, kennen, werden freylich mit dem hochachtungswürdigen Verfasser hie und da unzufrieden seyn, weil er nicht genau in ihren Geist und Sinn hineingedacht und geschrieben hat. Wer aber, mit Vorbeygehung der löcherichen Bronnen menschlicher Spekulationen, sich lediglich an die lebendige Quelle, den Unterricht der heil. Schrift haltend, den großen, — bey allen Hypothesen und Systemen über das wie und warum? unwankelbaren — Zweck der Sendung, Hinopfrung und Auferweckung Jesu auf sich anzuwenden, und an seinem Theile zu erreichen, redlich gesonnen ist: der wird gewiß nicht ungefördert hierin, von der Lesung dieser Schrift hinweggehen.

Was ich bey einer neuen Ausgabe derselben, (die wohl nicht lange ausbleiben dürfte,) um mancher Leser willen hinzugesetzt wünsche, wäre unter andern: daß verschiedene, noch immer ziemlich verbreitete, tief gewurzelte, und der Tugend und Glückseligkeit verderbliche Vorurtheile, z. B. von der Kraft der Beichtabsolution, von physischer, und anderweitiger, Wirksamkeit des Nachtmahlgenusses während und am Schlusse des Lebens ꝛc. betrachtet und entkräftet; daß von einer Pflicht, deren Leistung so Manchen zwar schwer eingeht, aber zu seiner gegenwärtigen und einstigen Ehre und Beruhigung so unentbehrlich ist, ich meyne, der bestmöglichsten Wiedererstattung, Abbitte, Wiederruf, eine kurze Belehrung, (etwan S. 60. 68. 70.) eingeschaltet, daß auch die, von dem Menschen, zu Vollziehung des Geschäftes seiner Bus und Heiligung zu gebrauchenden Mittel etwas genauer angegeben würden.

Es sind binnen vier Jahren drey Communionbücher (dieser Ausdruck stehe der Kürze wegen hier) von drey Berliner Geistlichen geschrieben worden, von Hrn. O C. R. Silberschlag, Hrn. O. C. R. Diterich, und Hrn. P. Lüdke. Welchem ich unter diesen dreyen den Preiß zuerkennen würde, befragt: glaubte ich den beyden letzten vor jenem den Rang zugestehen, und diese, als ausgesuchte Nahrungs- und Rührungsmittel für Verstand und Herz, zu sorgfältigem Gebrauch bey jener Handlung insonderheit, Jedem angelegentlich empfehlen zu müssen. Ich hab es bey Gelegenheit mündlich schon mehrmaln gethan, und mit Vergnügen bemerkt, daß die beyde angepriesene Schriften wohl aufgenommen, und fleißig und mit Nutzen gelesen, worden.

Ar.

Charakteristik der Bibel. Zweeter Theil. Halle bey J. J. Gebauers Witwe und Joh. Jac. Gebauer. 1775. 8. 600 Seiten.

Der Verf. fährt fort in diesem zweeten Theil, dem noch mehrere folgen werden, die Charakteristik der Bibel, nach dem Plan, den er sich entworfen hat, abzuhandeln. Wir haben davon bereits bey der Anzeige des ersten Theils Nachricht gegeben. Die Quellen, woraus er hier schöpfet, sind, das erste Buch Mosis und das Buch Hiob. Zuerst stehet eine Abhandlung über die Geschichte des A. Testaments, aus dem Gesichtspunkte der Charakteristik; dann folgen Fragmente der Charakteristik im ersten Weltalter: die ersten Menschen, Cain und Habel. Fragmente aus der Zeit Seths bis auf Noah. Geschichte und Charakter Abrahams, und einiger gleichzeitiger Personen. Anmerkungen über den Ursprung der Abgötterey überhaupt, und zur Zeit Abrahams insonderheit. Abraham nach seinem Charakter, Sara, Hagar, Lot, Abimelech, Abrahams Knecht und Freund. Charakteristik der Kinder und Enkel Abrahams, Ismael und Isaak. Rebecca, Esau, Laban, Jakob. Lea und Rahel. Joseph und seine Brüder; Charakter Josephs und einiger in seiner Geschichte vorkommender Personen, Potiphars Frau, Pharao, der Mundschenke; Josephs Brüder überhaupt,

haupt, und insbesondere Ruben, Juda, Simeon und Levi. Sammlung einiger allgemeinen Anmerkungen über das erste Buch der Geschichte Mosis, als Archiv uralter Sitten; Geschichte der Erziehung des Menschen in den ersten Jahrtausenden, Geschichte der ältesten Religion, Geschichte des moralischen Verderbens. Versuche über das Charakteristische im Buch Hiob; Vorbereitung, das Buch Hiob als Gedicht betrachtet, über die Charaktere im Buch Hiob; von der Religion, Moral und andern Kenntnissen des Verf. des Buchs Hiob. —

Das Urtheil, das wir über den ersten Theil dieses Werks gefällt haben, finden wir durch diese Fortsetzung bestätigt und gerechtfertigt. Die Bemerkungen des Verf. sowohl über eigentliche Charaktere, als über Sitten, Handlungen und Begebenheiten zeigen, daß er den Menschen beobachtet, und mit dem Laufe menschlicher Begebenheiten nicht unbekannt ist. Dabey fehlt es ihm nicht an der Kenntniß dessen, was andere Gelehrten über den Gegenstand seiner Betrachtungen angemerkt haben, und er weiß es sehr wohl zu seinem Zwecke anzubringen. Insonderheit bekennt er sich mit dankbarer Wärme für einen Schüler Jerusalems, dessen gemäßigte Denkungsart er auch in großem Maaße angenommen hat. Er hat mit diesem vortrefflichen Gottesgelehrten den Grundsatz gemein, daß Moses seine ältesten Nachrichten aus alten Liedern und Sagen hergenommen, und Fragmente derselben seinem Buche eingerückt habe; er leugnet die eigentliche wörtliche Eingebung der historischen Schriften bekennt freymüthig, daß manche anstößig scheinende Stellen für ihn unauflösliche Räthsel seyn, ist frey von der abergläubischen Aengstlichkeit so mancher Gottesgelehrten, die auch die offenbarsten Fehler und Vergehungen der Patriarchen rechtfertigen; und endlich frey von der Sucht, die aufgeklärteste Einsicht in die Religion des Neuen Testaments den Altvätern zuzuschreiben, allenthalben meßianische Religion, Weissagung und Vorbilder zu entdecken. Hiemit verbindet der Verf. ein gutes moralisches Gefühl, viel Billigkeit und Unpartheylichkeit im Beurtheilen der Charaktere. Er lobt freylich gern und entschuldigt, wo er kann; aber er tadelt auch, wo er muß. Was ihm endlich die meiste Ehre macht, so leuchtet allenthalben ein so edles, für Religion, Tugend und Menschlichkeit warmes Herz hervor, und er

spricht mit seinen Lesern, an deren Gemüthern er so gern religiöse und tugendhafte Eindrücke zurücke lassen möchte, in einer so angemessenen und eindringenden Sprache, daß man einem Schriftsteller, der in so mancher Absicht Lob und Beyfall verdient, schon einige Mängel und Fehler übersehen, und es ihm vergeben muß, wenn er sich bisweilen in Deklamationen zu sehr verliert, bey Entwerfung seiner Charaktere weitschweifig wird, alles sagt, was nur möglich gesagt werden kann, und seinen Lesern nichts zu denken übrig läßt; wenn es seinen Räsonnements, insonderheit wenn es allgemeine Betrachtungen, dergleichen die Reflexionen über das sittliche Verderben, die Entstehung der Abgötterey sind, an eingreifender Schärfe und genauer Bestimmtheit mangelt. Spekulative Philosophie scheint überhaupt nicht das Studium des Verf. zu seyn, daher er sie gegen das Studium des Menschen und der Geschichte zu sehr herab würdigt; und dennoch würde sie ihn, wenn er sie mit den letzten mehr verbunden hätte, nicht nur vor manchen unbedeutenden Behauptungen, z. E. daß es bey dem moralischen Verderben, wie bey allen Lastern, zuletzt auf Misbrauch der Freyheit ankomme, u. s. w. bewahrt haben, sondern er würde auch mit Hülfe derselben von den ersten Menschen eine minder schwankende und zweydeutige Schilderung gemacht, und die guten Materialien, die er zur Erklärung des Ursprungs der Abgötterey gesammlet, besser zu ordnen und zu nutzen gewußt haben, da er sie jetzt nur hingeworfen hat. — Manche kleine Unrichtigkeiten an der Zeichnung der Charaktere selbst, insonderheit der kleinern, die der V. bey allem Mangel von Erkenntnißquellen mühsam auszumahlen sucht, z. B. Pharao, der Mundschenk ꝛc. wollen wir nicht gedenken, dahingegen sind manche der grössern Charaktere, vorzüglich Jacobs und Esaus, desto besser gerathen. In der rührenden und lehrreichen Geschichte Josephs fand der so gern und so gut moralisirende Verf. völlige Nahrung für seinen Geschmack, auch hat er dieselbe nach seinem Plan sehr gut bearbeitet. Was er zur Rechtfertigung der ägyptischen Staatsverwaltung Josephs, gegen die dawider gemachten Einwürfe Morgans und anderer sagt, hat vielen Schein, wenn sich nur die Voraussetzungen, worauf er seine Vertheidigung Josephs gründet, aus der Mosaischen Erzehlung erweisen ließen. Mosis

Nachricht

Nachricht von dem Aufschütten des überflüßigen Getraides in den sieben fruchtbaren Jahren, ist sehr dunkel, und scheint sich zu widersprechen. Einmahl ist nur von dem fünften Theil alles eingeerndeten Getraides die Rede, den Pharao, wie der Verf. meint, als eine bey dieser Gelegenheit zuerst eingeführte Abgabe, an sich genommen, oder, wie Hr. Michaelis glaubt, von den Eigenthümern gekauft habe; und bald darauf heißt es: es sey alles überflüßige Getraide in die Kornhäuser gebracht worden; und hierauf gründet der Verf. seine Voraussetzung, daß nemlich in den fruchtbaren Jahren aller Verkauf an Auswärtige verboten gewesen, daß alles zum Vortheil und für die Rechnung eines jeden Partikuliers aufbewahret worden; daß Joseph durch diese heilsame Verordnung der Vormund und Versorger der Egypter geworden, und daß sie allererst, nachdem sie diesen ihren eignen Vorrath im Anfange der unfruchtbaren Jahre verzehret, genöthiget worden, aus den Magazinen des Königs zu kaufen. — Allein, andrer mit dieser Erklärung verknüpften Schwierigkeiten nicht zu gedenken, so würde ja dieses Getraide, wenn es alles das betrug, was in so außerordentlich fruchtbaren Jahren erübrigt ward, weit mehr ausgemacht haben, als der fünfte Theil, den Pharao für sich nahm, und wenn es dann den rechtmäßigen Eigenthümern unentgeldlich wieder gelassen werden muste; wie konnten die Egypter in so große Noth gerathen, daß sie dem Könige gleich in den ersten Jahren des Miswachses sein Korn für einen so hohen Preis, und zuletzt unter so harten Bedingungen abkaufen musten! Immer scheint mir die Erklärung und Rechtfertigung, die Hr. Michaelis in seinen Anmerkungen zum ersten Buch Mosis giebt, noch natürlicher und gegründeter zu seyn.

Die Versuche über das Buch Hiob enthalten viele lesenswerthe Anmerkungen. Die Charaktere der in diesem Gedichte (denn dafür und nicht für eine eigentliche Geschichte hält es der Verf.) redenden Personen werden beynahe eben so angegeben, als sie Hr. Michaelis entwirft, auch in Bestimmung des Zwecks der ganzen Dichtung, daß nemlich die Wahrheit: daß die Wege der göttlichen Vorsehung für uns erforschlich sind, dargestellt werden sollte, trit der Verfasser diesem Gelehrten bey, nur darin gehet er von demselben ab, daß er Mosen nicht für den Urheber dieses

Gedichts hält; und setzt dieser Vermuthung einige nicht unerhebliche Gründe entgegen. Ihm ist es wahrscheinlicher, daß Nahor, oder vielmehr einer seiner Nachkommen, dieses Gedicht geschrieben habe. Er führt in einer Anmerkung eine von dem im Hiob erwähnten Gestirne כימה hergenommene astronomische Berechnung an, nach welcher die Verfertigung dieses Buchs etwan in die Zeiten Nahors fallen würde. Allein, die Wahrheit zu sagen, ich finde in den angeführten Stellen Kap. IX, 9. Kap. XXXVIII, 33. wo dieses Gestirns gedacht wird, dasselbe mit keinem Wort als einen Verkündiger des Frühlings angeführt; und auf diesen Umstand soll sich doch die ganze Berechnung gründen. Uebrigens glaubt der Verf. selbst nicht, daß man die Verfertigung dieses Gedichts so früh ansetzen könne; es scheint ihm für ein solches Alter zu viel Kunst zu verrathen — und ich setze noch hinzu: die großen Revolutionen, worauf in demselben gezielt wird, da Völker untergegangen und andre wieder empor gekommen seyn sollen, die Beschreibung des Streitrosses, die eine abgerichtete, geharnischte, und in geschlossenen Gliedern zur Schlacht angeführte Cavallerie voraussetzet, und andre Umstände schienen durchaus ein so hohes Alter, nach unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung, nicht zuzulassen: Allenfalls, meint der Verf. könne man den Dichter für einen Zeitgenossen Mosis halten; freylich ist dieß wahrscheinlicher; aber dann nöthiget uns nichts, ihn für einen Abkömmling Nahors zu halten, oder ihn in der Familie Abrahams zu suchen. Denn daß eine so reine Religion und Sittenlehre im Hiob enthalten ist, zwingt uns hiezu nicht, da wir in dem A. Test. Spuren finden, daß es auch unter abgöttischen Völkern Männer gegeben, die sehr würdige Begriffe von der Gottheit hatten. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur beym Micha VI, 5—8. das Fragment einer dem Bileam zugeschriebenen Rede ansehen.

Bf.

2) Rechts-

2) Rechtsgelahrheit.

Rechtliche Bestimmung derer von der gerichtlichen Verhandlung ausgenommenen Rechtsstreitsachen zwischen Privatpersonen, von G. L. C. Werth, Anhalt-Cöthn. Reg. Advoc. Leipzig bey Johann Sam. Heinsius, 1775. 16 S. in Quart.

Daß Justitzsachen bey Justitzkollegien und nicht bey den Regierungen verhandelt werden müssen, weiß jeder angehende Jurist. Die wahren und eigentlichen Gränzen zwischen Regierungs- und Justitzsachen wissen auch oft alte Praktici nicht. Ob sie der Verf. kenne, da er Massas alimentorum und Processe eines Fremden, der allenfalls von einem mächtigen Landesherrn unterstützt wird, gegen einen Einheimischen, als Regierungssachen ansieht, stellt Recens. dem beliebigen Urtheil eines jeden Lesers anheim. Ueberhaupt würde sich Rec. nicht unterstehen, diese Materie auf acht Blättern abzuhandeln, wenn er auch mit mehrerer Präcision als der Verf. schreiben könnte.

Cb.

D. Joh. Tobias Richters, JCti, Antecessors und Senators zu Leipzig, Abhandlung von Würderung der Inventarienstücken bey Güterverpachtungen, aus dem Lateinischen, nebst einigen beygefügten Zusätzen des Verf. übersetzt von Joh. Christian Hübnern, der Rechte Candidaten. Dresden in der Waltherischen Hofbuchhandlung 1775. 78 S. in Octav.

Eine teutsche, kurze, deutliche, praktische Abhandlung über die Würdigung der Inventarien, so wie Claproths Tract. von Vormündern geschrieben, würde allerdings für unstudirte Pächter und Verpächter ein sehr willkommenes Büchlein seyn. Aber eine aus dem Lateinischen übersetzte gelehrte Dissertation über diese Materie enthält für den unstudirten immer zu viel Unverständliches, und der stu-

„Erniedrigung! Er kann es nicht ansehn, ohne sich zu „schämen — —"

Und wie meisterhaft weiß uns nicht der Herr Doctor in die Jahrhunderte der elenden Asceten zurückzuzaubern? Urtheile, Leser! „siehe vorwärts, ermuntert Er „S. 94. 95, und erblicke am Ende der Welt eine fröliche „Auferstehung zum ewigen Leben. „Sammelt die übrigen „Brocken," sagt heute Jesus zu s. Jüngern. Eben diesen „Befehl, sagt Augustin, werden am Tage der Aufer„stehung unsrer Leiber die Engel bekommen. Sammelt „— — — Aufwärts — mit dem Auge Josephs. — „Joseph hub s. Augen auf, und sahe s. Bruder Benjamin, „s. Mutter Sohn." 1. B. M. 43 (seinen leiblichen Bruder.) „Ich will sagen, siehe mit dem Auge der freundschaftlichen „Liebe nicht auf deine irrdischen, sondern himmlischen Freund„schaften! Hebe deine Augen auf! Erblicke dort alle, die „mit ihren Umarmungen dich erwarten: „die Fleisch von „deinem Fleisch, die Bein — —" Siehe aufwärts „mit dem Auge eines Isaaks. „Isaak hub seine Augen „auf, u. sahe Rebekka." Und mit dem Auge einer Re„bekka. „Und Rebekka hub — — u. sahe Isaak kom„men, u. ihr Herz entbrante" 1 B. M. 24. Erblicke mit „dem Auge Isaaks jene wolgeschmückte Braut, die ein „Johannes sahe, jenes himmlische Jerusalem. Offenb. 21, „2. Erblicke in jenem himml. Jerusalem mit dem aufge„habnen Auge einer Rebekka den Bräutigam deiner Seele. „Rebekka sahe Isaak u. ihr Herz entbrante."

Ueber den Grafen Struensee ergeht das Gericht des Herrn Oberpredigers ebenfalls, und bey dieser Gelegenheit zugleich über Herrn D. Münter. „Es wäre uns un„begreiflich, heißt es S. 60. woher der Leichtsinn käme, „mit welchem so viele Christen (beym Tode) auf das Ver„gangene zurücke, den Tod vor sich, den Richter über sich „sehen, wenn es nicht gewisse letzte Versuchungen des „Satans? zur Verwegenheit gäbe, durch dieselbe misbraucht „er in den letzten Stunden des Christen alle trostreiche „Sprüche des Evangeliums u. den evangelischen Begriff der „Gnade." Und in der untenstehenden Anmerkung: „ich „sage: den evangelischen Begriff, dessen wahrer Cha„rakter die Demuth ist; denn der moralische ist ohnstreitig „der deistische, durch den der Teufel in unsern Tagen „so viel gewinnt. Wie ein Struensee kann jeder „Deiste sterben, und es ist nur zu wünschen, daß Stru„ensee nicht wie ein Deiste starb! u. zu hoffen! Ich „habe

habe wol von seiner Freudigkeit, aber von keiner „gött-
lichen Traurigkeit;" wol viel von seiner Grosmuth;
„aber von keiner „busfertigen Demuth;" wol viel von der
„Kunst eines Münters, aber von keiner „Kraft der
„Gnade;" wol von den Schriften eines Jerusalems u.
Reimarus, aber nichts von einer Bibel gelesen!
„Ist dieses heilige Buch, für Euch, ihr Grossen der Welt,
„nicht gut genug; so ist der Himmel zu gut für Euch! Er
„starb grosmüthig! Aber H. D. Münter sollte wissen,
„daß die Religion J. C. von keiner Grosmuth etwas
„weiß, sondern ihr ganzes Wesen ist Demuth. Und war
„es Grosmuth, den König nicht um Vergebung zu
„bitten, oder steifer Trotz?" δος μοι λευκαυγν.

Was der Herr Verfasser den Aerzten zur Lehre,
Strafe und Züchtigung schreibt, sey ihnen nicht vorenthalten:
„Gott vergebe es euch, hebt die Anmerkung S. 101 an,
„ihr Aerzte! Aber ist es nicht also, daß ihr nur gar zu wenig
„die Geisterlehre, deren Influenz in den physikali-
„schen u. körperlichen Theil der Welt ihr doch wissen
„müsset, und noch weniger die Religion am Kranken-
„bette zu Rathe ziehet. Ihr lasset eurem engbrüstigen
„Kranken Ader. Die Ursache soll u. muß also im Blute u.
„in der Maschine seyn: aber wie oft habt ihr es mit der
„christl. Gemeine gesungen: Fürwahr wenn mir das fället
„ein — so fällt mir auf mein Herz ein Stein! — Oder
„haltet ihr es für Fiktion? für Exraggeration?
„für Hyperbol? So fehlt nicht viel, „daß ihr nicht mit
„Gott scherzet. Aus den Buspsalmen eines Davids müsset
„ihr wissen, was für einen gewaltigen Einfluß der geistige
„u. geistliche (ψυχικον κ. πνευματικον) Zustand der
„Seele, was für einen Einfluß er in unsern körperlichen
„hat. „Meine Gestalt ist verfallen für Trau-
ern." — Ein Brocke aus ähnlichem Teige wird ihnen S.
156. vorgesetzt, nach welchem sie sich aber selbst umsehen
mögen.

Wer nun nach mehr dergleichen dürstet, der komme
hierher; und wer da will, der nehme solches Wasser um zehn
Groschen. In unserer Bibl. können wir nicht mehreres mit-
theilen. Doch noch zwey Worte von der Dedikation an
den Markgrafen von Anspach. Sie nimmt zehen Seiten
ein, u. übertrift an Seltsamkeit alles, was wir von Dedi-
kationen in vielen Jahren gelesen haben. Wenn der Mark-

graf

graf die Predigten ungelesen aus den Händen werfen sollte, so war dazu kein geschickteres Mittel, als eine Zueignungsschrift von solcher Fülle und solchem Aussehen. Eine gute Dedikation zu verfertigen, ist freylich nicht Jedermanns Ding. Aber eine, aus solcher Masse zusammengeknätet, verräth jemand, dem es, auch an der kleinsten Dose von Menschenverstand von Geschmack, von Discretion und guter Lebensart fehlt. Gern legten wir unsern Lesern ein Stück daraus vor; allein der harte Frohndienst, einen solchen Sumpf, als diese Sammlung von Pr. ist, durchzuwaten, hat unsre Kräfte allzu sehr abgespannt. Die Büchercensuren schneiden eher das Gesundeste, wenn es nur von ferne nach Ketzerey hinschielt, unbarmherzig hinweg, als daß sie dergleichen grobe Sünden gegen die schlechte Menschenvernunft und gegen den guten Geschmack ausrotteten.

Soll ja eine Klasse von Menschen seyn, die da heißen Büchercensoren: hier ist eine Beschäftigung für sie. Wenn J. M. Gözr zu Hamburg, D. W. C. J. Chrisander zu Kiel, D. J. N. A. Piderit zu Cassel, D. Joh. Fr. Teller zu Zeiz, Baccal. Joh. Fr. Frisch zu Leizig, A. Fr. Reinhard zu Büzow, Can. Ziegra zu Haimburg, J. A. Kayser, Pfr. zu Massenheim, der verkappte Pfarrer Jos. Gedeon, ꝛc. dem Publiko gelehrte Quisquilien, Albernheiten, Unsinn, Grobheiten in Menge bereitet haben, den Religionsspöttern zum Opfer und süßen Geruch: solches Zeug ohne Gnade wegzutilgen, dadurch würden sie sich die strenge Censor n, welche nicht selbst aus dieser Schule sind, ein Verdienst um das Publikum auch einiges um diese einzige Gruppe teutscher Gottesgelehrten selbst erwerben

Daß wir diese Predigten näher beleuchten, wird uns Niemand im Ernste anmuthen. Herr Oberprediger Teller scheint unter die Scribenten zu gehören, mit denen sich kein Recensent verständigen, die keiner, selbst durch die ausführlichste und bescheidenste Kritik, aufmerksam zu machen und umzulenken hoffen kann. Er fährt, aller Erinnerungen ungeachtet, fort, sich selbst an den Pranger zu stellen. Der neueste Beleg hiezu sind seine „Anekdoten für Prediger und Priester

Die

Die Augsbürgische Confeßion mit einer Vorrede, worinn unter andern der Unterschied der Evangelischen Reformation und der Katholischen Gegenreformation, wie auch der wahre Grund der Evangelischen Kirchenverfassung aus der A. Confeßion selbst erläutert wird; vom Geh. Justizrath Pütter. Göttingen, 1776. 8. 6 Bog.

Die Vorrede ist merkwürdig. Der V. hat erhebliche Veranlassungen gehabt, in den Vorlesungen über die Reichshistorie und das Deutsche Staatsrecht von der A. C. theils historische theils rechtliche Erörterungen vorzutragen, und hat immer gewünscht, daß ein jeder seiner Zuhörer diese Confeßion selbst lesen möchte. Er war willens in der Vorrede über den Werth der Symbolischen Bücher und über die Toleranz einige Betrachtungen anzustellen; weil aber dieselben gar zu stark geworden, will er sie besonders herausgeben. Er zeiget hier nur aus der A. C. selbst, daß die Reformation nicht durch landesherrliche Macht und Gewalt eingeführet, sondern von den Unterthanen seinen Anfang genommen, und von den Fürsten nachmals genehmiget worden; ferner, daß das Recht der Fürsten in die Religionssachen nicht aus der Landeshoheit herrühre. Er führt auch an, daß der im Jahr 1555 geschlossene Religionsfriede der Augsburgischen Confeßionsverwandten Religion, Glauben, Kirchengebräuche, Ordnungen und Ceremonien so gedenket, wie sie solche bereits aufgerichtet **oder aufrichten möchten.** Welcher lezterer Ausdruck, sagt der Verfasser, "schon "hinlänglich gewesen wäre, den nachherigen Vorwürfen "zu begegnen, als ob der Religionsfriede den Protestanten "nicht mehr hätte zu statten kommen können, seitdem sie "nicht buchstäblich blos bey dem Innhalt des überreichten "Exemplars geblieben wären, sondern in veränderten Ausgaben verschiedenes ab- und zugethan hätten." Dieser Schluß ist richtig, aber es folget auch daraus eben so richtig, daß die A. Confeßionsverwandten nicht geglaubt, daß in ihren damaligen Einsichten und Einrichtungen nichts zu verbessern wäre, und sich also vorbehalten, bey wachsender Erkänntniß künftig Aenderungen vornehmen zu dürfen.

Daher das Recht von der Augsburgischen Confession und noch vielmehr von andern symbolischen Schriften, die lange das Ansehen nicht haben, abzugehen, unläugbar ist; und klar, daß die Protestanten nicht auf ewig an ihr damaliges Bekänntniß gebunden seyn wollten, noch weniger ihre Nachkommen daran zu binden geneigt waren.

Br.

Andachten für Christen, die zum heiligen Abendmahle gehen. Zweyte Auflage. Berlin, bey Haude und Spener, 1776. 8. 116 Seiten.

Siebzehn kurze, nach Anleitung von Schriftsprüchen angestellte Betrachtungen, in Form von Selbstgesprächen und Gebeten, folgenden Innhalts: über die Andacht bey dem Gebrauch des heiligen Abendmahls; Andenken an Jesum; Jesus in seinem Leiden und Tod unser Versöhner; Jesus in seinem Leiden unser Vorbild; dankbare Verehrung Jesu; über die Erlösung durch Christum; Wichtigkeit unsrer Erlösung durch Christum; Preiß Gottes über Jesu Erlösung, Theilnehmung an der Erlösung Jesu; Erweckung aus der Erlösung Jesu zur Sinnesänderung; Trost für Busfertige aus Jesu Erlösung; Erweckung aus Jesu Erlösung zur beständigen Fortsetzung der Heiligung; Jesu Erlösung ein Antrieb zur Gottergebenheit; Zuversicht zu Gott, um der Erlösung Jesu willen; Ermunterung zur Selbstachtung, aus Jesu Erlösung; Erweckung zur Menschenliebe, aus Jesu Erlösung; ewiges Leben, leztes Ziel der Erlösung Jesu. Was man von dem Verfasser der Unterweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu, Hrn. O. C. R. Diterich in Berlin, erwarten konnte: sehr geläuterte Einsichten in das Wesentliche der Lehre Jesu, Kenntniß und Schätzung der Beschaffenheit und eigenen Würde der Menschennatur, ruhiger Wahrheitsinn, gesetzter Eifer, nicht für Formeln, Gebräuche, flüchtige Aufwallungen, sondern für gründliche Belehrung des Verstandes, und bleibende Besserung des Herzens und Lebens, für fruchtbares, thatenreiches Christenthum,

stenthum, zweckmäßige Aussonderung der Materien, lichtvolle Behandlung derselben, richtige, ungezwungene Folge der Gedanken, bilderloser, faßlicher Vortrag, Schicklichkeit, Würde und Kraft des Ausdrucks. Alles dieses macht gegenwärtiges Büchlein zu einem überaus geschickten Hülfsmittel für diejenigen, welche, wie zu jeder Zeit, so vornemlich bey dem Gebrauch des heil. **Nachtmahls**, weise und nützliche, ihres Charakters und Berufs, als **Menschen** und besonders als **Christen**, würdige Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse theils erwegen, theils unterhalten, befestigen und erhöhen wollen. Gottesgelahrte und Layen, die ausser **ihren** Meinuugen, Vorstellungsweisen und Phrasen, keine Wahrheit, und kein Heil, kennen, werden freylich mit dem hochachtungswürdigen Verfasser hie und da unzufrieden seyn, weil er nicht genau in ihren Geist und Sinn hineingedacht und geschrieben hat. Wer aber, mit Vorbeygehung der **löcherichen Bronnen** menschlicher Spekulationen, sich lediglich an die **lebendige Quelle**, den Unterricht der heil. **Schrift** haltend, den großen, — bey allen **Hypothesen** und **Systemen** über das **wie** und **warum**? unwankelbaren — **Zweck** der Sendung, Hinopfrung und Auferweckung **Jesu** auf sich anzuwenden, und an seinem Theile zu erreichen, redlich gesonnen ist: der wird gewiß nicht ungefördert hierin, von der Lesung dieser Schrift hinweggehen.

Was ich bey einer neuen Ausgabe derselben, (die wohl nicht lange ausbleiben dürfte,) um mancher Leser willen hinzugesetzt wünsche, wäre unter andern: daß verschiedene, noch immer ziemlich verbreitete, tief gewurzelte, und der Tugend und Glückseligkeit verderbliche Vorurtheile, z. B. von der Kraft der **Beichtabsolution**, von physischer, und anderweitiger, Wirksamkeit des **Nachtmahlgenusses** während und am Schlusse des Lebens ꝛc. betrachtet und entkräftet; daß von einer Pflicht, deren Leistung so Manchen zwar schwer eingeht, aber zu seiner gegenwärtigen und einstigen Ehre und Beruhigung so unentbehrlich ist, ich meyne, der **bestmöglichsten Wiedererstattung, Abbitte, Wiederruf**, eine kurze Belehrung, (etwan S. 60. 68. 70.) eingeschaltet, daß auch die, von dem Menschen, zu Vollziehung des Geschäftes seiner **Bus** und **Heiligung** zu gebrauchenden **Mittel** etwas genauer angegeben würden.

Es sind binnen vier Jahren drey Communionbücher (dieser Ausdruck stehe der Kürze wegen hier) von drey Berliner Geistlichen geschrieben worden, von Hrn. O C. R. Silberschlag, Hrn. O. C. R. Diterich, und Hrn. P. Lüdke. Welchem ich unter diesen dreyen den Preiß zuerkennen würde, befragt: glaubte ich den beyden letzten vor jenem den Rang zugestehen, und diese, als ausgesuchte Nahrungs- und Rührungsmittel für Verstand und Herz, zu sorgfältigem Gebrauch bey jener Handlung insonderheit, Jedem angelegentlich empfehlen zu müssen. Ich hab es bey Gelegenheit mündlich schon mehrmaln gethan, und mit Vergnügen bemerkt, daß die beyde angepriesene Schriften wohl aufgenommen, und fleißig und mit Nutzen gelesen, worden.

Ar.

Charakteristik der Bibel. Zweeter Theil. Halle bey J. J. Gebauers Witwe und Joh. Jac. Gebauer. 1775. 8. 600 Seiten.

Der Verf. fährt fort in diesem zweeten Theil, dem noch mehrere folgen werden, die Charakteristik der Bibel, nach dem Plan, den er sich entworfen hat, abzuhandeln. Wir haben davon bereits bey der Anzeige des ersten Theils Nachricht gegeben. Die Quellen, woraus er hier schöpfet, sind, das erste Buch Mosis und das Buch Hiob. Zuerst stehet eine Abhandlung über die Geschichte des A. Testaments, aus dem Gesichtspunkte der Charakteristik; dann folgen Fragmente der Charakteristik im ersten Weltalter: die ersten Menschen, Cain und Habel. Fragmente aus der Zeit Seths bis auf Noah. Geschichte und Charakter Abrahams, und einiger gleichzeitiger Personen. Anmerkungen über den Ursprung der Abgötterey überhaupt, und zur Zeit Abrahams insonderheit. Abraham nach seinem Charakter, Sara, Hagar, Lot, Abimelech, Abrahams Knecht und Freund. Charakteristik der Kinder und Enkel Abrahams, Ismael und Isaak. Rebecca, Esau, Laban, Jakob. Lea und Rahel. Joseph und seine Brüder; Charakter Josephs und einiger in seiner Geschichte vorkommender Personen, Potiphars Frau, Pharao, der Mundschenke; Josephs Brüder überhaupt,

haupt, und insbesondere Ruben, Juda, Simeon und Levi. Sammlung einiger allgemeinen Anmerkungen über das erste Buch der Geschichte Mosis, als Archiv uralter Sitten; Geschichte der Erziehung des Menschen in den ersten Jahrtausenden, Geschichte der ältesten Religion, Geschichte des moralischen Verderbens. Versuche über das Charakteristische im Buch Hiob; Vorbereitung, das Buch Hiob als Gedicht betrachtet, über die Charaktere im Buch Hiob; von der Religion, Moral und andern Kenntnissen des Verf. des Buchs Hiob. —

Das Urtheil, das wir über den ersten Theil dieses Werks gefällt haben, finden wir durch diese Fortsetzung bestätigt und gerechtfertigt. Die Bemerkungen des Verf. sowohl über eigentliche Charaktere, als über Sitten, Handlungen und Begebenheiten zeigen, daß er den Menschen beobachtet, und mit dem Laufe menschlicher Begebenheiten nicht unbekannt ist. Dabey fehlt es ihm nicht an der Kenntniß dessen, was andere Gelehrten über den Gegenstand seiner Betrachtungen angemerkt haben, und er weiß es sehr wohl zu seinem Zwecke anzubringen. Insonderheit bekennt er sich mit dankbarer Wärme für einen Schüler Jerusalems, dessen gemäßigte Denkungsart er auch in großem Maaße angenommen hat. Er hat mit diesem vortrefflichen Gottesgelehrten den Grundsatz gemein, daß Moses seine ältesten Nachrichten aus alten Liedern und Sagen hergenommen, und Fragmente derselben seinem Buche eingerückt habe; er leugnet die eigentliche wörtliche Eingebung der historischen Schriften bekennt freymüthig, daß manche anstößig scheinende Stellen für ihn unauflösliche Räthsel seyn, ist frey von der abergläubischen Aengstlichkeit so mancher Gottesgelehrten, die auch die offenbarsten Fehler und Vergehungen der Patriarchen rechtfertigen; und endlich frey von der Sucht, die aufgeklärteste Einsicht in die Religion des Neuen Testaments den Altvätern zuzuschreiben, allenthalben meßianische Religion, Weissagung und Vorbilder zu entdecken. Hiemit verbindet der Verf. ein gutes moralisches Gefühl, viel Billigkeit und Unpartheylichkeit im Beurtheilen der Charaktere. Er lobt freylich gern und entschuldigt, wo er kann; aber er tadelt auch, wo er muß. Was ihm endlich die meiste Ehre macht, so leuchtet allenthalben ein so edles, für Religion, Tugend und Menschlichkeit warmes Herz hervor, und er

spricht mit seinen Lesern, an deren Gemüthern er so gern religiöse und tugendhafte Eindrücke zurücke lassen möchte, in einer so angemessenen und eindringenden Sprache, daß man einem Schriftsteller, der in so mancher Absicht Lob und Beyfall verdient, schon einige Mängel und Fehler übersehen, und es ihm vergeben muß, wenn er sich bisweilen in Deklamationen zu sehr verliert, bey Entwerfung seiner Charaktere weitschweifig wird, alles sagt, was nur möglich gesagt werden kann, und seinen Lesern nichts zu denken übrig läßt; wenn es seinen Räsonnements, insonderheit wenn es allgemeine Betrachtungen, dergleichen die Reflexionen über das sittliche Verderben, die Entstehung der Abgötterey sind, an eingreifender Schärfe und genauer Bestimmtheit mangelt. Spekulative Philosophie scheint überhaupt nicht das Studium des Verf. zu seyn, daher er sie gegen das Studium des Menschen und der Geschichte zu sehr herab würdigt; und dennoch würde sie ihn, wenn er sie mit den letzten mehr verbunden hätte, nicht nur vor manchen unbedeutenden Behauptungen, z. E. daß es bey dem moralischen Verderben, wie bey allen Lastern, zuletzt auf Misbrauch der Freyheit ankomme, u. s. w. bewahrt haben, sondern er würde auch mit Hülfe derselben von den ersten Menschen eine minder schwankende und zweydeutige Schilderung gemacht, und die guten Materialien, die er zur Erklärung des Ursprungs der Abgötterey gesammlet, besser zu ordnen und zu nutzen gewußt haben, da er sie jetzt nur hingeworfen hat. — Manche kleine Unrichtigkeiten an der Zeichnung der Charaktere selbst, insonderheit der kleinern, die der V. bey allem Mangel von Erkenntnißquellen mühsam auszumahlen sucht, z. B. Pharao, der Mundschenk rc. wollen wir nicht gedenken, dahingegen sind manche der grössern Charaktere, vorzüglich Jacobs und Esaus, desto besser gerathen. In der rührenden und lehrreichen Geschichte Josephs fand der so gern und so gut moralisirende Verf. völlige Nahrung für seinen Geschmack, auch hat er dieselbe nach seinem Plan sehr gut bearbeitet. Was er zur Rechtfertigung der ägyptischen Staatsverwaltung Josephs, gegen die dawider gemachten Einwürfe Morgans und anderer sagt, hat vielen Schein, wenn sich nur die Voraussetzungen, worauf er seine Vertheidigung Josephs gründet, aus der Mosaischen Erzehlung erweisen ließen. Mosis

Nachricht

Nachricht von dem Aufschütten des überflüßigen Getraides in den sieben fruchtbaren Jahren, ist sehr dunkel, und scheint sich zu widersprechen. Einmahl ist nur von dem fünften Theil alles eingeerndeten Getraides die Rede, den Pharao, wie der Verf. meint, als eine bey dieser Gelegenheit zuerst eingeführte Abgabe, an sich genommen, oder, wie Hr. Michaelis glaubt, von den Eigenthümern gekauft habe; und bald darauf heißt es: es sey alles überflüßige Getraide in die Kornhäuser gebracht worden; und hierauf gründet der Verf. seine Voraussetzung, daß nemlich in den fruchtbaren Jahren aller Verkauf an Auswärtige verboten gewesen, daß alles zum Vortheil und für die Rechnung eines jeden Partikuliers aufbewahret worden; daß Joseph durch diese heilsame Verordnung der Vormund und Versorger der Egypter geworden, und daß sie allererst, nachdem sie diesen ihren eignen Vorrath im Anfange der unfruchtbaren Jahre verzehret, genöthiget worden, aus den Magazinen des Königs zu kaufen. — Allein, andrer mit dieser Erklärung verknüpften Schwierigkeiten nicht zu gedenken, so würde ja dieses Getraide, wenn es alles das betrug, was in so außerordentlich fruchtbaren Jahren erübrigt ward, weit mehr ausgemacht haben, als der fünfte Theil, den Pharao für sich nahm, und wenn es dann den rechtmäßigen Eigenthümern unentgeldlich wieder gelassen werden muste; wie konnten die Egypter in so große Noth gerathen, daß sie dem Könige gleich in den ersten Jahren des Miswachses sein Korn für einen so hohen Preis, und zuletzt unter so harten Bedingungen abkaufen musten! Immer scheint mir die Erklärung und Rechtfertigung, die Hr. Michaelis in seinen Anmerkungen zum ersten Buch Mosis giebt, noch natürlicher und gegründeter zu seyn.

Die Versuche über das Buch Hiob enthalten viele lesenswerthe Anmerkungen. Die Charaktere der in diesem Gedichte (denn dafür und nicht für eine eigentliche Geschichte hält es der Verf.) redenden Personen werden beynahe eben so angegeben, als sie Hr. Michaelis entwirft, auch in Bestimmung des Zwecks der ganzen Dichtung, daß nemlich die Wahrheit: daß die Wege der göttlichen Vorsehung für uns erforschlich sind, dargestellt werden sollte, trit der Verfasser diesem Gelehrten bey, nur darin gehet er von demselben ab, daß er Mosen nicht für den Urheber dieses

Gedichts hält; und setzt dieser Vermuthung einige nicht unerhebliche Gründe entgegen. Ihm ist es wahrscheinlicher, daß Nahor, oder vielmehr einer seiner Nachkommen, dieses Gedicht geschrieben habe. Er führt in einer Anmerkung eine von dem im Hiob erwähnten Gestirne כימה hergenommene astronomische Berechnung an, nach welcher die Verfertigung dieses Buchs etwan in die Zeiten Nahors fallen würde. Allein, die Wahrheit zu sagen, ich finde in den angeführten Stellen Kap. IX, 9. Kap. XXXVIII, 33. wo dieses Gestirns gedacht wird, dasselbe mit keinem Wort als einen Verkündiger des Frühlings angeführt; und auf diesen Umstand soll sich doch die ganze Berechnung gründen. Uebrigens glaubt der Verf. selbst nicht, daß man die Verfertigung dieses Gedichts so früh ansetzen könne; es scheint ihm für ein solches Alter zu viel Kunst zu verrathen — und ich setze noch hinzu: die großen Revolutionen, worauf in demselben gezielt wird, da Völker untergegangen und andre wieder empor gekommen seyn sollen, die Beschreibung des Streitrosses, die eine abgerichtete, geharnischte, und in geschlossenen Gliedern zur Schlacht angeführte Cavallerie voraussetzet, und andre Umstände schienen durchaus ein so hohes Alter, nach unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung, nicht zuzulassen: Allenfalls, meint der Verf. könne man den Dichter für einen Zeitgenossen Mosis halten; freylich ist dieß wahrscheinlicher; aber dann nöthiget uns nichts, ihn für einen Abkömmling Nahors zu halten, oder ihn in der Familie Abrahams zu suchen. Denn daß eine so reine Religion und Sittenlehre im Hiob enthalten ist, zwingt uns hiezu nicht, da wir in dem A. Test. Spuren finden, daß es auch unter abgöttischen Völkern Männer gegeben, die sehr würdige Begriffe von der Gottheit hatten. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur beym Micha VI, 5—8. das Fragment einer dem Bileam zugeschriebenen Rede ansehen.

Bf.

2) Rechtsgelahrheit.

Rechtliche Bestimmung derer von der gerichtlichen Verhandlung ausgenommenen Rechtsstreitsachen zwischen Privatpersonen, von G. L. C. Werth, Anhalt-Cöthn. Reg. Advoc. Leipzig bey Johann Sam. Heinsius, 1775. 16 S. in Quart.

Daß Justitzsachen bey Justitzkollegien und nicht bey den Regierungen verhandelt werden müssen, weiß jeder angehende Jurist. Die wahren und eigentlichen Gränzen zwischen Regierungs- und Justitzsachen wissen auch oft alte Praktici nicht. Ob sie der Verf. kenne, da er Massas alimentorum und Processe eines Fremden, der allenfalls von einem mächtigen Landesherrn unterstützt wird, gegen einen Einheimischen, als Regierungssachen ansieht, stellt Recens. dem beliebigen Urtheil eines jeden Lesers anheim. Ueberhaupt würde sich Rec. nicht unterstehen, diese Materie auf acht Blättern abzuhandeln, wenn er auch mit mehrerer Präcision als der Verf. schreiben könnte.

Cb.

D. Joh. Tobias Richters, JCti, Antecessors und Senators zu Leipzig, Abhandlung von Würderung der Inventarienstücken bey Güterverpachtungen, aus dem Lateinischen, nebst einigen beygefügten Zusätzen des Verf. übersetzt von Joh. Christian Hübnern, der Rechte Candidaten. Dresden in der Waltherischen Hofbuchhandlung 1775. 78 S. in Octav.

Eine teutsche, kurze, deutliche, praktische Abhandlung über die Würdigung der Inventarien, so wie Claproths Tract. von Vormündern geschrieben, würde allerdings für unstudirte Pächter und Verpächter ein sehr willkommenes Büchlein seyn. Aber eine aus dem Lateinischen übersetzte gelehrte Dissertation über diese Materie enthält für den unstudirten immer zu viel Unverständliches, und der stu-

dirte liest sie doch lieber in der Ursprache. Die Uebersetzung ist wörtlich, oft sclavisch, und daher unangenehm zu lesen. In der Vorrede sagt der Uebersetzer was höchstgewöhnliches, von der translatione dominii in contractu aestimatorio. Zur Nachricht dient ihm übrigens, daß nicht der noch lebende Geheimde Justitzrath, sondern der längst verstorbene Kanzler **Böhmer** Verf. des Traktats de actionibus ist.

Cb.

De mortis voluntariae prohibitione ac poenis Commentatio Juridica auctore *Carolo Godofredo Wincklero*, accessit Oratio de Martino Luthero Jureconsulto. Lipsiae, apud Jo. Fr. Junium, 1775. 112 Seiten in 8.

Auf allen Seiten große Gelehrsamkeit; auf keiner Scharfsinn und philosophisches Räsonnement. Da liest man z. E. gleich auf der zwoten Seite: "Wer einen Wehrlosen "tödtet, ist Mörder und der Strafe des Kornelischen Ge"setzes schuldig. Was mag nun der seyn, der gar Hand "an seinen eigenen Körper legt. Daher irren die beyden "Plinier, Seneka, Plato und Rousseau, die den Selbst"mord vertheidigen. —" In der Abhandlung selbst sucht der V. zuerst die Strafbarkeit des Selbstmords aus dem Gesetz der Natur zu beweisen. Sein Hauptargument ist aus dem Erhaltungstrieb hergenommen. So sehr Rec. diesen bey sich selbst fühlt, so wenig würde er zu antworten wissen, wenn ein anderer behauptete, ihn nicht zu fühlen. Und zeigen nicht die täglichen Beyspiele von Selbstmördern, daß Umstände und selbst bloses Temparement diesen Erhaltungstrieb gänzlich zernichten können? Höchst unphilosophisch schließt der V. weiter: der Erhaltungstrieb sey gleich einem göttlichen Befehl, der uns lehrte, daß wir nicht für uns selbst, sondern zur Geselligkeit und dem gemeinen Wohl geschaffen wären. Vermöge des Gesellschaftsvertrags sey jeder Mensch verbunden so viel möglich zum gemeinschaftlichen Wohl beyzutragen. Der Selbstmörder breche diesen Vertrag, vermöge dessen er sein Leben nicht sowohl um sein selbst willen als der Societät wegen erhalten müsse.

müsse. Unsere Vorfahren hätten für sich und ihre Nachkommen den Societätsvertrag geschlossen, der einseitig nicht könne aufgehoben werden; Ein jeder also müsse warten, bis er entweder von der Natur, oder dem Staat wegen eines Verbrechens, aus der Societät gestossen würde. Was für Geschwätz! Unser Erhaltungstrieb führt uns freylich auf Geselligkeit und allgemeines Wohl, aber nur, weil wir sie als Mittel zu unserer eigenen Glückseligkeit ansehen. Und es ist philosophische Heucheley, wenn man leugnet, daß eigene Glückseligkeit die ursprüngliche und einzige Triebfeder aller unserer Handlungen sey. Der Societätskontrakt ist also auch blos in Rücksicht meines eignen Wohls geschlossen. Finde ich, daß jener dieser nicht mehr zuträglich oder gar zuwider ist, welches Motiv sollte mich bewegen, ihn zu halten, wenn es nicht Furcht für conventioneller Strafe ist. Die fällt aber bey dem Selbstmörder weg. Und wer kann, nach dem Naturrecht, den Hugonotten, Schweizer, Holländer tadeln, die doch einen noch weit engern Societätskontrakt brachen, als der ist, den, nach des Verf. Meynung, ein Mensch mit der ganzen lieben weiten Welt geschlossen hat? Der Hauptpunkt bey Erörterung des Selbstmords aus dem Naturrecht bleibt also einzig der: Was gewinnt und verliert der Selbstmörder in Ansehung seines Individuums?

In dem göttlichen Gesetz findet der V. die Strafbarkeit des Selbstmords in dem Gebot: Du sollt nicht tödten.

Nach einer kurzen Erzählung der Strafen des Selbstmords bey den Juden, Griechen und Persern (wo jedoch die Rede des sterbenden Darius ein ziemlich weit hergeholtes Argument gegen den Selbstmord ist,) kommt der Verf. auf das Römische Recht. Hier sucht er nun **Böhmern** und **Bynkershoek** zu widerlegen, die den Selbstmord an und für sich bey den Römern für was erlaubtes halten. Es würde für eine Recension zu weitläuftig seyn, des Verf. oft gekünstelte Interpretationen der hieher gehörigen römischen Gesetze anzuführen. Der Verf. muß am Ende doch selbst gestehen, daß die Confiscation des Vermögens (als die einzige vermeintliche Strafe des Selbstmords; denn denegatio sepulturae ist doch wohl eine bloße Grille,) nur bey einem solchen Selbstmörder statt gehabt habe, der wegen eines Verbrechens angeklagt war, auf welches der Tod, oder die

Deportation stunde, und bey dem das Bewußtseyn seines Verbrechens die Ursache der Selbstentleibung war. Was sagt das anders, als die Ursache der Confiscation des Vermögens lag in dem Verbrechen, dessen Strafe sich der Selbstmörder durch eigene Entleibung zu entziehen suchte, nicht aber in dem Selbstmord selbst, so gut als der Diebstahl, und nicht die Flucht, die Ursache ist, warum allenfalls ein entflohener Dieb in effigie aufgehangen wird. Der Satz, daß der Selbstmord überhaupt bey den Römern etwas verhaßtes gewesen sey, läßt sich gar nicht behaupten. Der despotische Tarquin lies die in den Kanälen gefundene Leichname vermuthlich nicht deswegen aufhängen, um den Selbstmord zu bestrafen, sondern um andere abzuhalten, sich der Arbeit zu entziehen. Und waren denn die beyden Plinier und Seneca nicht Römer? Das κέκρικα des Corellius hielte Plinius für hohe Seelenstärke, und vermuthlich viele Römer mit ihm. Das, was man also überhaupt sagen kann, ist, daß die Begriffe der Römer von dem Selbstmord eben so verschieden waren, als sie bey uns sind, und bleiben werden, so lange die Menschen nicht einerley Temperament und einerley Philosophie haben.

Hierauf folgen kürzlich die Strafen des Selbstmords nach dem Päbstlichen Rechte. — Die teutschen Rechte, nehmlich die Bambergische H. G. O. und ihre Tochter, die Carolina, sind fast wörtliche Uebersetzungen der Römischen Gesetze. Die Carolinsche weicht nur in dem Stück von der Bambergischen und dem römischen Recht ab, daß sie die Confiskation des Vermögens nicht bey solchen Selbstmördern statt finden läßt, die sich wegen eines Verbrechens entleibt haben, auf welches eine Todesstrafe steht. Der Verf. glaubt daher, Karl der V. habe eben durch diesen Artikel die Confiskation des Vermögens bey Todesstrafen abgeschafft. Recensent kann übrigens weder in der Ueberschrift, noch in dem Artikel selbst finden, daß die Confiskation des Vermögen eine Folge des Selbstmords seyn solle, und nicht des Verbrechens, um welches willen sich der Verbrecher selbst entleibt hat. Vielmehr ist das Gegentheil vollkommen daraus klar, daß Karl der V. bey den Selbstmördern, die sich wegen eines Verbrechens entleibt hatten, auf welches der Tod stunde, die Strafe der Confiskation aufgehoben hat. Hieße das nicht, die Strafe des Selbstmords ohne allen

Grund

Grund aufheben, wenn überhaupt Karl den Selbstmord hätte bestrafen wollen?

Zuletzt handelt noch der Verf. von dem Sächsischen Recht, und denn von der heutigen Praxi, die, wie die Praxis überhaupt höchst schwankend, oft unvernünftig ist.

Recensent hat mit Fleiß die Argumente des Verf. gegen den Selbstmord zu widerlegen gesucht, weil man der besten Sache durch schlechte Vertheidigung immer am meisten schadet, versichert übrigens, daß er sowohl wegen seines Temperaments, als seiner Umstände und Grundsätze unter allen Menschen vielleicht am wenigsten zum Selbstmord geneigt ist.

Die angehängte Rede de Luthero Jurisconsulto ist wohl weiter nichts als ein juristisches Bonmot. Luther war ein zu großer Politiker und überhaupt ein zu großer Mann, als daß er ein guter Jurist hätte seyn sollen. Und wäre es auch nicht Schade gewesen, wenn der Mann, der gebohren war, Teutschlands Freyheit herzustellen, statt der Schriften für Religion und Freyheit, allenfalls einen Commentarium über die septem leges damnatas geliefert hätte? — Cb.

Ist ein in Reichsstädtischen Pflichten stehender Rath zu Führung eines Fürstlichen Voti genugsam qualificirt? Im Jahr 1776. 8. 1 Bogen.

Die nun zertrümmerte Reichsvisitationsdeputation hat zu verschiedenen Rechtsfragen die Veranlassung gegeben, bey deren Erörterung man, in Ermangelung ausdrücklicher Gesetze, gar oft zu der Analogie des teutschen Staatsrechts seine Zuflucht nehmen mußte. Zu dieser Gattung von Fragen gehört auch die voranstehende. Die bekannte Gelegenheit dazu war, daß ein bey der ersten und zwoten Visitations-Classe Reichsstädtischer Subdelegirter von dem Könige von Schweden, als Herzoge zu Vorpommern, zur vierten Classe bevollmächtiget worden ist. Der Recensent kann und will sich über diesen Gegenstand nicht zum Richter aufwerfen. Nur mit dem Innhalte dieser kleinen Schrift wird er hier seine Leser kürzlich bekannt machen. Zuerst zeigt ihr Verf. daß die Reichsgesetze einen solchen Reichsstädtischen Subdelegirten nirgendswo ausdrücklich ausschließen, son-

Es sind binnen vier Jahren drey Communionbücher (dieser Ausdruck stehe der Kürze wegen hier) von drey Berliner Geistlichen geschrieben worden, von Hrn. O C. R. Silberschlag, Hrn. O. C. R. Diterich, und Hrn. P. Lüdke. Welchem ich unter diesen dreyen den Preiß zuerkennen würde, befragt: glaubte ich den beyden letzten vor jenem den Rang zugestehen, und diese, als ausgesuchte Nahrungs- und Rührungsmittel für Verstand und Herz, zu sorgfältigem Gebrauch bey jener Handlung insonderheit, Jedem angelegentlich empfehlen zu müssen. Ich hab es bey Gelegenheit mündlich schon mehrmaln gethan, und mit Vergnügen bemerkt, daß die beyde angepriesene Schriften wohl aufgenommen, und fleißig und mit Nutzen gelesen, worden.

Ar.

Charakteristik der Bibel. Zweeter Theil. Halle bey J. J. Gebauers Witwe und Joh. Jac. Gebauer. 1775. 8. 600 Seiten.

Der Verf. fährt fort in diesem zweeten Theil, dem noch mehrere folgen werden, die Charakteristik der Bibel, nach dem Plan, den er sich entworfen hat, abzuhandeln. Wir haben davon bereits bey der Anzeige des ersten Theils Nachricht gegeben. Die Quellen, woraus er hier schöpfet, sind, das erste Buch Mosis und das Buch Hiob. Zuerst stehet eine Abhandlung über die Geschichte des A. Testaments, aus dem Gesichtspunkte der Charakteristik; dann folgen Fragmente der Charakteristik im ersten Weltalter: die ersten Menschen, Cain und Habel. Fragmente aus der Zeit Seths bis auf Noah. Geschichte und Charakter Abrahams, und einiger gleichzeitiger Personen. Anmerkungen über den Ursprung der Abgötterey überhaupt, und zur Zeit Abrahams insonderheit. Abraham nach seinem Charakter, Sara, Hagar, Lot, Abimelech, Abrahams Knecht und Freund. Charakteristik der Kinder und Enkel Abrahams, Ismael und Isaak. Rebecca, Esau, Laban, Jakob. Lea und Rahel. Joseph und seine Brüder; Charakter Josephs und einiger in seiner Geschichte vorkommender Personen, Potiphars Frau, Pharao, der Mundschenke; Josephs Brüder überhaupt,

haupt, und insbesondere Ruben, Juda, Simeon und Levi. Sammlung einiger allgemeinen Anmerkungen über das erste Buch der Geschichte Mosis, als Archiv uralter Sitten; Geschichte der Erziehung des Menschen in den ersten Jahrtausenden, Geschichte der ältesten Religion, Geschichte des moralischen Verderbens. Versuche über das Charakteristische im Buch Hiob; Vorbereitung, das Buch Hiob als Gedicht betrachtet, über die Charaktere im Buch Hiob; von der Religion, Moral und andern Kenntnissen des Verf. des Buchs Hiob. —

Das Urtheil, das wir über den ersten Theil dieses Werks gefällt haben, finden wir durch diese Fortsetzung bestätigt und gerechtfertigt. Die Bemerkungen des Verf. sowohl über eigentliche Charaktere, als über Sitten, Handlungen und Begebenheiten zeigen, daß er den Menschen beobachtet, und mit dem Laufe menschlicher Begebenheiten nicht unbekannt ist. Dabey fehlt es ihm nicht an der Kenntniß dessen, was andere Gelehrten über den Gegenstand seiner Betrachtungen angemerkt haben, und er weiß es sehr wohl zu seinem Zwecke anzubringen. Insonderheit bekennt er sich mit dankbarer Wärme für einen Schüler Jerusalems, dessen gemäßigte Denkungsart er auch in großem Maaße angenommen hat. Er hat mit diesem vortrefflichen Gottesgelehrten den Grundsatz gemein, daß Moses seine ältesten Nachrichten aus alten Liedern und Sagen hergenommen, und Fragmente derselben seinem Buche eingerückt habe; er leugnet die eigentliche wörtliche Eingebung der historischen Schriften bekennt freymüthig, daß manche anstößig scheinende Stellen für ihn unauflösliche Räthsel seyn, ist frey von der abergläubischen Aengstlichkeit so mancher Gottesgelehrten, die auch die offenbarsten Fehler und Vergehungen der Patriarchen rechtfertigen; und endlich frey von der Sucht, die aufgeklärteste Einsicht in die Religion des Neuen Testaments den Altvätern zuzuschreiben, allenthalben meßianische Religion, Weissagung und Vorbilder zu entdecken. Hiemit verbindet der Verf. ein gutes moralisches Gefühl, viel Billigkeit und Unpartheylichkeit im Beurtheilen der Charaktere. Er lobt freylich gern und entschuldigt, wo er kann; aber er tadelt auch, wo er muß. Was ihm endlich die meiste Ehre macht, so leuchtet allenthalben ein so edles, für Religion, Tugend und Menschlichkeit warmes Herz hervor, und er

spricht mit seinen Lesern, an deren Gemüthern er so gern religiöse und tugendhafte Eindrücke zurücke lassen möchte, in einer so angemessenen und eindringenden Sprache, daß man einem Schriftsteller, der in so mancher Absicht Lob und Beyfall verdient, schon einige Mängel und Fehler übersehen, und es ihm vergeben muß, wenn er sich bisweilen in Deklamationen zu sehr verliert, bey Entwerfung seiner Charaktere weitschweifig wird, alles sagt, was nur möglich gesagt werden kann, und seinen Lesern nichts zu denken übrig läßt; wenn es seinen Räsonnements, insonderheit wenn es allgemeine Betrachtungen, dergleichen die Reflexionen über das sittliche Verderben, die Entstehung der Abgötterey sind, an eingreifender Schärfe und genauer Bestimmtheit mangelt. Spekulative Philosophie scheint überhaupt nicht das Studium des Verf. zu seyn, daher er sie gegen das Studium des Menschen und der Geschichte zu sehr herab würdigt; und dennoch würde sie ihn, wenn er sie mit den letzten mehr verbunden hätte, nicht nur vor manchen unbedeutenden Behauptungen, z. E. daß es bey dem moralischen Verderben, wie bey allen Lastern, zuletzt auf Misbrauch der Freyheit ankomme, u. s. w. bewahrt haben, sondern er würde auch mit Hülfe derselben von den ersten Menschen eine minder schwankende und zweydeutige Schilderung gemacht, und die guten Materialien, die er zur Erklärung des Ursprungs der Abgötterey gesammlet, besser zu ordnen und zu nutzen gewußt haben, da er sie jetzt nur hingeworfen hat. — Manche kleine Unrichtigkeiten an der Zeichnung der Charaktere selbst, insonderheit der kleinern, die der V. bey allem Mangel von Erkenntnißquellen mühsam auszumahlen sucht, z. B. Pharao, der Mundschenk rc. wollen wir nicht gedenken, dahingegen sind manche der grössern Charaktere, vorzüglich Jacobs und Esaus, desto besser gerathen. In der rührenden und lehrreichen Geschichte Josephs fand der so gern und so gut moralisirende Verf. völlige Nahrung für seinen Geschmack, auch hat er dieselbe nach seinem Plan sehr gut bearbeitet. Was er zur Rechtfertigung der ägyptischen Staatsverwaltung Josephs, gegen die dawider gemachten Einwürfe Morgans und anderer sagt, hat vielen Schein, wenn sich nur die Voraussetzungen, worauf er seine Vertheidigung Josephs gründet, aus der Mosaischen Erzehlung erweisen ließen. Mosis

Nachricht

Nachricht von dem Aufschütten des überflüßigen Getraides in den sieben fruchtbaren Jahren, ist sehr dunkel, und scheint sich zu widersprechen. Einmahl ist nur von dem fünften Theil alles eingeerndeten Getraides die Rede, den Pharao, wie der Verf. meint, als eine bey dieser Gelegenheit zuerst eingeführte Abgabe, an sich genommen, oder, wie Hr. Michaelis glaubt, von den Eigenthümern gekauft habe; und bald darauf heißt es: es sey alles überflüßige Getraide in die Kornhäuser gebracht worden; und hierauf gründet der Verf. seine Voraussetzung, daß nemlich in den fruchtbaren Jahren aller Verkauf an Auswärtige verboten gewesen, daß alles zum Vortheil und für die Rechnung eines jeden Partikuliers aufbewahret worden; daß Joseph durch diese heilsame Verordnung der Vormund und Versorger der Egypter geworden, und daß sie allererst, nachdem sie diesen ihren eignen Vorrath im Anfange der unfruchtbaren Jahre verzehret, genöthiget worden, aus den Magazinen des Königs zu kaufen. — Allein, andrer mit dieser Erklärung verknüpften Schwierigkeiten nicht zu gedenken, so würde ja dieses Getraide, wenn es alles das betrug, was in so außerordentlich fruchtbaren Jahren erübrigt ward, weit mehr ausgemacht haben, als der fünfte Theil, den Pharao für sich nahm, und wenn es dann den rechtmäßigen Eigenthümern unentgeldlich wieder gelassen werden muste; wie konnten die Egypter in so große Noth gerathen, daß sie dem Könige gleich in den ersten Jahren des Miswachses sein Korn für einen so hohen Preis, und zuletzt unter so harten Bedingungen abkaufen musten! Immer scheint mir die Erklärung und Rechtfertigung, die Hr. Michaelis in seinen Anmerkungen zum ersten Buch Mosis giebt, noch natürlicher und gegründeter zu seyn.

Die Versuche über das Buch Hiob enthalten viele lesenswerthe Anmerkungen. Die Charaktere der in diesem Gedichte (denn dafür und nicht für eine eigentliche Geschichte hält es der Verf.) redenden Personen werden beynahe eben so angegeben, als sie Hr. Michaelis entwirft, auch in Bestimmung des Zwecks der ganzen Dichtung, daß nemlich die Wahrheit: daß die Wege der göttlichen Vorsehung für uns erforschlich sind, dargestellt werden sollte, trit der Verfasser diesem Gelehrten bey, nur darin gehet er von demselben ab, daß er Mosen nicht für den Urheber dieses

Gedichts hält; und setzt dieser Vermuthung einige nicht unerhebliche Gründe entgegen. Ihm ist es wahrscheinlicher, daß Nahor, oder vielmehr einer seiner Nachkommen, dieses Gedicht geschrieben habe. Er führt in einer Anmerkung eine von dem im Hiob erwähnten Gestirne כימה hergenommene astronomische Berechnung an, nach welcher die Verfertigung dieses Buchs etwan in die Zeiten Nahors fallen würde. Allein, die Wahrheit zu sagen, ich finde in den angeführten Stellen Kap. IX, 9. Kap. XXXVIII, 33. wo dieses Gestirns gedacht wird, dasselbe mit keinem Wort als einen Verkündiger des Frühlings angeführt; und auf diesen Umstand soll sich doch die ganze Berechnung gründen. Uebrigens glaubt der Verf. selbst nicht, daß man die Verfertigung dieses Gedichts so früh ansetzen könne; es scheint ihm für ein solches Alter zu viel Kunst zu verrathen — und ich setze noch hinzu: die großen Revolutionen, worauf in demselben gezielt wird, da Völker untergegangen und andre wieder empor gekommen seyn sollen, die Beschreibung des Streitrosses, die eine abgerichtete, geharnischte, und in geschlossenen Gliedern zur Schlacht angeführte Cavallerie voraussetzet, und andre Umstände schienen durchaus ein so hohes Alter, nach unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung, nicht zuzulassen: Allenfalls, meint der Verf. könne man den Dichter für einen Zeitgenossen Mosis halten; freylich ist dieß wahrscheinlicher; aber dann nöthiget uns nichts, ihn für einen Abkömmling Nahors zu halten, oder ihn in der Familie Abrahams zu suchen. Denn daß eine so reine Religion und Sittenlehre im Hiob enthalten ist, zwingt uns hiezu nicht, da wir in dem A. Test. Spuren finden, daß es auch unter abgöttischen Völkern Männer gegeben, die sehr würdige Begriffe von der Gottheit hatten. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur beym Micha VI, 5—8. das Fragment einer dem Bileam zugeschriebenen Rede ansehen.

Bf.

2) Rechtsgelahrheit.

Rechtliche Bestimmung derer von der gerichtlichen Verhandlung ausgenommenen Rechtsstreitsachen zwischen Privatpersonen, von G. L. E. Werth, Anhalt-Cöthn. Reg. Advoc. Leipzig bey Johann Sam. Heinsius, 1775. 16 S. in Quart.

Daß Justitzsachen bey Justitzkollegien und nicht bey den Regierungen verhandelt werden müssen, weiß jeder angehende Jurist. Die wahren und eigentlichen Gränzen zwischen Regierungs- und Justitzsachen wissen auch oft alte Praktici nicht. Ob sie der Verf. kenne, da er Massas alimentorum und Processe eines Fremden, der allenfalls von einem mächtigen Landesherrn unterstützt wird, gegen einen Einheimischen, als Regierungssachen ansieht, stellt Recens. dem beliebigen Urtheil eines jeden Lesers anheim. Ueberhaupt würde sich Rec. nicht unterstehen, diese Materie auf acht Blättern abzuhandeln, wenn er auch mit mehrerer Präcision als der Verf. schreiben könnte.

Cb.

D. Joh. Tobias Richters, JCti, Antecessors und Senators zu Leipzig, Abhandlung von Würderung der Inventarienstücken bey Güterverpachtungen, aus dem Lateinischen, nebst einigen beygefügten Zusätzen des Verf. übersetzt von Joh. Christian Hübnern, der Rechte Candidaten. Dresden in der Waltherischen Hofbuchhandlung 1775. 78 S. in Octav.

Eine teutsche, kurze, deutliche, praktische Abhandlung über die Würdigung der Inventarien, so wie Claproths Tract. von Vormündern geschrieben, würde allerdings für unstudirte Pächter und Verpächter ein sehr willkommenes Büchlein seyn. Aber eine aus dem Lateinischen übersetzte gelehrte Dissertation über diese Materie enthält für den unstudirten immer zu viel Unverständliches, und der stu-

dirte liest sie doch lieber in der Ursprache. Die Uebersetzung ist wörtlich, oft sclavisch, und daher unangenehm zu lesen. In der Vorrede sagt der Uebersetzer was höchstgewöhnliches, von der translatione dominii in contractu aestimatorio. Zur Nachricht dient ihm übrigens, daß nicht der noch lebende Geheimde Justitzrath, sondern der längst: verstorbene Kanzler Böhmer Verf. des Traktats de actionibus ist.

Cb.

De mortis voluntariae prohibitione ac poenis Commentatio Juridica auctore *Carolo Godofredo Wincklero*, accessit Oratio de Martino Luthero Jureconsulto. Lipsiae, apud Jo. Fr. Junium, 1775. 112 Seiten in 8.

Auf allen Seiten große Gelehrsamkeit; auf keiner Scharfsinn und philosophisches Räsonnement. Da liest man z. E. gleich auf der zwoten Seite: "Wer einen Wehrlosen "tödtet, ist Mörder und der Strafe des Kornelischen Ge"setzes schuldig. Was mag nun der seyn, der gar Hand "an seinen eigenen Körper legt. Daher irren die beyden "Plinier, Seneka, Plato und Rousseau, die den Selbst"mord vertheidigen. —" In der Abhandlung selbst sucht der V. zuerst die Strafbarkeit des Selbstmords aus dem Gesetz der Natur zu beweisen. Sein Hauptargument ist aus dem Erhaltungstrieb hergenommen. So sehr Rec. diesen bey sich selbst fühlt, so wenig würde er zu antworten wissen, wenn ein anderer behauptete, ihn nicht zu fühlen. Und zeigen nicht die täglichen Beyspiele von Selbstmördern, daß Umstände und selbst bloses Temparement diesen Erhaltungstrieb gänzlich zernichten können? Höchst unphilosophisch schließt der V. weiter: der Erhaltungstrieb sey gleich einem göttlichen Befehl, der uns lehrte, daß wir nicht für uns selbst, sondern zur Geselligkeit und dem gemeinen Wohl geschaffen wären. Vermöge des Gesellschaftsvertrags sey jeder Mensch verbunden so viel möglich zum gemeinschaftlichen Wohl beyzutragen. Der Selbstmörder breche diesen Vertrag, vermöge dessen er sein Leben nicht sowohl um sein selbst willen als der Societät wegen erhalten

müsse.

müsse. Unsere Vorfahren hätten für sich und ihre Nachkommen den Societätsvertrag geschlossen, der einseitig nicht könne aufgehoben werden; Ein jeder also müsse warten, bis er entweder von der Natur, oder dem Staat wegen eines Verbrechens, aus der Societät gestossen würde. Was für Geschwätz! Unser Erhaltungstrieb führt uns freylich auf Geselligkeit und allgemeines Wohl, aber nur, weil wir sie als Mittel zu unserer eigenen Glückseligkeit ansehen. Und es ist philosophische Heucheley, wenn man leugnet, daß eigene Glückseligkeit die ursprüngliche und einzige Triebfeder aller unserer Handlungen sey. Der Societätskontrakt ist also auch blos in Rücksicht meines eignen Wohls geschlossen. Finde ich, daß jener dieser nicht mehr zuträglich oder gar zuwider ist, welches Motiv sollte mich bewegen, ihn zu halten, wenn es nicht Furcht für conventioneller Strafe ist. Die fällt aber bey dem Selbstmörder weg. Und wer kann, nach dem Naturrecht, den Hugonotten, Schweizer, Holländer tadeln, die doch einen noch weit engern Societätskontrakt brachen, als der ist, den, nach des Verf. Meynung, ein Mensch mit der ganzen lieben weiten Welt geschlossen hat? Der Hauptpunkt bey Erörterung des Selbstmords aus dem Naturrecht bleibt also einzig der: Was gewinnt und verliert der Selbstmörder in Ansehung seines Individuums?

In dem göttlichen Gesetz findet der V. die Strafbarkeit des Selbstmords in dem Gebot: Du sollt nicht tödten.

Nach einer kurzen Erzählung der Strafen des Selbstmords bey den Juden, Griechen und Persern (wo jedoch die Rede des sterbenden Darius ein ziemlich weit hergeholtes Argument gegen den Selbstmord ist,) kommt der Verf. auf das Römische Recht. Hier sucht er nun **Böhmern** und **Bynkershoek** zu widerlegen, die den Selbstmord an und für sich bey den Römern für was erlaubtes halten. Es würde für eine Recension zu weitläuftig seyn, des Verf. oft gekünstelte Interpretationen der hieher gehörigen römischen Gesetze anzuführen. Der Verf. muß am Ende doch selbst gestehen, daß die Confiscation des Vermögens (als die einzige vermeintliche Strafe des Selbstmords; denn denegatio sepulturae ist doch wohl eine bloße Grille,) nur bey einem solchen Selbstmörder statt gehabt habe, der wegen eines Verbrechens angeklagt war, auf welches der Tod, oder die

Depor-

Deportation stunde, und bey dem das Bewußtseyn seines Verbrechens die Ursache der Selbstentleibung war. Was sagt das anders, als die Ursache der Confiscation des Vermögens lag in dem Verbrechen, dessen Strafe sich der Selbstmörder durch eigene Entleibung zu entziehen suchte, nicht aber in dem Selbstmord selbst, so gut als der Diebstahl, und nicht die Flucht, die Ursache ist, warum allenfalls ein entflohener Dieb in effigie aufgehangen wird. Der Satz, daß der Selbstmord überhaupt bey den Römern etwas verhaßtes gewesen sey, läßt sich gar nicht behaupten. Der despotische Tarquin lies die in den Kanälen gefundene Leichname vermuthlich nicht deswegen aufhängen, um den Selbstmord zu bestrafen, sondern um andere abzuhalten, sich der Arbeit zu entziehen. Und waren denn die beyden Plinier und Seneca nicht Römer? Das κέκρικα des Corellius hielte Plinius für hohe Seelenstärke, und vermuthlich viele Römer mit ihm. Das, was man also überhaupt sagen kann, ist, daß die Begriffe der Römer von dem Selbstmord eben so verschieden waren, als sie bey uns sind, und bleiben werden, so lange die Menschen nicht einerley Temperament und einerley Philosophie haben.

Hierauf folgen kürzlich die Strafen des Selbstmords nach dem **Päbstlichen** Rechte. — Die **teutschen** Rechte, nehmlich die Bambergische H. G. O. und ihre Tochter, die Carolina, sind fast wörtliche Uebersetzungen der Römischen Gesetze. Die Carolinsche weicht nur in dem Stück von der Bambergischen und dem römischen Recht ab, daß sie die Confiskation des Vermögens nicht bey solchen Selbstmördern statt finden läßt, die sich wegen eines Verbrechens entleibt haben, auf welches eine Todesstrafe steht. Der Verf. glaubt daher, Karl der V. habe eben durch diesen Artikel die Confiskation des Vermögens bey Todesstrafen abgeschafft. Recensent kann übrigens weder in der Ueberschrift, noch in dem Artikel selbst finden, daß die Confiskation des Vermögen eine Folge des Selbstmords seyn solle, und nicht des Verbrechens, um welches willen sich der Verbrecher selbst entleibt hat. Vielmehr ist das Gegentheil vollkommen daraus klar, daß Karl der V. bey den Selbstmördern, die sich wegen eines Verbrechens entleibt hatten, auf welches der Tod stunde, die Strafe der Confiskation aufgehoben hat. Hieße das nicht, die Strafe des Selbstmords ohne allen

Grund aufheben, wenn überhaupt Karl den Selbstmord hätte bestrafen wollen?

Zuletzt handelt noch der Verf. von dem Sächsischen Recht, und denn von der heutigen Praxi, die, wie die Praxis überhaupt höchst schwankend, oft unvernünftig ist.

Recensent hat mit Fleiß die Argumente des Verf. gegen den Selbstmord zu widerlegen gesucht, weil man der besten Sache durch schlechte Vertheidigung immer am meisten schadet, versichert übrigens, daß er sowohl wegen seines Temperaments, als seiner Umstände und Grundsätze unter allen Menschen vielleicht am wenigsten zum Selbstmord geneigt ist.

Die angehängte Rede de Luthero Jurisconsulto ist wohl weiter nichts als ein juristisches Bonmot. Luther war ein zu großer Politiker und überhaupt ein zu großer Mann, als daß er ein guter Jurist hätte seyn sollen. Und wäre es auch nicht Schade gewesen, wenn der Mann, der gebohren war, Teutschlands Freyheit herzustellen, statt der Schriften für Religion und Freyheit, allenfalls einen Commentarium über die septem leges damnatas geliefert hätte? — Cb.

Ist ein in Reichsstädtischen Pflichten stehender Rath zu Führung eines Fürstlichen Voti genugsam qualificirt? Im Jahr 1776. 8. 1 Bogen.

Die nun zertrümmerte Reichsvisitationsdeputation hat zu verschiedenen Rechtsfragen die Veranlassung gegeben, bey deren Erörterung man, in Ermangelung ausdrücklicher Gesetze, gar oft zu der Analogie des teutschen Staatsrechts seine Zuflucht nehmen mußte. Zu dieser Gattung von Fragen gehört auch die voranstehende. Die bekannte Gelegenheit dazu war, daß ein bey der ersten und zwoten Visitations-Classe Reichsstädtischer Subdelegirter von dem Könige von Schweden, als Herzoge zu Vorpommern, zur vierten Classe bevollmächtiget worden ist. Der Recensent kann und will sich über diesen Gegenstand nicht zum Richter aufwerfen. Nur mit dem Innhalte dieser kleinen Schrift wird er hier seine Leser kürzlich bekannt machen. Zuerst zeigt ihr Verf. daß die Reichsgesetze einen solchen Reichsstädtischen Subdelegirten nirgendswo ausdrücklich ausschließen, son-

sondern daß sie überhaupt nur qualificirte Personen erfodern, diese mögen nun in des Subdelegantens Diensten wirklich stehen oder nicht; genug, wenn sie nur zu diesem Actu verpflichtet werden. Recens. scheinet ein wirklicher Zweifel anzuwandeln, ob die aus dem J. R. A. §. 120. angeführte Stelle nicht effective das Gegentheil von dem themate probando besage. (§. 3 — 12.) Hernach sucht der Verf. seinen Satz durch ältere und neuere Beyspiele und Fälle zu bestätigen, (§. 13. 14.) zugleich aber auch die von Mosern beygebrachten zween Fälle in contrarium aus dem Wege zu räumen, auch durch die Analogie sogar bey der dermaligen, jetzt getrennten Visitation, (§. 16.) und bey Kreistägen, (§. 17.) zu bestärken. §. 18. folgen einige Argumenta ab utili, die freylich nicht allemal die stärksten sind. Daß demnach ein solcher Stimmführer die überhaupt reichsgesetzmäßig erfoderlichen Eigenschaften besitzen müsse, darüber ist kein Streit, (§. 19.) übrigens aber kein Fall aufzuweisen, daß jemals ein Reichsstädtischer Deputirter von Führung einer Fürstlichen Stimme wäre ausgeschlossen worden, (§. 20.) eine Sache, die sogar, nach des Verf. Meinung, welche jedoch nur seine Privatmeinung ist, das allgemeine Band, welches sämtliche Reichsstände zusammenhält, am Ende auflösen müßte (§. 21.).

***

Auf Vernunft und Geschichte gegründete Ehren-Rettung T. Ihr Rathsherrn Meyers von Oberstade. — Von einem Freunde der Wahrheit. 1775. 108 S. in 8.

Die Stadt Luzern hat 1769. den Herrn von Meyer, dessen Patriotismus von ihr selbst öffentlich anerkannt worden war, auf 15 Jahr aus ihrem Gebiete verwiesen. Die Ursache ist unbekannt. Man hat seitdem zwischen seinem Fall, und einer Verschwörung, über welche er 1764 richten geholfen, einige Verbindung gesucht. Es ist aber die ganze Geschichte dieser Verschwörung ebenfalls unbekannt. Hrn. von Meyers Freunde und Feinde schreiben nun über diese Begebenheiten. Die Ursachen des Geheimnisses, wel-

welches über diese Geschichten beobachtet wird, müssen von grosser Wichtigkeit seyn. Warum würde sonst in einem freyen Staat die Ausübung der Gerechtigkeit mit einer Hülle umgeben, deren sie nicht bedarf? Es kömmt uns nicht zu, mehr hievon zu sagen; ausgenommen, daß diese Schrift gewisse Leser von gewissen Vorurtheilen für gewisse Regierungsformen heilen, und ihnen ihr teutsches Vaterland lieber machen kann.

Rz.

F. Ph. Carl Boells, Professors der Geschichte, Statistik und Wappenkunst an der protestantischen Kriegsschule in Colmar, Sendschreiben über die Anfrage, in was für einem Zustande sich die Rechtsgelehrsamkeit auf der blühenden Georgaugusta befinde, nebst einer Belehrung über die Wahl der Collegien und der dahin gehörigen Schriften, als ein Zusatz zu Hrn. Geh. Justizrath Pütters Beschreibung von Göttingen. Colmar, bey Neukirch 1775. 3 Bogen, gr. 8.

Der Titel zeigt schon, was man in diesen Bogen zu suchen hat, das Lob der blühenden Georgaugusta, und der dortigen Rechtslehrer im höchsten Posaunenton angestimmt, daß einem oft bange wird, Lunge oder Instrument möchtens nicht aushalten.

"Wenn man nach Göttingen kommt, so erstaunt man (S. 12) "über die vernünftige Diskurse, die die jungen "Herren führen, nicht blos über ihre Brodstudien, nein "über alle Theile der Litteratur; Hr. Böhmer (S. 15) "giebt von jeder Sache die treffendste und herrlichste Er"klärungen, und erläutert auf Eckardische, das ist, "gründliche Art die schwersten Gesetze, theilt alles schön "ab, zieht aus sichern Rechtsgrundsätzen sichere Folgen, "und streut allenthalben schöne Rechtsfälle ein. Sein "Vortrag ist erhaben und männlich schön." (Unbestimmter und zum Theil unrichtiger ist des wirklich verdienten Böhmers Vortrag wohl nie gelobt worden.)

S. 18.

S. 18. "Jam novus mihi nascitur rerum ordo! Den "Weg zum teutschen Staatsrecht müssen sich eben Dieselbe "durch Anhörung der Vorlesungen über die Reichsgeschichte "bahnen. Diese trägt der Hr. Geh. Justitzrath Pütter, "der göttliche Mann, auf eine so gründliche, so ent"zückende Art vor, daß, indem er unsern Verstand unter"richtet, er unser Herz mit fortreißt. Jener christliche "Gelehrte (S. 22), der uns den schönen Weg zur wah"ren Glückseligkeit geschrieben, tadelt niemand, selbst seine "Gegner, die es doch verdienten, nie im Vortrag, er "führt sie selten an rc. (S. 26) Claproths Vortrag "ist nicht erhaben, aber gründlich." (Nichts widersin"nischeres könnten wir uns auch wirklich denken, als ein Collegium relatorio-practicum erhaben vorgetragen.) "Gerne redete ich (S. 29) vom mosaischen Recht, das uns "der göttliche Michaelis erläuterte rc."

Das erste Sendschreiben ist an den Hrn. Vater gerichtet, der einen Sohn auf Akademien schicken will, und darin werden dann die göttingischen Professoren so schön panegyrisiret, als die vorhin excerpirte Proben zeigen. Das zweyte ist an den Hrn. Sohn. Ihm wird gesagt, was, und wo er jedes Collegium hören soll; und zuletzt wird ihm ein Verzeichniß der Bücher gegeben, "die er aus "der schönen Sammlung, der wahren Arzney der "Seele seines Herrn Vaters, mitnehmen dörfe.

Sr.

D. Johann Christian Quistorps Grundsätze des teutschen peinlichen Rechts, 2 Theile, zwote verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Rostock und Leipzig in der Koppenschen Buchhandlung, 1776. ohne Register 1382 Seiten. 8.

Wir haben von der ersten Edition dieses Buches nicht viel gutes gesagt *), und freuen uns, daß wir von dieser mehr sagen können. Sie ist nicht nur wirklich ansehnlich vermehrt, sondern auch verbessert. Bessere Ord-

nung

*) Anhang zu XIII — XXIV. S. 321.

nung, auch mehr Richtigkeit und Bestimmtheit ist an vielen Stellen, die wir nachgesehen, und mit eben diesen Stellen in der ersten Edition verglichen haben. Insonderheit sind viele von den in unsrer Recension getadelten Stellen verbessert, ob der V. gleich unsere Anzeigen noch nicht konnte gelesen haben, als diese zwote Ausgabe gedruckt wurde, und wir uns also bey diesen Verbesserungen kein Verdienst zuschreiben wollen. Wird der V. mit gleichem Fleiße ferner an dem Werk feilen und poliren: so kann es ein noch brauchbareres System des peinlichen Rechtes werden, als es wirklich schon jezt ist.

T.

Die Ordnung der Glaubiger bey dem über ihres Schuldners Vermögen entstandenem Gantprocesse, nach den gemeinen und Würtembergischen Rechten von Lt. Christian Gottlieb Gmelin. Zweyte verbesserte mit mehreren statutarischen Rechten und einem Anhang vermehrte Ausgabe. Frankf. und Leipzig 1776 bey Stettin. 1 Alph. 12 Bogen in 8.

Ein Beweis von der Brauchbarkeit dieses von uns vor einiger Zeit *) mit Lob angezeigten Werkchens ist diese zweyte schon nach einem Verlauf von zwey Jahren erschienene Auflage. Auf die von uns gemachten Erinnerungen hat der V. keine Rücksicht nehmen können, weil die zweyte Auflage eher als unsere Recension gedruckt worden ist. Die auf dem Titel bemerkten Verbesserungen und Vermehrungen bestehen darin, daß der Verf. (andern Erinnerungen zufolge) die Verordnungen verschiedener Stadt- und Landrechte, z. E. der Eßlingischen, Frankfurtischen, Churpfälzischen, Anspachischen, Badenschen, Fuldischen rc. theils an den gehörigen Orten eingetragen, theils am Ende jeder Classe angeführt, auch mehr, besonders die neuere, Schriftsteller nachgeholt hat.

Hier

*) Bibl. XXVIII. B. 439. S.

Hier und da sind neue Bemerkungen eingetragen, z. E. S. 53 der Fall von dem Rechtsmittel der L. 2. C. de resc. vend. S. 74 von dem wahren Grunde des Vorzugs der Gantproceßkosten. S. 137 von dem Grunde des im Würtenbergischen von angelehnten Früchten statt des Zinses zu geben verstatteten achten Theiles. S. 354 von einem besondern Falle, wo dem Universal-Fideicommissarius, nach der Nov. 108. Cap. 2. ein Unterpfand auf dem Vermögen des fiduciarischen Erben zusteht. S. 157 wird gegen Crell ausgeführt, daß, wenn der Glaubiger sein Geld zu Wiederherstellung eines Hauses angelehnt, und nicht mit demselben, sondern mit anderm Geld das Hauß wieder hergestellt worden, dem Glaubiger kein privilegirtes Unterpfand zustehe.

An einigen Orten hat der V. seine Meinung geändert, z. E. S. 93 wo das Vorrecht der auf des Schuldners Krankheit verwandten Kosten mehr der Gewohnheit als den Gesetzen zugeschrieben wird. Man sehe auch S. 115. 152. 198. 328.

S. 235 f. beantwortet der Verf. die Schottischen Einwürfe, welche die Einwilligung des Glaubigers in die Veräußerung oder Verpfändung der ihm verpfändeten Sache betreffen. — S. 327 f. widerlegt er die in Erlangen neulich vertheidigte Meinung, daß das Pfandrecht, ohne besondere Abtretung, auf denjenigen, welchem die Hauptforderung abgetreten wird, übergehe.

Ferner nun auch noch ein Grundriß der Ordnung der Gläubiger nach gemeinen Rechten angehängt, und ein ausführliches Register hinzugethan.

Endlich wird in einem Anhange, der 112 S. stark ist, die Ordnung der Glaubiger nach Bay'rischen Rechten gezeigt.

Die Ordnung der Kapitel und §§. ist geblieben, wie sie war.

Vg.

D. *Justi Christophori Bœhmeri* de Juribus et obligationibus ex feudorum oblatione descendentibus Commentatio juris feudalis. Halæ Magdeburg. 1776. 4. mit angehängten Rechtsgutachten in Sachen der Erbgenahmen von Arnds

zu

zu Bonn und lehnsfiskalischen Anwald der Chur-köllnischen Hofcammer, das Lehnguth Katzdorf betreffend, von G. L. Böhmer zu Göttingen.

Wenn wir diese Schrift bereits bey dem Isten Stück des XXX. B. dieser Bibl. S. 204. bey Handen gehabt hätten, so würden wir uns, oder derselbe Recensent würde sich dort anders ausgedrückt haben. Solche Varianten gereichen zwar nicht zu Befestigung des Throns unserer teutschen Kritik; sie beweisen aber doch im Vorbeygehen die Menschlichkeit alles menschlichen Wissens, des Richters wie des Sachwalters. Jener Recensente fand auffallend, daß der scholastische Unterschied, den die Feudisten zwischen " feudis oblatis und datis gebildet, in praktischem Verstand " in unsern Tagen nicht mehr angenommen werde etc. und hier sagt Hr. B. S. 13: — " in feudis oblatis non " minus quam in datis usus juris Longobardici ex ipsa " receptione, quæ *sine discrimine* feudorum *datorum oblatorum*que contigit — vim sortitur. S. 16: " certe " inter tot diversas curias feudales — et inter tot jura " specialia, quæ in illis *sine discrimine* feudorum *datorum* " et *oblatorum* obtinent, nullo colore asseri potest generalis consuetudo ad *feuda oblata* pertinens. S. 21: " Jus domini ac vasalli in feudis *oblatis* idem ac in *datis*. Jener Recensent fand die Definition erstaunlich: " Unter " den natürlichen Eigenschaften eines Lehens verstehet man " die wesentlichen — und Hr. B. sagt hier S. 17, daß Jenichen und Braun selbst statuiren: dari *tantum* accidentalia et essentialia (folglich giebt es keine besondere naturalia, sondern sie werden unter essentialibus verstanden.) " Quicquid leges sanciunt, est necessarium; quicquid *necessarium* est pertinet ad *essentiam* feudi; ergo " dantur *essentialia*, ejusque sunt accidentalia feudi. S. 18: " determinationes feudi — ad *naturalia* feudorum referuntur — hæc eadem sunt in feudis oblatis " quam in datis — accidentalia oriuntur ex immutatione naturalium." Von den Ligischen Lehen wird hier auch eine ganz andere Definition gegeben, als in den rechtfertigenden etc. Gründen über die Herrschaft Gehmen etc. 1776.

Von den Ministerialen kommt zwar nichts vor, weil aber doch die G. L. Böhmer'schen Schriften zum Grunde genommen werden; so kommt dieser Recensent in den Observ. Juris feud. 1764. Obs. V. de femina ministeriali noch auf eine Beobachtung, auf welche jener Rec. auch schon hätte kommen können, um sich die Verwunderung über die Vergleichung der Ministerialität mit einer edlern Art von Leibeigenschaft zu ersparen; denn da würde er gefunden haben, daß nicht nur das weibliche Geschlecht dienstbar war, so pompös, wiewohl auch zweydeutig genug, die Dienst-Solennität beschrieben ist, wohin besonders die Stelle S. 147. vom Jahr 1376 gehört: "Et fuerunt hic multæ "mulieres, valde, valde, valde pulchræ, purpureis in-"dutæ vestibus et cingulis præcinctæ sonantibus: Schur, "schur, schur, Kling, kling, kling, et *in posterioribus* "*satis amplæ*," sondern daß auch die Ministerialfräulen Magdsdienste thun, mit den Lakayen hinter drein treten, auch sogar in den Krieg ziehen und Fourierschützendienste thun musten, welches den Vätern in der Folge so empfindlich wurde, daß sie um Dispensation ihrer Töchter supplicirten; "Denique pro filiabus nostris petimus, sagten die Väter, ne unquam cogantur in servitium pedissequarum, excepta italica expeditione; also bey den Italiänischen Zügen thaten sie Servitia pedissequarum, wie Hr. B. dort selbst behauptet, filias saltim expeditioni Italicæ *ceu pedissequas* interfuisse apparet, ex eoque easdem ad alia ministeria vocatas esse colligitur. S. 151: "Jus "domini in feminam ministerialem *proprietatis* (Leib-"eigenschaft) nomine exprimi solet. Hujus juris conse-"quens erat, ut Dominus pro *libera* de jure suo dis-"ponendi *facultate* jus suum in ministerialem poterit in "alium transferre, welches sogar noch weiter gieng, als die gewöhnliche Leibeigenschaft. Indessen sind doch immer die Gränzen zwischen adelichen und bürgerlichen Leibeigenen so subtil, daß man auch die letztern wirklich zuweilen ministeriales nennt, deswegen Hr. G. J. R. Böhmer S. 159. eine generale Verwahrung dagegen anbringt, cavendum, ne ad exempla ingenuarum ex nexu *ministerii* dimissarum referantur manumissiones *ancillarum propriarum*, quæ nonnunquam *ministeriales* vocantur.

In dem angehängten Rechtsgutachten kömmt eine weit erstaunlichere Definition des Sterbefalls vor, der im Lehensbriefe mit Ersterbniß ausgedrückt war; dieser bedeutet nicht immer den Todesfall des Lehenherrn oder Vasallen, oder mori, sondern auch necare, und bedeutet also hier so viel, daß der Lehenträger mit Krieg überzogen wird, und er mit seiner ganzen Familie über die Klinge springen muß. (Gott bewahre jede deutsche Familie für einem solchen Lehensfall!) Dieses Erstaunen hört aber auf, so bald man sich erinnert, daß hier kein Urtheil, sondern ein Gutachten ist, in welchem nur solche Sätze vorkommen, die derjenige, der sie bestellt, gebrauchen kann, wo auch sogar der 39te Psalm Davids nach Notkeri Uebersetzung herhalten muß, um daraus zu erweisen, daß mori eben so gebraucht werden könne als interficere. Das sind Folgen der eklektischen Philosophie, welcher wir beyde Recensenten sehr wahrscheinlich beygethan sind, wo man aus einer reichen Liberey, zu gleicher Zeit, wie es die Umstände fodern, für den Lech und gegen den Lech, für den Heber und gegen den Heber, für den Mannsstamm im Lehen und gegen denselben, für die Reichsritterschaft und gegen sie, für die Verzicht der adelichen Frauen und gegen sie ꝛc. mit gleich starker Ueberzeugung sprechen kann; das ist es auch, was, bey unserer Verderbniß der juristischen Sitten, gute Jurisprudenz genennt wird, und wovon sich die Vorwürfe meistens herschreiben, die unserer Bibliothek so öfters gemacht worden, daß unsere juristische Artikel so sparsam und zu mager seyen; welche Vorwürfe aber auf uns keine Wirkung haben können, weil einmal mit unserer juristischen Litteratur in Deutschland es so weit gekommen ist, daß auch die dunkelste alchymistische Schrift für den Buchhandel vortheilhafter ist, als die grundgelehrteste Commentatio oder Informatio de eo, quod justum est circa etc.

---

3) Arzneygelahrheit.

Christophori Henrici Schobelt, M D. Tractatio de Hemicrania. Berolini. Imper. Bibliop. Schol. Real. gr. 8. 1776. 3½ B.

Die Migraine ist eine Art von Rheumatismus, das ist, ein schmerzhaftes (spastisches) Reissen von einer falschen

Entzündung. Unordentliche Blutflüsse, auch zäher Schleim im Magen sind die Ursachen, und Erkältungen die gewöhnliche Gelegenheit dazu. Das damit zuweilen vergesellschaftete Fieber ist nie recht eigentlich inflammatorisch, zuweilen aber von gallichter Art. Frauensleute, besonders die unordentliche Reinigungen haben, sind der Migraine mehr unterworfen als Mannspersonen. Die Curregeln sind, die stockenden Säfte aufzulösen und abzuführen, alle Excretionen, besonders die Reinigungen und sonstige Blutflüsse in Ordnung zu bringen, und durch stärkende Mittel hauptsächlich die Verdauung zu verbessern. Die Cur soll mit einer Abführung, und zwar mit gleich viel Rhabarber und Salpeter angefangen, hiernächst nur einmal, reichlich, bis zu 16 Unzen, am Arme der leidenden Seite Blut gelassen, dann die vorige Purganz mehrmalen wiederholt, zugleich an eben dem Arme, oder zwischen den Schultern, ein Blasenpflaster angelegt, und ein Decoct von Sassafras und den fünf eröfnenden Wurzeln, warm und aufs reichlichste, und bis die Schmerzen verschwunden, getrunken werden. Für **Huxhams** oder **Rulands** Spießglaswein verspricht der V. der mit kühnen Arzneymitteln ganz und gar nichts zu schaffen hat, in hartnäckigen Rheumatismen grose Hülfe von 30 bis 40 Tropfen Spießglastinktur, mit **Hofmanns** mineralischen Spiritus versetzt, täglich drey bis viermahl zu nehmen; warnet auch vor allen hitzigen, und den zurücktreibenden Mitteln, zu welchen lötztern er hier auch das kalte Wasser rechnet, ob er es gleich in gichtischen Zufällen rühmet. Wo nur blos Erleichterung der Schmerzen, ohne gründliche Cur, verlangt wird, verordnet er gegen die Nacht Salpeter mit ein wenig trocknem flüchtigen Hirschhorn, oder Bernsteinsalz, wovon dann in der Nacht Schlaf und Ausdünstung erfolgt, und der Schmerz am Morgen verschwunden ist. Opium wird verworfen, und dagegen äußerlich Kampferspiritus mit Theriacal- und Quendelspiritus und Safranessenz empfohlen. Um die Reinigungen, Hämorrhoiden 2c. in Ordnung zu bringen, ist wieder der öftere Gebrauch des Rhabarbers mit Salpeter nöthig. Wenn bey alten zähen Unreinigkeiten in den ersten Wegen die obige Cur nicht hinreichend wirkt, muß man stärkere Mittel wählen. So führte der V. in einem solchen Fall, nach der gewöhnlichen Purganz und dem Blutlassen, unglaublich viel

zähen

chen Schleim und verdorbene schwarze Galle mit folgenden wohlgewählten Mittel ab: Wundersalz und Blauschwertelwurzel, von jedem 1 Loth, Goldschwefel dritter Präcipitation, 2 Quentlein, Meerzwiebeln, 1 Quentlein und 2 Loth Zucker, wovon täglich zweymahl eine Messerspitze voll, und hernach das oberwähnte Decoct zu gebrauchen. Zuletzt wird von stärkenden Mitteln Eisen (behutsam!) Decoct von Fieberrinde mit Pomeranzen- Citronenschaalen u. s. w. verordnet. Zur Diät soll eigentlich nichts anders als Graupenschleim, Habergrützbrühe, dünnes Bier, Fleischbrühen und Fleisch von jungen Thieren dienen; man soll sich der Federbetten enthalten, kalte und heiße Luft meiden u. s. w.

Dieß ist der Hauptinnhalt dieser kleinen Schrift. Der Verf. rühmt seine Curart als ungemein hülfreich, und in den wahren Fällen, auf die sie paßt, kann sie es in der That seyn. Er bestimmt sie aufs eigentlichste für übel reglirte Frauenzimmer, wie man aus seiner zweyten allgemeinen Curregel ersieht, (S. 38.) die sonst schon in der ersten (alle Excretionen in Ordnung zu bringen) enthalten war, daß man nämlich auch die Reinigungen in Ordnung bringen und dadurch zugleich die Vollblütigkeit vermindern soll. Allein, es giebt selbst bey solchen Frauenzimmern hysterische Migrainen, wovon die Unordnung der Reinigungen, eben so wenig als die Vollblütigkeit und der Magenschleim, die Ursachen; sondern gemeinschaftliche Wirkungen der hysterischen Nervenkrankheit sind, welche doch gewiß auf eine ganz andre Weise und mit genauer passenden wirksamern Mitteln curirt werden können. Uebrigens scheint der Verf. geflissentlich die neuern Curmethoden zu ignoriren, wenn sie gleich mit der seinigen ganz verträglich wären; z. E. den häufigen Gebrauch des Salpeters in Rheumatismen, von Brocklesby, dessen doch sein van Swieten wenigstens Erwähnung thut. — Das Werkchen ist schlecht corrigirt. Im Verzeichniße der Druckfehler sind eine große Menge falscher Buchstaben, und S. 9. Z. 5. das *distingui* unbemerkt geblieben.

G.

Wilhelm Hillary's, d. A. K. D. Beobachtungen über die Veränderungen der Luft, und die damit verbundenen epidemischen Krankheiten auf der Insel Barbados u. s. w. Aus dem Englischen nach der zwoten Ausgabe übersetzt von Johann Christian Gottlieb Ackermann, d. A. K. D. Leipz. bey Weidmanns Erben und Reich 1776. 1 Alphab. 5½ Bog. in 8.

Hillary, ein preiswürdiger, lehrreicher Schriftsteller, war unsern Uebersetzern entwischt, und ob er gleich darum doch von den vorzüglichsten deutschen Aerzten bisher genug erkannt und gebraucht worden, so verdienten gleichwohl auch die, welche die Urschriften nicht lesen können, daß er ihnen verdeutscht würde. Daher verdient Herr A. Dank, daß er dieß übernommen, und noch vielmehr, daß ers so gut bewerkstelliget hat; denn die Uebersetzung ist vorzüglich gut. Die Urschrift ist schon zu alt und bekannt, als daß wir bey ihr von der Vorschrift mit Recht abweichen könten, alle Uebersetzungen nur kurz anzuzeigen, wenn sie nicht einen besondern unmittelbaren Einfluß in die Erweiterung der deutschen Gelehrsamkeit haben. In der That hat sie, wie alle gute Beobachtungen, sehr viel Lehrreiches und Nützliches für deutsche Aerzte, aber es ist genug, dieses denen blos anzuzeigen, die diesen Vortheil bisher von der Urschrift noch nicht haben genießen können. Eben diesen zur Nachricht wollen wir noch melden, daß außer dem, was der obige Titel sagt, einige einzelne Abhandlungen von Krankheiten vorkommen, welche die letzte ganze Hälfte des Werks erfüllen, und zum Theil vorzüglich gut ausgearbeitet sind. Als: von dem fauligten Gallenfieber, das sonst das gelbe Fieber genennt wird, von der Bleycolik, der Ruhr, dem Opisthotonus und Tetanus, der Wuth vom Bisse toller Thiere, den Schwämmen mit langwierigem Fieber, von der Nacht: und der Tagblindheit, der Elephantiasis, vom Guineawurm, dem Aussatze der Araber, den Yaws und den Flechten. Wen dieses interessante Verzeichniß nicht reizt, das Werk selbst zur Hand zu nehmen, der würde auch schwerlich den späten Auszug lesen, noch auf unsere Anpreisung und Beurtheilung achten. G.

Observa-

Observationum electrico-medicarum decurias quatuor à Franc. Henr. Meinolph. Wilhelm. Wirceburgi 1774. 8. S. 162.

Der Verfasser hatte sich den Vorsatz gemacht, seine vorigen Beobachtungen nun in dem Julius-Spital zu Wirzburg zu bestätigen, und ihnen die Kraft eines Gesetzes zu verschaffen, neue Arzneymittel zu prüfen, in unheilbaren Krankheiten Versuche anzustellen, und also den Befehl und die Wünsche des Fürsten, die Absicht der Lehrlinge und seine Pflicht zu erfüllen. Alles dieses hat er wirklich ins Werk gesetzet, und macht nun den Anfang diese nicht alltägliche Thaten dem Publikum mitzutheilen. Also aufgeschaut! — Elektrische Versuche erscheinen hier am ersten und weiter ist bisher noch nichts von den übrigen grossen Unternehmungen zu uns gekommen. Die elektrische Maschine, nebst Gold und einer Luftpumpe waren dem Verf. selbst von Sr. Majestät der Kaiserinn zum Geschenke gegeben worden, als er zu Schönbrunn die Inokulation der Pocken glücklich ausgeübet hat.

Also elektrisirte denn der Verf. jene, wo das Monatliche unter allerley Zufällen fehlete, rhevmatische Personen, Gelähmete, Betäubte, Narren, mit Krämpfen behaftete, in Wassersucht, Melancholie, fallender Sucht, zurückgegangener Krätze u. a. m. und hatte diese Krankheiten — wie man sichs vorstellen konnte — alle kurirt.

Da diese Schrift als eine Inauguraldisputation gelten muste, so wird in den hinten beygesetzten praktischen Lehrsätzen erzählet, daß der glückliche Verf. in Wirzburg in einem Jahre viele Tausende am Faulfieber mit Brechen, Purgiren und sauren Dingen kuriret habe — den hab ich auch rc.

Wenn nun ungefähr ein unpartheyischer Schüler, wie einstens Kirchvogel und andere bey Hähn in Wien, der Gegenschreiber vom Lehrmeister gewesen wäre: so könnte vielleicht die Hälfte oder gar das Ganze von den elektrischen Kuren wieder wegfallen, oder der Kraft anderer Mittel zugeschrieben werden. Es mag also wohl wahr seyn, was irgendwo Sydenham schreibt, daß vielleicht nichts der Arzneykunst mehr geschadet habe, als die vielen Observationen. Der eine, sagt er, schreibt heut dieses, der andere morgen das Gegentheil. Die Wahrheit leidet am Ende. Cm.

Primæ lineæ Semiologiæ pathologicæ, sive H. Boerhavii Institutiones semioticas auxit D. H. F. *Delius*, Consiliar. etc. Erlangæ apud Frid. Andr. Schleich 1776.

Es giebt einige Universitäten, wo es nicht erlaubt ist, ein anderes Schulbuch als eines von Boerhave vorzulesen. Vielleicht ist dieses auch der Vorsatz des Verf. bey seiner funfundzwanzigjährigen Lehrstelle gewesen. Er las über die Zeichenlehre, und suchte durch Belesenheit und Erfahrung zu ersetzen, was bey der Boerhavischen Kürze konnte gefodert werden. Endlich faßte er den Entschluß, diese Semiotik etwas vollständiger heraus zu geben. Er setzet die Boerhavischen Abschnitte hin, und wirft unten verschiedene oft sehr weit hergeholte Ideen dazu hin, die zum Nachdenken, oder beym Lehrer zum gelehrten Geschwätze den Stof anbieten sollen. Hier muß nun der Leser just die nämliche Belesenheit, Grundsätze und Denkungsart, vielleicht den nämlichen Hirnbau, als der Verf. haben, sonst würden ihm manche dieser Ideen nie eingefallen seyn, oder er würde nichts bey selbigen zu denken oder zu sagen wissen. Wenigstens muß ein Lehrer, der Zusammenhang und Ordnung liebt, der nicht, wie mancher eigener Kopf, seine Vorlesungen vom Baue des Herzens anfängt und mit den Wirkungen der venetischen Seife beschließt, Mühe haben, bis er auf die hier unter die Paragraphe gesetzten Ideen mit Zusammenhang kömmt. Aus dem §. 872, der nur gleichsam der Vordersatz des folgenden §. 873 ist, weiß uns der Verfasser auch so viele schöne Sachen zu deuten, daß man wahrhaftig einen weitsehenden und recht angefüllten Kopf haben muß, wenn er bey jeder Gelegenheit so fruchtbar werden soll. Boerhave sagt, die Natur der Gesundheit oder Krankheit falle selten von sich selber in die Sinne, und das Verhältniß von beyden liege oft verborgen. Mithin, heißt es, im folgenden §. muß man auf die Wirkungen merken, welche von Ausübung oder Verletzung natürlicher Verrichtungen entstehen. Aus dem ersten Satz nun giebt uns der Verf. zu denken: de Morbis cum, vel sine materia. — de materia peccante in genere, eiusque effectu et receptivitate varia. De materiæ morbosæ in corpore, sano dicto, generatione ori-

igineque materiali et immateriali, exemplo febrium, ntiseos, epilepsiæ, apoplexiæ, deliquii, histeriæ, et adstuum nervorum, et ejus, quod vapeurs et spleen vocant. De eo, quod occultum vel manifestum in morbis st. De vulnere in corpore sano et ægro. De genealogia morborum. Eben so wenig würde ich über die verschiedenen Malignitäten mit ihm zu denken wissen. De malignitate materiarum et motuum, corpore et mentis. De malignitate insidiosa etc. Pezolds semiotisches Specimen scheint dem Verf. unbekannt zu seyn. Ueberhaupt herrschet hier ein widerstehender unlateinischer Schul-Jargon, den empfindliche Nerven kaum ertragen werden.

Em.

Bewährtes Mittel, den verborgnen und offnen oder eiternden Krebs aus dem Grunde zu heilen. Von Wilhelm Reinhard le Febure, Baron von St. Ildephont, D. M. P. päbstlichen und kaiserlichem Arzte, Mitglied verschiedner gelehrten Gesellschaften in Europa. Aus dem Französischen übersetzt von Georg Adam Junker. Frankfurt und Leipzig 1776. 8. 30 Seiten.

Dieses bewährte Mittel ist der Arsenik. Man löst 2 Gran desselben in 2 Pfund Wasser auf, und giebt hievon dem Kranken täglich einen Eßlöffel voll mit eben so viel Milch, und einer halben Quinte Mohnsyrup, des Morgens nüchtern. Mit dieser Dose fährt man 8 Tage fort, und dann giebt man Morgens und Abends einen Eßlöffel voll: nach 14 Tagen giebt man dreymal des Tages einen Eßlöffel voll. Bey starken Personen kann man täglich bis zu sechs Eßlöffel voll steigen. Dieß Mittel auf diese Art gebraucht, verursacht schlechterdings keinen übeln Zufall. Alle 8 Tage nimmt der Kranke eine gelinde Abführung. Molken, oder eine Abkochung von Eibischwurzel ist sein gewöhnliches Getränk. Des Weins und der gebrannten Wasser muß er sich enthalten. Nach erfolgter Heilung ist der Gebrauch kalter oder warmer mineralischer Wasser zuträglich.

Auch

Auch äusserlich gebraucht man dieses Mittel zu gleicher Zeit. Wenn der Krebs noch nicht offen ist, wäscht man ihn mit obiger Auflösung, und bedeckt ihn mit einem Breye, der aus einem Pfunde frischen Schirling und gelben Wurzeln, einer halben Quinte Opium, einem Skrupel Arsenik und zwey Quentchen Bleyweiß bereitet wird. Den offnen Krebs wäscht man mit der Arsenikauflösung, zu der man ein Drittel Milch und eben soviel Heilwurzel-Dekokt thut, aus. Beym Krebse der Gebärmutter macht man Einspritzungen.

Raisonnement findet bey diesem Mittel nicht statt. Es kommet alles auf Erfahrung an. Es soll übrigens in allen Arten des Krebses helfen, wenn die Krankheit nicht schon gar zu weit gekommen ist. — Nach den Versuchen des V. ist die Krebsgauche zuweilen offenbar sauer, zuweilen offenbar alkalisch.

Gm.

Neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Arzneygelahrheit von Johann Christian Anton Theden, Königl. Preußischen dritten Generalchirurgus 2c. Erster Theil. Neue und verbesserte Auflage. Berlin und Stettin bey Friedrich Nicolai, 1776. 8. 208 Seiten.

Unverändert von der ersten Auflage abgedruckt. Auch kommt die Seitenzahl dieser Auflage mit der erstern überein. Hr. Theden verspricht uns nächstens den zweyten Theil seiner Bemerkungen zu schenken, und erspart das, was er diesem ersten etwa hätte hinzusetzen können, auf diesen zweyten Theil. Es ist überflüßig, zum Lobe dieses vortreflichen Mannes und seiner lehrreichen Bemerkungen hier etwas zu sagen. Wir wünschen, daß der allgemeine Beyfall, den dieser erste Theil erhalten hat, ihn zur baldigen Ausgabe des zweyten aufmuntern möge.

Ml.

Medicinische Bemerkungen und Untersuchungen einer Gesellschaft von Aerzten in London, Fünfter

ter Band. Aus dem Englischen übersetzt. Mit einem Kupfer. Altenburg bey Richter, 1776. gr. 8. 298 Seiten.

T. Thomlinsons Medicinische und Chirurgische Mannichfaltigkeiten, aus dem Englischen.

Unter diesem doppelten Titel erscheint gewisser maßen die Fortsetzung der Londner Bemerkungen, die bekanntlich seit einiger Zeit ins Stecken geriethen, gewisser maßen ist sie es aber auch nicht; denn jene gehen ebenfalls wieder fort, diese aber nicht; und daher entsteht eine kleine Unordnung, die vielleicht hätte vermieden werden können, wenn der Verleger den Th. einzeln hätte abdrucken lassen. Der Uebersetzer, der sich S⸗⸗ (etwan Scherf?) in Jlmenau unterschreibt, hat seinem Amte so ziemlich Genüge gethan, und wir erinnern uns nicht, auf eine harte Stelle, wohl aber auf neugemachte Worte, gestoßen zu seyn. — Die Bemerkungen selbst sind größtentheils aus dem Gebiete der Wundarzneykunst, und oft ohne Noth zu weitschweifig, oft nicht interessant genug. *I.* **Beobachtungen über die Herausziehung des Mutterkuchens.** Er hängt oft zu feste an, und dann ist es rathsamer, ihn einige Zeit zurück zu lassen. Der Verf. sucht die Ursache in einer kränklichen Leibesbeschaffenheit während der Schwangerschaft, schlechten Diät, und mittlerem Alter, nebst einer Anlage der Säfte zur Fäulniß. *II.* **Einige Fälle von Entzündung der Harnblase und Verhaltung des Harns, nebst der Heilungsart.** Es war eine Blasenentzündung, wo der Katheter ohne Nutzen und wirklich schädlich war: hingegen muß er dienlich seyn, wenn die Schuld an der Schwäche der Blase oder Lähmung der Muskeln liegt. Die antiphlogistische Methode that, nebst den Opiaten in gehörigen Dosen, die beste Wirkung. *III.* **Beobachtungen über die Beschaffenheit der Luft, und über die herrschenden Krankheiten.** Enthalten nichts Erhebliches, ausser daß die Witterungstabellen zur Kenntniß der Krankheiten eben nicht viel beytragen. *IV.* **Vom Wurm am Finger.** Entsteht, nach des Verf. Meynung, allemal von einer innern Ursache. *V.* **Vom Fieber aus einer gehemmten Ausdünstung.** Ist voll gut durchdachter und

stens nicht vor den Augen der Welt geführt werden sollte. *III.* Section eines im Wasser todt gefundenen und beschädigten Körpers. S. 114 : : 122. Durch einen unversehenen Flintenschuß. *IV.* Gutachten über eine in einem mit Bier angefüllten Braubottiche gefundene fremde Masse S. 123 : : 128. Sie bestand aus zusammengebackenen Weizenmehl. *V.* Ueber eine Schlägerey und den lange nachher erfolgten Tod. S. 131 : : 138. *VI.* Erdichtete äußerliche Krankheit. S. 141 : : 188. Ein Kerl ward von dem andern im Streit einige Stufen einer steinernen Treppe herabgeworfen, und davon sollte er ein Krüppel seyn und bleiben, weil es einige Herren haben wollten. : : Abermals eine Streitschrift, die unnöthig gewesen wäre, wenn man gleich anfangs die Schelmerey durch einen derben Willkommen ausgetrieben hätte. *VII.* Harte Beschuldigung einer schändlichen Verwahrlosung einer Kranken. S. 189 : : 208. Ein Wundarzt gab einer Frau, die starke Schmerzen in der Brust hatte, anhaltende Schwitzmittel, und ward vom verstorbenen Kaltschmied stark angeklagt, aber losgesprochen, und nur zu der auf unerlaubtes innerliches Curiren gesetzten Strafe und Erstattung der Kosten verdammt. *VIII.* Wegen eines dispensirten Opiums. S. 209 : : 228. Abermals ein kleiner Ausfall. *IX.* Ueber eine Mordthat. S. 229 : : 266. Ein alter blinder Prediger verletzte seine Frau mit einem Küchenbeile und Messerchen am Haupte, Luft- und Speiseröhre und Ellenbogen so stark, daß sie bald nachher starb. *X.* Ueber eine bezweifelte Geburt und Ermordung eines Kindes S. 267 : : 280. *XI.* Wegen einer von einem Bader gegebenen Purganz S. 281 : : 295 : : Sollten wohl alle diese Fälle so wichtig seyn, daß sie zur Belehrung der Welt gedruckt zu werden verdienten?

Db.

Von der faulen und pestartigen Krankheit des Viehes, als ein Unterricht für die Bewohner der mittägigen Provinzen Frankreichs; aus dem Französischen übersetzt, von D. R. C. F. Opitz, K. Pr. Hofrath, Stadt- und Landphysikus des

Für-

Fürstenthums Minden. ꝛc. Berlin und Leipzig, bey Decker. 1776. in gr. 8. 12 Bogen.

Dieß sind die auf Befehl des Königs von Frankreich vom Herrn v. Montigny herausgegebenen Instructions & avis aux habitans des Provinces meridionales de France, sur la maladie putride & pestilentiale, qui détruit le bétail. Sie enthalten allerley Beobachtungen, Aufsätze, Gutachten und Verordnungen über die Viehseuche in Frankreich, die allerdings lehrreich und auch für Deutschland brauchbar sind, wo diese und ähnliche Seuchen noch immer fortwüten, daher Herr Opitz recht wohl gethan hat, sie zu übersetzen. Ob gleich leider nur allzu offenbar ist, daß von allen gerühmten Arzneymitteln und Curmethoden keine einzige wider diese Seuche hinreichend sey, und alles blos darauf ankomme, das verdächtige Vieh sogleich zu tödten, tief zu verscharren, und alle Gemeinschaft mit Gesundem zu unterbrechen, so erfodert doch die Bewerkstelligung dieser Maasregeln so mancherley Vorsichtigkeiten und Veranstaltungen, daß man die umständliche Beschreibung davon nicht ohne Nutzen lesen wird. Außerdem lernt man noch manches daraus, das äußerst wichtig ist, z. E. daß wirklich auch Menschen, die das verreckte Vieh abgeledert haben, eine pestilenzialische Krankheit davon bekommen, die sie sehr schnell getödtet hat; S. 5. 49. daß auch der Athem des Viehes ansteckend sey, S. 51. und daß sich die Seuche nicht nur durch Kleider, Hunde, ꝛc. sondern auch dadurch fortpflanze, wenn eine Fliege, die an verrecktem Viehe gesogen, auf Gesundes fällt. S. 46. Ob der Rath, das todte Vieh, dessen Mist und dergleichen zu verbrennen, nicht Uebel ärger machen würde, stünde zu untersuchen. S. 30. Allerley gute Räucherungen findet man S. 31. ꝛc. Wir können das Werk mit Recht allen empfehlen, die in dieser großen Calamität Rath und Hülfe wünschen und suchen. Die Uebersetzung ist gut. Doch ist S. 7. ein Versehen, wenn gesagt wird, dem gesunden Viehe dürfe sich niemand nähern, außer denen welche das kranke Vieh pflegen. Gerade diese müßen davon bleiben, wie S. 20. gewarnt wird. Eßig, worin ein zäher Knoblauch gelegen hat, S. 19. was ist das? Soll es nicht eine Zehe Knoblauch heißen? Wir haben das Original nicht zur Hand, um es zu sagen.

Gz.

Samuel Musgrave, D. A. K. D. Mitglied der Londonschen Soc. und Corresp. der Ak. der schönen W. zu Paris, Betrachtungen über die Nerven und Nervenkrankheiten. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1776. in 8. 6½ Bogen.

Wozu dieß seichte Werkchen übersetzt worden, ist unabsehlich. 1. Vom Einflusse des Nervensafts auf den Umlauf des Bluts. Die abgedroschensten Sachen. Weil Herz und Pulsadern Muskulfäserchen haben, die von Nerven reizbar sind, so hängt der Umlauf von den Nerven ab. 2. Von der thierischen Wärme. Umständlich nun noch demonstrirt, daß sie weder von Gährung, noch vom Reiben herrühre. Weil aber der Schmerz Hitze erregt, und andre Nervenzufälle mit Erhitzung des Bluts verbunden sind, so kommt die thierische Wärme von den Nerven. Was ließe sich von dieser Materie sagen! und was steht hier? 3. Von der Verderbniß der Säfte durch die Reizung der Nerven. Einige Versuche, wo vom Druck und Unterbinden der Nerven Fäulniß entstanden, werden hier angewendet, um von dieser wichtigen Wahrheit etwas her zu schwatzen, das alles höchst unbestimmt ist. Von der Wassersucht. Weil keine Zerreißung, sondern eine Schwäche der Gefäße sie verursacht, diese aber von Ursachen entstehen kann, welche die Nerven zu sehr angreifen, z. E. von Trunkenheit, so rührt die Wassersucht von einer Krankheit der Nerven her. 5. Alle Krankheiten sind wahrscheinliche Krankheiten der Nerven. Dieß fehlte noch! wenn der Umlauf, die Wärme, die Mischung der Säfte und die Wassersucht von Fehlern der Nerven entstehn kann, so meint der V. mögen wohl alle Krankheiten durch die Nerven hervorgebracht werden. S. 64. 6. Alle Arzneymittel wirken auch blos durch die Nerven ꝛc. Wir ermüden über der Anzeige. Wollte man alles schief Beurtheilte und schief Angewendete, falsch Erklärte und falsch Geschlossene des V. rügen, so würde die Kritik ausführlicher werden, als das Werk selbst. Der Uebersetzer hat oft genug merken lassen, daß er sein Original schwach fand, aber er hat bey weitem nicht alles gerügt noch rügen können. Es möchte auch der Mühe nicht werth seyn.

G.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. B. II. St. 2. Leipzig 1775.

In diesem Stück zeichnet sich vorzüglich die erste Beobachtung von der Verrenkung des Schenkelbeins durch innerliche Ursachen aus, welche den holländischen Wundarzt **van der Haar** zum Verfasser hat. Seine Beobachtung werden aufmerksame Aerzte, wenn sie große Erfahrung haben, leicht bestätigt finden, da allein dem Recensenten in sehr kurzer Zeit 3 solcher Fälle vorgekommen sind. Das übrige in diesem Stücke ist größtentheils aus dem **Percival** genommen, der gleichfalls unsern Kindeskindern verdienete bekannter zu werden. Auch **Dachs** von einer Wasserscheu durch eine Ausschweifung im hitzigen Getränke rc.

St.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. IIter Band. 3tes Stück, 1775.

Portal von der Verstopfung des Urins nach einer Verhärtung der Blase, **Delaroche** von einem durch das Einreiben der Quecksilbersalbe geheilten Tetanus, werden aus diesem Stücke, den praktischen Aerzten desto willkommner seyn, da ihnen der erstre Aufsatz viele ähnliche Erscheinungen in ihrer Erfahrung erklären wird, die sie bey alten Personen oft müssen gesehen haben, und der letztere auf eine vortrefliche Art den Erfolg einer Methode bestätiget, die noch nicht gar lange unter uns bekannt gewesen ist. **Lind's** Bemerkungen über die Ansteckung im Fieber würden dem Titul nach blos Theorie zu enthalten scheinen, sie sind aber mit so vielen wichtigen praktischen Dingen durchwebt, wozu dem Verfasser seine große Erfahrung Gelegenheit verschafft, daß wir sie den Lesern, für welche diese Sammlung eigentlich bestimmet ist, mit dem größten Rechte empfehlen dürfen. Nur eins, um die Neugierde der Leser zu reizen, "wie nützlich der Genuß frischer Fleischspeisen und Vegetabilien auf Schiffen sey, davon giebt die

„größte im Jahre 1760. in der Bay von Biscaya kreuzende
„Flotte einen deutlichen Beweis. Diese wurde beständig
„mit frischem Fleische und Gemüsen versehen, und die dar-
„auf befindlichen Personen blieben so gesund, daß, nach-
„dem sie schon ein halbes Jahr in der See gewesen waren,
„man unter vierzehntausend darauf befindlichen Seeleu-
„ten kaum zwanzig Kranke zählete.

Sr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. IIter B. 4tes Stück, 1776.

Wir zeigen daraus blos die wichtigsten, dem Titel nach, an, und wünschen überhaupt die Fortsetzung dieser nützlichen Sammlung. Von dem Räuchern als einem Mittel wider die Schwindsucht, aus dem 5ten Bande der Memoires de l'Acad. de Chirurgie. Der Wittwe Nouffer zu Murten bekannt gemachtes und vom Könige von Frankreich erkauftes Mittel wider den Bandwurm. Le Febure Anpreisung des Arseniks im Krebse. Berthe von der Mundfäule bey Kindern. Auszug aus dem von der medicinischen Fakultät zu Paris gegebenen Gutachten wegen der Heilung der in dem Fündlingshospitale zu Aix befindlichen venerischen Kinder. Den ganzen Band schließt das Register, der ohne dasselbe 184 Seiten stark ist.

Sr.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte. IIIter Band 1stes Stück, Leipz. Dyck. 1776. gr. 8. 204 Seiten.

Den wichtigsten Theil dieses Stück machen die vortrefflichen praktischen Beobachtungen des großen Londonschen Arztes Fothergill aus, der ohne Zweifel einer der größten Praktiker in der Welt ist, und dessen Bemerkungen so ganz ohne alle Ostentation im simpelsten Tone erzählet werden, wie sein Kleid, das er als Quäcker trägt, ohne allen Schimmer ist. Seine Wahrnehmungen betreffen besonders die von Heberden unter diesem Namen zuerst beschriebene

Krank-

Krankheit, die Brustbräune, und die Behandlung derjenigen **Frauenspersonen**, bey denen sich die monathliche Reinigung zur gehörigen Zeit verliehret. Beyde sind aus dem so eben erschienenen 5ten Bande der Londonschen medicinischen Bemerkungen rc. übersetzt, einem Werke, das für Wahrheitliebende Aerzte ein Heiligthum ist, und Niemand mit profanen Händen anfassen oder entheiligen sollte. **Thomsons** medicinische Rathschläge, und Farr vom Aderlassen bey der Schwindsucht sind in diesem Stücke auch nicht übel, aber stechen doch immer bey **Fothergill** ab.

Gr.

H. D. Wilh. Baylies, K. Preuß. Geh. Raths und Leibarzts s. w. Nachrichten über die Pocken-Inoculation zu Berlin, worin der Fall, den jungen Hrn. von Blumenthal betreffend, nebst den Meinungen verschiedner berühmten Aerzte erzählt wird s. w. Aus dem Englischen auf Ersuchen des Hrn. Verf. übersetzt von D. Joh. Georg Krünitz. Dresden, gedruckt für den Verf. 1776. 8. 142 Seiten.

Hr. G. R. B. hielt für nöthig und nützlich, dieses Buch zu schreiben, weil er die Materie für interessant und seiner Amtspflicht gemäß hielt, und H. D. K. konnte einer sehr werthen Mittelsperson und dem Hr. Verf. es nicht abschlagen, es zu übersetzen. Darüber haben wir denn dieß Buch erhalten, aus dem wir das Wissenswerthe unsern Lesern mittheilen wollen. Es wird auch englisch und französisch erscheinen.

Hr. B. versichert, in Berlin sey man mit der Inoculation nicht glücklich gewesen. Der G. R. **Muzell** verlohr von 6 Kindern in Einem Hause 3, und Hr. **Meckel** in Einem Hause 1, und in einem andern 2 Kinder. Jene verlohren also die Lust zu inoculiren, und die Einwohner von Berlin die, sich inoculiren zu lassen. Hr. von Arnim ließ sich deshalb nebst seinem Sohne in Dresden von Hr. Baylies die Pocken geben, der nachher auch zu des Ministers, Freyherrn von **Horst**, Tochter gerufen ward, die er

auch nebst andern mit vielem Glücke inoculirte. Hier soll schon der Neid der Aerzte in Berlin auf mancherley Art H. B. verunglimpft haben. Der König indessen beehrte ihn mit seinem Beyfalle, und H. B. bekam in den preussischen Landen ein Etablissement, zu dessen Einrichtung er nach Sachsen gieng, und während der Zeit kamen von H. G. R. B. inoculirten Kindern ein Fräul. von Quaß und ein junger Hr. von Blumenthal in des H. G. R. Muzells Cur.

Dem Fr. v. Quaß (das nach H. B. Meinung Würmer hatte,) gab H. M. Quecksilber mit Reinfarenextrakt; Hrn. B. aber hat man hinterbracht, H. M. habe die Krankheit für einen Rest von Pockenmaterie gehalten und einen neuen Ausbruch von Pocken erwartet. Uns dünkt, eine solche Sage, ohne beygebrachte Gründe, sey eine bloße Klatscherey, die unter der Würde eines gelehrten Arztes ist.

Den jungen H. v. Blumenthal befiel etwa 6 Wochen nach überstandnen inoculirten Pocken ein Fieber, welches mit Krämpfen und Irrereden, Grimmen, Abgange und Würmern, endlich auch mit einem Ausschlage begleitet war, den H. Baylies nicht für Pocken erkennen konnte, obgleich die im Gesicht Aehnlichkeit damit hatten; die aber H. Muzell für pockenartig gehalten soll. Dieß hat Hrn. B. so aufgebracht, daß er Erklärungen von Watson, Archer und Dimsdale eingeholt, und hier eingerückt hat.

Alle kommen darin überein, es seyn keine Pocken gewesen. Es geht dabey nicht ohne Reflexionen ab, die man ungerne lieset und zwar um so mehr, da das Gegentheil von Hrn. B. Meinung doch allendlich auf Hörsagen, auf Ueberlieferung durch die zweyte, dritte Hand hinausläuft; auch das Publikum bis dahin gar nicht entscheiden kann, da H. Muzell sich noch nicht erklärt hat und es vielleicht niemals thun wird, obgleich man es wünscht.

Es war aber auch von mehrern Fällen gesprochen worden, die nach inoculirten Pocken natürlich gefolgt seyn sollten. H. B. hat sich viele Mühe gegeben, auf den Grund einer Begebenheit zu kommen, die schon einige Jahre vorher sich zugetragen hatte, und hat doch, wie es immer in solchen Fällen geschiehet, nichts gewisses erfahren können. Des Hrn. v. Görz zwo Töchter, die nachher natürlich blatterten, hatten nach des sel. Mekels Inoculation eine Art Blattern

ern gehabt, die aufplatzten und sich verlohren, ohne Schurf der Narben nachzulassen. H. B. führt Heberdens Beschreibung der unächten Pocken an, und setzt daraus und aus eignen Bemerkungen der Abzeichen der ächten und unächten Pocken mit vieler Deutlichkeit und Genauigkeit fest. Und dieß dünkt uns der schätzbarste Theil dieser polemischen Schrift; ob wir gleich fest überzeugt sind, daß Männer, die Muzell und Meckel, alles dieß sehr wohl gewußt haben, und Hrn. B. Belehrung darüber nicht bedürfen. Indessen macht es H. B. sehr wahrscheinlich, daß die Pocken im vorseyenden Falle von der unächten Art gewesen.

Nachher sind auch ein Paar Kinder des H. Obr. v. Drittwitz, die H. Meckel inoculirt hatte, mit den natürlichen Blattern, wie H. Muzell versichert haben soll, behaftet worden. H. B. hat sie in der Krankheit sehen wollen, und H. G. R. M. darum gebeten. Der antwortet, die Aeltern sähen es nicht gerne: die Aeltern sollen wieder zu andern gesagt haben, H. M. hätte es sich verbeten. Davon wird denn nun viel Aufhebens gemacht. Man kann die Sache nicht genug beurtheilen, da H. G. R. Muzell zu allen den Erzählungen und Klätschereyen schweigt. Auch liest man solche Sachen mit Verdruß, bey denen die Wissenschaft nicht gewinnt und verdiente Männer verliehren. Und wenn nun auch Hr. M. wirklich den Patienten, so lange er unter seiner Besorgung war, nicht hätte wollen sehen lassen; denn man kann ohne Anstrengung sehen, Hr. M. könne vielleicht Gründe gehabt haben, mit H. B. sich nicht über das Detail der Krankheit einzulassen, und habe alles vermeiden wollen, was zu Contestationen mit einem neu angekommenen fremden Arzt Anlaß hätte geben können. Ist deshalb in dessen Aufrichtigkeit und Einsichten einiges Mistrauen zu setzen, wie Hr. B. sehr ungerechter Weise zu verstehen giebt. Wenn alles so ist, wie Hr. B. erzählt, welches wir nicht beurtheilen können,) ist Hr. M. vor Leuten, die den Lauf der Welt kennen, leicht zu rechtfertigen. Daß aber hier die zweyten oder die ersten wahre Pocken gewesen, bleibt so zweifelhaft, als es die Sache überhaupt von je her gewesen ist. Den wichtigsten Beweis führt H. B. mit Recht aus zween Fällen, da Schwangere, so die Pocken überstanden, andere Pockenkranke gewartet und nachher Kinder gebohren haben, an denen man die Merkmahle

mahle im Mutterleibe überstandner Pocken deutlich hat sehen können.

Zuletzt erzählt H. G. R. B. die Schicksale seiner auf Königl. Befehl angestellten Inoculation, die zu lernen verschiedene Stadt- und Provincialärzte nach Berlin kommen musten. Sie haben freylich nicht eben viel gesehen. Zuerst wurden 8 Waisenkinder mit Fäden aus London, und da dieß fehl schlug, eben die, nebst noch 4 andern mit Materie von natürlichen Pocken inoculirt: aber es gieng nicht besser. Mit Mühe erhielt H. B. frischen Eiter und inoculirte nebst obigen 12 noch 7 andere Kinder: aber zum dritten Male vergeblich. Indessen glaubt er doch, daß die Aerzte, in Ansehung der wahren Natur der Krankheit und aller der Mittel, Regeln und Beobachtungen, die ihnen bekannt seyn musten, um die Inoculation glücklich zu verrichten, völlig belehrt worden wären. Es waren freylich unter der Anzahl dieser Aerzte, Kölpin und Opitz. Gelehrten ist gut predigen.

In der Vorrede hat H. D. Kreunitz ein Verzeichniß von den unter uns noch wenig bekannten Werken des H. G. R. Baylies geliefert.

Ya.

Sylloge selectiorum opusculorum argumenti medico-practici. Colligit et edidit Ernest. Godofr. *Baldinger*, Ord. Med. Gött. Senior et Prax. Prof. Vol. I. Göttingæ Dieterich 1776. 1 Alph. gr. 8.

Eine Fortsetzung der bekannten Haller'schen Sammlung, wovon jährlich ein ähnliches Bändchen folgen soll. Das erste enthält 13 kleine Schriften: *Aurivillius* de Febribus intermitt. malignis; *Raymond* Febr. intermitt. autumnalium quotannis Middelburgi grassantium historia; *Riedel* de Febr. intestinalibus; *Makittrick* de Febre Indiæ occid. maligna flava; *Moultrie* de Febre biliosa Americae flava; *Aurivillius* de paralysi; *Westphal* de Laxantium in acutis etc. ad minuendum calorem usu; de la *Lance* de hydrophobia sine morsu prævio; *Hagg* de hydrophobia eiusque per Mercurialia curatione;

Struve

Segnwe de rabidi caninæ therapia; *Kemme* de nonnullis ad rabiem caninam et hydrophobiam pertinentibus; *Timmermann* de vesicantium locis; *Wallerius* de Cinnabaris in C. H. effectu.

Wir führen blos die Titel an, um die Wichtigkeit dieses Werks kenntlich zu machen. Denn jede Schrift ist wichtig und die wenigsten derselben sind unter uns bekannt. Nicht leicht können wir uns auch von Jemand in diesem Fache mehr versprechen, als von H. B. der so viel Hülfsmittel hat, uns mit einem Schatze solcher Schriften zu versehen. Wir sind gewiß, H. B. wäre im Stande, uns jährlich zween statt Eines Bandes zu liefern, und bitten ihn sehr um Beschleunigung des Werks, das von so ausgebreitetem Nutzen seyn wird.

MI.

Edikt wegen schleuniger Rettung der durch plötzliche Zufälle leblos gewordenen, in Wasser oder sonst verunglückten und für todt gehaltenen Personen. De dato Berlin, den 15. Novemb. 1775.

Diesem ist beygefügt:

Unterricht, durch welche Mittel plötzlich verunglückte, todt scheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können. Zusammen 4 Bog. in fol.

Die Aufmerksamkeit, welche seit einigen Jahren in Holland auf diesen Gegenstand gewandt ist, fängt auch bey uns an mehr zu erwachen, und die Rettung verunglückter aus den Vorhöfen des Todes ist sogar ein Objekt der Gesetzgebenden Macht geworden, wie sie wohl verdiente. In dem angezeigten Edikte ist bey Leibesstrafe verboten, von den heßlichen Vorurtheilen sich leiten zu lassen, die es zur Schande machen einem Verunglückten, sonderlich wenn er selbst Hände an sich gelegt hat, anzurühren. Der Unterricht enthält die bekannten Rettungsmittel, in einem verständlichen dem großen Haufen angemessenen Vortrage. Sonst ist auch wegen der Gerichtsbarkeitsstreitigkeiten die nöthige Vorkehrung gemacht, und für einen Leblosen wieder

zum Leben gebrachten, ist ein Preis von zehn Thalern bestimmt.

Etwas früher in demselben Jahre ist herausgekommen:

Kurze Abhandlung von den scheinbaren Todesarten ertrunkener, erhenkter, erstickter, schlagflüßiger, erfrorner und erdrückter Personen; nebst den eigentlichen und wirksamsten Genesungsmitteln. Auf gnädigsten Befehl Sr. Churfürstl. Durchl. in Bayern 2c. von dem Churfürstl. Collegio Medico in München verfaßt und herausgegeben. München bey Fritz, 1775. 8. 2½ B.

Hierin sind ebenfalls die unterschiedenen Arten Hülfe gut angegeben, die bey den auf die verschiedene, auf dem Titel benannte Weise, leblos gewordenen, nöthig sind. Wir ersehen aber nicht aus der Schrift, ob die darin für nöthig geachteten landesherrlichen Verordnungen, wegen Vergütung der angewendeten Mühe und Kosten bey der versuchten Rettung, wegen Abstellung der Jurisdiktionsstreitigkeiten, und dergl. wirklich ergangen sind.

Auch in demselben Jahre ist gedruckt:

Krotka Informacya do ozywienia utonionich Ludzi. u. s. w.

Kurzer Unterricht ertrunkene Menschen wieder lebendig zu machen. Nebst sechs Beobachtungen, aus dem Französischen der hiezu geordneten Gesellschaft in Amsterdam ins Deutsche und ins Polnische übersetzt. Auf Befehl Sr. Durchl. des Fürsten Adama Czartoryiskiego, Generals von Podolien. Warschau bey Grole 1775. 4½ Bog. in 8.

Die Aufschrift sagt alles. Es war sehr gut, daß einige Fälle beygefügt wurden, weil sich so etwas besser einprägt, als die theoretische Anweisung. Der Fürst Czartorysky hat sich sehr edel erboten, demjenigen drey Dukaten reichen zu lassen, der Zeugnisse beybringen kann, daß er einen für todt gehaltenen wieder zum Leben gebracht habe.

Es

Es gehört noch folgendes als ebenfalls in die medicinische Policey schlagend hieher:

Kurze Anleitung wie der Landmann, und diejenigen, so keinen Arzt erlangen können, bey graßirenden Pocken sich zu verhalten haben. Auf Sr. Königl. Majestät in Preußen allerhöchsten Befehl herausgegeben, von Dero Oberkollegio Mediko 1768. Berlin 1776. 1 Bog. in 8.

Man hat sich in dieser Anleitung fast lediglich auf Räthe eingeschränkt, die das Verhalten, nicht sowohl den Gebrauch der Arzneyen betreffen; und das dünkt uns schon recht.

Nicht völlig so gut sind wir zufrieden mit der:

Anweisung, auf was Art der Landmann, bey gegenwärtig sich äußernden hitzigen Fiebern, in Entstehung eines geschickten und erfahrnen Medici, sich selbst behandeln könne. Bekannt gemacht von dem Königl. Preus. Ober-Sanitæts-Collegio zu Berlin. 1776. 8. 1 Bog.

Das Brechmittel und Rhabarber im Anfange der Krankheit ist recht gut, aber man giebt zu bald hitzige Essenzen; und, beym Aeskulap! welcher einzelne Arzt verschreibt im Jahre 1776. noch ein Pulver aus neunerley Zuthaten, worunter auch gebrannt Hirschhorn, weißer Bernstein u. dergl. ist — und ein ganzes Kollegium thut das!

XX.

---

4. Schöne Wissenschaften.

Musenalmanach für das Jahr 1776, von den Verfassern des bisherigen Göttingischen Musenalmanachs; herausgegeben von J. H. Voß — Eben derselbe, ohne Kalender, unter dem Titel: Poetische Blumenlese für das Jahr 1776. — Lauenburg, bey Berenburg. 16 Bog. in 12.

Obgleich

Obgleich die Zahl der Musenalmanache sich für dieses Jahr verdoppelt hat, so verdient doch dieser noch immer, wie sonst, die erste Stelle. Er ist mit der besten Auswahl gesammelt, hat Beyträge von den besten Dichtern unsers Vaterlandes, und erhält einen neuen Werth durch die beygefügten Kompositionen, die meistens von großen und geschickten Tonkünstlern herrühren. Freylich giebt es auch einige Lückenbüsser unter den Gedichten, die der Herausgeber manchmal vielleicht aus zu vortheilhafter Meynung für die Namen ihrer Verfasser, oder aus Gefälligkeit gegen sie mag aufgenommen haben. Aber ohne solche Mischung des Guten und Schlechten, sagt ja Martial, entsteht kein Buch. So dienen hier abermals die schaalen Idyllen und empfindsamen Schilderungen eines Hrn. Brückners zur Herabstimmung der Seele ungemein, wenn sie vielleicht durch andre von Freyheit, Mannsinn und Deutschheit brausende Gedichte, woran es hier gleichfalls nicht fehlt, in eine übertriebene Spannung versetzt ist. Gefallen haben uns vorzüglich: das Frühlingslied eines Fräuleins, S. 36; der Raubgraf, von Bürger, S. 113; das Rheinweinlied, S. 147. und Phidile, S. 223. beyde von Claudius; fast alle Stücke von Hölty, dessen Poesie ungemein viel Leichtigkeit und glücklichen Ausdruck hat; die Klage, von Klopstock, S. 188; von dessen Hermann und Fürsten gleich anfangs ein Fragment eingerückt, und dessen nicht sehr ähnliches Bildniß diesem Almanach vorgesetzt ist; Millers Abschiedslied, S. 18; alle Stücke von Pfeffel; die meisten von Voß, dem Herausgeber, wenigstens stellenweise; die Ballade, der Todtengräber von U—s, S. 208; und noch einige, deren Verfasser nicht genannt sind. Wie der Anhang, die Freymauerey betreffend, hieher kömmt, sieht man nicht gleich; vermuthlich, um ihn desto mehr unter das Publikum zu bringen; indeß hoffen wir, daß ein Kalender nicht jährlich das Protocoll dieses ehrwürdigen Ordens werden soll.

Musenalmanach. MDCCLXXVI. Göttingen, bey Dietrich, 129 Duodezseiten, ohne Kalender, Vorbericht und Register.

Die Trennung zwischen dem bisherigen Verleger und Herausgeber des Göttingischen Musenalmanachs veranlaßte

anlaßte jenen, einen neuen Herausgeber zu suchen, und dieser ist, dem Vorberichte zufolge, Hr. Kanzleydirektor Goeckingk in Elrich. Er gesteht selbst, daß seine Sammlung manche Stücke enthält, die dem kritischen Leser nicht so recht gefallen werden, und entschuldigt sich darüber. Wir lassen diese Entschuldigung gerne gelten, und wollen uns nicht dabey aufhalten, manche Mittelmäßigkeiten dieser poetischen Sammlung auszuzeichnen, da sie jeder Leser von Geschmack schon selbst finden, oder gefunden haben wird; dagegen trifft man auch einige sehr glückliche und des Aufbehaltens-würdige Poesien in dieser Blumenlese an. Wir rechnen dahin die mehrsten Beyträge des Herausgebers selbst, die von Amarant und Nantchen, vorzüglich die letztern, die, wenn sie wirklich von einem Frauenzimmer sind, uns vor allen bisherigen weiblichen Gedichten in dieser Gattung den Vorzug zu verdienen scheinen, die innigste Zärtlichkeit athmen, und den sanftesten, glücklichsten Ausdruck haben. Um so mehr ist die baldige Bekanntmachung der im Register versprochnen Sammlung von den Liedern dieser zwey Liebenden zu wünschen. Von den Herren Bürger, Gleim, Hensler, dem jüngern, Kästner, Fr. Karschinn, Hrn. Pfeffel, Schmidt, und andern, kommen hier gleichfalls beyfallswürdige Stücke vor, die unter manchen entbehrlichen, affektirten und verunglückten Geburten kleiner Dichterlinge desto mehr hervorstechen, und den Vorzug einer gesetzten, genährten, männlichen Poesie vor dem klingelnden Getändel andrer, die gern recht neu, recht lieblich, recht inniglich und wonniglich singen wollen, und darüber läppisch und abgeschmackt werden, aufs neue einleuchtend machen.

Almanach der deutschen Musen, auf das Jahr 1776. — Eben derselbe, ohne Kalender, unter dem Titel: Poetisches Handbuch fürs Jahr 1776. Leipzig, in der Weygandischen Buchhandlung. 292 Seiten in klein 8.

Eine Fortsetzung des seit dem Jahre 1770 im Schwickertschen Verlage herausgekommenen Almanachs. Hr. Schmid in Gießen macht jetzt kein Geheimniß mehr daraus, daß er der Herausgeber ist; in seiner Literatur der

Poesie

Poesie hat er sich über die Entstehung und Geschichte dieses Almanachs weitläuftig ausgelassen; wiewohl auch ohne dieß Niemand, der mit seinem schriftstellerischen Geist und Verfahren nur einigermaßen bekannt ist, sich durch all sein ehemaliges Bemühen, den Unbekannten zu spielen, hat irren lassen. Die Notiz poetischer Neuigkeiten mußte dießmal minder reichhaltig — wir meinen, der Menge nach — ausfallen, als in den vorigen Jahren, weil der Almanach zur Michaelismesse fertig seyn sollte, und folglich nur die Bücher der Ostermesse 1775 recensirt werden konnten. Die Beschaffenheit dieser Recension kennt man schon aus sechsjähriger Erfahrung; bey der gedachten geringern Anzahl der Bücher hätten wir indeß mehr Bemerkung erwartet; aber freylich war die Zeit auch kürzer, und Hr. S. hat wohl sonst zu schreiben und zu kunstrichtern, als blos für seinen Almanach. Unter den Gedichten geht der größte Theil nicht weit über das Mittelmäßige hinaus; manche haben weder Werth der Erfindung, noch der Ausführung; in manchen ist die Anlage und Idee glücklich genug, aber der Ausarbeitung mangelt es an Neuheit, Feinheit und Korrektheit. Wir begreifen aber leicht, wie die Nothwendigkeit, dem Almanach seine gehörige Bogenzahl zu geben, und die durch doppelte Consumtion entstandne Theurung der guten Beyträge, auch mittelmäßigen Sachen Aufnahme verschafft. Vor allen andern nehmen sich auch hier die Gedichte von Nantchen aus, vorzüglich die beyden S. 202. an den Mond, und S. 203. als sie Amarants Nachtbesuch erwartete. In dem letztern ist mehr als sapphische Wärme und Innigkeit. Auch Goeckingk, K. E. K. Schmidt, der jüngere Hensler und Krauseneck haben zu dieser Sammlung eins und das andre gute beygetragen. Die meisten übrigen Gedichte sind von Ungenannten; und ihrer sind wenige von der Art, daß sie die Begierde rege machten, die Namen ihrer Verfasser zu wissen.

Leipziger Musenalmanach aufs Jahr 1776. Leipz. bey Schwickert. 316 S. in kl. 8.

Die schlechteste Sammlung von allen vieren, und, wenn man einige Stücke von genannten guten Dichtern ausnimmt, die vielleicht aus Versehen, oder ohne Veranlassung ihrer Verfasser, hineingeriethen, ein wahrer Ausschuß unbedeu-

bedeutender und elender Verse. Der Herausgeber entschuldigt sich zwar mit der Kürze der Zeit, und verspricht künftig bessere Jahrgänge; indeß erweckt uns doch dieser Mischmasch eben keine vortheilhafte Idee von seinem Geschmack, und das von ihm selbst S. 154 eingerückte Stück — vielleicht sind auch die nicht viel bessern mit d. H. bezeichneten von ihm — bestätigt uns in dieser Idee.

Dz.

Allgemeine Bibliothek für Schauspieler und Schauspielliebhaber. Des Iten Bandes Ites Stück. Frankf. und Leipz. 1776. 6 Bog. in 8. Iten Bandes IItes Stück. 6 Bogen in 8.

Eine nicht sehr gewählte Sammlung verschiedener, mehrentheils schon gedruckter Aufsätze, die das Theater betreffen. Im ersten Stücke findet man: 1. Etwas über die Austheilung der Rollen; hauptsächlich über die Vorsicht, die der Prinzipal brauchen muß, nicht Einem Akteur alle die vornehmsten Rollen zu geben, um nicht bey seinem Abgang in Verlegenheit zu gerathen. 2. Beschreibung des Theaters zu Parma; nimmt nur Eine Seite ein. 3. Fragment eines Schreibers über die komischen Opern. Sie werden widerrathen, weil sie im Lesen weniger, als bey der Vorstellung, gefallen. 4. Anekdote von einer tugendhaften Schauspielerinn in England, ist aus den Zeitungen bekannt. 5. Die Entschuldigung des Akteurs: das Haus ist heute leer; für wen soll man arbeiten? sagt nichts. 6. Recension des Neuen Menoza, von dem Verf. selbst aufgesetzt; aus den Frankf. Zeitungen; war, als ein sonderbares Denkmal schriftstellerischer Selbstgefälligkeit des Aufbewahrens werth. 7. Ueber die Ehre des Herausrufens, die Hrn. Stephanie wiederfuhr, glauben wir auch schon sonst irgendwo gelesen zu haben. 8. Verse von Eschenburg, aus dem Theaterkalender. 9. Anekdote vom Sänger Cafarelli. 10. Beschreibung des Balls, den Katharina von Medicis kurz vor der Bluthochzeit anstellte. 11. Anecdote von der berühmten Sängerinn Agujari. 12. Ein sehr mittelmäßiges Hochzeitgedicht. 13. Das Rosenmädchen von Salency. 14. Verlauf der Hamburgischen Streitigkeiten über die dasige Bühne,

Sehr unerheblich. 15. Anekdote, einen Duell zwischen zwey Aktrizen betreffen. 16. Beytrag zum Versuch über das Parterr im Theaterkalender; will nicht viel sagen. 17. Anekdote von Metastasi's Großmuth. 18. Ueber Hrn. Bertuchs Trauerspiel, Elfride. 19. An Elfriden, oder an Demois. Döbbelin. Mittelmäßige Reime. 20. Etwas über einige Zuschauer der Komödie. Nichts ausgeführtes. 21. Vorschlag zu einem Sittenregister von deutschen Schauspielern. Möchte wohl dem, der ihn ausführte, viel Unheil und Haß erwecken. 22. Von der Abtischen Gesellschaft in Holland. 23. Von der Josephischen Gesellschaft. Beydes aus dem Wielandischen Merkur. 24. 25. Deutsche und französische Verse, über Hrn. und Mad. Döbbelin. 26. Von der Gabrieli. 27. Verse an Madam Schröder in Hamburg. 28. Schönheit und deren Anbeter haben schon manche junge Schauspielerinn verdorben. Ein Gemeinsatz der keiner Erörterung bedurfte. 29. Ob ein Prediger das Schauspielhauß besuchen solle? Seine eigne Klugheit und Bekanntschaft mit der Denkungsart seines Orts muß diese Frage entscheiden. 30. Viele Rollen zu spielen, schadet dem jungen Akteur. 31. An einen Fremden über den Tod der Dem. Ackermann. 32. Von dem Berlinischen Operntheater; oder vielmehr von den Verdiensten der jungen Dem. Koch, einer dortigen Sängerinn. 33. Vom Schicksal des Genies. 34. 35. Abermals frostige Verse. 36. Noch etwas über die Vorstellung der Elfride. 37. Von der verstorbenen Schulzinn. 38. Zachariä's Gedicht auf ihren Tod. 39. Verdienste werden erkannt, wenn gleich oft spät; betrift ein in Dresden zu veranstaltendes Grabmal der Neuberinn. 40. Von der Marchandischen Gesellschaft; ist, wenn wir nicht irren, aus dem Deutschen Merkur — Mit einem ähnlichen Register des zweyten Stücks dieser Bibliothek wollen wir uns und unsre Leser nicht ermüden. Es giebt wenig Aufsätze von grösserer Erheblichkeit darinnen. Die Vorstellung des Hrn. v. Sonnenfels wegen des Wienerischen Theaters ist schon sogar oft abgedruckt; die Briefe über Emilia Galotti, in Engels Philosophen für die Welt sind Jedermann bekannt; und die Nachrichten von ausländischen Theatern sind äußerst unvollständig. Ueberhaupt ist die Fortsetzung dieses seichten und geschmacklosen Gemengsels nicht sehr wünschenswerth.

Mo.

Julius

Julius von Tarent. Ein Trauerspiel. Leipzig, bey Weygand, 1776. 7 Octavbogen.

Unter der Menge von Schauspielen, womit man uns jetzt überhäuft, haben wir noch keines gefunden, das sich so auszeichnete, wie dieses; und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir behaupten, seit der Emilia Galotti sey kein besseres erschienen. Der Stof ist aus der Florentinischen Geschichte entlehnt, und war der tragischen Behandlung ungemein fähig; auch wissen wir, daß der sel. Meinhard den Plan eines Trauerspiels über eben dieß Subjekt unter seinen Papieren hinterlassen hat. An der Ausführung und Oekonomie des angezeigten Stücks ließe sich vielleicht manches aussetzen, wenn man es mit kaltem Blute analysiren wollte; und, dieß zu thun, wird dem Kunstrichter desto leichter einfallen, weil der Gang der Handlung nicht durchgehends rasch und feurig genug ist, um ihm zu kalten Beobachtungen Lust und Zeit zu benehmen. Manches ist vielleicht nicht vorbereitet, nicht motivirt genug, nicht hinreichend in den Charakter der Personen, und dessen vorläufige Aeußerung verwebt. Die Personen der Cäcilie und der Nonne waren vielleicht entbehrlich, zumahl da man es in Ansehung der letztern nicht wohl begreift, wie sie, bey der Strenge der Augustinerklöster, sogleich entlassen ist, um ihre flüchtige Schwester aufzusuchen. Oft ruht vielleicht die Handlung zu sehr, und die Lücke wird durch bloße Reden, so schön sie sind, nicht genug ausgefüllt u. s. f. Aber alle dergleichen kleine Mängel entstellen die Schönheit des Ganzen wenig, oder gar nicht. Man sieht dargegen aus so manchen Scenen, wie leicht der Verf. auch in ihrer Behandlung Meister werden könne; der Schluß der ersten im zweyten Aufzuge, zwischen Julius und der Aebtißinn, die zwischen der letztern und der Blanka, zwischen dem Fürsten und seinem Sohn, nachdem dieser seinen Bruder ermordet hat, sind trefflich und erschütternd. Ueber alles aber verdient die Sprache und der Ausdruck der Gesinnungen in diesem Trauerspiel das größte Lob. Man entdeckt bald den Nachahmer Leßings; aber einen Nachahmer mit eignem Genie, einen Mann, der sich nicht blos einem auflodernden Feuer der Einbildungskraft überläßt, nicht, je phantasiereicher, desto treffender und affektvoller zu schreiben

 glaubt;

glaubt; sondern der — ein seltner Fall bey unsern neuen Schauspieldichtern! — gesunde Philosophie, tiefe Menschenkenntniß, Schärfe der Beurtheilung, kurz einen sehr richtigen und genährten Verstand überall hervorscheinen läßt. Dz.

Stephanie des jüngern sämtliche Schauspiele. Dritter Band. Wien, 1776. bey v. Ghelen. 1. Alph. in gr. 8.

Um des Verf. Galle nicht aufs neue zu erregen, der die Beurtheilung des zweyten Bandes in dieser Bibliothek eine schiefe Kritik schilt, wo jedes Wort Schmähsucht und Dummheit verräth, wollen wir dießmal die im dritten Bande enthaltenen Schauspiele mit seinen eigenen Worten aus der Vorrede recensiren, unbekümmert, ob daraus eine treffende Kritik entsteht, oder ob jedes Wort Ruhmsucht und Selbstgefälligkeit verrathen wird. "Es enthält dieser Band vier Stücke, welche in ihrer ersten Gestalt dem Publiko nicht mißfielen; sowohl mündliche als schriftliche Kritiken hat der Verf. bey seiner Umarbeitung zum Grunde gelegt, um ihnen mehr Werth zu verschaffen, als sie anfangs hatten. **Der Tadler nach der Mode** ist um vieles abgekürzt worden, und hat zwey Personen verloren. Wäre dieses Stück bloß ein Angriff auf eine gewisse Person, wie man in einigen Blättern behaupten will, so hätte es ohnmöglich andrer Orten in seiner ganzen Gestalt Beyfall finden können; Lokalsatyre hat nur in der Heimath ihren Werth." Er glaubt also wohl über diesen Vorwurf gerechtfertigt zu seyn, und seine Absicht erreicht zu haben, im Tadler nach der Mode einen allgemeinen Charakter auf die Bühne gebracht zu haben. An allen Orten finden sich Leute, die durch freche Urtheile sich wichtig zu machen suchen — **der Neugierige** (sonst die bestrafte Neugierde) ist ebenfalls um vieles abgekürzt, und zweyer episodischen Personen entledigt worden. Man machte ihm die Kritik, der alte Titel verriethe den Gang des Stückes; deßhalb hat er ihn abgeändert. Aber warum er eben einen Gastwirth für den Hauptcharakter gewählt hat? davon weiß er so wenig eine Ursache anzugeben,

m, als ihm irgend jemand behaupten oder beweisen kann;
sey physikalisch und moralisch unmöglich, daß ein Gast-
irth eben so neugierig seyn könne, als irgend ein andrer
rdenbürger. Freylich hätte er statt dessen eben so gut ei-
en neugierigen Rath, Professor, Journalisten, Zeitungs-
hreiber, Kaufmann, Schneidermeister, Perückenmacher,
Gelehrten, Ignoranten, Juden, oder was immer für ei-
e Gattung von neugierigen Sterblichen, wählen können;
ber die Neugierde wäre immer Neugierde geblieben; daß
e sich nur in andern Fällen geäußert hätte. Wenn er al-
o nur so glücklich gewesen ist, in seinem Neugierigen das
ächerliche und Verhaßte dieser Leidenschaft zu zeigen, man
nuß ihn aber verstanden haben, was er mit dem Dinge hat
agen wollen, so ist er eben so zufrieden, und eben so stolz,
ls ein Kunstrichter seyn darf, wenn er eine richtige Recen-
ion niedergeschrieben hat; daß es einem nur just darum
icht gefällt, weil der Neugierige ein Gastwirth ist, ist,
enkt er, kein entscheidender Beweis der unrichtigen Wahl;
inem andern gefällt es vielleicht eben darum wieder; weil
s ein Gastwirth ist. — Der Deserteur aus kindlicher
Liebe ist hin und wieder im Dialog verbessert, im Gan-
en aber nichts verändert worden. Er hat nach seinem er-
ten Plan auf allen Bühnen zu entscheidend den Beyfall
rhalten (so verächtlich auch einige Kunstrichter damit um-
gegangen sind) als daß der Verf. ihn durch große Verän-
derungen hätte umstalten und vielleicht gar verkünsteln
ollen — An der Liebe für den König hat er ebenfalls
eine weitern Aenderungen vorgenommen, als daß er eini-
ge überflüßige Scenen herausgeworfen, und den Dialog
zu verbessern gesucht hat — Ist er so glücklich gewesen,
den Gang des Stücks so zu ordnen, daß alle Begebenhei-
ten natürlich abwechseln, und das Interesse, welches die
Geschichte selbst an die Hand giebt, nicht geschwächt ist, so
st seine Bemühung sattsam belohnt." — Sic sibi plau-
lit ipse domi! — Dz.

Das unruhige Namensfest, oder der Weiber-
streit. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen. Neue,
veränderte Auflage des ehemaligen Stamm-
baums. Wien, beym Logenmeister, 71 S. in 8.

Der Stammbaum, ein Lustspiel des Fhrn. v. Gebler, das hier unter einer neuen Aufschrift, und ganz umgearbeitet erscheint, ist schon zu seiner Zeit in dieser Bibliothek (XVI. 2. S. 626.) angezeigt und beurtheilt worden. Diese neue Ausgabe ist indeß durch den schon sonst gerühmten Fleiß des Verfassers der vorigen ganz unähnlich geworden. Er hat die Folge der Handlung in eine natürlichere Verbindung gebracht, die Zwischenscenen mehr in die Haupthandlung eingeflochten, dem Komischen, das hin und wieder vorkömmt, einen lebhaftern und feinern Anstrich gegeben, und vorzüglich dem Tone der Unterredung mehr Leichtigkeit und Wahrheit mitgetheilt.

Theater der Deutschen. Funfzehnter Band. Königsberg, bey Kanter. 1776. gr. 8.

Ueber den Werth und die Rechtmäßigkeit dieser Sammlung haben wir schon sonst unsre Meynung gesagt. Gute und mittelmäßige Stücke kommen darin in eine kontrastirende Nachbarschaft. Gegenwärtiger Band enthält die Schauspiele: 1) Göz von Berlichingen. 2) Die Eroberung von Magdeburg. 3) Clavigo, von Göthe. 4) Der Deserteur aus Kindesliebe, von dem jüngern Stephanie. 5) Der Edelknabe, von Engel. Alle diese Stücke sind schon einzeln in dieser Bibliothek beurtheilt. Noch ist ein Verzeichniß von den in allen funfzehn Bänden enthaltenen Schauspielen angehängt.

Mo.

Deutschlands Originaldichter. Zweyter Band. Hamburg 1775. gedruckt und verlegt bey J. P. C. Reuß. 1 Alphab. u. 5 Bog. in 8. — Dritter Band. Gleich stark. — Vierter Band. 1776. gleich stark.

Diese Bände enthalten: noch Oden und Lieder, denen schon der ganze erste Band gewidmet war); Romanzen und Balladen; Elegien; geistliche lyrische Gedichte; Lehrgedichte nebst Episteln; Sinngedichte; Idyllen.

Die

Die Namen der Verf. kann man sich selbst leicht denken, wenn wir sagen, daß alles aus unsern bekanntesten Dichtern genommen ist, zum Theil auch aus den Musenalmanachen, dem deutschen Merkur, u. a.; und daß nichts neues oder unbekanntes hier vorkömmt. — Oft sind die Stücke unter falsche Rubriken gebracht, z. E. Gellerts Lehrgesang vom Gebet, unter lyrische Gedichte; so auch verschiedene Stücke des Halladat. Gleims Alexis und Elise gehörte besser unter die Schäfergedichte als Romanzen. — Wie Bertuch mit seiner langweiligen Romanze, Theobald, unter die Originaldichter der Nation kömmt, wird jedermann wundern; die Hauptidee von der Erscheinung und der Besiegung des Mädchens dadurch gehört noch darzu nicht ihm, sondern dem engl. Dichter Dryden. Die Empfindsamkeit von Kl. Schmidt ist auch nicht Original, sondern aus Yoriks Reisen übersetzt. — Gleims Lied eines Säemanns kömmt zweymal vor: unter den Oden und Liedern, und unter den geistlichen lyrischen Gedichten. — Unter den epigrammatischen sind einige vorher unbekannte Namen genannt, als: Göckinghausen, Bock. Zuweilen aber hat der Herausgeber nicht die Namen der Verf. gewußt, z. E. die Stücke in den Göttinger Musenalmanachen mit U. unterzeichnet, sind von Bürger; die Epigrammen: Darstellung ohne Schönheit, Entdeckung und Erfindung, sind von Klopstock. — Noch müssen wir anzeigen, daß izt einige ganze Werke in dieser Sammlung enthalten sind, als: Halladat oder das rothe Buch von Gleim, Alexis und Elise von demselben, wie auch dessen Romanzen; die Wissenschaften von Dusch; die moralischen Ketzer von Withof. — Wegen der Druckfehler hätte bessere Sorge angewandt werden müssen.

Me.

Poésies lyriques de Mr. *Ramler*. Traduites de l'Allemand. A Berlin, chez C. F. Voſs; à Paris, chez Brunet. 1777. 12 Bog. in 8.

Es ist gewiß eine kühne Unternehmung, den Dichter, worauf unsere Nation und unsere Sprache stolz ist, ins Französische zu übersetzen. Allein uns dünkt, er hat sein Unternehmen so ausgeführt, daß es ihm Ehre macht. Daß

 er

er hin und wieder was eingeflickt hat; daß er den kraftvollen Ausdruck zuweilen gewässert und sehr kraftlos dargestellet hat, wollen wir nicht rügen, weil wir manches für einen Fehler der Sprache selbst halten.

Mo.

5) Romanen.

Lebensgeschichte Tobias Knauts, des Weisen, sonst der Stammler genannt. Aus Familiennachrichten gesammlet. Leipzig, bey S. L. Crusius, I. Band, 1773. 17 Bogen. II. Band, 1774. 19 Bogen. III. Band, 1775. 22 Bog. IV. Band, 1776. 20 Bogen. 8.

Wir haben die Anzeige dieses Buchs bis itzt aufgespart, damit wir es mit einemmal ganz anzeigen könnten. Zwar verspricht der V. vielleicht einen fünften Theil hinzuzuthun; doch kann man es jetzt schon einigermaßen als geendet ansehen.

Unsre mehrsten Leser kennen es vielleicht schon, und werden mit uns wohl dahin übereinkommen: daß der V. viel Witz und Laune, und viel Kenntniß des menschlichen Herzens besitze. Er hat einen armen dummen ungestalten Dorfjungen zum Helden seiner Geschichte erwählt; und die geringsten Scenen des niedrigen Lebens (die ihm vortreflich gelungen sind,) geben ihm Gelegenheit zu zeigen: daß die Menschen überall gleich sind, daß einerley Thorheiten, Schwachheiten, Leidenschaften die gnädige Frau im seidenen Rocke, und das Bauerweib im Kittel beherrschen. Seine Satiren sind scharf und oft treffend, und die Gegenstände noch eben nicht abgenutzt, z. E. die Begegnung der Landjunker gegen ihre Pfarrer, die Empfindsamkeit zweyer der Seele und dem Körper nach sehr unempfindsamer Fräulein, der stolze harte Eigensinn eines armen Gelehrten, die Universitätsprofessoren u. s. w. Hin und wieder leuchtet ein sehr philosophischer Kopf hervor; und zuweilen sollte man das Buch nur für ein Vehikulum halten, um den wahren aber paradox scheinenden Satz bekannter zu machen: daß

unendlich

mendlich viel bey den Handlungen, Grundsätzen, Meynungen, sogar Religionsmeynungen, der Menschen auf die jedesmalige Beschaffenheit des Körpers ankömmt. Vornehmlich gefällt uns seine feine Entwickelung der ersten Ursachen und Gelegenheiten bey großen Thaten und Entschlüssen, und seine genaue Untersuchung der Triebfedern des menschlichen Herzens, wodurch denn oft Demuth, und noch öfterer Toleranz gelehrt wird. Er hat uns als Episode einen vortreflichen gefühlvollen herzlichen Mann dargestellt: Selmann, dessen Geschichte jeden gefallen wird. Die Aenderung im Charakter des jungen Herrn Knaut dünkt uns zu auffallend und nicht vorbereitet genug, und die ganze letzte Katastrophe zu abentheuerlich. — Die zu große Sucht zu witzeln verdiente allerdings Tadel, wenn der Verf. in der Vorrede zum letzten Theile nicht selbst diesen Fehler schon erkannt und zu bessern versprochen hätte. Sollte er aber nochmalen Hand an sein Werk legen, so rathen wir ihm sehr, hin und wieder ganze Seiten auszuschneiden, und überhaupt alles mehr zusammen zu drängen. Denn Weitschweifigkeit ist die Klippe, woran er oft scheitert, und dieser Fehler erstreckt sich vom Ganzen der Erzählung und der eingestreuten Reflexionen oft bis auf den Bau einzelner Perioden. Sein Verdienst, als moralischer Schriftsteller, ist: die Begebenheiten des gemeinen Lebens gut zu schildern, und den Gang des menschlichen Verstandes und Herzens dabey, wie er ihn sich vorstellt, darzustellen. Er hat etwas vom Sterne, und etwas vom Fielding.

Mc.

Belphegor, oder die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne.

Bellum omnium contra omnes.

Leipzig bey Crusius 1776. Erster Theil, 288 S. Zweyter Theil, 310 S. 8.

Wir möchten diesen Roman lieber als Pendant zu Voltairens Candide paaren, als solche für eine Nachahmung des letztern ausgeben. In der Oekonomie seines Buchs ist der Verf. Voltairen ziemlich gefolgt, und es ist

uns wahrscheinlich, daß der Candide die Idee zum Belphegor erzeuget hat; doch daran ist wenig gelegen. Unserm V. ist es nicht darum zu thun philosophische Lehrgebäude gerade zu einzustürzen; er bekümmert sich nicht um sie, er giebt uns nur seine Theorie oder das Ideal, das er sich von unsern Weltbürgern aus der Geschichte der Menschen und der Völker geschaffen hat, er zeigt uns den Gesichtspunkt, aus welchem er die Welt betrachtet, und läßt jeden von den Charaktern, die er in der Geschichte schildert, nach der Stimmung seines Herzens bey dem Schauspiele der Welt und dem Zusammenfluß auf ihn wirkender Begebenheiten sich sein eignes System erfinden oder ein erfundenes ergreifen, das Herz dadurch zu beruhigen oder auch zu martern.

Nach des Verf. Theorie sind Neid und Vorzugssucht zu allen Zeiten, an allen Orten, in allen Ständen der Menschheit und Gesellschaft, bey allen Charaktern die allgemeinsten Triebfedern der menschlichen Natur und die Urheberinnen alles Guten und Bösen auf unserm Erdballe. Auf diesen paradoxen Grundsatz, den er im ganzen Ernste zu behaupten scheint, hat er sein Gebäude aufgerichtet, nothwendig sind alle Begebenheiten, die auf die drey handelnden Personen im Buche einen Einfluß haben, nach diesem Grundsatze zugespitzt, sie sind Maschinen des Neides und der Vorzugssucht. Belphegor ein Mann, dem die Natur gleich viel Feuer in die Einbildungskraft und in die Empfindung gelegt hat, täuscht sich so lange mit schönen Illusionen, findet in der Weltharmonie Zufriedenheit und Glückseligkeit, bis er aus seiner idealen Welt in die wirkliche gestoßen wird. Hier muß er sich von dem Wirbel der Begebenheiten, die Neid und Vorzugssucht veranlassen, forttreiben lassen, schwimmt gegen den Strom, und stößt an tausend Klippen. Nun kann er aus den verwirrten Scenen der Welt kein harmonisches zweckmäßiges Ganzes herausfinden, er erklärt alles für ein Chaos, das Verwirrung und Unordnung im ewigen Streite erhalten, und martert sich, wenn ihm sein gutes Herz doch hin und wieder anscheinende Spuren einer abgezweckten Unordnung entdecken läßt, mit Unruhen und Zweifeln. Fromal hat von der Natur in der Masse seines Körpers einen Zusatz von Kälte erhalten, raisonnirt über die Welt mit so vieler Kaltblütigkeit, als jener mit Wärme deklamirt. Sein gutes Herz läßt

ßt ihn die vielfältigen Unordnungen, Grausamkeiten und erwirrungen keiner wollenden Vorsicht zuschreiben; er ht einer Ursache nach, und sein Raisonnement führt ihn uf die Nothwendigkeit des Schicksals, welcher er alle Unordnungen aufbürdet, und findet nach seinem Temperamente Beruhigung darinnen. Der ehrliche treuherzige Medarus hat leichtes Blut, munter dahingleitende Lebensgeister, inen Kopf; der wenig raisonnirt, ein Herz, das gern glücklich seyn will, alles gerade zu auf leichte Gründe glaubt, was zur Ruhe und Zufriedenheit führt, daher erträgt er einen herzhaften Puff von Widerwärtigkeiten geduldig und glaubt fest, daß sie ihm irgend wozu nützlich seyn können; er ist der Vertheidiger des Optimismus. Diese drey handelnden Personen, die wir hier mit des Verf. eignen Worten charakterisirt haben, führt er, nicht durch unsere, sondern durch eine selbstgeschaffene Welt, zu welcher die vier Theile der unsrigen zwar Materialien hergeben müssen, die aber an einigen Stellen so allegorisch aussieht als die, welche Nikolaus Klimm durchwandert hat. Alle Begebenheiten, die diesen drey Wanderern aufstoßen, sind so an einander gereihet, wie sie sich der Phantasie des V. dargestellet haben, ohne Wahl und Anordnung oder Verbindung der Geschichte zu einem Ganzen, sie sind einzelne Gemählde, in welchen Neid und Unterdrückung immer die Hauptzüge sind. Alles das liegt nun zwar in dem Plan des Verf. aber das ist nicht zu leugnen, daß eben diese Einförmigkeit einer so großen Menge von Begebenheiten, endlich eine solche Ermüdung beym Lesen verursacht, daß man sich nicht wohl das Ueberschlagen verwehren könnte, wenn das Raisonnement der oben charakterisirten Personen und die verschiedene Art über diese Zufälle zu denken und sich dabey zu benehmen, den Leser nicht gewissermaßen wieder schadlos hielten. Die Theorie des Verf. eben so wie die Belege dazu in dieser Geschichte sind die Frucht einer raschen Einbildungskraft, die alles nach dem Eindruck modelt, den der erste überschauende Anblick, der alles gleich durchschauen will, auf die Seele macht. Aus diesem Gesichtspunkte muß man den Verf. in diesem Buche betrachten, nicht als den kaltblütigen Philosophen, der mit ruhigem Geiste prüft und untersucht. Jedoch das wahre oder falsche in der Theorie des Verf. bey Seite gesetzt, sind die

Handlungen und Aeußerungen Urtheile und Benehmungen der von dem Verf. aufgestellten Charaktere, in Rücksicht der auf sie wirkenden Zufälle und Begebenheiten, sehr nach der Natur, welches jeder Leser, der mit einiger Aufmerksamkeit liest, nothwendig empfinden muß, und das ist auch dasjenige, was dem Recensenten in diesem Buch hauptsächlich behagt; aber seinem Bedünken nach war der ganze zweyte Theil zu viel, denn da hier die Geschichte an sich in gar keine Betrachtung kommt, so ist eigentlich alles das schon zur Gnüge im ersten enthalten, was der zweyte nur wiederholt.

Hr.

Familiengeschichte und Abendtheuer Junker Ferdinands von Thon. Nürnberg bey Raspe 1775. Erster Theil 272 S. Zweyter Theil ebenfalls 272 S. 8.

Diese Geschichte hat viel Angenehmes und Unterhaltendes. Wer nicht immer ein hohes Ideal, einen gekünstelten Plan und wunderbar überraschende Auftritte verlangt, dem wird diese Schrift, die ganz aus dem gemeinen Leben genommen ist, wo alle Scenen mit einer gewissen Simplicität angelegt und nach der Natur der Sache mit Wahrheit fortgeleitet sind, nicht mißfallen können. Der Held derselben ist ein junger Wildfang, Junker Ferdinand von Thon, der in seinem Jünglingsalter mit einem Kopf voll romantischer Begriffe, mit einer Buhlerinn, die er von ungefehr in der Gegend seines väterlichen Rittersitzes aufhascht, entläuft, und von dieser feinen Dirne ganz natürlich geplündert und betrogen wird. Seine erste Ausflucht geht nach Erfurth zum Wirth Kallenberg im Schleensdorn; hier erwartet er seine Geliebte so lange mit Geduld, als sein Geld zureicht, beginnt für lieber langer Weile einige Thorheiten, die ihm desto geschwinder seiner Baarschaft verlustig machen, und sieht sich endlich genöthiget, das Anerbieten seines Freundes, des Cato von Utika, Principals einiger herumziehenden Comödianten, anzunehmen und sich bey ihm zu engagiren. Er soll in der Rolle des Magister Stifelius in Hollbergs Bramarbas debütiren; aber ein

in Blick auf seine Geburt und jetzige Situation und noch iner durch die Scenen ins Parterre, bringt den Helden uf den plötzlichen Entschluß, durch eine Hinterthür die lucht zu nehmen und seinen Freund Cato seinem Schick il zu überlassen. Auf der Landstrasse stößt er auf einen rupp Glasenappischer Dragoner und so kommt er in preuß schen Kriegsdienst, von Leipzig nach Schlesien, wo er nter einen Hauptmann kommt, der sein Pflegvater wird, inen Geist und Herz zu bilden, und einen guten Soldaten us ihm zu ziehen sich mit gutem Erfolg bemühet. Nach inigen Jahren wird er durch Händel mit dem Lieutenant on der Kompagnie wieder von seinem Pflegevater ge- rennt, er läuft wieder eine Weile in der Welt herum, hat eue Ebentheuer, die sehr unterhaltend sind, und langt end- ich, nachdem er seinen ehemaligen Familienarzt, den Dok- or Schröpfkopf, in der Gestalt eines Marktschreyers ange- roffen, von dem er viele Familienveränderungen erfährt, nit diesem seinen Freunde in Thorstein, der Residenz des Fürsten von Kummerland, an. An diesem kleinen Hofe ebt seine Schwester Fräulein Amalie als Hofdame und Fa- voritinn der jungen Prinzeßinn; diese Schwester, die nach- gehends den Baron von Hechtstein, der Hauptmann der Fürstl. Truppen, Kammerherr, Jagdjunker, Chevalier d'Honneur und Ausfüller aller unbesetzten Hofchargen war, heyrathet, bringt den Junker als Lieutenant der Garde unter, und er wird zu seinem Vortheil hier in Denkungsart und Sitten ganz umgeformt. Auch dem ehrlichen Doktor geht hier sein Glücksstern auf, der sich durch den Kanal ei- nes Tobacksklystiers, das er einem kranken Pferde im Fürstl. Marstall applicirt, bey dem Prinzen Elias, einem Onkle des Fürsten, dergestalt in Kredit bringt, daß ihn dieser zu seinem Leib- und Roßarzt macht, und ihn auf Lebenszeit versorgt. Bis hieher hat alles im Buche sehr unsern Bey- fall, aber nun kommt eine Liebesintrigue des Junker Fer- dinands mit der Prinzeßin, die den zweyten Theil meistens ausfüllt, eine sentimentalische Geschichte, die ungeachtet aller feinen Bearbeitung des Verf. für eine vaterländische Geschichte zu befremdend und romantisch ist, besonders da r diese heterogene Liebe mit einer Vermählung krönt. Nachdem das Geheimniß dieser Liebe durch die Ränke des Baron von Hechtstein ist entdeckt worden, muß Junker

Ferdi-

Ferdinand wieder das Weite suchen, er kommt in eine so kritische Lage, daß er sich in Londen, wohin ihn sein Schicksal geführet hat, mit nichts anders als einem herzhaften Sprung in die Themse zu rathen weiß. Doch bleibt es nur bey dem Vorsatze; denn endlich bringt ihn seine Prinzessinn aus aller Verlegenheit, die ihm nach London mit seiner Schwester Amalie, (die nach Hechtsteins Tode durch einen wunderbaren Zufall mit dem preußischen Hauptmanne von Wunderfeld, Ferdinands ehemaligem Pflegevater, vermählt ist) nachreiset, und nachdem sie ihn geheurathet hat, bringt der Verf. diese Personen in die Gesellschaft des Cato von Utika, (von dem sichs endlich findet, daß er gar zur Verwandtschaft gehört, da die älteste Schwester des Junkers, die aus einer Comtesse manquée eine Komödiantinn worden, diesen verunglückten Principal geheurathet hat,) und zuletzt alle auf eine englische Kolonie nach Amerika, wo sie nach ihres Herzens Wunsch bey einander leben.

Die Familiengeschichte, die hin und wieder eingeflochten ist, hat nicht weniger als das übrige unterhaltende Auftritte, und wenn wir die angeführte Liebesintrigue ausnehmen, der wir nur eine andere Wendung gewünscht hätten, so ist dieser Roman sonst in allen Betracht einer guten Aufnahme würdig, die Schreibart ist leicht und natürlich es fehlt dem Verf. nicht an Laune, die, was das Beste ist, nicht in eine unbändige Schwazhaftigkeit ausartet; was ihm seine Laune eingiebt, ist anlachend und stehet am rechten Orte. Der Abdruck ist ziemlich fehlerhaft, doch nur in Kleinigkeiten, die der rasche Leser nicht einmal wahrnimmt.

Hr.

---

6. Weltweisheit.

Des Grafen von Shaftesbury philosophische Werke, aus dem Englischen übersetzt. Erster Band, Leipzig bey Weygand 1776. in 8. 468 Seiten.

Daß diese Uebersetzung vor ihrer Vorgängerinn von 1768. wesentliche Vorzüge hat, leuchtet gleich bey dem ersten Anblicke in die Augen. Sie ist fließend, rein, und

läßt sich wie ein teutsches Original, lesen; aber den ganzen eigenthümlichen Charakter Shaftesburys druckt sie nicht aus. Freylich ist es schwer, einen Mann wie Shaftesbury, der alles mit dem gefälligen Lächeln eines Weltmannes sagt, und mehr für die große Welt, als für abstrakt und präcis denkende Philosophen schreibt, der über die Gegenstände seiner Untersuchungen eine gewisse sanfte Heiterkeit verbreitet, in eine fremde Sprache zu übertragen. Aber um desto mehr Fleiß und Anstrengung hätte an diese Arbeit gewendet werden müssen, und um desto eifriger hätte man der Urschrift nachstreben müssen. Manches ist für teutsche Leser nicht deutlich genug gesagt, manches, was im Original gefällige Laune ist, wird im Abdrucke hart und anstößig. Wir sagen dieß nicht um den Werth dieser Arbeit herabzusetzen; sondern um bey den folgenden Theilen, seine Erhöhung, wo möglich, zu veranlassen. Die Worte der Vorrede be receiv'd, constru'd and taxen, die hier eine so gute Wirkung thun, sind in das einzige, vertreten sollen, verwandelt, und dadurch hat diese Stelle einen großen Theil ihrer Anmuth verlohren. Der Gedanke S. 3. "doch bin ich überzeugt, daß diese Nachahmung, die andere so leicht verdauen, Ihnen bisweilen etwas hart im Magen liegen mußte," ist etwas zu hart, als daß er von einem feinen Weltmanne kommen konnte. Die Stelle S. 6. durfte wohl nicht jeder deutsche Leser gleich verstehen. Ein Freywilliger im Glauben seyn, S. 7. ist unsern Ohren auch ein wenig zu fremd, so reizend auch der Ausdruck in der Grundsprache lautet; dem Geiste ein Zugewicht geben, S. 9. ist gleichfalls ungewöhnlich, und verräth Affektation des Witzes, die im Original gar nicht ist, denn hier heists, add something to your Thought and Genius. Ebendaselbst ist auch der Ausdruck: die Beredsamkeit herbeyherrschen, zu erkünstelt, und der Simplicität der Urschrift nicht gemäß, denn hier steht das gewöhnliche Wort command. Wenn S. 16. für statt einer Muse, in Ermanglung einer Muse gesetzt wäre: so würde dieß nicht nur das Lächeln des Schriftstellers, sondern auch seine Worte genauer hergestellt haben; denn im Englischen heist es in default of a Muse. S. 12. sind zwey Perioden, gegen den Geist des Originals, in eine verwandelt worden, weil der Verfasser hier einige Einwendungen von anders denkenden vor-

verträgt, und dazu schickt sich der abgebrochene Styl vortrefflich. Wäre es nicht besser gewesen, an statt; es kann vielleicht scheinen, daß diese Freyheit zu weit geht, und u. s. f. so zu übersetzen: Freylich, kann es scheinen, daß diese Freyheit zu weit geht. Vielleicht beschuldigt man uns, daß wir einen schlechten Gebrauch davon machen? die Periode, wenn Menschen lasterhaft u. s. w. auf eben dieser Seite, die etwas dunkles hat, hätte durch eine kleine Veränderung, ohne Schaden des Ausdrucks deutlicher gemacht werden können, wenn sich der Verfasser nicht zu genau an das Englische, 'tis Reason still, must reash 'em to do better, gebunden hätte; der Ausdruck, welcher Schein des Lächerlichen kann gegen die Vernunft zu Felde liegen? S. 13. ist, unserer Empfindung nach, zu gezwungen, als daß er gefallen könnte; The story ist S. 19. durch die Geschichte übersetzt, allein aus dem Zusammenhange ist offenbar, daß hier nicht von der Geschichte überhaupt, sondern nur von der kurzen vorher angeführten Begebenheit oder Fabel des Bacchus die Rede ist. In eben dieser Periode ist Hint durch Wink ausgedruckt, und daraus der für uns unverständliche Ausdruck entstanden: die Natur giebt uns einen sehr deutlichen Wink von der Natur dieser Leidenschaft. Vapors naturally rise wird S. 20. durch: natürlicher Weise steigen Dünste auf, gegeben und der Leser dadurch in die Ungewißheit versetzt, ob von physischen oder animalischen Dünsten die Rede ist; Shaftesbury dachte an die Vapeurs, die manchen unserer Nachbarinnen so beschwerlich sind, und diese hätten also etwas bestimmter angedeutet werden müssen; S. 25. ist humour zu unbestimmt durch Laune übertragen, denn was die Laune der Liebe, der Galanterie, oder der irrenden Ritterschaft ist, möchte man wohl schwerlich verstehen. Wir wünschen, daß man ähnliche Versehen bey der Fortsetzung vermeiden, und dahin sehen möge, uns den Shaftesbury als Shaftesbury aufzustellen. Von der Seite des Papiers und Drucks empfiehlt sich diese Uebersetzung gleichfalls sehr.

Or.

Dubia ontologica. 1 Bog. in 8.

Der Verfasser sagt, er habe sich bald ein halbes Jahrhundert durch auf die Weltweisheit gelegt, und sich besonders

sonders angelegen seyn lassen, die ersten Grundbegriffe durchzustudiren, es sey ihm aber nie gelungen, gewisse wichtige Zweifel aufzulösen.

Dann fährt er mit folgenden Worten fort: Dantur jam eruditi, qui majori cognitione se gaudere & facili negotio intimam rerum naturam detegere posse gloriantur. Hos etiam atque etiam rogo &c. Wir gestehen, daß uns diese Gelehrten ganz unbekannt sind. Sollte der Verfasser einige von ihnen kennen, so würde er ganz gut thun, falls nämlich ihre Ruhinräthigkeit nicht eitel ist, sich an sie zu wenden. Bald darauf, da er den Weg zeigen will, den er genommen, fügt er bey: Illi se mihi itineris comites præbeant, qui me salvum in portum ducere sustinent. Dieses wird wohl nur ein Wunsch seyn, oder überhaupt sagen wollen, daß dem Verfasser mit andern Reisegefehrten nicht gedient sey. Das mag gar wohl seyn. Da er aber seine Reise im Drucke erscheinen läßt, so wird jeder sich die Wahl vorbehalten, nach eigener Willkühr mitzureisen, gesetzt, man wollte auch nur sehen, welches die avia Pieridum loca sind, wo der Verfasser stecken geblieben.

Erster Anstoß. Dieser zeigt sich D. 8. in voller Stärke. Contingens ex necessario fluere nequit, ex quonam igitur fonte fluxit? Wir dächten hiebey ex fonte veritatum æternarum. Denn es giebt Wahrheiten, die, so zu sagen, an Zeit und Ort gebunden sind. Es sind gerade die von Dingen, die wir zufällig nennen. Sie gehören aber nichts desto weniger ins Reich der Wahrheiten. Ferner denken wir mit dem Verfasser, daß ein an sich und in Absicht auf seine Existenz nothwendiges Wesen nicht existiren könne. Ob es aber gerade nur auf die Art existiren könne, auf welche es wirklich existirt, dieses zu erörtern, müssen die Gründe in dem nothwendigen Wesen selbst gesucht werden. Der Verfasser wird leicht einsehen, daß hier alles in Betrachtung kömmt, was über den Willen und die Freyheit Gottes ist geschrieben und gestritten worden. Des Verfassers Ausspruch: Substantia necessario existens non aliter quam secundum omnes rationes semel determinata existere potest, thut uns kein Genügen. Man müßte die omnes rationes (worunter wir auch relationes verstehen) vorzählen, um zu sehen, ob sie in der That zugleich beysammen existiren können, oder semel pro semper müssen?

In Ansehung der Relationen geht es unstreitig nicht an. Die an Zeit und Ort gebundene Wahrheiten wollen auch bey der Abzählung ihren Antheil haben. Also dürften wohl die rationes (& relationes) omnes auf die simul compossibiles eingeschränkt werden müssen. Es bleiben noch immer unendlich viele. Das schlechthin nothwendige Wesen wird dadurch weder endlich gemacht noch zu denen Dingen erniedrigt, von denen wir den Begriff des zufälligen abstrahirt haben. Ferner giebt schon die Vernunftlehre Anleitung, bey Zergliederung eines Begriffes die Essentialia besonders hervorzusuchen, und diesem zufolge würden bey der in Vorschlag gebrachten Abzählung die Sätze: Ens necessario existens substantiam non mutat; mutat vero quidquid connectitur cum veritatibus a tempore & loco pendentibus, so sagen wir weiter nichts als was die Theologen mit ihren Deus mutatur ad extra längst schon gesagt haben.

Zweyter Anstoß. Unendliche Reyhen veränderlicher oder vergänglicher Dinge a parte ante, müßten eine unendliche Zahl möglich ja so gar wirklich machen. Eine unendliche Zahl ist aber nur eine Erdichtung der Mathematicker. Dessen unerachtet thut doch der Verfasser gleich hierauf den Ausspruch: Numerus infinitus infinito æqualis est.

Dieser Ausspruch ist sehr unmathematisch. Ein Mathematicker machet $\frac{ax^2+bx+c}{x^2+dx+e}=a$ sobald er x als unendlich ansieht; und schließt dabey nach geometrischer Schärfe richtig. Nach dem Verfasser würde dieser Ausdruck keine Bedeutung haben; denn er sagt: Infinitum nec majus nec minus admittit. Versteht er das absolut unendliche, so gestehen wir, daß wir nicht wissen, wie viel oder wie wenig dazu gehört, so sehr wir auch aus andern Gründen überzeugt sind, daß etwas Unendliches wirklich existirt.

Dritter Anstoß: Sunt qui omnia æterno & *necessario* fluxu evenire contendunt. Si hoc est, nulla substantia libere agit — nemo est auctor actionum suarum — &c. Mit solchen argumentis ab invidia ductis ist nicht nur der *Stoæ* Fatalismus, sondern selbst **Wolfens** Rerum nexus oft und viel bestürmt worden. Man kehre es um und nehme aus der bloßen Erfahrung, daß die Menschen

chen viel und oft ganz frey handeln, frey im Gegensatz von
em, was man in gewissen Fällen *Caprice* nennt, und was
ie freyen Handlungen sämmtlich seyn würden, wenn nicht
Vernunft und Auswahl dabey vorkämen. Dieses ange-
ommen, so wird es ins Theologische übersetzet so lauten:
Gott stellte sich eine Welt vor, in welcher Geschöpfe frey
andelten. Er fand sie vorzüglicher als Welten von bloß-
en Maschinen. Er brachte sie zur Wirklichkeit, so daß sie
unmehr existirt. Die freyen Handlungen kommen nun
er Ordnung nach zum Vorschein. Endlich sagt der Ver-
asser, die sämmtlichen ihm bisher vorgekommenen meta-
hysischen Beweise von der Existenz Gottes haben ihm noch
ein Genügen gethan, er glaube sie aber aus ganz gemei-
en Gründen, wolle jedoch einen ächten metaphysischen Be-
eis gern annehmen.

Wir wollen ihm zum Trost sagen, daß schon mancher
estorben ist, ehe er sich von dem einen oder andern mathe-
atischen Lehrsatz hat überzeugen können. Nieuwentyt
arb darüber, daß die Differentialien höherer Ordnungen
Indinge seyen. Hinwiederum starb Gregorius a S. Vin-
entio mit dem festen Glauben, daß er die Quadratur des
irkuls gefunden habe. Er hinterließ Schüler, die ihn
gar noch vertheidigen wollten, and vielleicht auch unbe-
ehrt gestorben sind. Geschieht dieses am grünen Holz,
as wird am dürren werden? Dem Verfasser müßte man
ntweder neue Beweise vorbringen, und erwarten, ob er
lle Wörter gerade in eben dem Verstande nimmt; oder
an müßte bey den bisher bekannten Beweisen umständli-
er nachfragen, worinn sein Tadel bestehe. Gehören die
orhin angeführten drey Zweifel dahin, so finden wir sie
nge nicht so wichtig als sie dem Verfasser vorkommen.
Man hätte zu viel zu thun, wenn man jedem, der die Me-
aphysik studirt, durchaus einerley Begriffe beybringen
ollte. Am Schluße kommen noch zwo Aufgaben oder
ragen vor. 1. Ist es wahr, daß alle Substanzen un-
urchdringlich sind? 2. Könnte nicht die Durchdringlichkeit
Stufen haben und einseitig seyn, so, daß eine Substanz
ehrere andere zugleich durchdringen könne, ohne daß hin-
iederum diese sich eben so weit auszubreiten vermögend
nd? Man müßte die immateriellen Substanzen näher ken-
en, um hierüber ein Urtheil zu fällen: überhaupt deucht

es uns, der Verfasser habe das nicht geschrieben, was er eigentlich hat schreiben wollen, sondern sey währendem Schreiben in ganz andere Reihen von Gedanken fortgerissen worden, die er nur zuweilen wieder denen näher rückt, die er vorzutragen willens war.

Sw.

Die Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele, die erstere nach ihren Gesetzen, beyde nach ihren ursprünglichen Bestimmungen, nach ihrem gegenseitigen Einflusse auf einander, und nach ihren Beziehungen auf Charakter und Genie betrachtet von J. H. Campe. Leipzig, in der Weygandischen Handlung. 1776. 8. 208 Seiten.

Herr Campe hat sich durch seine vorige Schriften bereits als einen angenehmen Schriftsteller und scharfsinnigen Weltweisen gezeigt, und die gegenwärtige Abhandlung macht ihm nicht weniger Ehre als seine ersten Ausarbeitungen. Sie ist, wie er uns in dem Vorbericht meldet, bey Gelegenheit einer von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aufgestellten Preißfrage entstanden, über welche den 1. Jun. 1776. entschieden werden sollte. Verschiedne setzten hinzu, "das Publikum nicht intereßirende Gründe haben den Verfasser vermocht, die Bekanntmachung derselben nicht länger aufzuschieben."

Die Aufgabe der Akademie drückt den Titel ziemlich vollständig aus, Hr. C. hat sich bemühet, derselben in allen ihren Theilen ein Genüge zu thun, ausgenommen daß er nur die allgemeinen Gesetze der Empfindungskraft aus einander gesetzt hat, ohne mit den Gesetzen der Erkenntnißkraft ein gleiches zu thun. Er glaubt, diese letztere Ausführung auch füglich unterlassen zu können, da ihm Wolf und andre deutsche Philosophen hierinn so gut vorgearbeitet, daß in dieser Absicht wenig zu ergänzen, und zu berichtigen übrig gelassen ist. In Ansehung der Empfindungskraft verhält es sich anders, denn ob wir gleich seit einiger Zeit sehr schätzbare Beyträge zu einer Theorie derselben erhalten haben, so schien sie doch dem Verf. noch

nicht

nicht mit dem Fleiße, dem Erfolge und wenigstens nicht so vollständig wie jene, bearbeitet zu seyn. Daher unternimmt er es, auf Leibnitzens Grundsätzen, mit bester Benutzung jener Beyträge eines Sulzers, Cochins und anderer, ein kurzgefaßtes System der allgemeinen Gesetze der Empfindungskraft aufzuführen. Aus demselben leitet er die Beantwortung der übrigen Theile der akademischen Aufgabe her, und theilt uns über diese wichtigen Gegenstände solche Bemerkungen und Betrachtungen mit, die zwar Leibnitzens Schülern, und den Lesern obgedachter vortreflicher Philosophen nicht ganz unbekannt oder neu scheinen werden, (ein Verdienst, worauf auch der bescheidne V. nicht einmal Anspruch macht, und wie er glaubt wegen der Weitläuftigkeit der akademischen Aufgabe, kaum machen konnte) aber dennoch in einer so richtigen und vorzüglich guten Methode geordnet, und in einer so deutlichen und angemessenen Schreibart vorgetragen sind, daß sie schon der Aufmerksamkeit denkender Köpfe werth sind und von ihnen gelesen zu werden verdienen. Desto weniger wird es dann nöthig seyn, einen Auszug aus dieser Schrift zu machen. Da der Recensent dem Hr. Campe in der Hauptsache beystimmt, so begnügt er sich mit einigen wenigen Anmerkungen, wozu ihm des Verf. Gedanken vom Genie, Gelegenheit geben.

Die Natur und Bestandtheile des Genies hat der V. sehr wohl aus einander gesetzt und mit Recht die Sulzerische Erklärung allen andern vorgezogen. Fast scheint es mir ein unnöthiger Umweg zu seyn, wenn der Verf. um die bey dem Genie stattfindende ungewöhnliche Thätigkeit der Vorstellungskraft weiter zu erklären, den Weg der analogischen Entwickelung vermöge einer Vergleichung der Vorstellungskraft mit der Schwerkraft der Körper einschlägt, da uns schon die Erfahrung die angestrengte Aufmerksamkeit als das nächste Mittel der Erhebung, Aufheiterung und Belebung unsrer Vorstellungen kennen lehrt; allein als eine etwannige Erläuterung kan man diese Vergleichung wohl gelten lassen. Der Schluß ist immer richtig, daß das Genie in einer vorzüglichen Leichtigkeit und Fähigkeit der Seele bestehe, ihre jedesmaligen Ideen ausschliessungsweise auf gewisse Gegenstände zu koncentriren: wenn aber Hr. C. den Grundsatz: vis unita fortior, zur Erklärung

aller vorzüglichen Wirkungen der thierischen Vorstellungs-kraft überhaupt hinlänglich hält und behauptet, daß Hr. Herder aus dem eingeschränkten Wirkungskreise der Thiere die sogenannten Kunsttriebe derselben vollständig erklärt habe, so kann ich ihm nicht beystimmen, und muß gestehen, daß mir die Richtigkeit und Vollständigkeit dieser Herderschen Erklärungsart sehr zweifelhaft scheinet. Außerdem, was dagegen in der Anzeige von Hrn. Herders Preisschrift über den Ursprung der Sprache A. D. B. XIX. Band. S. 445 f. bereits erinnert worden, wird es nicht undienlich seyn, noch folgende Anmerkung herzusetzen, die zugleich eine anderweitige mir schwierig scheinende Aeußerung des Verf. von der völligen Gleichheit aller endlichen Vorstellungskräfte betrift. Soll der eingeschränkte Wirkungskreis der Thiere uns die Möglichkeit ihrer ausnehmenden Geschicklichkeiten und Fertigkeiten als Wirkungen ihrer koncentrirten Vorstellungskraft begreiflich machen, so muß man annehmen, daß diese Vorstellungskraft einen weit ausgedehntern Kreis hätte bestreuen, und zu weit mehrern und mannigfaltigern Wirkungen, als sie nun in diesem eingeschränkten Kreise hervorbringet, würde zugereicht haben, wenn gleich alsdann diese Wirkungen auf eine minder genaue, zweck- und instinktmäßige Art vollbracht wären. Ein Ueberschuß von Kraft, deucht mich, muß immer da seyn, wodurch bey einer Umfassung mehrere Gegenstände, mehr, obgleich auf eine minder vollkommne Weise geleistet seyn würde, als nun, da alle diese Kraft auf wenige Gegenstände eingeschränkt ist. Hieraus folgt nun weiter, daß eben dieselbe Vorstellungskraft, die mit dem kleinen Leibe einer Biene vereinigt, und durch denselben auf eine sehr einförmige Handlungsweise eingeschränkt, jezt so erstaunliche Kunstwerke mit unerworbner Fertigkeit und nie fehlender Geschicklichkeit verrichtet, wenn sie in den Leib eines Elephanten eingeschlossen und auf ein größeres Theater versetzt wurde, mehrere und mannigfaltigere Verrichtungen obgleich nicht so künstlich, nicht so genau berechnet, nicht mit solcher Fertigkeit ausführen würde. Und überhaupt würde hieraus folgen, daß je ausgedehnter die Sphäre eines Thiers sey, desto weniger Kunsttriebe sich bey demselben finden. Endlich wenn eben diese Vorstellungskraft in den Leib des Menschen und auf den ausgedehntesten Schauplatz

platz versetzt würde, würde sie gar keine eigentliche Kunsttriebe keine Instinktmäßige Verrichtungen vollziehen, aber fähig seyn durch Uebung eine Menge von Geschicklichkeiten zu erwerben. — Diese Erklärungsart setzt also die völlige Gleichheit aller endlichen Vorstellungskräfte zum voraus, wie denn auch der V. mit deutlichen Worten sagt: S. 144. daß alle endliche Geister gleich sind in abstracto, d. i. ehe sie mit einem Körper vereinigt werden. Aber eben diese Voraussetzung führt uns auf Schwierigkeiten, die schwer zu heben sind. Denn sind sich alle endliche Vorstellungskräfte oder Geister ursprünglich gleich, und werden sie uns durch den Körper, dem sie beygesellt werden, auf eine verschiedne Weise modificirt, so schickt und paßt sich jeder Geist zu jedem Körper, und so scheint Leibnitzens vorherbestimmte Harmonie, vermöge welcher nicht nur die Entwickelungen und Verrichtungen der Seele in dem Körper, sondern hinwiederum die Verrichtungen des Körpers in der Seele gegründet sind, ganz wegzufallen; denn in einer und eben derselben Vorstellungskraft, können nicht die körperlichen Handlungen eines Menschen, eines Elephanten und einer Biene zugleich gegründet seyn. Aber ferner auch die Lehre von der besten Welt, scheint sich mit jener Voraussetzung nicht wohl vereinigen zu lassen; denn diese Lehre setzt voraus, daß Gott allezeit das Beste wähle, folglich nach rationibus objectivis wähle und handle; nimmt man aber an, daß alle endliche Vorstellungskräfte oder Geister ursprünglich völlig gleich sind, so war gar keine ratio objectiva da, die Gott bewegen konnte, einige derselben in Leiber der Menschen, andre in Leiber der Elephanten u. s. w. zu versetzen. Diese ganze wichtige, sich auf die Geisterwelt beziehende Einrichtung des Schöpfers ist also nicht nach Gründen, nicht vermöge einer Wahl des Besten, (denn bey einer völligen Gleichheit findet kein Besseres statt) sondern nach bloßem Willkür gemacht worden. Und konnte Gott einmal so handeln, warum nicht öfter, warum nicht immer? —

Bm.

Neue Apologie des Sokrates oder Untersuchung der Lehre von der Seligkeit der Heiden von Jo-

 hann

hann August Eberhard, Prediger in Charlottenburg. Erster Band, neue und verbesserte Auflage. Berlin und Stettin, bey Friedrich Nikolai 1776.

Ein nur wenig veränderter Abdruck der ersten Auflage, nun ist ein neuer Vorbericht hinzugekommen, worinn der Verf. verspricht, das Resultat seiner über die abgehandelten Materien, seit der Zeit des ersten Abdrucks fortgesetzten Untersuchungen, in einem zweyten Theile zu liefern. Eine Verfassung, womit alle Liebhaber dieses vortreflichen Buchs, insonderheit die Besitzer der ersten Ausgabe zufrieden zu seyn, Ursache haben werden.

Bs.

Trauerreden von Gerhard Julius Coners. Bremen bey Johann Heinrich Cramer. 1775. 8. 128 Seiten.

Nur selten kommen in dieser Gattung so musterhafte Reden zum Vorschein, als diese vier wirklich sind, sowohl was die Wahl der Sachen, als die simple rührende Art des Vortrages betrift. Wenn doch viele unserer geistlichen Trauerredner durch dergleichen weise und christliche Todesbetrachtungen den Hinterbliebenen das Absterben der Ihrigen lehrreich zu machen verständen! dann wäre es noch etwas werth, eine Parentation zu halten und zu hören. Aber dann müssen sie freylich auch an theologischen und philosophischen Einsichten, an Geschmack, Pastoralklugheit und der geraden Ehrlichkeit, nur Wahres und Nützliches bey solchen Vorfällen zu reden, Coners seyn, welches die Heusinger und Lachmanne nicht sind, die in ihren herausgegebenen Trauerreden viel Schematisimus und gekünstelte Andächteley oder Schöngeisterey über die Todten treiben. Die erste Rede des V. handelt von der Jesu Christo ähnlichen Gemüthsfassung bey einem glückseligen Tode. Die zwote: Von dem durch das Evangelium ans Licht gebrachten Leben und unvergänglichen Wesen; die dritte von der Wahrheit; Gott ist der Herr über Leben und Tod; die vierte: von der seligen Wachsamkeit der Christen auf

die Zukunft ihres Herrn. Man muß sich über die Richtigkeit der Vorstellungen vom Christenthum überhaupt, und insonderheit von dem, was Leben, Tod, Unsterblichkeit, künftigen Zustand der Seele nach dem Tode betrift, die der Verf. den Zuhörern macht, über seine Geschicklichkeit im leichten Auslegen und Erklären poetischer bildlicher Schriftstellen, die davon handeln; über die Freymüthigkeit, mit welcher er jeden der menschlichen Glückseligkeit schädlichen Wahn, durch den sich viele bethören lassen, so alt er seyn mag, zu zerstören sucht; über die interessante Anwendung, die er von der Denkungsart, dem sittlichen Charakter, den äußerlichen Umständen und der Todesart des Verstorbenen auf die lebenden Freunde und Angehörigen zu machen weiß, freuen, weil einem unter den vielen Trauerrednern, die ihre Sermonen im Druck ausgehen lassen, so ein einsichtsvoller, wackerer Mann, dem man mit Wohlgefallen und Nutzen zuhört, nicht eben gar oft aufstößet. Hier sind nur ein Paar Proben zur Bestätigung unsers Urtheils von der Güte der Conerschen Reden. S. 40 f. "Schädlichen Irrthum und Unwissenheit sollte die Erscheinung des Heilandes Jesu Christi vertreiben. Er sollte in der Religion überhaupt bessere Grundsätze lehren, und, worauf wir itzt nach unserm Texte (2 Timoth. I, 10.) nur sehen, durch sein Evangelium, durch seine Geschichte, Leben, Leiden, Tod und Auferstehen, neue Kennnisse und Vorstellungen befördern, die allen Eindruck, sowohl des vormaligen Aberglaubens, und des Unglaubens, aufzuheben vermögend wären. Darum suchen die Apostel alle jene heidnisch-jüdische Meinungen von einem unterirdischen Todesgebiet, alle Schrecken der sogenannten Engel des Todes, des Verklägers, und andern wunderlichen Wahn von den Christen zu entfernen. Sie zeigen, daß Jesu wahrhaftige Auferstehung und Erhöhung ein Siegel der Wahrheit sey, daß die geistlichen Fürstenthümer, Herrschaften und Gewaltigen, die sie sich eingebildet, zerstöret, aus welchen Christus einen Triumph gemacht, und sie, als bezwungene Feinde, gleichsam Schau getragen. Tod, rufen die Boten des Heilandes aus, wo ist dein Stachel? Hölle, oder Grab, wo ist dein Sieg? Gelobet sey Gott rc. S. 53. "Die Rechtmäßigkeit und Ordnung der Gesinnungen, darin die Tugend bestehet, macht an sich die Gesundheit

„heit des Geistes, so zu reden, oder die Glückseligkeit eines „vernünftig freyen Wesens aus. Es ist uns nirgends eine „göttliche wunderthätige Umbildung der Seele im Tode und „in der Auferstehung verheißen, sondern es wird nothwen„dig an unserer Seite die verbesserte Verfassung vorausge„setzt, in welcher wir an der Gemeinschaft Gottes und der „Seligkeit des Himmels Antheil haben können. Die Wohl„fahrt hier und dort sind nur verschiedene Stufen unseres „Zustandes. Wer zu den höhern in Himmel hinauf steigen „will, muß den Weg (die untersten Stufen müßte es „wohl, nach der angefangenen Vergleichung, heißen,) hier „zu betreten anfangen. Der Neugierige fragt: Wie wird „der Zustand der Seele nach dem Tode seyn? Ich antworte: „dem gemäß, was hier in deinem Gemüthe herrscht, was „du hier liebst und suchest. So lange man diesen Zusam„menhang nicht lebendig einsicht, wie gänzlich der künftige „Zustand sich auf den Zustand bey Leibes Leben bezieht; so „lange man sich dagegen die Vorstellung macht, als wenn „die Seele bey der Trennung vom Körper auf einmal gleich„sam umgeschaffen werden soll; so lange wird alle Er„mahnung zur Uebung der Gottseligkeit und gehöriger An„schickung auf die Ewigkeit mehrentheils vergeblich bleiben; „oder man wird nur die letzten Augenblicke des zeitlichen „Lebens stets für hinlänglich halten, der Vereinigung mit „Gott empfänglich zu werden; zumal wenn der praktische „Irrthum, die gewöhnliche Misdeutung der theuren Lehre „des Verdienstes Jesu Christi, dazu kömmt, das uns ohne „wahre Besserung, ohne innere moralische Güte, zu Theil „werden soll.“ Es sollte den Rec. freuen, wenn diese Anzeige der Conerschen Reden, deren Werth so viel grösser ist, je weniger der bescheidene Verf. daraus macht, Gelegenheit gäbe, daß sie allgemeiner bekannt, und besonders von denen, die auf eine nützliche Art wollen parentiren lernen, mit Aufmerksamkeit gelesen würden.

F.

---

7. Mathematik.

Gründlicher Unterricht von Anlegung dauerhafter Wittwenkassen. Altona, 1776. 3½ Bog. in 8.

Unten

Unten auf dem Titel stehen noch die Worte: **Eine merkwürdige Schrift eines Kenners eines solchen Etablissements.** Und schlägt man das Titelblat um, so findet man noch: *Not.* **Dieser Unterricht ist in Koppenhagen verfertigt worden.** Dieses mag für dänische Indigenaten etwas auf sich haben. Für andere ist es sehr gleichgültig. Und endlich wird doch die Hauptfrage darauf ankommen, ob der angepriesene Kenner ein Kenner, und seine Gründlichkeit eine wahre Gründlichkeit ist? Hierüber müssen wir ihn selbst hören. Er schließt S. 16. folgendermaßen:

1. Ein Mann sorgt am sichersten für die Auskunft seiner Frau, wenn er setzt, sie werde ihn überleben, obschon das Gegentheil allemal möglich ja oft wahrscheinlich ist.

2. Also muß man auch zum Vortheil der Wittwenkassen annehmen, daß alle Frauen ihre Männer überleben.

3. Man addire also zum Alter der in die Gesellschaft eintretenden Frau die Mittelbauer des noch bevorstehenden Lebens ihres Mannes, so findet sichs, in welchem Alter die Wittwenschaft anfängt. Für dieses Alter suche man die Mitteldauer ihres noch bevorstehenden Lebens, so giebt diese die Dauer der Wittwenschaft an.

4. Man weiß also wie lange die Ehe, und wie lange die Wittwenschaft dauert, folglich kann man auch ohne Mühe die Pension mit der Einlage proportioniren. Freylich alles dieses salvo errore calculi & ratiocinii.

In Ansehung des ersten Punkts ist soviel richtig, daß ein Mann, der in eine Wittwenkasse einlegt, oder noch vielmehr dessen Frau besorgt, sie möchte ihn überleben; es ist aber diese Besorgniß noch keine Gewißheit, auch giebt der Verfasser zu, daß das Gegentheil oft sehr wahrscheinlich ist.

Bey dem zweyten Punkt haben wir zu erinnern, daß wenn man in Rechnungen eine falsche Voraussetzung annimmt, dieses geschieht, entweder um sie zu widerlegen, oder um aus dem Unterschiede des Erfolges vom Wahren, wie bey der Regel falsi, die wahre Voraussetzung zu finden. Wenn keines von beyden ist, da muß man beweisen, daß die falsche Voraussetzung den Erfolg wenigstens nicht merklich ändere. Dieses ist es, was die ächte **Gründlichkeit** erfordert. Der Verfasser hat es aber nicht gethan. Es

kann auch nicht anders geschehen, als wenn man entweder den wahren Erfolg für alle Fälle aus wirklichen Beobachtungen bestimmt, oder denselben aus den wahren Gründen mittelst der Sterbetafeln berechnet. Thut man aber eines von beyden, so wird die Vergleichung des wahren Erfolges mit dem was der Verfasser heraus bringt sehr unnöthig, da sie höchstens nur dient um zu sehn, wie viel oder wie wenig er gefehlt hat. Ueberhaupt kann man ohne Mühe einsehen, daß sein zweyter Punkt vom wahren desto weniger abweicht je älter die Männer als ihre Frauen sind. Man setze nur die Männer seyn 80, die Frauen 20 Jahr alt, so werden die Ausnahmen sehr geringe seyn. Der Verfasser untersuchet erst den Fall, wo der Beytrag gleich Anfangs ganz geschieht, jedoch daß von dem dadurch entstehenden Kapital Zins und Zinses-Zinse sicher und ununterbrochen gehoben werden. Dadurch wird die anfängliche Einlage sehr vermindert, die Mühe, Unkosten und Zeitverlust des jährlichen oder halbjährigen Einziehens fällt weg, und die Kasserechnung wird kürzer. Nur fällt es vielen Theilnehmern nicht leicht, den Beytrag auf einmal aufzutreiben. Die Gesellschaft schränkt sich dadurch auf solche ein, die es können. Und diese sind freylich nicht die schlechtesten. Es macht aber dieses Zins auf Zins rechnen die im 3ten Punkt erwähnte mittlere Dauer der Ehen und des Wittwenstandes, wenn auch übrigens nichts dawider zu erinnern wäre, fast ganz unbrauchbar. Denn Zins auf Zinsen vermehren das Kapital in geometrischer Progreßion. Davon kömmt aber bey der Berechnung der mittlern Lebensdauer nichts vor. Wir haben, um zu sehen wie der Unterschied ausfällt, den besondern Fall, und zwar Kürze halber nur von 5 zu 5 Jahren nach den wahren Gründen berechnet, wo der Mann 30 die Frau 15 Jahr alt ist, und finden, daß der anfängliche ein für allemale zu liefernde Beytrag, fünfthalbmal so viel austragen müsse, als die Wittwe jährlich beziehen soll, so daß wenn nach des Verfassers Tariffe die Pension 10 Thaler oder 960 Schillinge dänisch betragen soll, die anfängliche Einlage 45 Thaler oder 4320 Schillinge betragen müsse. Der Verfasser bringt für eben diesen Fall und zwar ebenfalls die Zinse zu 5 procento gerechnet, nur 2316 Schillinge heraus. Dessen unerachtet findet er dienlicher, daß die anfängliche Einlage nicht à fond

perdu

perdu geschehe, sondern in jährliche Beyträge verwandelt werde, weil das Unterbringen eines so großen anfänglichen Kapitals desto schwerer wird, je größer die Gesellschaft ist, und der jährliche Beytrag den meisten leichter fällt. Diesen setzt er und zwar mit Recht größer an als die anfangs geringe Zahl der Wittwen erfordert, damit die Wittwen nicht den folgenden zu Last fallen; weil auch diese schon ihre eigene Last haben. Noch behält er sich vor den Beytrag zu erhöhen, wenn es nöthig seyn sollte. Dieses wird doch nicht sagen wollen: wenn der Beytrag wegen irriger Rechnung oder aus Begünstigung der ersten Theilnehmer zu gering angesetzt worden. Denn beydes soll vermieden werden.

Zz.

Johann Georg Büsch, Versuch einer Mathematik zum Nutzen und Vergnügen des bürgerlichen Lebens, welche das Nutzbarste aus der abstrakten Mathematik und eine praktische Mechanik enthält. Zweyte verbesserte Ausgabe. Hamburg in Verlag des Verf. und in Kommißion bey Bohn, 1776. 1 Alph. $7\frac{1}{2}$ Bog. gr. 8. mit 18 Kupf.

Dieses brauchbare Buch ist bekannt genug, daß es nicht nöthig seyn wird, eine umständliche Anzeige von dieser zweyten Ausgabe zu geben. Im wesentlichen ist sie von der ersten nicht unterschieden, doch hat der Hr. Verf. eine Menge kleiner Verbesserungen angebracht. Die so sehr praktisch und faßlich abgefaßte Mechanik empfehlen wir dem Leser besonders, und in derselben vorzüglich den achten Abschnitt, welcher eine Menge der feinsten Bemerkungen über das Maschinenwesen enthält, unter andern eine schöne, von andern versäumte Anwendung der Lehre von den Schwingungen und der Elasticität der Körper auf die Bewegung der Maschinen; die Regel, wie ein Schwungrad auf das vortheilhafteste einzurichten sey, (S. 360); möchte vielleicht noch einigen Schwierigkeiten unterworfen seyn. Wann man auch die Bestimmung des Halbmessers aus der Umdrehungsgeschwindigkeit gelten lassen wollte, so bleibt doch noch die Bestimmung der Masse übrig. Indessen ist

freylich dieses eine noch nicht gehörig untersuchte Sache, bey der man vielleicht noch lange sich mit Versuchen behelfen muß. Diese mit Verstand zu machen, giebt Hr. Büsch schöne Anleitung. Von der Hydraulik hätten wir mehreres in diesem Buche finden mögen, weil das Wasser eine so vorzüglich brauchbare Kraft zur Bewegung der Maschinen ist. Da der Hr. Verf. eine besondere Geschicklichkeit besitzt, höhere Lehren ungeübten verständlich und anwendbar zu machen, so wäre zu wünschen, daß er dieses nachholte, auch die Wissenschaft von der Erhebung und Leitung des Wassers durch Maschinen auf die Art, wie diese Mechanik abhandelte.

II.

Astronomisches Jahrbuch für 1778. Berlin, in der Haude und Spener. Buchhandl. 1776.

Die Einrichtung des Calenders selbst und der Erklärungen bleibt, wie schon bekannt ist. In der Erklärung S. 22 ist aus Versehen ein Unterschied 15 M. 59, 6 S. statt 5 M. 59, 6 S. angesetzt. Auf der 34 S. ist die Mondsfinsterniß den 4ten Dec. unrichtig berechnet worden, weil die Breite des Monds 6 M. 15 S. angenommen worden, die, nach der Methode der Ephemeriden selbst berechnet, 45 M. 46 S. ist. Hoffentlich sind dergleichen Unachtsamkeiten, die freylich dem besten Mathematiker zu schulden kommen, in den Ephemeriden selbst nicht vorgefallen.

Die Sammlung der in die Astronomie einschlagenden Aufsätze enthält folgendes: I. Hr. Lambert, neue Art, Sonnenfinsternisse zu entwerfen. II. desselben scheinbare Lage der Saturnus-Trabanten für den 1sten May 1778. III. der Herren Mallet, Tremblay und Pictet astronomische Beobachtungen zu Genf auf Hrn. M. Sternwarte, vom Herrn Bernoulli mitgetheilt. IV. Auszug eines Schreibens Hn. Lexell an Hn. B. Unter andern vergleicht Hr. L. eine Bedeutung des Aldebaran durch den Mond, die Hr. Mallet zu Genf beobachtet, mit seiner Beobachtung zu Petersburg, und Herrn Meßier seiner zu Paris, und findet daraus den Unterschied der Mittagskreise von Paris und Genf, 15 M. 14 S. Im IIIten Aufsatze hatte ihn Hr. Mallet 14 M. 40 S. angenommen. Aus andern

Beob-

Beobachtungen berechnet Hr. L. noch die Mittagskreise von Lund, Königsberg, Warschau, Suenburg. V. Hr. B. vergleicht die Abweichungen einiger Sterne, nach Bradleys, Mayers, und la Caille Verzeichnissen; und macht VI. über diese Verzeichnisse einige Anmerkungen. VII. Eben ders. theilt einige Nachrichten von Mauerquadranten zu Mailand mit. Sie sind gröstentheils vom Hrn. Baron Cronthal, Professor und Astronomen im kaiserlichen Collegio zu Brera, einem Deutschen, unterschiedenes dabey hat auch ein deutscher Künstler Megele eingerichtet, den der Hr. Baron mit von Wien gebracht; der Quadrant selbst, 6 Pariser Fuß im Halbmesser, ist vom Herrn Canivet, nach Birds Art verfertiget. Der Hr. Abbt Boscovich hat, das Fernrohr im Gleichgewicht zu erhalten, die von den Bernoullien und l'Hôpital untersuchte Aequilibrations-Linie gebraucht. Dieses veranlaßte Herrn Lambert VIII. zu zeigen, wie diese Linie anzubringen ist, wenn sich des Fernrohrs vorderes Ende beym Mittelpunkt des Quadranten befindet, und sein hinteres den Umfang beschreibt. Das Gegengewicht geht alsdann auf der erhabenen Seite der Aequilibrations-Linie, nicht wie bey der Zugbrücke, auf der hohlen. IX. Auch Hr. Bernoulli theilt mit, wie Herr Slope, Prof. der Astronomie zu Pisa, was Hr. Kästner in I. Th. der neuen göttingischen Commentarien, von der Zeitgleichung, und von Berechnung der Durchgänge durch die Mittagsfläche gelehrt, noch einfacher, und brauchbarer zu machen gesucht. Zur Abkürzung dient großentheils, daß Hr. Sl. die Betrachtung der Sternzeit nicht braucht. (Vermuthlich hatte Hr. K. diese nicht weglassen wollen, weil eben der Gedanke, man müsse bey der Zeitgleichung nicht nach Sternzeit, sondern nach mittlerer Zeit rechnen, Hrn. le Caille zu seiner angeblichen Verbesserung veranlaßt hatte, überhaupt aber Sternzeit die einzige gleiche Zeit ist, welche die Natur unmittelbar angiebt, die man kennen muß, wenn man begreifen will, woher die Bestimmung der mittlern Zeit kömmt.) X. Hr. Bernoulli erzählt unterschiedene Verbesserungen, die Hr. Abbt Fontana zu Florenz bey einigen astronomischen Werkzeugen angebracht hat. Die Erzählung verdient in einer astronomischen Bibliothek den Platz, den ihr gegenwärtige, weil sie eine deutsche ist, nicht geben kann. XI. Hr. Bernoulli liefert eine Tafel zum Einschalten, von 10 zu 10 Secunden,

den, bey Hrn. Lamberts Methode zu gebrauchen. XII. Hrn. Lamberts Erinnerungen, vom Gebrauche sowohl dieser Tafel als nachfolgender, nämlich XIII. Hr. Bernoulli giebt auch Tafeln, von Graden, Minuten und Secunden in Decimaltheilen des Kreißes, Tagen, Stunden, Minuten und Secunden, in Decimaltheilen des Julianischen Jahrs, Stunden, Minuten und Secunden, in Decimaltheilen des Tages. In der Vorerinnerung wird gezeigt, nach was für einer Methode diese Tafeln sind berechnet worden. Dergleichen Nachrichten sind, wie Hr. B. sehr richtig bemerkt, nöthig, die Zuverläßigkeit der Tafeln zu beurtheilen. Hr. Bernoulli meldet, er habe diese Tafeln in kränklichen Tagen, oder bey müßigen Stunden auf dem Lande berechnet, ein Beweis, wie ein mathematischer Geist die Zeit anwendet, in der andere sich berechtiget oder gar verbunden halten, nichts zu denken. (In den Philosoph. Transaction. Vol. 55. art. 9. giebt Ferguson mittlere synodische Monate, in Decimaltheilen des Tages, und umgekehrten Zeit, in Decimaltheilen des Monats.) XIV. XV. Auch Hr. B. theilt Beobachtungen von Bononien und Marseille mit. XVI. Hr. Lambert setzt seine Betrachtungen über die veränderliche Sichtbarkeit des Saturnringes fort. Die Tage festzusetzen, an denen der Ring anfangen oder aufhören soll, sichtbar zu seyn, ist sehr unsicher, Güte der Fernröhre, Schärfe des Gesichts, Mondschein, Dämmerung ꝛc. können hie sehr viel ändern. So verlohr sich 1774 der Ring zu Paris dem Hrn. de la Lande den 3. April, Hrn. Messier den 4. 5. zu Mannheim, Hrn. Mayer den 5. Wiederum sah ihn den 1. Julii Hr. Messier zu Paris, den 7. Hr. Mayer zu Schwetzingen. XVII. Vom Hrn. Bernoulli mitgetheilte Mayländische Beobachtungen; Finsternisse von Jupiters Trabanten, mit einem gregorianischen Teleskope von Short, das 230 mal vergrössert. XVIII. Eben ders. giebt Hrn. Lexells Untersuchung über die Lage der königl. Sternwarte zu Berlin, aus einer Bedeckung und Sonnenfinsternissen; von fünf Bestimmungen geben die beyden äußersten: Berlin 43 M. 58 S. oder 44 M. 15 S. östlicher als Paris; Hr. L. setzt, bis man was genaues weiß, 44 M. 10 S. XIX. Auch Hr. Bern. liefert Hrn. Sylvabelle Beobachtung der Sonnenfinsterniß den 1. April 1764. zu Marseille. XX. Hr. B. theilt Hrn. Lexells Anmerkungen

gen über die Widersprüche mit, die in den aus Beobachtungen der Sonnenfinsternisse gezogenen Schlüssen gefunden worden. XXI. Hr. Schulze, über einige Ungewißheiten bey Sonnenfinsternissen. Unter andern rühren sie daher, daß des Monds scheinbarer Durchmesser und Abstand vom Mittelpunkte der Sonne grösser erscheinen, wenn der Mond des Beobachters Scheitelpunkte näher ist, daher müssen alle gemessene Entfernungen, ehe man sie zur Rechnung braucht, reducirt werden. XXII. Hr. Bode, über die Bedeckung Saturns vom Monde 1775. 18. Febr. Hr. B. hat eine Utrechter Beobachtung davon bekommen; aus ihr, und einer eignen von einer nahen Conjunktion Saturns mit einem Sterne folgert er, daß die Halleyischen Tafeln, mit Hr. Lamberts neuer Gleichung verbessert, am besten mit dem Himmel übereinstimmen. XXIII. Dessen Beobachtung einer nahen Zusammenkunft Saturns mit dem Monde den 7. Jun. 1775. XXIV. Hr. Bode, Tafel, aus Zeit und Abweichung die Höhe und den parallaktischen Winkel zu finden; für die Berliner Polhöhe 52 Gr. 32 M. 30 S. Zwischen Aequator und Horizont fällt ein Stück von Abweichungs-Kreise des Sterns, das macht, mit den beyden Bogen des Aequators und Horizonts, die es von Osten oder Westen an, abscheidet, ein rechtwinklichtes Dreyeck. Dieses Stück, und seinen Winkel mit dem Horizont für jede Zeitminute, oder für jeden Viertheilsgrad des Stundenwinkels. Das sind die Glieder von Hrn. B. Tafel, neben den ihre Unterschiede in Minuten und Secunden stehen, so daß sich, (welches Hr. B. bey dem Exempel, das er giebt, gleichwohl nicht zeigt,) die Proportionaltheile durch den Canon der Sexagenen sehr bequem nehmen lassen. Nun giebt, vermittelst dieser beyden Tafeln, die Auflösung eines rechtwinklichten Dreyecks die gesuchten Dinge. In dem Exempel, das er giebt, hat er sich versehen, und zu dem Proportionaltheile die Unterschiede zwischen den Gliedern zu 12 M. und 13 M. gebraucht, da er die zwischen 13 M. und 14 M. hätte brauchen sollen, wie jeder, der sein Exempel nachrechnen will, dieser Anzeige gemäß, leicht finden wird.

Die Tafeln nehmen drey Octavblätter ein. Astronomen, außer Berlin, denen sie eigentlich nicht brauchbar sind, müssen sich damit trösten, daß die Rechnungen aus zwey Seiten eines Kugel-Dreyecks mit eingeschlossenem

Win-

Winkel, das übrige zu finden, zumahl wenn man sich der Eulerischen Formeln bedient, nicht viel weitläuftiger ist, als was man noch mit dem Gebrauche von H. B. Tafeln zu dieser Absicht rechnen muß. XXII. H. Lambert vom Trabanten der Venus. Hr. Pr. Mayer in Greifswalde hat über der Venus den 20. May 1759 Abends um 8 Uhr 45 M. ein Kügelchen von geringerm Glanze etwa 1½ Durchmesser der Venus von ihr entfernt gesehen, durch ein gregorisches Teleskop von 30 Zoll. Ob es Schein oder Trabant gewesen, überläßt er künftigen Beobachtungen. Ein Hr. Abraham Scheuten schreibt Hrn. L. aus Crefeld, daß, da beym Durchgange der Venus durch die Sonne 1761, etwas gesehen worden, das man für den Mond der Venus gehalten, und nun erinnert sich Hr. L. daß ihm damals zu Augsburg Zuschauer gesagt, sie sähen bey der Venus noch eine kleine; ihm war vom Satelliten noch nichts bekannt, und er erklärte es also für einen Flecken. Die erzählten Angaben lassen sich, nach Hrn. L. mit dem, was er von der Theorie des Trabanten gefunden habe, schon zusammen reimen. XXIII. Hrn. Messiers Beobachtungen von Oppositionen Saturns. XXIV. Hr. Schulze vergleicht die Halleyischen und de la Landischen Saturnstafeln. XXV. Hr. Bode wendet Mayers Art, Sonnenfinsternisse zu berechnen, auf die vom 24. Junii 1778 an. XXVI. Hr. Lambert giebt einige trigonometrische Anmerkungen, besonders wenn man an einer Kugel drey oder zwo Seiten hat, die einen kleinen Winkel einschließen, die Vergleichung zwischen diesem Winkel und der ihm gegenüberstehenden kleinen Seite zu finden. (Murdochs Formeln hierauf angewandt finden sich in der Avignoner Ausgabe v. Gardiners Tafel, und das ganze Verfahren aus einander gesetzt in H. Kästners V. astronom. Abhandl. 7. Die Ausziehung der Quadratwurzel kann man noch bequemer in eine Secante verwandeln.) XXVII. Hr. L. Anmerkungen über die Kirchenrechnungen, z. E. in welchen Jahren die Julianische Ostern auf einen gegebenen Tag fallen u. dgl. gewissermaßen diophantische Aufgaben.

Noch wird dem Recensenten in einer deutschen Bibliothek wohl erlaubt seyn, zu bezeigen, wie angenehm es ihm seit der ersten Erscheinung dieser Ephemeriden ist, daß die Akademie dazu die deutsche Sprache gewählt hat, und auch dadurch den so alten astronomischen Ruhm unsers Vaterlandes

beybehält und vergrössert. Das Deutsche ist selbst so beschaffen, daß der Grammatiker es zum Muster darstellen, aber, welches man weniger erwartet, der Mathematiker manchmal Ausdrücke geändert wünschen dürfte. So heißen beym Monde die Aufschriften von ein paar Columnen: stündliche Bewegung, Aenderung; aber das ist nicht der vier und zwanzigste Theil des Unterschiedes der Stellen für 24 Stunden; sondern, die Aenderung in der ersten Stunde nach Mitternacht, mit jenem vier und zwanzigsten Theile nicht einerley, weil des Monds Bewegung nicht gleichförmig ist. Diese ungewöhnliche Bedeutung wird freylich in der Erklärung angezeigt; aber, könnte die sonst gewöhnliche nicht jemand verführen, der sich im Stande hielte, einen astronomischen Calender zu gebrauchen, ohne sich erst aus der Erklärung zu belehren? Die **Länge** des Monds auf die Ekliptik reducirt, 34 S. sollte heißen der **Ort** d. M. denn die **Länge** ist allemahl auf der Ekliptik; 184 Seite der Samml. heißt es: "Nun verhalten sich die Sonnenstunden zu den "Mondstunden wie 1035: 1000; die Meynung aber ist: 1000 Mondstunden = 1035 Sonnenstunden, und so sollte die Verhältniß wie 1000: 1035 angesetzt seyn.

B.

---

8. Naturlehre und Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte der Versteinerungen, zur Erläuterung der Knorrischen Sammlung von Merkwürdigkeiten der Natur, herausgegeben von J. F. J. Walch. Vierter Theil. Nürnberg, 1773. fol.

Dieser Theil beschließt dieses Werk, welches immer einen vornehmen Rang unter den Büchern von Versteinerungen behalten wird. Man findet hier zuerst die versprochene Klaßifikationstabelle, oder ein systematisches Register über das ganze Werk, und zulezt noch ein alphabetisches Register, welches H. Schröter mühsam genug verfertigt hat. Von der hier von H. Walch gebrauchten Eintheilung brauchen wir nicht zu reden, da sie eben diejenige ist, der er im Buche selbst gefolgt ist. Die Hofnung, in dieser Ta-

 belle

helle noch einige Versteinerungen, nach ihren Ursachen, oder nach den systematischen Benennungen derselben, genauer bestimmet zu finden, ist nicht erfüllet worden. Kupfer hat dieser Band nicht. A.

Vollständige Einleitung in die Kenntniß und Geschichte der Steine und Versteinerungen, von J. S. Schröter. Zweyter Theil. Altenburg, 1776. 4.

Sehr loben können wir unmöglich die Kompilation eines Mannes, der Mineralogie nicht ganz versteht; auch können wir uns nicht enthalten, allen, welche diese angenehme und höchst=nützliche Wissenschaft erlernen wollen, die Schriften des Wallerius, Cronstädts, Scopoli, von Born, Gerhard, Carthenser ꝛc. vorzüglich zu empfehlen. Gleichwohl geben wir zu, daß des Verfassers Fleiß denen dienen kann, die wissen wollen, was verschiedene Schriftsteller über einzelne Mineralien gesagt haben, um zu beurtheilen, ob alle die genannten Schriftsteller unter einerley Namen auch einerley Mineral gedacht haben, und welche Recht oder Unrecht haben. Dieser zweyte Band handelt noch von eigentlich sogenannten Steinen, und erst der dritte Band wird mit den Versteinerungen anfangen. Die Kupfer sind sauber, und machen den beyden Künstlern Ehre; aber wie wenige mögen wohl ausgemahlte Abbildungen von Dendriten oder terra miraculosa Saxoniæ kaufen, wenn sie auch noch so niedlich gemacht und geschmückt wären? A.

Neuer Begrif von der Gährung und den ihr unterwürfigen Körpern, vorgetragen von Johann Christian Wiegleb, der Churmaynzischen Akademie nützlicher Wissenschaften u. s. f. Mitglied. Weimar, bey Carl Ludolf Hofmann, 1776. in 8. 9 Bogen.

Der Lehrbegrif, welchen Becher und Stahl von der Gährung hatten, war, daß unter dieser Operation zwar eine

eine Auflösung der Mischungen, woraus der unterwürfige Körper natürlicher Weise bestehet, vorgehe; dabey aber behauptete man, daß zugleich, während solcher Auflösung, verschiedene der abgesonderten Theile in eine anders geartete neue Verbindung übergiengen, und nun leitete man die Erscheinung des Weingeistes, des Eßigs, und sogar das Produkt der faulenden Gährung, nämlich des urinösen Salzes, davon her.

Gegenwärtige Abhandlung des unermüdeten, und für die Aufnahme und Ausbreitung des Menschenverstandes immer thätigen Hrn. Wiegleb's, enthält einen ganz neuen und dem nur erwähnten entgegengesetzten Begriff von der Gährung, welchen sich der Hr. W. aus genauen wiederholten Beobachtungen gemacht hat. Hier wird gewiesen, daß die Theorie des Bechers und Stahls eine blos willkührlich angenommene Meynung sey, die sich durch keine einzige sichere Beobachtung beweisen lasse, und das ganze Gährungsgeschäfte nach den meisten dabey vorkommenden Haupterscheinungen, nach genauen Beobachtungen beschrieben, und einleuchtend dargethan wird, daß unter der ganzen Gährung nichts anders als eine Scheidung vorgehe. Denn durch die bloße Scheidung entstehet der Weingeist, der Eßig und das flüchtige Alkali. Aus allen diesen fließt nun freylich eine neue Einsicht in die natürliche Mischung des Gewächsreiches, und läßt uns erkennen, wie unvollkommen immer noch die Kenntniß der Bestandtheile sey, und wie wir auf solche Art wiederum einige neue Bestandtheile entdeckt haben.

Zuförderst giebt der Verfasser von dieser Erkenntniß Rechenschaft, besonders aber von dem verschiedenen Mischungen der Körper, welche der Gährung unterwürfig sind. Sodann wird von dieser Erkenntniß das Licht entlehnt, wodurch die bey der Gährung vorkommende Erscheinungen beleuchtet und erklärt werden müssen. Demnach ist die Gährung eine aus eignen natürlichen Kräften erfolgende allmählige Aufschließung eines Körpers, der aus gewissen von einander verschiednen gemischten Theilen bestehet, und wenn diese Körper in einen flüßigen Zustand gebracht worden, so muß unter gewissen Umständen nothwendig eine von selbst erfolgende Scheidung entstehen. Diesem zu folgen ist die Gährung der gerade natürliche Weg zur gänzlichen Zerstöhrung gewisser Körper.

Die Körper, so der Gährung unterworfen sind, gehören nur ins Gewächs- und Thierreich, einige träumten auch wol Körper aus dem Mineralreiche hinzu, aber diese sind zu den Gährungsgeschäften völlig ungeschickt. Einige der erstern gehen in die saure geistige und faule Gährung; andere nur in die saure und faule. Die dritte Art aber nur allein in die faule Gährungsart; diese Erfolge sind bey allen Arten bestimmt und unveränderlich, und alles beruhet auf der wirklichen Gegenwart der hernach zum Vorschein kommenden Dinge, als den natürlichen Bestandtheilen der Körper.

Alle zur Gährung geschickte Körper müssen nothwendig aus ungleichartigen, aber noch gemischten Theilen bestehen, und vornehmlich eine ansehnliche Menge Luft enthalten, die sich in einer Vermischung auflöslicher salzigtschleimigter Theile, bald mit, bald ohne einen ätherisch-brennbaren Geist befindet. Der brennbare Geist ist es aber eigentlich, wodurch die Körper zur geistigen Gährung bestimmt werden. S. 25, 26, 27, 28 wird der Umstand erläutert, warum nicht alle Körper zu einerley Art von Gährung geschickt sind. S. 35 u. f. enthält den Begriff von einem Fermente. Dasjenige, so eine geistige Gährung veranlassen soll, muß geistige Theile und viel Luft, ein Eßig-Ferment aber saure Theile enthalten.

Nach S. 43, das vornehmste würksamste Hülfsmittel zur Gährung ist die in den gährenden Materien verkörperte Luft. Wenn man nun eine solche, entweder von Natur schon flüßige Substanz, oder einen durch heißes Wasser ausgezogenen trocknen, und also durch die Kunst in eine flüßige Beschaffenheit gebrachten Körper von der angeführten Mischung vor sich hat, so befindet sich derselbe unter dieser Art von Ausdehnung in einem solchen Zustande, daß seine elastischen flüchtigen Theile, vermöge ihrer natürlichen Neigung zur Entweichung, jetzt leicht in Bewegung gesetzt werden, und die Scheidung der Theile kann erfolgen; die von außen angebrachte Wärme reizt die elastischen Theile, und alsdann wird der erste Grund zu ihrer Bewegung und darauf erfolgenden stufenweisen Auflösung und Scheidung gelegt.

Alle dergleichen vorläufig beschriebene Grundbegriffe werden endlich bey der besonders abgehandelten Bereitung des Weins, Bieres, Brandweins und Eßigs geprüft, auch

dargethan, daß solche bey allen diesen Operationen mit den vorkommenden Erscheinungen aufs genaueste übereinstimmen, welches auch zuletzt bey der abgehandelten Fäulniß erwiesen wird.

VI.

Des Vice-Lavmands Eggert Olassens und des Landphysici Biarne Povelsens Reise durch Island. Aus dem Dänischen übersetzt. Mit 25 Kupfertafeln und einer neuen Charte über Island. Kopenhagen und Leipzig. 1774. 2 Theile in 4.

Es würde uns leicht seyn, aus diesem Werke einen Auszug zu liefern, der den Dank der Naturforscher, die es noch nicht gelesen haben, verdienen sollte. So reichhaltig ist es! Aber Uebersetzungen sollen nur kurz angezeigt werden. Wir sagen also, daß alle diejenigen, welche die physikalische Erdbeschreibung und systematische Naturkunde bearbeiten, dieses Buch nothwendig lesen müssen. Es enthält sehr viele angenehme, lehrreiche und neue Nachrichten von der sehr merkwürdigen Insel Island. Ihre Bewohner lernet man hier ganz anders kennen, als sie bisher von andern beschrieben worden sind. Denn andere Reisende haben nur die Bewohner der Küsten gekannt, und diese sind, wiewohl in allen Ländern, von den mittländischen Einwohnern gar sehr verschieden. Von heißen Quellen und feuerspeienden Bergen findet man hier Erzählungen, die Aufmerksamkeit verdienen. Der Mineralog wird die Nachrichten von den Produkten der Vulkane, von den häufigen Basalten, von den mancherley Tropfsteinen, von den verschiedenen Erden, welche die dortigen Wasser absetzen, von den Arten des Zeoliths, vom sogenannten Isländischen Achat, von vielen schwefelhaltigen Wassern und schwefelreichen Minern u. s. w. mit Vergnügen nutzen. Die Thiergeschichte erhält hier schätzbare Beyträge zur Kenntniß der großen Meerthiere, auch wieder neue Fische, Wasservögel, Würmer und Insekten. Weniger möchte der Botaniker befriedigt werden, ungeachtet manche Pflanzen, nur keine ganz neue, genannt, auch wohl beschrieben sind. Die Isländischen Eisgebirge haben viel eigenes, welches man hier beschrieben lieset. Auch der,

welcher nach Alterthümern forschet, wird in diesem Buche viel Brauchbares finden. Die Reisenden waren nicht allein der Isländischen Sprache kundig; sondern sie besaßen auch genaue Kenntniß der Natur, und eine geübte Beobachtungskunst. Die beygefügten Kupfertafeln bilden einige neue, oder doch seltene Naturalien ab, ingleichen Aussichten hoher Berge, heisser Quellen u. dgl. Man muß der Kopenhagner Societät der Wissenschaft für die Veranstaltung dieser Reise, und dem Uebersetzer für die weitere Bekanntmachung dieses nützlichen Werks danken. Aber bedauren muß man, daß ein so sehr reichhaltiges Buch, worin nicht die beste Ordnung herrschet, gar kein Register erhalten hat.

S.

Gespräch über die Alchemie, zwischen einem Adepten und Chemisten vorgefallen. Berlin bey Mylius 1776. 2½ Bogen in 8.

Der Chemist sucht auf seinem Wege einen ihm aufstoßenden Adepten, welcher blos deswegen zu reisen scheint, um den gebenedeyten Stein der Weisen zu suchen — zu bekehren. Wir müssen gestehen, daß es in dem Kopfe des Chemisten völlig Tag ist, und wünschen zur Ehre des Menschenverstandes, daß dieses alles an den versengten Hirnen der Goldkochere viel Nutzen und Frommen schaffen möge!

Bl.

---

9. Geschichte, Diplomatik, und Erdbeschreibung.

Sammlung vermischter Nachrichten zur Sächsischen Geschichte. Eilfter Band. Chemnitz, bey Stößel 1776. 1 Alph. 1 Bogen in 8.

1. Begebenheiten des Wirzburgischen Burggrafen-Voigtey- und Obermarschallamts der gefür-

fteten Grafen zu Hennenberg, und (des) von diesen weiter verliehenen Untermarschallamts. S. 1 — 227.

Alle Hennenbergische Geschichtschreiber reden von diesen Wirzburgischen Hofämtern, aber theils so mangelhaft, theis so schief, daß man dem uns unbekannten Verfasser dieser in allem Betracht gründlichen Ausführung für seine Mühe nicht genug danken kann. Sowohl das noch ungedruckte Junkersche Werk, dessen wir auch bey Gelegenheit des zehnten Bandes dieser Sammlung in unsrer Bibliothek erwähnten, als auch einige von Schöttgen gesammlete, und andre hier abgedruckte Urkunden haben den Verfasser in dem Stand gesetzt, ergiebigere Untersuchungen anzustellen, als seine Vorgänger. Im ersten Abschnitt, S. 9 — 49, handelt er von dem Burggrafen- und Voigteyamte; im zweeten, S. 50 — 99, von dem Obermarschallamte; und im dritten, S. 100 — 112, von dem Untermarschallamte. Dann folgen die dabey gebrauchten dreyßig Urkunden, von S. 119 — 227; die älteste ist vom Jahr 1187, und die jüngste von 1683.

2. Versuch einer Lebensgeschichte der Prinzeßin Anna, Churfürst Moritzens Tochter und Gemahlin Prinz Wilhelms des Ersten von Oranien. S. 228 - 322.

Auch hier finden wir manche Entdeckung geschickt vorgetragen. Der uns gleichfalls unbekannte Verfasser muß ein geübter Geschichtforscher seyn. Unter andern dringt er in die Beweggründe ein, die den großen Helden, Prinzen Wilhelm I. von Oranien, zu dieser zwoten Vermählung mit einer Sächsischen Prinzeßin, die im August 1561 zu Leipzig vollzogen wurde, veranlaßt haben. Der Prinz war damals noch, wenigstens äusserlich, der römischkatholischen Religion zugethan, und die Prinzeßin der evangelischlutherischen. In der Folge aber verwechselten beyde ihre väterlichen Religionen. Am wichtigsten und umständlichsten sind die Untersuchungen über die Ursachen der Ehescheidung dieses Paares, obgleich am Ende nichts ganz zuverläßiges herauskommt; doch ist es mehr als wahrscheinlich, daß sowohl Ehebruch, als auch eine Art von Verrätherey die

Prinzeßin unglücklich gemacht habe. Sie starb, wie bekannt, als eine Gefangene zu Dresden am 18ten Decemb. 1577, nachdem sie wahrscheinlich im Jahr 1574 war geschieden worden. Den sichersten Nachrichten zu folge hat der Prinz nur einen Sohn, den berühmten Moritz von Oranien, und zwo Töchter mit ihr erzeugt. Von den Schicksalen der jüngsten Tochter, Emilie, ertheilt der Verfasser verschiedene bisher unbekannte Nachrichten. Sie ward mit Don Emanuel von Portugall, einem Sohn des nach K. Sebastians Tode aufgestandenen Kronprätendenten, Don Antonio, Priors von Crato vermählt, zeugte mit ihm zween Söhne und sieben Töchter, ward 1624 von ihm geschieden, und begab sich hierauf mit den Töchtern, von denen man, ausser der ältesten, nichts weiß, nach Genf, wo sie bald darauf gestorben. Gebauer in seiner Portugiesischen Geschichte hat bey dieser Materie eben keine reinen Quellen benutzt. Unser Verf. hingegen hat nicht nur gleichzeitige Portugiesische und Niederländische Geschichtschreiber, sondern auch vier hier abgedruckte Urkunden gebraucht.

3. Von Kaiser Ludwig des Vierten Verpfändung der Reichsstädte Mühl- und Nordhausen an Markgraf Friedrich den Ernsthaften zu Meissen. S. 323.

Diese Specialbegebenheit erhält hier zuerst völliges Licht, aus sechs beygedruckten Urkunden.

4. Beschreibung des, Herzog Albrecht dem Beherzten gehaltenen Leichenbegängnisses. S. 351-363.

Der sonst gründliche Annaliste Müller erzählt davon manche unerhebliche Dinge; unter andern, wie schwer die dabey gebrauchten Wachskerzen gewesen rc. Von Fahnenträgern sagt der Verf. aber mit sehr viel Wahrscheinlichkeit, daß oftmals bey solchen Gelegenheiten von den Fahnenträgern auf deren Landsäßigkeit die praktische Folge in Staats-Controversien gezogen worden. Er giebt hierauf eine archivalische Nachricht von diesem im Jahr 1500 gehaltenen Leichenkondukt.

5. Zugabe einiger Nachrichten von Meißnischen Missalien. S. 363-367.

Gehört zu einem im sechsten Bande dieser Sammlung vorkommenden Aufsatz.

Magazin für die neueste Litteratur, Kenntniß Baierischer Schriftsteller, Diplomatik, Genealogie und Heraldik, Topographie, dann überhaupts für die alt- und neuere Geschichte in Baiern. Erster Band. Herausgegeben von einem Mitgliede der churbaierischen Akademie der Wissenschaften. München, gedruckt mit akademischen Schriften, 1775. 4.

Bis jetzt haben wir von diesem ersten Bande nur zwey Stücke, das erste von zween, und das zweyte von drey Bogen, und die einen Bogen lange Vorrede vor uns. Es sollte uns in der That leid thun, wenn dieses Magazin, das als eine Monatschrift auf Kosten des Verfassers, Hrn. Sekretars Finauer, herauskommt, nicht weiter, als zu zwey Stücken gediehen wäre. Aus einer dabey liegenden Nachricht sehen wir, daß Hr. F. jährlich zwey Bände, jeden von 36 Bogen heraus geben wollte, und daß jedes Stück von drey Bogen, wobey allemal ein Kupferstich ist, 15 Kreuzer kostet. Den Anfang eines jeden Stücks machen kurze Recensionen neuer Bücher, zunächst für die Landsleute des Verfassers. Dann folgen noch andere gelehrte Nachrichten. Ferner: Nachrichten von den adelichen Geschlechtern in Baiern — nach alphabetischer Ordnung und mit ihren in Kupfer gestochenen Wapen, zum Theil auch Grabsteinen — Weiter: Nachrichten von den jetztlebenden Schriftstellern im Baierischen Kreise; auch nach alphabetischer Ordnung; dienen zur Ergänzung des Hambergerisch-Meuselschen gelehrten Teutschlandes. Hierauf lieset man — wenigstens im zweyten Stück S. 34. u. ff. — Anekdoten zur Baierischen Topographie, und zwar zuerst die Eintheilung des Baierischen Kreises nach seinen Ständen, nebst Anzeigen ihrer Reichs- und Kreismatrikeln und Kammerzieler. Zuletzt, vermischte Nachrichten, statt welcher im zweyten Schulnachrichten

richten ertheilt sind. Dem zweyten Stück ist das Bildniß des verdienstvollen Herrn Raths und Kanonikus Heinrich Braun zu München, beygelegt, dessen Leben und Schriften auch dort beschrieben sind. Zum Besten der weitern Ausbreitung nützlicher Wissenschaften im Bairischen wünschen wir aufrichtigst die baldige und lang daurende Fortsetzung dieses gut angelegten Magazins.

Vr.

D. Anton Friedr. Büschings, Königl. Preußis. Ober-Consistorial-Raths ꝛc. Auszug aus seiner Erdbeschreibung. I. Theil, welcher Europa und den nördlichen Theil von Asia enthält. Vierte Auflage. Hamburg, bey Carl Ernst Bohn, 1776. 3 Alphab. 6 Bog. in 8.

Man weis es bereits, wie sorgfältig der Hr. D. Büsching in Ergänzung und Ausbesserung seiner geographischen Arbeiten ist, und daß keine neue Auflage ohne merkliche Vermehrungen erscheint. Und eben das müssen wir auch von dieser vierten Ausgabe seines Auszugs sagen, die um 8 Bogen stärker als die vorhergehende ist. Wir wollen nur einige Beyspiele von den darin bemerkten Veränderungen anführen. Pohlen und Preussen sind nun zum erstenmal in ihrer nunmehrigen Gestalt beschrieben, und die Topographie von Ostpreussen ist, wie es scheint, völlig umgearbeitet worden. Die Größe von Preussen, die in der vorigen Auflage auf 729 Quadrat-Meilen gesetzt war, wird nun auf 1213 Q. Meilen angegeben. Pohlen aber hat, vermuthlich durch einen Druckfehler, nur 1050 zum Flächen-Inhalt bekommen, da es deren vorher 13400 hatte. Die Revenüen von Ostpreussen sind von dritthalb Millionen Rthlr. auf 2 Millionen gesetzt. Nach der Beschreibung von Pohlen folgen die Reiche Gallizien und Lodomerien in einem eigenen Abschnitt. Die Beschreibung von Rußland, dessen Einkünfte auf 16 Mill. Rubeln geschätzt werden, ist größtentheils umgeschmolzen, und die 1772 und 1774 dazu gekommene Länder nach der jetzigen Einrichtung der Gouvernements eingerückt worden. Schweden hat

auch

auch starke Zusätze erhalten. Bis 1771 ist im Durchschnitt jährlich für 800000 Rthlr. Getraide aus andern Ländern eingeführt worden. 1774 waren schon 90 Stück Kämelziegen im Lande. Die Summe Eisen, die Schweden jährlich gar macht, ist nun auf 330000 Schiffpfund gesetzt, und die Metalle, die jährlich in Schweden gewonnen werden, auf 2,500000 Rthlr. Die Revenüen auf 4 Millionen deutschen Geldes. Bey Dännemark wird Land- und Seemacht stärker angegeben, jene auf 75000 Mann, diese auf 33 Kriegsschiffe und 15 Fregatten, wozu 7660 Matrosen beständig unterhalten werden. Die Einkünfte des Königs in Frankreich sind von 300 auf 380 Mill. Livres gestiegen. Die Preußische Kriegsmacht von 150000 auf 200000 Mann. Bey Spanien fehlen noch die neue Pflanzstädte im Königreich Jannus, Cqratura, Carlka und Luisiana. Andere Veränderungen, die durch neuere Begebenheiten veranlaßt werden, findet man durch und durch angemerkt, z. E. bey Holstein, Oldenburg, Baden, Bayreuth u. dergl.

Jz.

D. Anton Friedrich Büschings ꝛc. Vorbereitung zur gründlichen und nützlichen Kenntniß der geographischen Beschaffenheit und Staatsverfassung der europäischen Reiche und Republiken, welche zugleich ein allgemeiner Abriß von Europa ist. Fünfte rechtmäßige und vermehrte Auflage. Hamburg, bey Carl Ernst Bohn 1776. 13 B. in 8.

Auch dieses schätzbare Buch des Hrn. B. hat bey dieser neuen Auflage gewonnen. §. 10. wird der Homannschen Officin das vorher ertheilte Lob der Verbesserung ihrer Landcharten abgesprochen, des Hrn. d'Anville und der Petersburgischen Akademie Charten hingegen vorzüglich empfohlen. §. 17. wird die Grösse des rußischen Reichs auf 302000 Quadratmeilen geschätzt, und die Staaten des Königs von Preußen auf 3630. §. 18. wird die Anmerkung G. von der zugenommenen Wärme in Europa, seit der Verdünnung ihrer Wälder, auf Nordamerica angewandt. §. 21. sind mehrere Beyspiele der Vermehrung des Getraides

des angebracht. In der Moldau trägt in fruchtbaren Jahren der Waitzen 24, der Roggen 30, die Gerste 60 und der Hirsen 300fältig; in Granada, der Waitzen 12 bis 14, der Roggen 10 bis 20fältig. §. 25. Anm. *a*. Aus dem türkischen Waitzen wird die sogenannte Polenta gemacht, die die Italiäner lieber als Brod essen. §. 35. eine neue Anmerk. von dem Porcellain der Chineser, und von dem abnehmenden Gebrauch der chinesischen Walkererde, und daß der Harn, den die Franzosen an dessen Statt brauchen, an der Schwäche ihrer Tücher Schuld sey. S. 60. der sonst selbst von Engländern gebrauchte Steyermärksche Stahl soll ausgeartet, und zu Scheermessern nicht mehr dienlich seyn. S. 64. eine sehr unerwartete Anmerkung, bey Gelegenheit der Geschwindigkeit der englischen Pferde, von der Geschwindigkeit mancher Menschen, der Gondoliers zu Venedig und des Windes. §. 59. In der Mark Brandenburg, Pommern, Magdeburg und Halberstadt sind 1774 6849 Pfund Seide gebaut worden (im Jahr 1773. 6205 Pf. und 1765. 2524 Pf.) S. 82. eine Tabelle, woraus man sieht, daß in dem Preußischen Schlesien von 1768 bis 1775. die Anzahl der Menschen jährlich gewachsen ist; im letztern Jahre war sie 1,372754. Im Jahr 1760 fand man in Schweden 127237 Frauenspersonen mehr als Mannspersonen, und 1772 in Frankreich gleichfalls 889000 mehr Frauenspersonen, beydes Folgen des Kriegs. Bey der Anmerkung von den Pocken §. 62. wird hinzugesetzt, daß sie Kindern unter 5 Jahren am gefährlichsten sind; das Inoculiren derselben aber nach dem 12ten Jahr fast mit gar keiner Gefahr verknüpft ist; zugleich wird mit einem Druckfehler gesagt, daß es erst 1773 in Europa bekannt geworden. Die Anzahl der Menschen in Europa §. 63. ist hie und da geändert. Frankreich und Rußland haben jedes 20. Italien statt 9 jetzo 14 Millionen; Schweden 400000 mehr als vorher; Preußen samt Schlesien und dem Netz-Distrikte über 3 Millionen; Pohlen aber ist gar übergangen worden. §. 75. etwas von dem Nutzen der Klöster; sie erhielten die Wissenschaften, beförderten den Anbau wüster Gegenden; Pohlen hatte deren vor 1770 nur 698. Venedig gab 1769 das erste Beyspiel einer durchgängigen Reforme der geistlichen Güter in einem katholischen Lande. Zu §. 79. Pinschbeck hat seinen Nahmen von dem Erfinder.

Die

Die Erde zu den Tobackspfeifen von Gouda wird von Cölln und Lüttich geholt. Diesen kommen die zu Duynkerken verfertigten am nächsten, wozu die Erde zu Andenne unweit Namur gegraben, zum Theil auch aus England geholt wird. Die Holländer brennen auch die alten Pfeifen wieder weiß, sie verlieren aber ihren Firniß und kleben an den Lippen. §. 91. die Ostindische Gesellschaft in Holland soll jährlich 12,700000 Gulden einnehmen, 10,800000 Gulden Unkosten haben, 1,665000 unter die Interessenten vertheilen, und 225000 Gulden für unvermuthete Ausgaben übrig behalten. §. 94. die asiatische Edelsteine sind weit härter als die amerikanischen, und die letzten nicht viel härter als die sächsischen. Auch Quecksilber holen die Europäer aus China. Robert Doßie hat ächte Rhabarber auch zu Hampstead in England zu bauen gelehrt. Ein Zusatz zu der Anmerkung vom Thee. Es gebe wahrscheinlich nur eine Art von Thee, und der Unterschied zwischen grünen Thee und Thee=boe hange von der Natur des Erdbodens, von dem Bau und Alter und von der Art, die Blätter zu trocknen, ab. Man hat 1768 Theepflanzen in England eingeführt und 1771 hat eine daselbst geblüht. Man rechnet, daß jährlich an 17 Millionen Pfund Thee, gröstentheils durch Engländer, aus China nach Europa gebracht werden. §. 97. das Zuckerrohr ist von den Portugiesen aus Ostindien nach Madera, und von dannen nach Brasilien verpflanzet, und hierauf nach und nach weiter in America ausgebreitet worden. §. 100. der Nahme einer kleinen Stadt im Englischen Town, heist im Schwedischen Tuna, nach dem Platdeutschen Tun, Holländischen Tuyn, und dem Hochdeutschen Zaun. §. 111. ist die Tabelle von den jährlichen Einkünften der europäischen Regenten stark geändert. Der König in Frankreich hat statt 62 Millionen Thl. itzo 79 Millionen. Das Hauß Oesterreich statt 24, itzo 63. (soll es nicht vielleicht 36 heißen?) Rußland statt 14 Mill. itzo 18. Gefallen aber sind der türkische Kayser von 20 zu 15. Chursachsen von 7 zu 6 Millionen Rthlr. Die übrigen, auch sogar Pohlen, sind bey der vorigen Angabe geblieben. In den zu Ende angehängten Verbesserungen aber ist es gar mit 5 Millionen angesetzt. §. 113. Nach des Marquis de Silva Meynung soll das Verhältniß der Reuterey zum Fußvolk in bergichten Ländern wie 1 zu 10,

und

und in andern wie 1 zu 7 seyn. Die Tabelle der Kriegsvölker der europäischen Staaten ist wenig geändert. Die Preußische Kriegsmacht ist hier zu 160000 angegeben; (in dem Auszug der Erdbeschreib. aber, 4te Auflage, auf 200 tausend). §. 120. Im Jahr 1770 betrugen in Holland die Unterhaltungskosten auf 10 Monathe für 2 Schiffe von 60, und 4 von 50 Kanonen, mit 1900 Landtruppen besetzt 684000 Gulden.

Wir hoffen, uns durch diesen Auszug die Leser der Bibliothek, die die vorige Ausgabe besitzen, mehr zu verpflichten, als durch eine allgemeine Ankündigung einer neuen Auflage. Bey einem Buch von der Art, das nach dem Zweck des Verf. seine bestimmte Größe nicht überschreiten soll, kann ein Recensent nicht wohl sagen, daß hie und da noch was mehrers hätte hinzugesetzt werden können.

Jy.

Die römische Republik oder allgemeiner Plan der ehemaligen Regierung Roms von dem Herrn von Beaufort, Mitgliede der Königl. Societät in London. Aus dem Französischen übersetzt. Danzig bey Jobst Herm. Flörke 1775. Erst. Theil. 340 Seiten. Zweyt. Th. 274 Seiten. gr. 8.

"Die Regierungsform des alten Roms wol auseinander "zu setzen, und den Einfluß der Religion auf diese "Regierungsform zu zeigen. Was das angewiesene Ge"schäfte des Senats war; wie die dreyfache Macht ver"theilt war, und wie eine der andern das Gleichgewichte "hielt; wie das Volk seine Oberherrschaft ausübte; was "für Antheile jede obrigkeitliche Person an der Regierung "hatte, und was bey jedem Amte für Verrichtungen wa"ren; auf was für Art man die Gerechtigkeit sowol in "bürgerlichen als peinlichen Rechtssachen verwaltete; was "für Vorzüge ein römischer Bürger hatte; und endlich wie "die verschiedenen Zustände der Unterthanen dieses großen "Reichs beschaffen waren" — das ist S. 7 (nach des Uebersetzers Worten und Interpunction) der Plan dieses, noch einige Theile anfüllenden, Werks des Hrn. v. Beaufort,

seine Dissertation sur l'incertitude des cinq premiers
les de l'histoire romaine, als einen Mann bekannt ge
cht hat, der nicht blindlings glaubt, aber doch auch oft
igen Lieblingssystemen die Wahrheit aufopferte. Und so
h hier! — wenn gleich anfangs in der Einleitung S. 5
und 15 behauptet wird: " daß er keine einzige Vorstel
ung angenommen habe, bis er sie ganz deutlich von alten
Schriftstellern bestätigt gefunden; — das dies Werk 12
Jahre lang in seinem Pulte gelegen habe, oft umgearbei
et und mit Anmerkungen gelehrter Männer beehrt wor
en; — daß er der erste sey, der diesen Weg betreten,
as Wahre vom Falschen zu sondern," u. s. w. — Und
enn gleich S. 8 bis 16 die Regeln angegeben werden,
nen zu folgen der Verf. sich vornimmt — Alles gute Vor
ze; alles in der Theorie richtig! aber meine Pflicht ist
anzuzeigen, daß es mit der Ausübung so gegangen ist,
ie es gemeiniglich mit der Ausübung zu gehen pflegt.
nd wenn der Leser dieses weiß; so hat er einen Finger
ig wenigstens, der ihn behutsam macht, nicht alles auf
ie schönen Worte zu glauben, die ihn sonst einschläfern
önnten — würden. Mit dieser Vorsicht gelesen, den
Verf. in seinem Schlüssen und Analogien aufmerksam ver
olget, die Zeugen ofte selbst abgehört; wird dieses Werk
em wißbegierigen Leser willkommen nicht nur, sondern auch
ehrreich seyn.

Ich darf diese Schrift nicht als einheimisches Product
urchgehen; ich muß sie als eine Uebersetzung ansehen und
nzeigen: aber, um mein Urtheil zu rechtfertigen, will ich
iniges rügen. Dem jungen unkritischen **Pelloutier** ge
näß, läßt er das ganze Europa und Italien bevölkern.
Wenn wird man doch das Wort Celte, oder wie mans
eigentlich aussprechen sollte, Kelte, nicht als historische oder
genetische, sondern **geographische** Benennung ansehen! —
Um darzuthun, daß die Römer S. 82 keine Griechen, durch
Siculer, Umbrier, Sabiner und Tuscer abstammende Kel
ten sind, wird die, vom **Numa** eingeführte Religion
S. 91 verstellt, und S. 86 mit der keltischen verglichen.
Aber, was schon der sel. **Baumgarten**, im XVI. Theil
der allgem. Welthistoire, von der da angebrachten Verglei
chung der keltischen Religion mit der jüdischen sagt; das
gilt auch hier: daß z. B. die Römer in den ersten 170 Jahren

den Bilderdienst nicht kannten, macht ihre Religion nicht zur altgallischen: denn mehrere Völker hatten keine Bilder, waren doch Abgötter, indem sie verschiedne Gegenstände der Natur göttlich verehrten. Die Religion des Numa war freylich, selbst nach Plutarch's Zeugniß, (neque Deum aliter quam mente attingi posse censebant. *in Numa*) nicht so sinnlich, wie sie nachher ward; nicht so blutdürstig, wie vor und nach ihm: aber daß sie S. 19 keine Untergottheiten gestattet, oder daß sie S. 91, wie Tertullian sagt, keine Tempel erfordert hätte, da doch Plutarch das Gegentheil beweißt; und daß in Rom, vor Tarquin dem Alten, S. 102 nichts von griechischer Religion bekannt gewesen, obgleich schon lange vorher sich Griechen in Italien niedergelassen hatten — das sind Folgerungen, die der Verfasser, seinem System zu lieb, zieht. Nothgedrungen, des Tempels der Vesta, des Gottes Terminus, des Flamen Quirinalis, des Gottes Consus, Semo Sanctus, Janus u. s. w. von S. 108 bis 125, zu erwähnen; windet sich der Verf. dabey ängstlich herum: gesteht dem Tempel der Vesta den Vorzug S. 114 zu, daß in ihm das höchste Wesen verehrt worden, da er doch S. 95, und der Religion der Kelten gemäßer, das höchste Wesen in freyer Luft, auf dem capitolinischen Berge, nach Numa's vermeyntlicher Anordnung, anbeten läßt; Terminus, Consus, Semo Sanctus und Janus sind ihm nur verschiedne Namen, womit man das höchste Wesen belegt — (aber heißt das nicht willkührlich die Geschichte erklären?) — verschweigt die Stelle des Plutarch's Flaminibus - - - tertium Romuli addidit, Quirinalemque dixit, und erklärt, aus dem sabinischen Worte Curis, Lanze, dem Sinnbilde der Gottheit bey dem Kelten, (Virgil Aen. XII, 95, giebt die Lanze, als ein Sinnbild der Stärke an,) diesen Flamen Quirinalis für den Priester des höchsten Wesens, der seinen Dienst auf dem quirinalischen Berge verrichtete. Kein Wort davon, daß der Flamen Dialis, oder der Priester des Jupiters, und der Flamen Martialis schon vor Numa da waren und nach ihm blieben! Kein Wort vom Jupiter Feretrius, den Romulus doch schon kannte! Kein Wort von der Dame Egeria! — Tarquin der Alte war, unsern Verf. nach der Urheber der neuen Religion, die so ganz von der alten verschieden war:

seine

ne Gründe, oder vielmehr die Stelle des Varro, daß ihm in den ersten 176 Jahren keine Bildsäulen gehabt habe, und daß dieser Fürst im Jahr 175 U.C. starb, haben mich nicht überführet.

Nicht, alles, was in diesen beiden Theilen steht, ist ganz rein und unmittelbar aus den Quellen geschöpft worden, wie doch versprochen ward; aber ich will es dem Verf. trauen, daß er sie, wo ihm seine Vorgänger sie anzeigten, zuweilen mag untersucht haben. Nieupoort's rituum, qui olim apud Romanos obtinuerunt, succincta explicatio, ist, ohne doch je genannt zu werden, mit allen dort vorkommenden, oft unrichtigen, Citaten, nicht selten wörtlich übersetzt, immer aber zum Führer genommen worden: so ist im I. Th. 1 B. das 3te Cap. von den Dienern der Religion, dem 2ten Cap. der IV. Abtheil. — das 4. Cap. von dem Gottesdienst dem 3. und 5. Cap. derselben Abtheilung. — im 2. B. das 1. Cap. vom Senat dem 2. Cap. — im II. Th. das 2. Cap. von den Rittern dem 3. Cap. — das 3. Cap. von dem Volke dem 4. Cap. — so sind die folgenden, die von der Eintheilung des römischen Volks und den Comitien handeln, dem 1. 5. 6. 7. Cap. der 1. Abtheil. von Nieupoort's Werke gleichlautend. Nicht, als ob nichts mehr gesagt worden wäre! allein, auch diese Zusätze, Erweiterungen, oder wie man sie nennen will, sind oft fremden Ursprungs. Doch davon nehme ich einige, immer schätzbare, Stücke aus, die dem Verf. allein zuzugehören scheinen: dergleichen sind I. Th. S. 33 u. f. die pragmatische und vieles aufhellende Erzählung der Staats-Veränderung unter Tarquin dem Stolzen; S. 210 u. f. das Raisonnement über den politischen Gebrauch, den die Römer von ihrer Religion machten; II. Th. S. 1 u. f. die Wiederlegung der Meynung des Hrn. Middleton's, daß die Senatoren vom Volke erwählet worden; S. 193. u. f. die Betrachtungen über die Comitien, und S. 233 u. f. über das königliche Gesetz, lex regia, das er mit Recht ein Hirngespinnst des Tribonian's nennt. Einige Flecken, als I. Th. S. 237. daß der Senat zwar fremde Religionen geduldet, aber den Bürgern verboten habe, ihnen anzuhängen, (wo der Verf. nicht an den berüchtigten Dienst der Isis dachte,) oder S. 246. daß das Volk im 7ten Jahrhundert nach Roms Erbauung an den Kämpfen der

Fechter Vergnügen gefunden, (wo der Verf. vergaß, daß diese Belustigung schon An. 489. U. C. eingeführt wurde, und man A. 578. U. C. schon 74 Paar Fechter auf dem Kampfplatze sah,) könnte ich noch anzeigen; allein, ich will lieber hie endigen, und nur noch den ungenannten Uebersetzer bitten, sein Handwerk (viel anders treibt er's nicht) besser zu lernen und jener Steifigkeit sich zu entwöhnen, die er, gewiß nicht aus dem Original, in seine Uebersetzung gebracht hat. — Warum er doch immer: Comizien statt Curien schreibt? —

Vz.

Der Römische Staat, im Grundrisse, seit Erbauung der Stadt bis auf Constantin den Großen, aus den ältesten Schriftstellern herausgezogen, von Gottfried Ferdinand Arnold, Advocat und Rechnungsrevisor der Kaiserl. freyen Reichsstadt Mühlhausen. Langensalza, in Johann Christian Martini Verlage, 1775, kl. Octav.

Ein elendes aus andern Schriften, guten und schlechten, zusammengestoppeltes Werk, das nichts neues enthält, ausser daß man oft die Beweisstellen aus alten Schriftstellern die Länge lang in dem Text eingeschaltet findet — im schleppendsten Canzleystyl verfaßt — und "den Magnificis, "Wohlgebohrnen, Rechtshochgelehrten ꝛc. Herren Bürger"meistern, Syndicis, Direktoren und E. Hochedlen und Hoch"weisen Innern Raths der Kaiserl. freyen Reichsstadt Mühl"hausen, wie auch Herrn Stadtconsulenten und E. Wohllöbl. "Aeußern Raths daselbst" dedicirt. Aus dieser Dedication lernt man, daß diese Hochgebietende Herren auch schlechte Werke, wenn sie Ihnen zugeeignet werden, gütig aufnehmen. Da Recensent daran verzweifelt, den Verfasser zu bessern, und er doch durch seine Recension gerne mehr Gutes stiften möchte, als das lesende Publicum warnen; so — (um mit dem Verf. zu reden) — unterwindet er sich, die tit. plen. Herren des Innern und Aeußern Raths der Kaiserl. freyen Reichsstadt Mühlhausen zu bitten, in Zukunft keinen schlechten Schriftsteller, der sein Handwerk, wärs auch 100 mal

sauberer gedruckt, als dies Werk quæst. "auf grauen Papier mit stumpfen Lettern, ihnen als ein Opfer seiner Ehrerbietung darbringt, mit gütigster Nachsicht zu begünstigen — als wodurch, zum offenbaren Ruin des Ackerbaues und der Manufacturen, die heillose Schaar mit rüstigen Händen versehener, schlechten Autoren vermehrt wird; und da Recens. wie er kräftiglich erhärten kann, weit von Mühlhausen sein Recensentenwesen treibt; so " hat sich eine gewisse Regung " seiner Blödigkeit bemeistert, ihn, über alle Hindernisse (Bedenklichkeiten) hinausgeschwungen; und er hoffet Vergebung" seiner Dreistigkeit in Ertheilung eines so heilsamen Raths, verbittet sichs aber, wäre er strafbar, dazu condemnirt zu werden, daß er täglich dreymal die Vorrede durchlesen müsse — indem er lieber in die Hände der mühlhäusischen Lictoren, als des dortigen Herrn Advocaten und Rechnungrevisors, **Gottfried Ferdinand Arnold**, fallen möchte.

Vz.

---

10. Gelehrte Geschichte.

De Vita *Joannis Jacobi Reiskii*, M. D. Arabicae Linguae Professoris in Academia Lipsiensi, Scholae Nicolaitanae Lipsiensis Rectoris. Scripsit *Sam. Frid. Nath. Morus*, Graec. et Lat. Lingu. Prof. Lips. Lipsiae, sumtu Gotth. Theoph. Georgii, 1777. 3 Bogen in 8.

Gerne übernehme ich die Arbeit, einem um die alte und arabische Litteratur sehr verdienten Gelehrten, meinem seligen Freunde und Lehrer, ein Denkmal in unsrer Bibliothek zu setzen, und seine vornehmsten Lebensumstände und Verdienste um die Wissenschaften kurz zu erzählen. Der redliche **Reiske** hat in seinem Leben wenig gute Tage, wenig Belohnung und Aufmunterung genossen; aber nach seinem Tode ist dieß Elogium, das ihm Hr. Prof. **Morus** geschrieben, schon das dritte. Sam. Buttlern, der in seinem Leben auch oft vergebens um Brod bat, schenkte man lange nach seinem Tode einen prächtigen Stein in der Westmünsterkirche zu London, mit der Aufschrift: Ne, cui vivo

omnia deerant, mortuo tumulus deesset, hunc tandem erigi curavit Joannes Barber, Civis Londinensis. Wir Deutsche haben keine Westmünsterkirchen, auch kein Geld zu marmornen Denkmälern; aber wir setzen unsern verdienstvollen Männern, die unsre Großen fast verhungern ließen, schriftliche Denkmäler auf ihr Grab. So mögen denn auch hier ein Paar Blätter dem Andenken eines Mannes gewidmet seyn, der unter den niederschlagendsten Umständen, in einem kurzen kummervollen Leben, ein nützlicher Gelehrter geworden ist, und sein Schulamt, das ihm erst wenige Jahre vor seinem Ende gegeben ward, fleißig und wohl verwaltet hat!

Hr. Prof. **Morus** hat in seiner Lebensbeschreibung, die dem Hrn. **de Villoison** zugeschrieben ist, ein sehr kenntliches Bildstück unsers seligen Freundes aufgestellt; und sehr wahr ist gleich Anfangs das Urtheil: Omnis fere Reiskianae vitae summa fuit, non cedere malis, sed audentiorem contra ire. Man kann freylich in **Reiskens** Charakter einen gewissen Eigensinn, einige Unbiegsamkeit und Gleichgültigkeit gegen die Urtheile anderer nicht verkennen; man sieht sie auch seinem vorgesetzten sehr ähnlichen Bildnisse, demselben, das vor dem Demosthenes steht, nebst vielem Urtheil und Scharfsinne, merklich genug an: sein Wahlspruch, dessen er sich in seinem Petschaft bediente, und den er immer durch alle seine Handlungen, vielleicht mit etwas zu viel Selbstzufriedenheit, auszudrücken gesucht hat, war: "Liebet seyn, als scheinen; Potius esse, quam videri." Dieses Bild erkannte ich in der vor mir liegenden Lebensbeschreibung; allein, ich vermißte einige Vorfälle und Fehltritte des sel. Mannes, die auf seinen Geist und sittlichen Charakter und auf sein Glück stark gewürkt haben; als: seine Abneigung von theologischen Studien, die, wie es scheint, in seinem jugendlichen Aufenthalt im Hallischen Waysenhause ihren ersten Grund hatte; seine Streitigkeiten insbesondere mit **Casp. Burmann** und **Alb. Schultens**, und die kräftige und lebhafte, aber allzuniedrige Sprache, an die er sich, besonders im Deutschen, gewöhnet, und vielleicht seiner ersten geringen Erziehung zu danken hatte. Ich hoffe durch die Erzählung seines in vielfachem Betrachte merkwürdigen Lebens, in der ich Hrn. **Morus** Nachrichten ausziehen, auch einiges zusetzen und verbessern werde,

unsern

unsern Lesern nicht mißfällig zu werden; wenigstens kann sie dienen, junge Studierende vor den Fehlern im Studieren, die Reiske begangen, und oft bereuet hat, zu warnen.

Johann Jakob Reiske war eines Gerbers Sohn, den 25sten Decembr. 1716 zu Zörbig, einem Städtchen in Meissen, gebohren. Den ersten Unterricht empfieng er in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt. Im zwölften Jahre kam er nach Halle ins Waysenhaus, wo er unter andern Siegm. Jakob Baumgarten zum Lehrer hatte, dessen Andenken ihm immer sehr werth war. Doch beklagte er oft, daß er in den fünf Jahren, die er im Waisenhause zugebracht, zu wenig Kenntnisse der Alten erlangt hätte, weil von andern Lehrern gemeiniglich nur lateinische Briefe einiger Neuern, und selten etwas aus einem Schriftsteller erklärt, auch beym Lesen der Alten allein die Worte und Redensarten, nicht die Schönheiten der Sachen und des Vortrags bemerkt wurden. Diesem mangelhaften Schulunterricht ists ohnstreitig zuzuschreiben, daß Reiske erst spät zu einem guten lateinischen Ausdruck gelangte, mit dem er auch selbst noch in seinen spätern Jahren unzufrieden war. Auch hatte er auf dieser Schule noch keinen Unterricht in den philosophischen und mathematischen Wissenschaften erhalten, der diesem Alter so wohl angemessen und nützlich ist.

So wenig zur Akademie vorbereitet, kam er 1733 nach Leipzig; und nun, sich selbst überlassen, begieng er in der Wahl seiner Beschäftigungen Fehler, die für ihn große Folgen gehabt haben, und größtentheils an seinen nachmaligen vielen Widerwärtigkeiten schuld sind. Die theologischen Wissenschaften, denen er obzuliegen nach Leipzig gekommen war, vernachläßigte er gänzlich. Ich war, schreibt er, von Mutterleibe an dem schwarzen Rocke zugedacht, von Leuten, die nicht wissen konnten, daß ich weniger Gefallen daran finden würde, als sie. Fünf Jahr brachte er auch auf der Universität zu; aber ich fande keine Anzeige seiner Lehrer und der Vorlesungen, die er besucht habe. Dagegen trieb er ohne Anweisung mit vielem Eifer das Rabbinische und Arabische, und versäumte darüber bald alle andre akademische Studien. Das Rabbinische hat er nachmals, so wie auch das Hebräische, wieder vernachläßigt. Die arabische Grammatik lernte er in vierzehn Tagen aus dem Lakemacher:

So dürftig er war, ersparte er doch, so viel er konnte, von den 200 Thalern, die er jährlich erhielt, und steckte es in arabische Bücher, und las alles Arabische, dessen er habhaft ward, ohne Hülfe eines Lehrers durch. Diese Beschäftigung trieb er vier Jahre, und suchte nun, um noch mehr Kenntniß der arabischen Litteratur zu erlangen, arabische Handschriften.

Im Jahr 1736 schickte ihm der berühmte hamburg'sche Gottesgelehrte, Joh. Christoph Wolf, den Hariri; diesen schrieb sich Reiske begierig ab, und ließ im folgenden Jahre die 26ste Erzählung *), mit den arabischen Scholien und seiner lateinischen Uebersetzung, drucken. Dieser Autor aber machte seine Begierde, noch mehr arabische Schriftsteller kennen zu lernen, dermaßen rege, daß er sich, wie sehr ihm auch seine Freunde davon abriethen, zu einer Reise nach Leyden entschloß. Ohne Mittel, ohne einen Freund in Holland zu haben, und ohne zu wissen, womit er sich daselbst erhalten würde, entschloß er sich zu einer holländischen Reise, und gab ein Stipendium darum auf, das er kaum halb genossen hatte. Reiske gesteht selbst in seiner Abhandlung, wie man der arabischen Litteratur aufhelfen könne, im eilften Bande der von der Gottschedin übersetzten Geschichte der parisischen Akademie, daß an seiner damaligen großen Liebe zum Arabischen die Begierde, berühmt zu werden und sich auf eine nicht gemeine Art hervorzuthun, Schuld gewesen. Aber Reiske suchte den Ruhm nicht, der ihn in der Folge in bessere Glücksumstände, in ein einträgliches Amt hätte setzen können, sondern nur durch etwas Neues und Außerordentliches die Aufmerksamkeit Anderer auf sich zu ziehen. Er lernte das Arabische, das er im Alter selbst weniger schätzte, und andre davon abmahnte, damals nicht, um es einmal wieder auf der Akademie zu lehren; seine Neigung zur gelehrten Geschichte machte ihm Lust zum Arabischen. Er hatte in Hottingers orientalischer Bibliothek eine

Menge

*) Ich will hier eine Nachläßigkeit im Ausdrucke, oder vielleicht Unkunde der Sache, bey Hrn. M. anmerken. Inter haec accepit, schreibt er, a Wolfio, Theologo Hamburgensi meritissimo, librum arabicum Haririi manuscriptum, quem cupidissime cognitum anno septimo et tricesimo Lipsiae edidit. Reiske hat von den funfzig Erzählungen des Hariri nur Eine, und die sechs ersten bekanntlich Schultens herausgegeben; die übrigen sind noch ungedruckt.

Menge Nahmen von arabischen Gelehrten gefunden; von diesen wünschte er, nähere Nachrichten einziehen und bekannt machen zu können. Hätte Reiske das Arabische nicht zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht; es in seinen Nebenstunden, in Verbindung mit andern Wissenschaften getrieben, und die Theologie sein Hauptstudium seyn lassen; so würde er vielleicht früher ein geistliches oder akademisches Lehramt erlangt, und darin, auch mit mehr Nutzen und Ruhme, länger gelebt haben.

Er langte im Junius 1738 zu Amsterdam an. Ein Empfehlungsschreiben, das Wolf ihm an Dorvillen mitgegeben hatte, würkte so viel, daß dieser berühmte und reiche Gelehrte ihm ein jährlich Gehalt von 600 holländischen Gulden anbot, wenn er bey ihm bleiben, und ihm in seinen Studien behülflich seyn wollte; denn es war eben damals sein bisheriger Amanuensis zu einem Schuldienst nach Berlin abgegangen. Aber Reiske schlug dieß Anerbieten aus; er sey, sagte er, nicht nach Holland gekommen, um sein Glück zu machen, sondern um die schätzbare Sammlung von arabischen Manuscripten in Leyden brauchen zu können. Dorville ließ ihn mit einigem Unwillen und Befremden ziehen. Zu Leyden giengen nun erst viele Monate in einer für Reisken sehr peinlichen Ungewißheit hin, ob er je ein arabisches geschriebenes Blatt von der Bibliothek würde zu sehen bekommen; denn die Curatoren dieser Akademie erlauben Niemanden den Gebrauch ihrer handschriftlichen Schätze. Der sel. Alb. Schultens aber ließ sich die Handschriften, die Reiske verlangte, in seinem Nahmen geben, und verstattete ihm, in seinem Hause sie abzuschreiben. Schultensen zu gefallen, schenkte er den arabischen Dichtern zu viel Zeit, die er lieber nach seinem Geschmacke auf die arabische, politische und gelehrte Geschichte verwandt hätte. Fünf Jahr brachte er in der Beschäftigung arabische Handschriften abzuschreiben zu, und muste darneben mit Besorgung von Correkturen, gleich Anfangs am Albertischen Hesychius und dem Burmannischen Petron, und mit dem Privatunterrichte junger Holländer im Griechischen, seinen Unterhalt verdienen. Schultens Sohn, Johann Jacob, den jetzigen Professor der Theologie und morgenländischen Sprachen zu Leyden, unterrichtete er täglich im Arabischen. Weil er in Pet. Burmanns Petron einige Aenderungen im

Texte gemacht, und eigene Anmerkungen beygefügt hatte, zog ihm dieses eine scharfe Vorrede Kasp. Burmanns, und in Holland verschiedene Feindschaften zu, die ihm bald sehr nachtheilig wurden; weil man jetzt furchtsamer ward, ihm Correkturen anzuvertrauen. Reiske hat sich nachmals im sechsten Bande der Miscell. Lipſ. Nov. gegen Burmann vertheidigt, aber auch manchmal seine Verbesserungen selbst als unnöthig oder unschicklich verworfen. Er war, wie bekannt ist, zum Emendiren sehr geneigt, und verbesserte oft auch die schwürigsten Stellen, ohne die Hülfe von Handschriften, sehr glücklich. Doch kann ich dieses, nach meiner Einsicht, nur von prosaischen Schriftstellern, die ich mit seinen Anmerkungen genau verglichen, versichern. Bey Dichtern war er weniger glücklich und zu kühn; in einigen Stücken vom Sophokles, Euripides und Aristophanes z. B. habe ich fast durchaus keiner von ihm vorgeschlagnen Verbesserung Beyfall geben können. Reiske hatte nun, nach der Ausgabe des Burmannischen Petrons, schon weniger Freunde und Verdienst in Holland; doch begieng er noch den Fehltritt, daß er eine, durch Valkenaers Abgang zu einer Professur in Franecker, ledig gewordene Conrektorstelle in Kampen, wozu ihn Valkenaer empfohlen hatte, ausschlug, und mußte sich bald nachher zur Rückkehr in sein Vaterland entschließen. Schon in Holland hatte er mit einer schwächlichen Gesundheit und öftern hypochandischen Zufällen zu kämpfen; bisweilen war er fast ganze Tage zu aller Geistesbeschäftigung unfähig, und viele Nächte schlaflos und voll schreckender Träume. Diese körperlichen Leiden wurden bey ihm im zunehmenden Alter immer häufiger und anhaltender, und raubten ihm in seinen letzten Jahren alle Heiterkeit und Ruhe des Geistes. Doch hat er auch in Holland glückliche und frohe Tage genossen; ich habe ihn selbst den Wunsch äußern gehört, daß er nie möchte Holland gesehen haben, oder auch sein Leben in diesem glücklichen Lande, wo auch die Gelehrten insgemein bessere Aufmunterungen, als in Deutschland, genießen, hätte zubringen können. Die treflichen Talente des jungen Mannes erwarben ihm hier bald Freunde und Wohlthäter; Dorville blieb immer ein aufrichtiger und warmer Freund von Reisken; oft war dieser ganze Monate auf seinem Landgute Grönenhahl nahe bey Leyden, wo sie abwechselnd arbeiteten und sich

ver-

rgnügten. Bisweilen trug er ihm kleine Arbeiten auf, nd belohnte sie ihm reichlich. Wie vielen Antheil Reiske n seiner Ausgabe des Charitons habe, ist bekannt. Eine anz außerordentliche Freygebigkeit dieses würdigen Mannes egen Reisken hat Hr. M. so wie manches andre, das gar oohl einer Erwähnung verdiente, nicht angemerkt. Reiske hatte auf sein Anrathen, weil er ihm einen Verleger zu schaffen versprochen hatte, die Geographie des Abulfeda aus dem Arabischen übersetzt; und Dorville, da er keinen Verleger fand, bezahlte Reisken die Arbeit, die dieser in 45 Tagen vollendet hatte, mit 300 holländischen Gulden. Dagegen ward ihm eine andre mühsame Arbeit, die bessere Ordnung der arabischen Manuscripte auf der Bibliothek zu Leyden, und die Verfertignng eines Catalogs derselben, von den Curatoren der Akademie nur mit neun Gulden belohnet.

Reiske ergriff noch in den letzten drey Jahren, die er zu Leyden zubrachte, das Studium der Medicin, und trieb mit vorzüglichem Eifer die Anatomie. Seine berühmten Lehrer in der Medicin waren der ältere Albinus, David von Royen und Gaubius. Zu seiner Inauguraldisputation wählte er Observationes medicas ex monumentis Arabum, die kürzlich Hr. Prof. Gruner, mit einer Abhandlung des sel. Faber vom Manna, hat wieder auflegen lassen; und die Fakultät schenkte ihm, als er diese Abhandlung vertheidigt hatte, auf Schultens Betrieb, die Doktorwürde. Vier Jahre vorher hatte er bereits des Tharafah Moallakah drucken lassen, mit den Scholien, einer lateinischen Uebersetzung und einem Kommentar, der von großer arabischer Sprachkunde und Belesenheit in den Dichtern und Sprachlehrern der Araber zeuget. In der Vorrede giebt er von den sieben Dichtern der Moallakat, die sämtlich aus den Zeiten Mohammeds sind, und unter welchen Tharafah der älteste ist, umständlich Nachricht.

Im Sommer 1746 verließ Reiske Leyden, und kam durch Niederdeutschland wieder nach Leipzig. Zwölf Jahre lebte er hier in größter Dürftigkeit. Von der Medicin hat er nie Gebrauch gemacht; vielleicht weil er selbst seinen Kräften zu wenig traute, und es ihm an dem Rathe und der Empfehlung eines geübten Arztes fehlte. Zwar erhielt er nicht lange nach seiner Ankunft in Leipzig die Pro-

fessur der arabischen Sprache, aber nur mit einem Gehalte von 100 Thalern, das ihm auch im Kriege nicht ausgezahlt ward. In dieser Zeit mußte Reiske Hunger und Kälte und allen Kummer der Armuth ausstehen, und sein Körper litt bey der wenigen Pflege, die er ihm geben konnte, und bey den vielen Nachtwachen, zu welchen er, um Brod zu verdienen, gezwungen war, so sehr, daß er nachher nie wieder zu einer völligen Gesundheit gelangt ist. Durch die mühsamsten Arbeiten, durch Bücherkorrigiren, Uebersetzen aus dem Französischen, Registermachen, und durch die Verfertigung vieler Recensionen und Abhandlungen in die Acta Eruditorum, Miscellanea Lipsiensia, zuverläßige Nachrichten, brittische Bibliothek, Schriften der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig, hamburgisches Magazin und anderswo, muste er sich seinen Unterhalt erwerben, und diese Arbeiten wurden ihm immer nur schlecht bezahlt. Eine Zeitlang war es ihm einige Erleichterung und Aufmunterung, daß Ernesti ihn zwey Jahre an seinem Tische unterhielt. Von Menken hat er für alle Aufsätze, die er in die Acta gegeben hat, gar nichts zur Belohnung der Arbeit erhalten, und durch seine Urtheile über Schultens, Kettens, des jungen Burmanns und andrer Schriften, sich viele Feinde gemacht. Insbesondre wurde Schultens, den er schon in Leyden durch einen gewissen Tadel seiner Vorlesungen, der ihm wieder zu Ohren gekommen war, erzürnet hatte, durch zwey Recensionen, seiner Ausgabe der Erpenischen arabischen Grammatik mit Auszügen aus der Hamasah, und seines Kommentars über die Sprüchwörter, Act. Erud. 1748. S. 689 ff. und 1749. S. 5 ff. so sehr gegen Reisken aufgebracht, daß er gleich in diesem Jahre, sobald er die Stücke der Acta erhalten hatte, eine Epistel ad F. O. Menkenium schrieb, qua nupera Recensio Gramm. Erpen. cum praefat. et accessionibus ex Hamasa sub examen devocatur, und gleich darauf eine andre, qua nupera Recensio Commentarii in Proverbia Salomonis sub examen devocatur; ein dreyfingerdickes Buch in Quart, mit so vieler Heftigkeit und Rusticität geschrieben, daß ich nie etwas dem Aehnliches gelesen habe. Doch finde ich Reiskens beyde Recensionen, obwohl ich nicht oft seiner Erklärung der Sprüchwörter Beyfall geben kann, nichts mehr als in Lob und Ta-

del

l gerecht, und bin gewiß, daß Reiske allein aus Liebe
r Wahrheit, wo er etwas an Schultens Arbeiten aus
zen und bessern zu können glaubte, seinen Tadel nicht
erschwiegen habe. Allein er hat sich durch diese Recens
onen sehr geschadet, und würde klüger für sich und gütiger
egen seinen großen Freund und Lehrer gehandelt haben,
venn er in seinem Tadel gelinder und sparsamer gewesen
väre; denn Schultens hatte ihm, wie ich mich von
Reisken selbst erinnere gehört zu haben, versprochen, den
ältern Luzac zum Verlage von Abulfedâ Annalen, mit
Reiskens Uebersetzung und kritischem und historischen Kom
mentar, zu bewegen, und würde vielleicht ihm auch durch
seine Empfehlung ein Lehramt auf einer holländischen Uni
versität verschaft haben, wenn ihn Reiske sich nicht zum
Feinde gemacht hätte. So viel schadete er seinem Glücke
durch eine jugendliche Uebereilung, durch ein Paar kleine
Recensionen, die er für Menken verfertigt hatte, und die
vielleicht auch ein andrer nicht würde so hoch aufgenommen,
und so bitter beantwortet haben.

Indessen arbeitete Reiske, ohne zu ermüden, und
ohne eigenen Vortheil, auch ausser jenen Arbeiten, die er
ums Brod thun muste, was er zum Fortgange der Wissen
schaften, die er liebte und trieb, thun konnte. Um nicht
allzuweitläuftig zu werden, kann ich nur kurz seiner größern
Werke, die er in dieser Zeit ausgearbeitet hat, gedenken.
In den Jahren 1751 und 1754 edirte er zuerst aus einer
Uffenbachischen Handschrift eine beträchtliche Zugabe zur
Sammlung der byzantinischen Geschichtschreiber, des Kon
stantinus Porphyrogennetus libri duo de cerimoniis
aulae Byzantinae, in zwey Foliobänden; eine Ausgabe,
die Joh. Heinr. Leich durch seinen frühen Tod verlassen
hatte, und die Reiske auch, ich weiß nicht aus welcher Ur
sache, unvollendet gelassen; denn er hat nur über das er
ste Buch einen Kommentar beygefügt. Im Jahre 1754
gab er aus einer Leipziger Handschrift die noch ungedruckte
Anthologie des Konstantinus Kephalos heraus, mit
kritischen Anmerkungen und einer Notitia Poetarum
anthologicorum. In diesen griechischen Epigrammen hat
Reiske noch viel dem Fleiß und Scharfsinne künftiger
Herausgeber zu berichtigen und besser zu erklären übrig ge
lassen; Auch ließ er in eben diesem Jahre des Abulfeda
Anna-

Annales Moslemici drucken; ein Werk, von welchem doch nur ungefähr die Hälfte gedruckt, und zu wünschen ist, daß auch der zweyte Theil dieser Uebersetzung aus der Wolfenbüttelschen Bibliothek, der Reiske seine Handschriften hinterlassen hat, bekannt gemacht werde. Im Jahre 1757 gab er auf eigene Kosten, weil er keinen Verleger fand, seine ersten Animadversiones ad Graecos Auctores heraus, von denen fünf Bände gedruckt, und noch andre von ihm ungedruckt sind; ein vortrefliches und künftigen Herausgebern und Lesern der Griechen sehr nützliches, auch schon vom Reimarus beym Dio, Wesseling beym Herodot und andern gebrauchtes Werk, das vielen ungerechten Tadel erhalten, und von dessen Absicht und Gebrauch H. M. hier viel wahrer und verständiger, als ehemals auch in unsrer Bibliothek V. 2. S. 30. ff. Kloz geurtheilt hat.

Weniger hat sich Reiske, wie auch unser Verf. anmerkt, um die arabische Litteratur, deren akademischer Lehrer er doch war, und die er dreyzehn Jahre mit großem Eifer getrieben, und viele Handschriften sich abgeschrieben hatte, verdient gemacht. Doch hat er außer verschiednen kleinern Schriften, die wohl eine Sammlung verdienten, wie schon gedacht, den ersten Theil des Annalisten Abulfeda, und in Büschings Magazine eine Uebersetzung der abulfedischen Geographie und von Marais Geschichte von Aegypten abdrucken lassen, und außer dem schon erwähnten Kommentar über den Abulfeda, eine vollständige arabische Geschichte, aus welcher er einige Proben im sechsten Bande der Guthrieschen Weltgeschichte gegeben, und verschiedne einzelne Abhandlungen, als eine von den Münzen der Araber, eine Geschichte des Priesterthums unter den Arabern, von Mohammed und andre, auch eine Uebersetzung des Dichters Motanabbi, und viele Zusätze und Verbesserungen zu Herbelots orientalischer Bibliothek und Golius arabischen Lexikon hinterlassen, die noch ungedruckt sind. Auch hat er oft privatißime im Arabischen Unterricht gegeben; und diese junge Studirende waren seine Freunde, die immer einen freyen Zutritt zu ihm hatten, und denen er nicht nur aus seiner vortreflichen Bibliothek gedruckte Bücher mittheilte, sondern auch die Abschrift und Bekanntmachung seiner arabischen Handschriften

gerne

erne erlaubte. So hat Hr. D. Rehkopf aus einer Handschrift, die ihm Reiske gegeben hatte, Vitae Patriarcharum Alexandrinorum primi et secundi seculi in drey kleinen akademischen Abhandlungen zu Leipzig 1758 und 1759 abdrucken lassen, und Hr. Köhler Abulfedä Syrien, mit vielen Anmerkungen und andern Zusätzen des sel. Reiske. Auch Fremden, denen er keinen Unterricht gegeben hatte, theilte er gern seine handschriftlichen Schätze mit, als kürzlich Hrn. Prof. Eichhorn den Ibn Kotaibah, ein Stück des Nuwairi und seine Verbesserungen zu Hamzah von Ispahan Geschichte der Joktaniden im glücklichen Arabien, und verschiedne Gedichte aus der Hamasah und dem Dscherir zu Hrn. CR. Hirts arabischer Anthologie. Ich würde hier für junge Gelehrte, die Lust haben sich um die arabische Litteratur verdient zu machen, ein Verzeichniß aller arabischen Handschriften des sel. Reiske *) geben, die

*) Doch will ich es kurz in einer Note thun. Von Geschichtschreibern besaß er R. Abulfedä Annalen und Geographie, Ibn Kotaibah, Hamzah von Ispahan Chronik, Ibn Schechnah, einen Auszug und Fortsetzung der abulfedaischen Geschichte, Marais Geschichte von Aegypten, große Excerpte aus Nuwairis Universalbibliothek und andern, Lobb Tarich, einen prosischen Geschichtschreiber, von Gilb. Gaulmin und Anton Galland lateinisch übersetzt, wovon ein großer Theil bereits im vorigen Jahrhundert zu Paris gedruckt, aber nie herausgegeben worden; ferner von Dichtern und Sprachlehrern, die sieben Moallakat, die grössere Hamasah des Abu Temam, die kleinere vom Bochtari, Diwan Hudail, Amralkais, Dscherir, Abulola, Motanabbi, das Gedicht Bordah, alle mit arabischen Scholien, Ibn Doraid Maksurah, ein grammatikalisches Gedicht mit des Ibn Chaluwaihah Commentar, desselben Ketab elischtikak, ein etymologisches historisches Wörterbuch, Maidani Sammlung von Sprüchwörtern, Hariri Erzählungen, Abulwalid Ibn Zaidun Risalet, mit Ibn Nobatah großem Commentar, Raudh elachjar, eine Anthologie, wie der griechische Stobäus, vom Zamachschari und Amasi, ein Stück von Baidhawi Commentar über den Koran; ein Stück von Dschauhari Wörterbuche; ferner Zad elmosafer, ein medicinisch Werk, des Rhasis liber nonus ad Almansurum, mit des Vesalius gedruckter lateinischer Uebersetzung, und Abu Osaibah Leben arabischer Aerzte.

die ich bey ihm gesehen und mir aufgezeichnet habe, wenn ich nicht davon eine umständlichere Nachricht in Hrn. Lessings Beyträgen zur Geschichte und Litteratur erwartete. Reiske brauchte seine Handschriften, wie ich bemerkt habe, vorzüglich zur Erläuterung der noch wenig bekannten morgenländischen Geschichte, und hat nur selten vom Arabischen zur Erklärung der hebräischen Bibel Gebrauch gemacht; nicht aus Unkunde des Hebräischen, oder weil er diesen wichtigen Nutzen der arabischen Sprache nicht kannte, oder diesen Gebrauch derselben tadelte: nur mißbilligte er die Art des Gebrauchs, die Fehler, die einige Neuere, auch selbst Schultens, bey der Anwendung des Arabischen auf das Hebräische begiengen, die willkührlichen und gezwungnen, nicht aus dem Sprachgebrauch geschöpften Etymologien und Originationen. Man sollte, sagte er, ehe man zur Erklärung des Hebräischen aus dem Arabischen schritte, gute arabische Autoren, Prosaisten und Dichter, fleißig gelesen, sich philologische Bemerkungen gesammlet, und die ganze Art beyder Sprachen wohl inne haben; nicht bloß im hebräischen und arabischen Wörterbuch Worte von einerley Buchstaben und Klangs mit einander vergleichen, und wo die Bedeutungen nicht zutreffen wollten, eine weite allgemeine Bedeutung erdichten. Reiske hatte selbst einen Commentar, nicht nur über den Hiob, wie Hr. Morus sagt, und dessen er in einer Anmerkung zu seiner Anthologie S. 20. gedenkt, sondern auch über die Sprüchwörter geschrieben, und hat auch bisweilen beyläufig gute Erklärungen biblischer Stellen gegeben. Auch zeugt seine Recension des Schultensischen Commentars über die Sprüchwörter, die ich mit Schultens Antworten verglichen habe, von nicht geringer Känntniß des Hebräischen, und hat manche bessere Erklärung, als Schultens; wenigstens finde ich den Tadel desselben fast allemal gegründet. Ein Paar Beyspiele, mit einigen Anmerkungen über diß vortrefliche Buch der Bibel, dem ich einen guten deutschen Uebersetzer wünsche, werden hier unsern Lesern vielleicht nicht unangenehm seyn. Cap. III. v. 8. billigt Reiske gegen Schultens eine Vermuthung des Clerikus לבשרך für לשרך die einen schönen Sinn giebt; und die LXX haben τῷ σώματί σου. "Dünke dich nicht weise, fürchte den Herrn, und meide "das Böse. Das wird deinem Fleische gesund seyn, und

"eine

eine Erquickung deinen Gebeinen." Doch möchte ich לשרן das Schultens schlecht vertheidiget hat, nicht ohne andere Zeugnisse verwerfen; denn bey den Alten wurden oft Krankheiten durch warme Ueberschläge um den Unterleib geheilt. Der Sinn könnte sonach dieser seyn: "Das wird "dir so wohl thun, als deinem Unterleibe ein warmer "Verband." V. 15. erklärt Reiske die Lesart der Masorethen פניים für פנים nicht ohne Grund für richtiger. V. 20 vergleicht er גמל mit גמל besser, als Schultens mit עמל und übersetzt: coacervabit tibi malum. Diese Bedeutung von גמל finde ich nur in גמלה auch abgeleitet aus der Grundbedeutung גמלה אלארץ (der Erdkreis). Die erste Bedeutung des Worts ist meines Erachtens decere, einer Sache anständig seyn, oder ihr gemäß handeln; und daher heißt im Hebräischen גמל vergelten, wenn man einem andern das giebt, was ihm zukömmt. Und so auch hier: "Hadre mit Niemanden ohne "Ursach, wenn er dir kein Leid gethan hat." Die letzten Worte sind eine Erklärung des vorhergehenden חנם. Diese Bedeutung erkenne ich auch in den beyden hier angeführten und von Schultens und Reiske anders erklärten Stellen. 2 B. Chron. XX. 11. "Das vergelten sie uns schlecht:" Und 5 B. Mos. XXXII, 6. Niemanden kann wohl, als wer einen Kopf, wie Schultens hat, die Uebersetzung von Cap. VI 3. gefallen: Fili mi, eripitor, cum venisti in manum sodalis tui: vade, exculcato temet, atque cogitationes tuas contereto. Reiske übersetzt, mit einer kleinen Aenderung, והרב für ורהב: multiplica cogitationes tuas. Aber ich glaube nicht, daß Schultens hier die gewöhnliche Bedeutung von רעיך mit Grund verworfen hat. "Mein Sohn, sagt Salomo nach meiner Einsicht, "thue ja also, und errette dich; denn du bist (wenn du Bürge für einen andern geworden,) in der Ge"walt deines Freundes: eile, säume nicht, und erwecke "deine Freunde." Mit Recht tadelt Reiske V. 13. Schultens Uebersetzung von מולל ברגלו: pedibus suis male urit; wozu noch in der Anmerkung die Erklärung steht: coquens quasi quid subcineritium, cineribus suppositum, und übersetzt: radit calceo terram, er scharret mit den Füssen, wie auch die Vulgata: terit pede.

pede. V. 27. übersetzt Schultens ויחתה, verglichen mit חתה, drehen: an commarginabit quis ignem in gremium suum; ein Bild, das Aeschylus nicht gewagt hätte! Reiske vergleicht besser חתה, auf einen Haufen werfen, ἐκσωρεύσω. So haben das Wort selbst die LXX durch σωρεύειν Sprüchw. XXV. 22. wo Schultens abermals commarginans prunas ardentes super caput ejus hat, übersetzt, und hier ἀποθήσει τις πῦρ ἐν κόλπῳ; wie, meines Bedünkens, ohnstreitig für ἀποδήσει zu lesen ist. "Kann "auch Jemand Feuer in seinen Schoos schütten, und seine "Kleider nicht verbrennen? — So ists, wenn ein Mann "zu einem fremden Weibe geht; der wird nicht ungestraft "bleiben, der sie berührt;" Ein schönes wohl gewähltes Bild, wenn man die morgenländische lange und weite Kleidung denket! Eben so gern gebe ich Reisken Cap. XI. v. 7. in dem Tadel der Schultensischen Erklärung von אונים durch dolentissime, das gar wider die Grammatik ist, Beyfall, und seiner Uebersetzung: prævaricatorum, der Gottlosen, als ein Adjektiv. von און. Aber offenbar ist, dünkt mich, die Lesart dieses Verses verdorben. Die LXX übersetzen: τελευτήσαντος ἀνδρὸς δικαίου οὐκ ὄλλυται ἐλπίς, τὸ δὲ καύχημα τῶν ἀσεβῶν ὄλλυται. Sie scheinen sonach gelesen zu haben: במות אדם ישר לא תאבד תקוה ותוחלת אונים אבדת "Wenn ein frommer "Mann stirbet, ist seine Hoffnung nicht verloren; aber das "Harren der Gottlosen wird zunichte." Die Stelle zeigt, zumal wenn man dieser Lesart folget, sehr deutlich, daß die Lehre von einem künftigen Leben zu Salomons Zeit allgemein bekannt gewesen. Cap. XII. 27. tadelt Reiske nur die unverständliche Schultensische Uebersetzung: Non ciebit remissio fraudulenta venationem, et opulentia hominis gravis, Aere; ohne eine bessere zu geben. Mich wundert, daß ihm nicht hier eine Versetzung der Worte beygefallen, die den leichtesten Sinn giebt, und die LXX zu bestätigen scheinen: והון יקר אדם חרוץ; "Der "Träge wird sein Wild nicht aufjagen; aber der geschäf"tige Mann erwirbt köstlichen Reichthum." Im folgenden finde ich noch einige gewaltthätige Verbesserungen, die ich so wenig, als meistens Schultens Erklärungen, billigen kann. Z. B. Cap. XVIII. 8: כמתלת מים, ut haustus aquæ.

aquæ. Hier hat doch, glaube ich, Schultens das Wahre getroffen: "Die Worte des Verläumders sind wie Lecker-"bissen; sie gehen tief in den Bauch." Und Cap. XIX. v. 3. wo Reiske die Verbesserung עלי יהוה für nothwendig hält, giebt mir על יהוה einen sehr guten Sinn: "Die Thorheit des Menschen verleitet seinen Weg; (er ist "selbst an seinem Unglücke schuld) und sein Herz zürnet "wider den Herrn," u. s. f. Hingegen Cap. XVI. 3. giebt Reiske noch eine gute Erklärung von עצה, aus dem Arabischen עצ "er schlägt seine Augen nieder, um auf "Untergang zu denken."

Ich muß hier abbrechen, und noch eine Nachricht von den letzten Lebensjahren des sel. Reiske geben. Die Hoffnung, seine Bemühungen mit einem Amte, das ihn ernähren könnte, belohnt zu sehen, hatte ihn nun lange getäuscht; aber endlich erhielt er, nach Haltausens Tode, im Sommer 1758, da er Leipzig schon wieder verlassen wollte, das Rektorat an der Nicolaischule in Leipzig. Nicht ohne Rührung habe ich gelesen, was Reiske damals an einen Freund, einen Prediger in Dresden, der ihn das Jahr vorher noch in seiner Dürftigkeit beschenkt hatte, und dem er nun eine Sammlung arabischer Sprüchwörter, die von Stecken oder Stäben hergenommen sind, zueignete, schrieb. Er beschließt, denn ich darf nicht die ganze Stelle hersetzen, mit diesen Worten: "Dafür danke ich denn dem barmher-"zigen grundgütigen Gott, und einem H. H. Rathe der "Stadt Leipzig, der mein Elend in Gnaden und Erbarmen "angesehen, und mich auf Lebenslang mit einer Stelle ver-"sorgt hat, die in Ansehung der Arbeit und Einnahme und "in allen Betrachtungen für mich recht und abgemessen ist. "Ich widme Gott den Stab meiner bisherigen Wanderschaft "mit dem innigsten Dank für die unverdiente Wohlthat, "und bitte ihn, wenn es sein gnädiger Wille ist, mich an "diesem meinem neuen Ruheorte mit Ruhm und Ehren "zum allgemeinen Nutzen leben und sterben, und nach so "langer und schrecklicher Unruhe meines bisherigen Lebens, "mir die längstgewünschte und endlich ertheilte Ruhe recht "ruhig genießen zu lassen. Dem H. H. Rathe dieser Stadt "statte ich hiermit den verpflichtesten Dank für eine Wohl-"that ab, die so groß ist, als mir noch kein Mensch je erwie-"sen

"sen hat; und verspreche zugleich meinen Wohlthätern "öffentlich, nichts zu sparen, was auf meinen Willen und "Kräfte ankommen wird, ihrer Schule wohl vorzustehen, "und zu verhüten, daß es sie nicht gereue, mich andern "geschickten und verdienten Männern vorgezogen zu haben." Dieses Versprechen hat Reiske als ein rechtschaffener Mann erfüllet: er war in seinem Amte, wenn er gleich nicht das Glück eines starken Zulaufs genoß, der auf der Thomasschule immer grösser ist, ein fleißiger und gewissenhafter Lehrer; und die Universität hat aus seiner Schule, wenn gleich nicht viele, doch oft zum akademischen Unterricht sehr wohl vorbereitete Jünglinge erhalten. Er liebte nicht die noch in vielen Schulen gewöhnliche langsamere Art, die Alten zu erklären, da man alle Worte und Redensarten, alle grammatikalische Kleinigkeiten, Antiquität und alte Geschichte umständlich erläutert, auch wohl wörtliche Nachahmungen machen läßt, die vollends ein unnützer Zeitverderb sind: er machte seine Schüler durch kursorisches Vorlesen mit den besten Schriften der Alten, mit ihren Schönheiten und dem Eigenthümlichen jeder Schreibart, in kurzer Zeit bekannt, und übte sie darneben fleißig im Schreiben, beurtheilte und besserte mit vieler Genauigkeit die ihm vorgelegten Aufsätze. Die Stunden, die seine Amtsverrichtungen ihm übrig ließen, widmete er dem Studieren, und der Ausarbeitung seiner vielen nützlichen Schriften. Nach erlangtem Rektorat ließ er von seinem Fleiße so wenig nach, daß er vielmehr in seinen letzten Jahren mit einem fast immer siechen Körper noch mehr als vorhin gearbeitet hat. Er setzte seine Animadversiones ad Gr. Autores fort, übersetzte ins Deutsche die Reden des **Thucidides**, **Demosthenes** und **Aeschines**, gab, außer verschiedenen kleinern Schriften, den **Theokrit**, die sämtlichen griechischen Redner, ausgenommen den **Isokrates**, den **Plutarch**, den **Dionys von Halikarnaß** und den **Maximus Tyrius** mit seinen Anmerkungen heraus, und hat noch ungedruckte zum **Philostratus**, **Libanius** und **Aristides**, die er Willens war herauszugeben, hinterlassen; und kürzlich hat uns von ihm seine noch lebende Wittwe eine Ausgabe des **Libanius**, die viele große Lücken ergänzen, und ganze noch ungedruckte Reden liefern wird, versprochen. Der Werth dieser Reiskischen Arbeiten ist zu bekannt, als daß

ich

ich hier erst darüber urtheilen, oder Hrn. Prof. Morus kurzes und billiges Urtheil wiederholen dürfte. Dem Lebenslaufe ist ein besonderes Verzeichniß aller Schriften des sel. Mannes beygefügt, darin ich doch folgende vermisse: Geschichte der königl. Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris; I. Theil, worin verschiedene Zusätze und Verbesserungen, nebst einem ausführlichen Register über alle zehn Theile enthalten sind. Leipzig, 1757. 8. Denn dieser ganze Band, wie auch auf dem Titel angezeigt ist, gehört Reisken.

Noch muß ich seiner Ehe und seines Todes gedenken. Reiske verheyrathete sich 1764, da er bald funfzig Jahre alt war, mit Jungfer Ernestinen Christinen Müllerin, von Kemberg. Er hatte sie schon zehn Jahre vorher, als ein funfzehnjähriges Mädchen, bey Gottscheden kennen gelernt, und sich ihren Besitz gewünscht; allein, er hörte nachher, daß sie einem andern Manne bestimmt wäre, und lebte damals auch selbst nicht in den Umständen, daß er heyrathen konnte. Wie sehr er diese seine würdige, muntere und gelehrte Gattin nachmals geliebt habe, und wie vielen Antheil sie an seinen gelehrten Arbeiten, insbesondere an der Ausgabe der griechischen Redner, genommen, nachdem er sie im Lateinischen und Griechischen, auch in neuern europäischen Sprachen unterrichtet hatte, ist bekannt. Dieses glückliche Band ward aber nach wenig Jahren durch Reiskens Tod wieder getrennt; und verschiedene Jahre vor seinem Ende waren ihm ein beständiges Leiden. Ein heftiger lang anhaltender Husten raubte ihm zuletzt alle Kräfte und er starb 1774 am 14ten August mit der Gelassenheit und Freudigkeit eines Christen, der ein besseres Leben nach vielem überstandenen Elende erwartet.

CL.

Litterarischer Almanach der Teutschen auf das Jahr 1775. Enthaltend ein systematisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche die Litteratur des besagten Jahres ausmachen. Zusammengetragen von Jeremias Nicolaus Eyring, Prof. der Philosophie und Custos der Universitätsbiblio-

thek. Göttingen, bey der Wittwe Vandenhoek 1776. 4 Bogen, (enthaltend die theologische Litteratur) nebst 1 Bogen Vorrede, in 8.

Litterarischer Almanach — enthaltend ein systematisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche die juristische Litteratur des besagten Jahres ausmachen — $3\frac{1}{2}$ Bogen.

Litterarischer Almanach — enthaltend ein systematisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche die Litteratur der Arzneygelehrsamkeit des bestimmten Jahres ausmachen. — 3 Bogen.

Litterarischer Almanach — enthaltend ein systemat. Verzeichniß derjenigen Schriften, welche die Litteratur der Geschichte und Philologie des besagten Jahres ausmachen. — $11\frac{1}{2}$ Bogen.

Man kann diese Klaßification unsrer neuesten Litteratur als einen Pendant theils zu unsrer allgemeinen deutschen Bibliothek, theils zu dem Hamhergerisch-Meuselschen gelehrten Deutschland ansehen. Denn alle Bücher, die in unserm Journal recensirt, und die in dem gelehrten Deutschland unter dem Namen ihrer Autoren angeführt werden, sind hier nach den Wissenschaften und wieder besonders nach ihren Abtheilungen geordnet, so daß man auf einmahl übersehen kann, wie viel in jedem allgemeinen und speciellen Fache das Jahr hindurch ist geleistet worden. Zunächst aber soll es eine Beylage oder einen Anhang zu dem historischen Journal abgeben, das Hr. Hofrath Gatterer besorgt; wie denn eigentlich dieser Gelehrte den Anschlag dazu gegeben und das erste Stück, worinn die theologische Litteratur verzeichnet ist, dem sechsten Theil seines Journals beygefügt hat. Die übrigen Stücke sollen auch als der achte Theil des Gattererschen Journals ausgegeben werden. Auch der sel. Prof. Murray hat den Hrn. Eyring, wie er selbst versichert, zu diesem mühsamen Unternehmen ermuntert. In gedachter Vorerinnerung, die auch Hr. Eyring dem ersten Stücke seines litterarischen Almanachs vorgesetzet hat, sagt

sagt er unter andern: der Nutzen desselben sey allgemein für alle Gelehrte; jeder wisse, wie sehr es zu schätzen sey, den neuen Zuwachs, den jedes Gelehrten eigene Wissenschaften durch Schriften erhalten haben, beysammen zu finden. Wie brauchbar ist nicht der Bünauische Katalog, ob er gleich sehr unvollständig ist.

Eine solche Arbeit kann, ihrer Natur nach, so wie andre ähnliche — z. B. das gelehrte Deutschland — unmöglich auf einmal zu einiger Vollkommenheit gedeihen. Aber von einem so aufmerksamen und fleißigen Litterator, wie Hr. Eyring wirklich ist, läßt sich das Beste hoffen. Schon die vor uns liegenden Stücke übertreffen einander an Vorzügen; und es wäre freylich wohl zu wünschen, daß Hr. Eyring sie gleich Anfangs alle in seinen Plan hätte ziehen und anbringen können. So kommen in der theologischen Litteratur nur die Titel der Bücher vor, ausgenommen daß hier und da anonymische Schriftsteller genannt sind. In der juristischen Litteratur erblickt man schon bey vielen Büchern nützliche Anmerkungen, den nähern Inhalt derselben betreffend, wie auch Angaben der Seiten- oder Bogenzahl, welches wir bey einem solchen Verzeichniß für nothwendig halten. Bey der medicinischen, historischen und philologischen Litteratur hat Hr. Eyring mehr Anmerkungen gemacht und zugleich angefangen, auf Journale und Zeitungen zu verweisen, worinn wirklich unterrichtende Recensionen von den verzeichneten Büchern anzutreffen sind. Dieß hat allerdings seinen Nutzen, zumahl wegen der großen Menge und der zahlreichen Bände oder Jahrgänge unsrer Journale und Zeitungen. Nur ist zu wünschen, daß Hr. Eyring immer nur wirklich unterrichtende Recensionen anführe. Vielleicht könnten auch mehrere Journale citirt werden, wenn nämlich in mehrern gute Recensionen von einem und demselben Buche vorkämen, gesetzt auch, sie widersprächen einander: aber diese Widersprüche müßten freylich nicht diktatorisch abgefaßt, sondern mit Gründen unterstützt seyn, welches letztere alsdann zu geschehen pflegt, wenn zween der Materie gewachsene Recensenten Ein Buch von verschiedenen Seiten betrachten.

Die Claßifikation oder das System, nach welchem Hr. Eyring die Schriften ordnet, ist, bis auf einige Fächer, bey

denen er sich nach den Umständen und nach dem Vorrathe richten mußte, einem ungleich ausgebreiteterem Werke abgeborgt werden. Und dieß ist wohl kein anders, als das vortreflich eingerichtete Realverzeichniß der Göttingischen Universitätsbibliothek, welches der Recensent, während seines Aufenthaltes in Göttingen, oft mit großem Vortheil benutzt hat, und ohne welches gewisse Bücher dortiger Gelehrten minder vollkommen ausgefallen seyn würden.

Den Titel **Almanach** hat der Verfasser blos um des Periodischen willen, weil er alle Jahre solche Verzeichnisse liefern will, oder vielleicht mehr der Mode zu Gefallen, gewählt.

Nun ist nicht allein noch die Litteratur der Philosophie, der schönen Wissenschaften und Künste, deren Verzeichniß wohl am stärksten werden dürfte, zurück, sondern auch die **Annalen der ausländischen Litteratur** vom J. 1775. Denn auch diese hat Hr. Eyring versprochen, wird sie aber, wie leicht zu erachten, so schnell nicht liefern können, da er sie nicht blos aus Tagebüchern vollständig zusammen bringen kann, sondern auch viel Zeit erfordernde Correspondenz dazu anwenden muß. So sehr wir unsers Orts darnach begierig sind; so bitten wir doch um ein, dem ganzen Vorhaben vortheilhaftes Zaudern. Und da der Verf. sowol in Ansehung der Einheimischen, als auch, und zwar hauptsächlich, in Ansehung der ausländischen Bücher, Unterstützung verdient; so wünschen wir mit ihm, daß ihm viele Gelehrten mit Beyträgen und mit Verbesserungen und Vermehrungen der schon gedruckten Verzeichnisse an die Hand gehen möchten. Letztere will er, einer dem dritten Stück vorgesetzten Vorrede zu Folge, in dem Jahrgange 1776, zu mehrerer Bequemlichkeit der Leser und mit Bemerkung des Jahrs, einschalten.

Ehe wir unsere wenige Zusätze mittheilen, müssen wir noch erinnern, daß der Verf. auch akademische und andre kleine Schriften mit verzeichnet, und wir hoffen, daß er dies auch künftig, wenigstens in Ansehung der erheblichen, thun werde. Er verspricht auch, am Ende des Jahrganges ein alphabethisches Namenregister der verzeichneten Schriftsteller beyzufügen. Künftig soll das Werk nicht allein früher, sondern auch durchaus richtiger und belehrender eingerichtet werden.

Nun

Nun unsere Anmerkungen und Zusätze! 1) in der theologischen Litteratur: S. 4. Die Beantwortung der Frage: ob Christus wahrer Gott sey? gegen D. Bahrdt, rühret vom Consistorialrath Masch in Strelitz her; und die gleich darauf folgende Uebersetzung des Briefes Pauli an die Römer, vom Prof. Morus in Leipzig. S. 6. Brunsii Epistola kam schon 1774 heraus; überhaupt kommen mehr Bücher von diesem Jahre hier und in den andern Verzeichnissen vor. S. 8. Von Bahrdtens Apparatu critico ist erst ein Theil heraus. S. 18 von Bocks Historie Anetrinit. erschien 1775 nur der erste Band. S. 21 der V. der Schrift: Ich bin ein Christ, heißt Hegelmajer. S. 29. die demüthige, oder vielmehr abgeschmackte Bitte, um Belehrung an die grossen Männer, die keinen Teufel glauben, ist vom Prof. Köster in Gießen. S. 31. die Zauberbibliothek hat Hofrath Zapf in Augsburg zusammengetragen. S. 61. ein heßischer Geistlicher, Schwarz genannt, hat die intoleranten Toleranzbriefe geschrieben; und den Stoff zum Denken S. 63. der Domherr von Rochau zu Rekahn. So stark auch das Verzeichniß der im Jahr 1775 gedruckten Predigtbücher ist; so dürfte es sich doch noch ziemlich vermehren lassen, selbst aus unsrer Bibliothek.

2) in der juristischen Litteratur S. 27. Hofrath Oesfeld in Potsdam ist Verf. des Entwurfs zu einem Dorfbuch. S. 31. so wichtig auch der dort beygebrachte Innhalt einer Verordnung ist; so gehört er doch nicht in dieß Verzeichniß; wenigstens nicht so weitläuftig. S. 32. die Zusätze vieler und merkwürdiger Materien ꝛc. sind von D. Orth zu Frankfurt am Mayn und die S. 40 angeführten kritischen Staatsbetrachtungen von dem jetzigen Vicekanzler Riesl zu Bruchsal. Die Beyträge zu der juristischen Litteratur S. 55 giebt der geh. Rath Hymmen in Berlin heraus.

3) in der medicinischen Litteratur: S. 13 Lavaters Physiognomik hätten wir da nicht gesucht. Der Verfasser des Schlesischen Arztes S. 44. ist D. Rosenberg in Breslau.

4) in der historischen Litteratur: S. 7 — 10. wird von einem einzigen Buche, das noch nicht einmal ganz abgedruckt ist, gehandelt, von Hrn. Gatterers Abriß der

Geographie. Wenn gleich einige Studenten die fertigen Bogen besitzen; so gehört es doch der Ordnung nach erst in das Jahr, da es durch den Buchhandel in das Publikum kommen wird. Inzwischen hat uns diese Anzeige lüstern genug nach dem Werke selbst gemacht. Für das Landkartenverzeichniß S. 13 u. ff. sind wir Hrn. E. besonders verbunden; er handelt auch dabey von denen noch nicht kaufbaren Karten des Hrn. Gatterers. S. 95 finden wir eine neue Schrift des Hrn. Prof. Schlözers (über Rußlands Reichsgrundgesetze), die aber auch noch nicht ganz abgedruckt ist. S. 96, eine zu Petersburg gedruckte Rußische Uebersetzung von Fischers Sibirischer Geschichte gehörte nicht in die deutsche Litteratur. S. 105. der Verfasser der Chronologie des deutschen Theaters ist Prof. C. H. Schmid. S. 116. Es ist schon irgendwo bemerkt worden, daß sich dort eine juristische, schon 1734 gedruckte Disputation des sel. Prof. Trotz unter die biographischen Schriften eingeschlichen hat. S. 116 — 127 findet man ein angenehmes Verzeichniß von Schul- und Erziehungsschriften; sie gehören aber füglicher in die philosophische, als in die historische Litteratur. Die in der philosophischen Litteratur S. 166 und ff. verzeichnete Schriften müssen mit diesem Verzeichniß verbunden werden. S. 133 der verstorbene Bürgermeister Freytag in Naumburg hat die Beyträge zur Geschichte seltener Bücher abgefaßt. In dem Verzeichniß der gelehrten Zeitungen S. 135 fehlet die Kieler, deren Ausgabe Hirschfeld besorgt. Die Leipziger giebt Hofr. Bel, die Erlanger Hofr. Rudolph, die Jenaische Hofr. Walch, und der s. Vicepräsident Klüpfel gab die Gothaische heraus. Die S. 136 stehenden Greifswalder Nachrichten gehören unter die Zeitungen, werden seit 1768 von Prof. Möller herausgegeben, und noch fortgesetzt. Auch die Ephem. Helmstad. sind Zeitungen, kein Journal. Die vornehmsten Verfasser der Novæ bibl. Friburg. sind Regierungsrath und Prof. von Riegger und der Prof. der Theologie D. Engelbert Klüpfel. Die brittische theol. Bibl. giebt der Kirchenrath Bamberger heraus. S. 142 Archidiak. Boeckh die Nördlinger Erziehungsbibliothek. S. 146 die abgestorbene allgemeine Englische Bibliothek hat Prof. Schulz in Gießen herausgegeben.

Um

Um nicht noch weitläufiger zu werden, brechen wir hier ab; und bemerken nur noch, daß Hr. Eyring in der Vorrede zum ersten Stück über das Mühselige bey der Ausgabe der allgem. deutschen Bibliothek zwar ziemlich richtig urtheilet: wenn er aber die Menge der in allen deutschen Provinzen zerstreuten Mitarbeiter mit der Reichsarmee in letztern Kriege vergleicht, so dürften sie wohl diese Vergleichung, als einseitig und kaum auf das Aeußere passend, verbitten.

VI.

Johann Ludewig Anton Rust, Fürstl. Anhalt-Bernburgischer Gesamt-Archivars, wie auch Bibliothekars bey der Fürstl. Büchersammlung zu Bernburg, Historisch-litterarische Nachrichten von den jetzt-lebenden Anhaltischen Schriftstellern. Nebst einer Vorrede, wie auch einer allgemeinen Einleitung von dem jetzigen Zustande der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften in Anhalt, und einem zwiefachen Anhange. Erster Theil. Wittenberg und Zerbst, bey Zimmermann 1776. 10 Bogen in 8.

La France littéraire erzeugte ein gelehrtes Deutschland, dieses ein gelehrtes Schwaben, dieses ein gelehrtes Würtemberg, und dieses das Werkchen, dessen ganzen Titel man oben gelesen hat. Der Verf. schränkt sich nämlich nur auf Anhalt, sein Vaterland, ein, geht aber etwas weiter als Hörner in seinem Lexikon der jetztlebenden Schwäbischen Schriftsteller, indem er auch die Veränderungen und Schicksale seiner Landsleute erzählt, ohngefähr so, wie Moser in seinem Würtembergischen Gelehrten Lexicon: jedoch etwas umständlicher. Er sowohl, als Moser, gehen nur in ihren gutgemeynten Absichten zu weit, weil sie auch die Lebensumstände der unbedeutendesten Scribler erzählen. In einem bloßen Verzeichniß oder Register, wie das Hambergerische Meuselsche gelehrte Deutschland, ist es Plan- und Zweckmäßig, daß auch das ganze Heer geringer Schriftsteller mit aufgeführet wird, zumahl weil nicht so viel Papier dabey

zu Grunde geht und sich unter der ungeheuern Menge keine Auswahl treffen läßt. Aber solche Herren, wie Moser und Rust, sollten billig ihre Gefälligkeit so weit nicht ausdehnen, daß sie uns Biographien schlechter Scribenten zu lesen geben. In ihren kleinern Bezirken oder bey ihrem enger gefaßten Plan sind sie im Stande, zu beurtheilen, welche Schriftsteller von den übrigen Mitbürgern der gelehrten Republik näher gekannt zu werden verdienen, oder nicht. Aus dem gelehrten Deutschland, besonders aus dem topographischen Register, sieht man mit Einem Blick, wie viel Schriftsteller gegenwärtig in den Anhaltischen Landen leben; dazu brauchen wir nicht erst ein gelehrtes Anhalt, wo alles, was in jenem allgemeinern Werke von Anhaltischen Scribenten steht, wiedergekäuet wird: sondern, wenn Hr. Rust nun ja sich ein Verdienst um seine gelehrte Landsleute hätte erwerben wollen; so würde er für ihren und für seinen eigenen Ruhm klüger gesorgt haben, wenn er die merkwürdigen Männer, wie Basedow, Bertram, Bucholz, Feddersen, Gladbach, von Graßhof, Kretschmar rc. ausgehoben und genauere litterarische Berichte von ihnen ertheilt hätte. — Denn zu förmlichen Lebensbeschreibungen wollten wir noch weniger rathen, weil sich, im strengen Verstande, von noch lebenden Personen keine Biographien verfertigen lassen.

Hr. Rust handelt hier in alphabetischer Ordnung von 43 Schriftstellern, die theils im Anhaltischen leben, theils nur dort gebohren worden, und sich in andern Ländern niedergelassen haben; zu welchen letztern Bertram, Bucholz, Feddersen, Manso und A. J. Penzel gehören. Die wenigsten lernt man hier genauer kennen, als man sie schon aus dem gelehrten Deutschland kennet. Von mehr, als der Hälfte seiner Autoren, sagt Hr. Rust: **Von seinen Lebensumständen weiß ich nichts zu berichten, oder weitere Umstände kann ich von ihm nicht melden.** Und dieß trift zum Unglück gerade die meisten Anhalter, von denen man gern etwas mehr wissen möchte, als Namen, Aemter, Geburtsort, Geburtsjahr und Titel ihrer Schriften. Hingegen von dem Troß der Anhaltischen Litteratur weiß er uns treflich viel zu erzählen. Am umständlichsten und brauchbarsten sind die Nachrichten von L'Estocq, Köselitz, und von dem Verf. H. Rust selbst, der diesen Theil beschließt.

Nun

Nun noch ein Paar Worte von der auf dem Titel ausdrücklich benannten Vorrede — warum nicht lieber auch: Nebst einer Dedikation? — und Einleitung. Beyde sind möglichst weitschweifig oder gedehnt. Was z. B. auf den drey ersten Seiten der Vorrede steht, hätte bequem in einigen Zeilen bestimmter und deutlicher gesagt werden können. Wie lange währt es da nicht, bis Hr. R. völlig in seinem Zirkel herumkommt, um uns die unerhörte Wahrheit zu sagen, daß es nützlich sey, von jetztlebenden Schriftstellern zuverläßige Nachrichten einzuziehen und bekannt zu machen! obgleich dieses nicht einmahl auf ihren Charakter ausgedehnt werden darf, der erst nach ihrem Tode unparteyisch geschildert werden kann. S. 6 und 7 begehet der Verf. einen Widerspruch. Dort sagt er, daß ein Vorhaben, wie das seinige, ungleich mehr Vortheil stiften werde, als *die bisherige Art, uns die Lebensbeschreibungen der Gelehrten zu liefern, da man, so zu sagen, aus einem Jahrhunderte und aus einem Reiche in das andre, bald zurück, bald vorwärts zu springen, oder sich doch nur auf einen sehr kleinen Zeitpunkt und auf einzelne Gelehrte einzuschränken, auch uns noch dazu sehr viele davon öfters vier= fünf= und mehrmal in einem neuen Kleide wieder darzustellen pfleget.* Auf was für Lebensbeschreibungen Hr. Rust hiermit ziele, können wir nicht errathen; wir bitten uns im zweeten Theil einige Erläuterung hierüber aus. Nachdem er hierauf unter andern hinzugesetzt: *in der Hauptsache finde er mehrentheils wenig Trost* in solchen Lebensbeschreibungen; so heißt es S. 7 auf einmahl: *Es sey jedoch ferne von mir, daß ich dies — nur im geringsten tadeln, verachten oder als überflüßig ansehen sollte.* Als wenn jenes kein Tadel wäre! Gewiß, eine wunderbare Furchtsamkeit zwang Hrn. R. zu diesem Widerspruch.

Er schlägt hierauf vor, Hörners und seinem Beyspiele häufiger zu folgen, und von jeder Landschaft des deutschen Reichs solche Nachrichten zu sammeln und drucken zu lassen; dadurch, meynt er, würde sich das Hambergerisch= Meuselsche Werk am füglichsten vollständig machen lassen: allein, nicht zu gedenken, daß alsdann doch jene Provinzialnachrichten in das allgemeine Werk zusammen flössen, folglich ihr Druck hinterher überflüßig würde; so sollten wir denken, es

es wäre bequemer und kürzer, wenn jeder Rust oder Hörner seine gesammleten Nachrichten in jenes allgemeine Büreau einschickte. Umständlichere Nachrichten von NB. merkwürdigen Schriftstellern und richtige Beobachtungen über den Zustand der Litteratur in ihrer Provinz, drucken zu lassen, bliebe ihnen dabey immer unverwehrt; man würde ihnen fleißig dafür danken.

Solche Beobachtungen nun hat — wie auch der Titel schon besagt — Hr. Rust in seiner Einleitung (S. 17 — 54.) angestellt. Freylich sind sie ziemlich flach: aber der gute Mann bittet auch sehr bescheiden um freundliche Nachsicht und um Uebersehung seiner Fehler. Jene kann man ihm nun wohl großmüthig angedeyhen lassen: diese aber, die Uebersehung der Fehler, dürfte ihm auch der gelindeste Kunstrichter nicht zugestehen; und am wenigsten seine Landsleute. Warum verlangt aber auch Hr. Rust die Uebersehung, oder welches einerley ist, die Verschweigung seiner Fehler? Es sollte ihm ja sehr lieb seyn, wenn ihm diese offenhetzig angezeigt würden! vielleicht könnte er sie dereinst, wenn sein Werklein eine neue Auflage erleben sollte, benutzen. Der Recensent, der kein Anhalter ist, auch nie das Anhaltische betreten hat, ist nun zwar nicht im Stande, die Richtigkeit der hier gefällten Urtheile über den Zustand der Gelehrsamkeit im Anhaltischen, zu prüfen: aber einige Erinnerungen oder Bedenklichkeiten wird man ihm doch zu gute halten?

Zuerst von der Theologie und Religion. Hr. R. schätzet billig sein Vaterland glücklich, daß sich die christliche Religion bisher lauter und rein darin erhalten, daß die Reformirten und Lutheraner als Brüder mit einander leben, daß man weder auf den Kanzeln noch in Gesellschaften Religionsstreitigkeiten abhandelt. Zwar meynt er, es scheine, daß sich seit kurzem ein gewisser Reformationsschwindel aus entfernten Gränzen ins Anhaltische einschleichen wolle: doch hofft er, er werde keine Wurzel fassen. Man merkt wohl, worauf Hr. R. hiermit zielet. Er klagt auch über das allzuzeitige Predigen der Studirenden, über ihre Eilfertigkeit, die Universität zu verlassen, und über ihre Versäumung der theologischen Sprachen, des Katechisirens &c.

Mit

Mit den Anhaltischen Juristen ist Hr. R. nur in so fern nicht zufrieden, weil ihre Schreibart noch ziemlich barbarisch wäre; und er giebt die Ursachen davon an. Doch, meynt er, es sey auch nicht zu läugnen, daß sich diese Schreibart seit der Zeit, da die Anhaltische deutsche Gesellschaft entstanden ist, in einigen Fällen um ein merkliches gebessert zu haben scheine. Hätte sie dieß in der That bewirkt; so wäre ihre Stiftung, die vornämlich von unserm Hrn. Rust herrühret, alles Danks werth, und man müßte es bedauren, daß sie nunmehr abgestorben ist, oder doch wenigstens schläft, (denn seit geraumer Zeit hört man von dieser ansehnlichen Gesellschaft nichts, und Hr. R. erwähnt auch nicht mehr in seiner Titulatur der Würde eines **Urkundenhalters**: doch sehen wir aus S. 156, daß er sie bis hieher noch bekleide): aber wir fürchten, diese Gesellschaft möchte nicht im Stande gewesen seyn, dergleichen auszurichten; denn aus ihren Schriften leuchtet eben keine nachahmungswürdige Schreibart hervor, selbst nicht aus dieser Rustischen Schrift. Da finden wir z. B. in der Dedikation, wo doch Hr. R. sein Licht vorzüglich hell hätte sollen leuchten lassen, **Beyspiele, die in der offenbaren Kundbarkeit beruhen**; Höchst Dieselben haben sich zu **äußern** geruhet; S. 3. **ein mehreres** beytragen; S. 8. **fernerweite** Nachträge; S. 9 ist **jemand gewillet**. S. 16. **ich lebe zu der billigen Denkungsart meiner Leser der gewissen Zuversicht** u. dgl.

In Ansehung der Aerzte scheint ihm ihre Anzahl zu gering, und dann ermahnt er sie, der Kräuterkunde eine mehrere Aufmerksamkeit zu widmen. In der Geburtshülfe scheinen sie ihm es auch nicht weit gebracht zu haben; auch treffe man wenig tüchtige Wehmütter an. — In Absicht auf die **Philosophie** binde man sich an kein eigentliches System. **Kameral= Finanz= und Oekonomiewissenschaft** werde am häufigsten getrieben. **Zu Geschichtschreibern** sind des Verf. Landsleute eben nicht **sonderlich aufgelegt**. Hier zeigt er die Ursachen davon, und die Schwierigkeiten bey Bearbeitung der Anhaltischen Geschichte recht gut an.

Bey der **Kritik** erzählt er, daß die Anhalter fleißig kritische Schriften läsen, aber nicht selbst dergleichen verfertigten,

tigten, wie doch wohl zu wünschen wäre. Die Ursache dieses Wunsches suchen wir vergebens: sie müßte denn in den Worten liegen: **Zur Ehre unsers Vaterlandes.** Da wir aber schon überflüßig mit Journalen und Zeitungen versorgt sind; so sehen wir eben nicht ein, was für Ehre und Vortheil den Anhaltischen Landen durch ein eigenes Journal zuwachsen könnte. Soll etwa jede deutsche Provinz, jedes Ländchen ein Journälchen ausbrüten?

Mit dem **Schulwesen** ist Hr. Rust am wenigsten zufrieden. Man künstelt, sagt er, und bessert in Nebensachen mehr, als man im eigentlichen Verstande an der Hauptsache selbst arbeitet; man führt zu viele Neuerungen ein — man schränket seinen Hauptendzweck fast einzig und allein auf die lateinische Sprache ein und versäumt darüber nöthige Wissenschaften; man überladet die Jugend mit so vielen Nebendingen, die eigentlich nicht in die öffentlichen Schulen, sondern für den Privatunterricht gehören, z. B. französische Sprache, Oekonomie, Rechnen, Schönschreiben ꝛc. Er giebt noch andre Ursachen von der schlechten Verfassung der Schulen an, die leider! auch in vielen andern Ländern vorhanden sind. Aber, warum denn von dem Basedow'schen Philanthropin kein Wort?

Bey Gelegenheit der **Landessprache** oder **Anhaltischen Mundart**, über deren Fehler er sehr eifert, kommt er auf die Bernburger deutsche Gesellschaft, der wir vorhin schon erwähnt haben, zu reden, klagt über Mangel an Patriotismus, Unterstützung und Beyhülfe, und nennt unsre Zeit **ausgeartet**. Er rühmt doch, daß vornämlich durch diese Gesellschaft ein besserer Geschmack in der **Dichtkunst** sey eingeführt worden. Er versichert auch, daß jetzt etliche gute Dichter unter seinen Landsleuten sich befänden, nennt sie aber nicht, weil es ihrer Bescheidenheit zuwider wäre.

Zuletzt noch von **Bibliotheken** und **freyen Künsten**, worunter Musik oben an steht, weil diese wirklich jetzt von einigen Anhaltern meisterhaft bearbeitet wird.

Wegen des Verzeichnisses der Schriftsteller selbst wollen wir noch anmerken, daß Hr. R. S. 62. ein Versehen des sel. Hambergers im gelehrten Deutschland nachgeschrieben hat, indem er unter dem Artikel **Bertram** unter Nr.

6) und

6) und 7) zwey Bücher angiebt, die doch nur eines sind. Das letzte ist der richtige Titel. Hr. R. geht auch zu weit, wenn er Geistliche als Schriftsteller anführet, die nur eine Predigt haben drucken lassen, wie S. 69.

Von dem auf dem Titel erwähnten zwiefachen Anhang finden wir hier nichts; vermuthlich wird er dem zweeten Theile beygefügt werden, mit dem H. R. immer so lange zaudern mag, bis er von allen dahin gehörigen Schriftstellern hinreichende Nachrichten eingezogen hat, damit es alsdann nicht immer, wie im ersten Theil, heißen möge: weiter weiß ich für jetzt von seinen Lebensumständen nichts zu berichten.

Vr.

Des neuen gelehrten Europa zwanzigster Theil. Braunschweig und Wolfenbüttel, bey den Gebrüdern Meißner 1775. 1 Alphab. 4 Bogen in 8. in fortlaufenden Seitenzahlen mit dem vorhergehenden Theil.

In diesem Theile findet man Nachrichten von folgenden theils verstorbenen, theils noch lebenden, theils großen, theils mittelmäßigen, theils auch sehr kleinen Gelehrten: von Bilistein, von Bougainville, J. A. F. Bielke, A. G. Masch, Bernsau, Peter Conradi, C. H. Zeibich, Zickler, Leß, J. A. Caßius, (und von allen dessen nächsten Verwandten,) J. G. Lindner, (der unlängst zu Königsberg gestorben ist,) Benner, Haas (zu Marburg) Huch, Krünitz, Buck, Wesseling, Gerdes, Engelhard, Stockmann, Premontval, J. C. Struchtmeyer; und dann Zugaben einiger kürzern Nachrichten von Dalin, G. C. Oeder, Owens, Lundius, J. Vogt, v. Werner, Herrgott, Kalkmann, Engelbrecht, Keil, v. Erath, J. S. Müller, G. S. Müller, Horreus, H. G. Clemens, J. J. Winkelmann.

Der Herausgeber sey nun noch Hr. Superint. Ferdinand Stosch zu Detmold, oder ein andrer — denn die sehr kurze Vorrede läßt uns hierüber unbelehrt — so ist gewiß, daß in diesem neuen Theil noch eben der herzbrechende

chende Leichenpredigten, und der Hang zu Mikrologien herrschet, wie in den vorigen Theilen; und überdieß hat er die Unbequemlichkeit an sich, daß die Nachrichten nur bis in die Jahre 1764. 1765 und 1766. reichen, während welcher dieser Theil zum Druck fertig gemacht wurde. Die Veränderungen, die sich seit jenen Jahren mit diesen Gelehrten zugetragen und ihre indessen gedruckte Schriften hätten, nebst andern Zusätzen, die erst in der Folge sollen geliefert werden, die Besitzer des Werks gewiß lieber hier gleich in die gehörigen Plätze eingeschaltet gesehn. Das Werk könnte als Fortsetzung von Niceron angesehn werden; als eine solche Kompilation betrachtet, ist es wirklich brauchbar, zumahl wenn umständliche Register dazu sollten geliefert werden; und die Fortsetzung ist daher wohl zu wünschen. Aber wenn doch nur der Herausgeber einmahl anfangen möchte, (wir wollen nicht sagen, **Biographien** zu verfertigen, sondern nur) eine bessere Auswahl, sowohl unter den Gelehrten selbst, als in der Erzählung ihrer Lebensumstände, zu treffen! sich eines simpeln, deutlichen Stils zu bedienen (einen geblümten, erhabenen, witzigen ꝛc. ꝛc. verlangt man ja nicht)! allem litterarischen Tand, besonders dem Citiren der Zeitungen und Journale selbst bey den geringfügigsten Schriftchen, zu entsagen! Es ist unleidlich, in jeder Lebensbeschreibung — wenn wir anders armselig zusammengeflickte Nachrichten mit dieser Benennung beehren dürfen — alle Schulkollegen und Professoren, die der Gelehrte, von dem die Rede ist, gehört hat, mit kriechenden schulfüchsischen Beywörtern aufgeführt zu sehn, als: der **vortrefliche** Stolle (das war dieser nicht einmahl), der **hochverdiente** Buder, der **preißwürdige** Nuß ꝛc. ꝛc. Unleidlich ist, solche wichtige Begebenheiten zu lesen, wie S. 909 vorkommen: "Unser Caßius kam zu Leiden am "13. Junius im Staatenkollegio unter Gottes Beystand "wohlbehalten an, wurde aber bald darauf mit einem sol"chen hitzigen Fieber befallen, daß er nicht ohne Lebensge"fahr war, und zu dessen Andenken sein Haupt, der aus"gefallenen Haare wegen, mit fremden Haaren bedecken "mußte."

Nicht unleidlich, sondern ergötzlich war uns die von S. 989 bis 1051 eingerückte Geschichte des noch lebenden Königsberger Professors, Hrn. **Friedrich Johann Buck**, von

man ihm selbst mit so vieler Selbstgefälligkeit und in einem so pedantisch: schwärmerisch: einfältigen Ton abgefaßt, daß wir uns oft des Lächelns unmöglich enthalten konnten und uns dabey an eine in den ältern Theilen dieses gelehrten Europa stehende Lebensbeschreibung eines nicht unbekannten Theologen, Lorenz Reinhards, erinnerten, die einen höchst seltsamen Anstrich von komischer Gravität hat. Zur Probe nur einige Stellen! S. 995. "Ich wurde wegen "meiner langen Leibesgestalt, mit welcher mich die Na: "tur ohne mein Zuthun beehret hatte, in die Rolle "der Soldaten eingeschrieben, zu verschiedenen mahlen un: "ter blauen Himmel gemessen, und mit einem blauen Rock "umkleidet zu werden bedrohet." S. 1001. "Bey allen "diesen weitläuftigen Bemühungen vergaß ich dennoch nicht "die schöne Musik und das gute Genie, was ich dazu hatte, "mit aller Betreibsamkeit zu cultiviren." S. 1015. wo er erzählt, wie er in einer versammleten musikalischen ansehnl. Gesellschaft seine Komposition auf die Doris des Hrn. v. Canitz und das von ihm selbst verfertigte Crambambuli — singend auf dem Clavecin vorgespielt rc. rc. S. 1018. "Nachdem ich nun auf die besagte Art — mein "Lehramt treu und fleißig geführet hatte —; so regte sich "an mir allmählig ein natürlicher Trieb, die niedrige Ma: "gisterbank zu verlassen, und nach höhern Staffeln der "Akademischen Weisheit zu streben. Ich fühlte zwar nicht "eine kleine Lust in mir, eine ausserordentliche Profeßion "zu suchen: allein da keine Gelegenheiten von selbsten sich "hierzu darboten rc." Man fühlet selbst Mitleiden gegen den armen Mann, wenn er uns in der Folge alle seine deshalb gewagte Versuche treuherzig erzählt; freuet sich aber auch, daß er endlich seinen Zweck erreicht, daß er viele Zuhörer, und unter diesen hohe Standespersonen, gehabt, daß ihn im Jahr 1762, an seinem Geburtstag, des Mittags 5 Herren Auditores mit einem schönen Gedicht, und hierauf des Abends die übrigen sämtlichen Herren Zuhörer mit einer öffentlichen und recht grossen Musik beehrt, unter welcher sie ihm und der ansehnlichen versammleten Gesellschaft gleichfalls ein prächtiges Gedicht überreichten rc. rc. daß ihm ähnliche Ehrenbezeugungen in folgenden Jahren an seinem Geburtstag wiederfahren.

Nicht viel erheblicher sind die Nachrichten von dem verstorbenen Hrn. von Erath, die von S. 1085 bis 1172 gehen und sich mit dem Jahr 1773 schließen! Doch ist nicht zu läugnen, daß einige interessante Sachen vorkommen, z. B. von seinem Codice dipl. Quedlinb. von den Traditionibus Corbeiensibus, von seiner noch lebenden Tochter, die den Cornelius Nepos ins Teutsche übersetzet hat ꝛc. ꝛc. Von dem sel. Winkelmann wird eine ziemlich gute Beschreibung mitgetheilt, wovon jedoch das Meiste schon bekannt war. Auch von ihm wird hier noch so geredet, als lebe er noch.

Vr.

Amoenitates literariae Friburgenses, *Fasciculus I.* Ulmae, apud A. L. Stettinium. 1775. 10 Bog. in 8. Nebst 5 Kupferblättern. Sehr sauber gedruckt zu Freyburg von J. A. Satron.

Aus dem reinen lateinischen Stil und aus andern Umständen zu schliessen, haben wir diese Beyträge zur gelehrten Geschichte dem Herrn Regierungsrath und Professor Joseph Anton von Riegger zu Freyburg im Breisgau, zu danken; eben demjenigen, der im Jahr 1774 Analecta Academiae Friburgensis herausgegeben. Seine Absicht bey diesen Amoenitatibus geht auf die Bekanntmachung der bisher im Dunkeln gelegenen Geschichte der Universität zu Freyburg, und besonders derjenigen gelehrten Männer, die sich um ihre Aufnahme und um die Wissenschaften überhaupt verdient gemacht, auch solcher, die nur eine Zeit lang in Freyburg gelebt, oder auch nur dort gebohren und sich hernach anderwärts Ruhm erworben haben. Dem zu Folge giebt er erst ein Verzeichniß aller Rektoren jener Universität von 1460 bis 1773 aus den Rektoratsmatrikeln; unter denen wir verschiedene Prinzen und Grafen angetroffen haben. Hierauf folget das Leben eines dieser Rektoren, Johann Pfeffers von Wydenberg, eines gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts gestorbenen und auch aus andern Nachrichten berühmten Theologen, von dem aber hier aus dem Freyburgischen Universitätsarchiv viele bisher unbekannte, obgleich

für

für Gelehrte, die ausser Freyburg leben, minder interessante Umstände vorgelegt werden. Ein Verzeichniß seiner Schriften mit litterarischen Anmerkungen findet man S. 45 — 53. Sein in Kupfer gestochenes Bildniß ist beygelegt.

Der noch berühmtere Straßburger Prediger Johann Geiler, genannt Keysersberg, (von dem Orte seiner Erziehung) der auch in Freyburg studirt und eine zeitlang gelehrt hat, folget S. 54 bis 96. Sein Andenken ist unlängst auch durch den teutschen Merkur erneuret worden. Hier ist Rhenans Nachricht von dem Leben dieses 1445 zu Schafhausen gebohrnen und 1510 gestorbenen geistlichen Redners wieder abgedruckt und aus ungedruckten Akten ergänzt. Sein Bildniß und Proben von seiner Handschrift hat Hr. von Riegger in Kupfer stechen lassen.

Noch nähere Nachricht von Geilern ertheilt die hier S. 99 bis 126 abgedruckte Epistel seines Zeitgenossen Jak. Wimphelings, die auch sonst schon gedruckt war und voll unterhaltender Anekdoten ist.

Von S. 127 bis 160 theilt Hr. v. R. Nachrichten mit von Konrad und Peter Wickgram, zween Neffen von Geiler, aus Türkheim, die wegen ihrer theologischen Gelehrsamkeit in Ansehn gestanden haben. Auch Proben von ihren Handschriften sind hierbey in Kupfer gestochen, welches nun eben der Mühe nicht werth war.

Amoenitates literariae Friburgenses. *Fasc. II.* Ulmae 1776. 16 Bogen in 8. Nebst 4 Kupferstichen.

Dieser Fascikel ist ganz dem eben erwähnten Jakob Wimpheling von Schlettstadt gewidmet, einem berühmten Theologen und Litterator, der im Jahr 1528, 78 Jahre alt, gestorben ist. Hr. von Riegger liefert nicht sowohl eine Lebensbeschreibung dieses Gelehrten — denn er läßt nur einen schon bekannten Brief des Erasmus von Rotterdam abdrucken, worinn Wimphelings vornehmste Lebensumstände und seine Eigenschaften trefflich geschildert sind, excerpiret das, was er in dem Freyburger Universitätsakten von ihm antraf, theilet zween bisher ungedruckt gewesene Briefe von ihm mit, und verweist auf andre

Bücher, worinn von dessen Leben und Schriften gehandelt wird — als vielmehr ein kritisches Verzeichniß seiner, größtentheils seltenen Schriften, deren Zahl sich über 80 beläuft, worunter jedoch auch einige von seinen Gegnern und Freunden vorkommen. Wir finden viel Gutes und Unbekanntes in diesem Verzeichniß, woraus man zum Theil den Geist und die Sitten jener Zeit beurtheilen kann; denn der Verfasser zeigt bey den meisten Wimphelingischen Schriften ihren Inhalt an, und legt ganze Vorreden und Episteln aus den seltensten vor. Auch lehrt er verschiedene Streitigkeiten näher kennen, die Wimpheling mit andern, z. B. mit Thomas Murnern, geführt hat, und verweist, wo es nöthig ist, auf seine litterarische Vorgänger, J. C. Götz, Freytag u. a. S. 191 wird eine kleine Schrift von einem gewissen D. Konrad Schellig oder Schelling angeführt, unter dem Titel: in pustulas malas, morbum, quem malum de Francia vulgus appellat, quae sunt de genere formicarum, salubre consilium; wozu der Theologe Wimpheling eine Vorrede verfertiget hat, die uns Hr. v. R. S. 892 u. ff. zu lesen giebt. In einer Note macht er Hoffnung, daß Hr. Professor Mederer zu Freyburg diese höchst seltene Schrift nebst zwo andern eben so seltenen (von D. Widmann oder Meichinger und von Joseph Grünbeck) die von dieser Krankheit handeln und zu Ende des 15ten Jahrhunderts sind gedruckt worden, mit seinen Anmerkungen aufs neue herausgeben werde. — S. 225 u. ff. steht ein Brief von Wimpheling vom Jahr 1503, worinn er das Verderbniß der damaligen Klerisey in Teutschland schildert, und woraus zum Theil erhellet, wie nothwendig eine Kirchenverbesserung war. Dergleichen Aufsätze von Gelehrten jener Zeit sind, wie die Litteratoren wissen, mehrere vorhanden, und alle sind, wie leicht begreiflich, ungemein schätzbar. — S. 243 u. ff. 260 u. ff. von der Veranlassung des heftigen Streites zwischen Wimpheling und den Augustinermönchen, indem er bewiesen, daß der Kirchenvater Augustin kein Mönch gewesen, worüber die Mönche sich schrecklich entrüsteten. — Beyläufig kommen auch litterarische Nachrichten von Gelehrten jener Zeit vor, z. B. S. 163 von Jakob Sturm; S. 221 von dem Dichter Baptist von Mantua; S. 290 von Roderichs speculo vitae humanae; S. 310 u. ff. von Lypold

oder

oder Lupold von Bebenburg; von Thomas Wolf hin und wieder.

Angehängt ist noch S. 383 Oratio querulosa contra invasores sacerdotum; und S. 398 Immunitatis et libertatis ecclesiasticae statusque sacerdotalis defensio.

Hr. v. Riegger verspricht in der Folge noch mehr interessante Nachrichten von diesem in seinem Fach großen Mann beyzubringen. Wir unsres Orts sehen ihnen begierig entgegen.

Die erste Kupfertafel stellt das zu Selstadt, Wimphelingen errichtete Grabmahl vor; die andre, Proben von seiner Handschrift; die dritte, eine aus einer alten Schrift nachgestochene Disputationshandlung zwischen Murnern und Wimphelingen; und die vierte, ein vor mehrern Wimphelingischen Schriften befindliches satirisches Bild.

Vr.

St. Petersburgisches Journal 1776. St. Petersburg, bey J. J. Weitbrecht.

Die Verfasser "haben diesen ungezierten einfachen Titel "gewählt, weil sie weder dem ohnedem genug geplag"ten Merkur unnütze Mühe machen, noch ihren günstigen "Lesern in wenig Blättern encyclopädische Gelehrsamkeit "und aller Welt Wunder und Neuigkeiten versprechen "möchten. Ihr Zweck ist indessen nicht geringer als der "Zweck aller Journalisten, Sammler und Zeitungsschreiber "in Europa, Asia und Amerika: Unterricht, Nutzen und "Vergnügen ihres Publikums." So erklärten sie sich in einer gedrukten Ankündigung vom 1sten Nov. 1775. über die vor uns liegende periodische Schrift, von welcher monatlich ein Stück von 4 bis 5 Bogen herauskommt. Zeitungsnachrichten, Manifeste, Ukasen, gehaltene Reden, kleine Uebersetzungen, Auszüge aus ausländischen Schriften, Vorschläge rc. werden dem Leser zum beliebigen Gebrauch darin mitgetheilt. Sie können einigen Nutzen stiften. — Doch weil unsre Bibliothek sich auf keine weitläuftige Anzeige solcher Schriften einzulassen pflegt, so begnügen wir uns blos damit, sie und ihren Inhalt zu nennen: es wäre denn, daß etwa in der Folge die Wichtigkeit und Brauchbarkeit der eingerückten Aufsätze eine nähere Anzeige verdienten.

Pe.

11. Philologie.

M. T. Ciceronis Opera omnia, ex recensione *Joh. Aug. Ernesti*, cum ejusdem notis et et clave Ciceroniana. Halle, im Verlag des Waisenhauses 1774. in 8.

Die Verdienste des Verfassers um den Cicero sind aus den vorigen Ausgaben zu bekannt, und auch durch die wiederholten Auflagen zu allgemein erkannt, als daß eine Lobrede auf sie, oder auch nur eine bloße Herrechnung derselben nöthig seyn könnte. Daß wir durch die Ernestischen Bemühungen den Cicero ohne Anstoß, mit Vergnügen, in Ciceronianischer Sprache, lesen, und durch Hülfe des Clavis die Dunkelheiten darin zerstreuen können, ist ohne Wiederrede gewiß. Um sich hiervon ein lebhaftes Gefühl zu verschaffen, darf man nur eine andere Ausgabe, sie sey auch welche sie wolle, in die Hand nehmen; und man wird, nach Durchlesung einiger Seiten, die Vorzüge der Ernestischen einleuchtend sehen, und ihrem Verfasser für seine Arbeit den lebhaftesten Dank sagen — Doch dieß alles ist schon allgemein anerkannt, wir müssen nur noch von den in dieser neuen Ausgabe hinzugekommenen Verbesserungen reden. Auch diese leuchten bey dem ersten Anblicke gleich in die Augen, weil sie nicht etwa nur hie und da eine Stelle, sondern das ganze Werk durch und durch angehen. Wir haben die Ausgabe vom J. 1757 damit verglichen, und gefunden, daß zu dem ersten Theile zwo neue Vorreden gekommen, die Zueignungsschrift aber, die alte Vorrede und Cicero's Leben weggelassen; daß die Anmerkungen unter dem Texte fast ganz neu; und daß auch in dem Clavis manche Zusätze gemacht worden sind. Hiedurch, und vornehmlich durch die kurzen Anmerkungen, hat diese neue Ausgabe fast um die Hälfte am innern Werthe gewonnen, ohne daß jedoch die Masse zu sehr angewachsen wäre.

Zuerst von den Vorreden, deren erste das ganze Werk, die andere aber nur den ersten Theil angeht. In jener wird von den Pflichten gehandelt, die ein Ciceronianischer Kunstrichter zu beobachten hat; sie ist in zween Abschnitte getheilt, davon der erste das Ideal eines Ciceronianischen

mianischen Kunstrichters entwirft, der andere aber nach diesem Ideale das Verdienst der bisherigen Herausgeber des Cicero abmißt. Wer den Cicero glücklich bearbeiten will, muß die lateinische Sprache, so wie sie damals gebräuchlich war, vollkommen inne haben, ihre kleinsten Feinheiten und Wendungen kennen; er muß die Lieblings-Wendungen und Eigenheiten der Schreibart dieses Schriftstellers genau einsehen, er muß den Numerus und die Harmonie seines Ausdrucks fühlen. Hat er hiedurch die Mängel und Fehler entdeckt: so muß er sie theils durch die Vergleichung der Handschriften, und theils auch durch sein eigenes Genie zu verbessern suchen. Und hierin wird er nur dann erst allen an ihm mit Recht zu machenden Foderungen Genüge thun, wenn er Cicero's Werke ununterbrochen nach einander durchlieset, und auch seine Anmerkungen in eben dieser Ordnung auffsetzt, damit er nicht an einem Orte etwas verbessere, was er an dem andern stehen läßt. Nach diesen Regeln werden sich nun die Mängel der vorhergehenden Ausgaben, nebst ihren Ursachen leicht bestimmen lassen. Der Verfasser handelt hievon im andern Abschnitte, der aber eines Auszugs durchaus nicht fähig ist.

Die zwote Vorrede enthält eine Beurtheilung der Ausgaben der oratorischen Werke von Cicero; und leidet auch keinen Auszug.

Um unsern Lesern einige Proben von den richtigen Verbesserungen zu geben, die den Werth dieser Ausgabe so sehr erhöhen, wollen wir das Buch vom Redner, welches Cicero selbst für sein bestes in dieser Art hielt, mit der schon angezeigten vorhergehenden Ausgabe vergleichen. Dort steht, nach der gewöhnlichen Lese-Art (cap. 1.) ac fuit tempus illud, cum mihi quoque, u. s. w. hier aber, ac fuit, quidem cum mihi quoque. Diese Lese-Art wird durch die Autorität einiger Handschriften und durch die grössere Zierlichkeit dieses damals gewöhnlichen Ausdruckes, vollkommen gerechtfertigt. Zugleich wird auch die Redensart quam spem, die hier einige Dunkelheit verursacht, durch sed eam spem, und die Gewohnheit des Cicero, sich so auszudrucken, erklärt, und gerechtfertiget. Das gewöhnliche interque nos der vorigen Ausgabe, ist in der gegenwärtigen in inter nosque, nach der Autorität der Handschriften und ohne Zweifel auch nach der grössern daraus entstehenden Harmonie

des Numerus verwandelt worden. Die recordatio veteris memoriæ (cap. 2) wird in der Anmerkung durch repetere debeo, quod olim cogitare me memini, dem Sinne gemäß erklärt. Die Ordnung der Worte (cap. 3.), die in der vorigen Ausgabe sich nach den gewöhnlichen Ausgaben richtete, ist hier nach dem feinen Gefühle des Numerus und einigen Ausgaben verändert, und für laudatarum artium omnium, artium omnium laudatarum, gesetzt worden. Für scientiae cogitatione will der Verfasser lieber mit einigen Ausgaben scientia et cogitatione lesen, und dieß ist auch ohne Zweifel bequemer. Sollte sich aber nicht ohne Veränderung der Leseart die Schwierigkeit durch die Veränderung der Interpunktion heben lassen, und sollte es nicht natürlicher seyn, so zu distinguiren: quin omnem illarum artium paene infinitam vim, et materiam scientiae, cogitatione comprehenderit? Anstatt der Leseart der vorigen Ausgabe exstitisse: atque, wird durch Veränderung der Interpunction in exstitisse. Atque ein weit deutlicherer und dem Raisonnement Cicero's angemessenerer Sinn herausgebracht. Das vorher unter den Varianten gestandene sit, ist jetzt ohne Bedenken in den Text, der grammatischen Wichtigkeit wegen, aufgenommen, und zugleich die vorige Interpunktion, um des Sinnes willen, geändert worden. Dabey muthmaßet der Verfasser, daß es aus einer fehlerhaften Interpunktion entstanden sey, und allenfalls ganz wegbleiben könne. Diese Vermuthung ist um so viel wahrscheinlicher, da ein unlateinischer Erklärer es leicht aus dem Vorhergehenden wiederholt und über den Text geschrieben haben kann, weil er nicht verstand oder Gedächtniß genug hatte, um es im Sinne zu behalten. Ratio wird (cap. 4.) durch ars dicendi, und cogitatio durch commentatio et exercitatio, so kurz, als richtig, erklärt. Hominibus, welches in der vorigen Ausgabe unbemerkt geblieben war, wird jetzt für offenbar eingeschoben erklärt, und daher in Häkchen geschlossen. Da aber hier keine Variante sich gefunden hat; so scheint der Fehler an einem andern Orte zu liegen, und wir wären daher geneigt vorzuschlagen, ob man nicht so lesen könnte: ingenia vero nostrorum hominum — multum certe hominibus omnium gentium præstiterunt? Plura (cap. 5.) wird durch multa richtig erklärt, aber dabey zugleich als eingeschoben verworfen, weil es der

Cice-

Ciceronischen Latinität nicht gemäß ist. Wir setzen noch hinzu, weil es auch der Absicht des Cicero entgegen ist; denn er rechnet hier kurz alle Eigenschaften her, die ein vollkommener Redner besitzen muß, unter denen die Aktion unstreitig eine der vornehmsten ist; und er beschreibt hernach die Theile der Aktion; er kann also nicht sagen, er wolle von der Aktion nicht viel sagen. Die Interpunktion der vorigen Ausgabe, fuerint, in oratore peritura, ist hier, dem Sinne gemäß, in fuerint in oratore, peritura verändert worden. Eine andere Veränderung der Interpunktion in eben diesem Perioden, die der Sinn gleichfalls nothwendig machte, ist aber übersehen worden; bey adhibeatur fängt offenbar der Nachsatz von nisi an, und folglich hätte hier wenigstens ein Semicolon stehen müssen. Diesen Mangel an genauer Interpunktion haben wir an mehrern Stellen bemerkt, von denen wir noch einige anzeigen wollen. Bey einem so periodischen, und so künstlich periodischen Schriftsteller als Cicero, ist die Interpunktion von ungemeiner Wichtigkeit, und es wäre daher zu wünschen, daß bey einer so vollkommenen Ausgabe auch auf die gröste Richtigkeit der Distinktionszeichen gesehen wäre. In dem gleich folgenden Perioden hätten wir nach paucitatis ein Semicolon gesetzt; weil hier ein neues membrum, nemlich der Beweis des vorhergehenden Satzes sich anhebt; eben dieß hätte auch nach omnes stehen müssen, um den Gegensatz einleuchtender zu machen. Auch der Period (cap. 6) würde weit verständlicher seyn, wenn die Distinctions-Zeichen auf folgende Art geordnet wären: sed quia non dubito quin hoc plerisque immensum infinitumque videntur; et quod græcos homines, non solum ingenio et doctrina, sed etiam otio studioque abundantes, partitionem quandam artium fecisse video, neque in universo genere singulos elaborasse, sed seposuisse a ceteris dictionibus eam partem dicendi, quæ in forensibus disceptationibus judiciorum aut deliberationum versaretur, et id unum genus oratori reliquisse: non complectar in his libris amplius quam quod huic generi, re quæsita, et multum disputata, summorum hominum prope consensu est tributum; repetamque non ab incunabulis nostræ veteris puerilisque doctrinæ, quendam ordinem præceptorum, sed ea, quæ quondam accepi in

nostrorum hominum eloquentissimorum et omni dignitate principum, disputatione esse versata: non quo illa contemnam, quae graeci dicendi artifices et doctores reliquerunt, sed, cum illa satis pateant, in promptuque sint omnibus, neque ea interpretatione mea, aut ornatius explicari, aut planius exprimi possint; dabis hanc veniam, u. s. w. In diesem Perioden erklärt der Verf. die Worte aut deliberationum für eingeschoben, weil die Berathschlagungen nicht für das Forum gehören, und weil die Leute, von denen hier Cicero redet, blos sich der gerichtlichen Beredsamkeit beflissen. Da aber unten Judicia et conciunculae verbunden werden; so vermuthet er, daß hier concionum gelesen werden müsse. Auch das gleich darauf vorkommende illa, oder auch ea, muß verworfen werden, weil eins von beyden offenbar überflüßig, und gegen den Geist der Sprache gesetzt ist. Mihi, im Anfange des siebenten Hauptstücks, welches vorher nur unter die Varianten gesetzt war, ist hier ohne Bedenken in den Text aufgenommen, weil das, was Cicero hier erzählt, nur ihm von andern gesagt worden war. Die vorher unverständliche und unzusammenhängende Stelle, venisse eodem socer, ejus, qui fuerat (cap. 7), ist durch folgende Verbesserungen deutlich und zusammenhängend gemacht worden, contulisse: venisse eodem socerum ejus, qui fuisse Q. Mucius dicebatur. Die gleich darauf folgende Periode hat durch die Aufnahme der vorhin unter dem Texte gestandenen Variante duo, und durch die der Geschichte gemäße Vermuthung, daß an statt petebat, gerebat gelesen werden muß, zwey wichtige Verbesserungen erhalten; und gerebat kommt der jetzigen Leseart näher als erat, welches in der vorigen Ausgabe als Vermuthung angegeben wurde. Bey dicebat merkt der V. an, daß hier derjenige zu verstehen ist, der dem Cicero diesen ganzen Vorfall erzählt hat, er scheint aber dabey nicht ungeneigt zu seyn, dicebat tum ganz wegzustreichen. Und dies kommt uns auch als das Beste vor, da die Construktion in der vorhin angefangenen Ordnung fortgeht, und dadurch hinlänglich auf diesen ersten Erzähler zurückweiset; diese Worte sind folglich aller Wahrscheinlichkeit nach von einem der Sprache nicht genug kundigen zum bessern Verständnisse über den Text geschrieben, und hernach von unwissenden Abschreibern in den Text geschoben

wor-

worden. Für in herbam lesen einige in herba, und dies wird deswegen für besser gehalten, weil es ausgesuchter ist. Mit der Leseart velit im Anfange des achten Capitels ist der Verfasser aus guten Gründen nicht zufrieden, und will lieber velis lesen; doch hat er diese Verbesserung, weil es ihr an Autoritäten fehlt, nicht in den Text aufgenommen. Die vorhin unter den Text gesetzte Variante improbos, ist jetzt, da sie sich in allen Ausgaben und der Erlangenschen Handschrift gefunden hat, dem Sinne gemäß in den Text aufgenommen worden. Ab initio (cap. 9) welches ehemals im Texte stand, ist jetzt gegen die bessere Leseart initio vertauscht, und weiter unten ist, durch eine Veränderung des alten Comma in ein Punkt, der Sinn deutlicher gemacht worden; denn bey Atque fängt offenbar ein neuer Theil des Raisonements an. Nach der Autorität der alten Ausgaben und der Erlangenschen Handschrift, hat der Verfasser jetzt die ehemalige Variante Cajum in den Text versetzt. (cap. 10). Gleich darauf werden einige schon vorhin aufgenommene Lesearten in den Anmerkungen vertheidigt; dann wird que, das Anhängsel von indicarent weggeworfen; darauf anstatt des vorigen scire negaret, nach der Natur der Sache und Arbeitung der Erlangenschen Handschrift negare cogeret gesetzt; endlich das vorige putes esse, in putares esse verwandelt. Der Vorzug, welchen der Verf. dem contingitur für conjungitur giebt, will uns noch nicht recht einleuchten; denn zugegeben, daß der Ausdruck vis dicendi ne minima quidem societate contingitur horum artibus gesuchter ist als jener: so scheint er uns doch zu gesucht und poetisch, um in Prosa gebraucht werden zu können: und zugegeben, daß contingere aliquem cognatione auserlesenes Latein ist: so folgt doch daraus noch nicht, daß contingi societate aliquo für ab aliquo gut prosaisch ist. Dies hätte also durch Beyspiele dargethan werden müssen. Im eilften Hauptstücke werden die jetzt in den Text aufgenommene Lesearten, Charmadas, Critolai Diodorus, voce repelli, Charmada, quo in libro in hoc, vertheidiget. Ein in der vorigen Ausgabe nicht befindlicher Druckfehler ist uns hier zum erstenmahle vorkommen, wo für Erat etiam Metrodorus, erant u. s. w. steht. Auch nach si quis hunc statuit esse oratorum qui — possit — loqui, hätte ein Semicolon stehen sollen; weil hier der Vordersatz sich er

digt; und eben dies würden wir auch in dem Perioden Neque enim hinc u. s. w. nach rerum publicarum, und scientia gesetzt haben.

Auch der Clavis hat an vielen Orten Zusätze und Verbesserungen erhalten; aber nicht durchgängig so viele als wir es zur Vollkommenheit des Werks gewünscht hätten. Wir wollen einige Beyspiele davon in der Absicht anführen, damit bey einer künftigen Ausgabe hierauf etwas mehr Rücksicht genommen werden möge. Im Artikel Anaxagoras, muß das Citatum, daß der Schnee nicht weiß ist, Ac. Qu. IV, 23, daß wir nichts wissen, Ac. Qu. I. 12 heißen; im Artikel Anaximenes muß für Ac. Qu. IV, 57. IV, 37. stehen; unter Arcesilaus ist für Ac. Qu. I, 12, I, 13, gesetzt, und die Stellen Ac. Qu. IV, 20, 21 de Fin. II, 1 sind ganz übergangen; unter Aristipp ist Tusc. Qu. II, 6 de Finibus II, 5 weggelassen; und unter Chrysipp hätte das Citatum de fato 7 auch bey Anführung seiner Meynung über das Mögliche wiederholt werden sollen, da dies der Hauptsitz dieser Lehre ist.

Auch dem erklärenden Theile des Clavis hätten wir noch einige mehrere Zusätze gewünscht, so ist bey Ars die Bedeutung: Wissenschaft (de Or. I, 1, 2) nicht bemerkt. Prudens, welches (cap. 2) eine ganz eigene und nicht allgemein bekannte Bedeutung hat, ist ganz übergangen. Die Grammatici (cap. 3) werden zu eingeschränkt durch interpretes poetarum erklärt; sowohl an dieser, als auch an andern Stellen der Alten, sind es die jetzigen Humanisten und Kritiker. Unter den verschiedenen Bedeutungen des Wortes studium ist die (de Or. cap. 3, lib. I) vorkommende ungewöhnlichere nicht bemerkt; hier bedeutet studia artium offenbar die Lehren, die in gewissen Wissenschaften vorgetragen worden. Denn alle übrigen Bedeutungen dieses Wortes passen nicht in diesen Zusammenhang, studia ceterarium artium fere reconditis atque abditis e fontibus hauriuntur. Bey einigen Worten sind zur Erklärung die deutschen Bedeutungen angemerkt worden und dieser Gedanke scheint uns so vortreflich, daß wir ihn auch bey mehreren ausgeführt wünschten. Bloße lateinische Definitionen, wenn sie auch den den Wörtern anklebenden Begriff richtig darstellen, thun dies doch nur für einen Lateiner, und ma-

chen

chen wie die Sache so anschaulich, als wenn die gleichbedeutenden Ausdrücke in unserer Sprache beygefügt werden. Jedermann weiß, daß einer der größten Mängel unserer bisherigen Wörterbücher darin besteht, daß die fremden Ausdrücke so unbestimmt und weitschweifig übersetzt werden, daß man in individuellen Fällen wenig Nutzen daraus schöpfen kann. Und dies ist dem Lexicographen beynahe unvermeidlich; denn da er bey seiner Arbeit nicht alle einzelne Stellungen und Verbindungen der Worte vor Augen hat und haben kann: so bemerkt und übersetzt er nur die allergewöhnlichsten, und zieht aus manchen einzelnen Fällen eine allgemeine und folglich unbestimmte Bedeutung ab. In den Anmerkungen über einzelne Schriftstellen hat man die beste Gelegenheit, diesem Mangel abzuhelfen, und hier ist eigentlich der Ort, wo die nur einiger maßen schwankenden Begriffe der Wörterbücher genau bestimmt werden müssen. Bey einem Schriftsteller, der die Eigenheiten der lateinischen Sprache so genau beobachtet, und von unserm gewöhnlichen lateinischen Style so weit abweicht, als Cicero, wäre dieß vorzüglich nöthig, und auch zugleich nützlich, weil man sich dadurch einen an wichtigen Observationen über die lateinische Sprache unerschöpflichen Quell eröffnen würde. Keiner wäre mehr im Stande gewesen, sich dieses Verdienst um die Latinität, und die Freunde des Cicero in reicherm Maaße zu erwerben als der um die alte Litteratur unsterblich verdiente Verfasser dieser Ausgabe, weil keiner den Cicero mit mehr Genie und kritischer Genauigkeit studiert hat, als eben er. Wir sagen dies nicht als Vorwurf, (denn wir wissen wohl, daß großen Leuten das klein scheint, was kleinere für groß und wichtig halten); sondern als lebhaften Wunsch, diese Lücke von demjenigen ausgefüllt zu sehen, der sie allein am besten ausfüllen kann. Die Stelle, die diesen Wunsch bey uns veranlaßt hat, steht de Or. I, 3 am Ende, wo das Wort sensus und sensus communis vorkommt. Im Clavis wird sensus 1) durch Judicium erklärt, aber diese Bedeutung ist hier nicht adäquat; denn man übersetze, quod longissime sit ab imperitorum intelligentia sensuque disjunctum durch das, was dem Verstande und der Urtheilskraft der Unstudierten am meisten fremd ist: so sieht man gleich, daß dies unschicklich ist. 2) cum ita dicit orator ut ipse commotus videatur, also Empfindung, allein auch dies ist

in

in dieser Verbindung unschicklich, denn, was dem Verstande und der Empfindung der Unstudierten fremd ist, klingt auch nicht. Die übrigen angemerkten Bedeutungen schicken sich noch weniger hieher; und folglich kann derjenige, der gern ganz genau wissen will, was er hier bey sensus denken soll, seine Wißbegierde hier nicht befriedigen. So viel sieht er wohl, daß in den angemerkten Bedeutungen diejenige mit enthalten ist, die er sucht; aber er kann sich sie nicht bestimmt entwickeln. Das einzige Wort Verstand würde alle diese Dunkelheiten gehoben haben, denn nun hätte er gleich so übersetzt, was von den Begriffen und dem Verstande der Unstudierten am weitesten entlegen ist. Aber nun entsteht bey sensis communis eine neue Schwierigkeit; Menschenverstand, oder Menschensinn, schickt sich hier nicht; denn was ist consuetudo sensus communis? Dies hätte also noch besonders durch die einmahl bey einer Nation eingeführte und zur Gewohnheit gewordene Art, die Dinge zu beurtheilen und zu empfinden, erklärt werden sollen; weil dies noch unter allen übrigen Bedeutungen am meisten in diesen Zusammenhang sich zu fügen scheint.

Ba.

Q. Horatii Flacci Opera, Norimb. ex officina Riegeliana, 1774. in 12.

In der Vorrede sagt der Verleger, daß er, um durch Verminderung des Preises, die klaßischen Schriftsteller, zum Gebrauch der Schüler bequemer zu machen, sie nach einander herauszugeben, sich entschlossen habe. Dieser Gedanke verdient Beyfall, vornehmlich da die gewöhnlichen Schul-Ausgaben theils mit elenden Noten überladen, theils auf elendes Papier elend und fehlerhaft gedruckt sind. Alle Anmerkungen, Register, und alles, was den Preiß erhöhen kann, ist aus diesem Grunde weggelassen worden, und bey Schul-Ausgaben, scheint dies auch das Beste zu seyn, weil hier die Anmerkungen nicht gelesen, oder nicht verstanden werden, und weil es endlich dem Lehrer überlassen wird, sie da zu machen, wo es nothwendig ist. Der Druck ist leserlich und rein, und das Papier um ein gutes Theil besser als man es sonst bey alten Schriftstellern in Deutschland gewohnt ist. Druckfehler sind uns wenige vorgekommen, und der

der Verleger verspricht vor ihre Verhütung alle mögliche Sorge zu tragen. Wir können daher nicht anders als diese Ausgaben allen Lernenden auf Schulen empfehlen, und die Lehrer bitten, ihren Untergebenen lieber diese, als die mit Anmerkungen ad modum Minellii, oder Emanuelis Sinceri in die Hände zu geben. Wir haben von diesen Ausgaben jetzt vor uns

Terentii Comœdiæ 1774.

Justini Historiæ 1775.

Curtii Rufi Historia Alexandri M. 1775.

Phædri Fabulæ 1775.

Der Appendix novarum Fabularum a Marquardo Gudio ex Mscrpto Divionensi descriptarum, hätte, unserer Meynung nach, wohl wegbleiben können, theils weil sie nicht von Phädrus sind, und theils auch, weil sie zu unwitzig und unlateinisch sind, um den Schulen empfohlen werden zu können. Man hat zu viel gute Schriftsteller zu lesen, als daß man sich die Mühe geben sollte, sich mit den Einfällen zu beschäftigen, die ein unwissender Mönch in seine Handschrift zu schmieren sich gelüsten ließ; z. B.

Qui sustinere non potest suum malum,
Alios inspiciat, et discat tolerantiam (*Fab.* II.)

Accipiter in luscinii nido dum sedet. (*Fab.* XIX.)

Ferner Eutropii Breviarium H. Rom. E Recensione Verheyk, Edit. II. 1776.

Ovidii Nason. Tristium L. V. e Recensione Pet. Burmanni 1776.

Cornelius Nepos, e Recensione Harlesii 1776.

Alle sind in einerley Format, auf einerley Papier und mit gleicher Deutlichkeit gedruckt.

Des M. T. Cicero Lälius oder Gespräch von der Freundschaft übersetzt von Joh. Georg Küster, der Herzogl. Streliz. Domschule in Ratzeburg Rektor. Bützow und Wismar, bey Berger und Boedner, 1774. 8. 5½ Bogen.

Cicero

Cicero Reden übersetzt von Joh. Christoph Bremer, Erster Theil, Magdeburg und Cöthen, bey Zapfe, 1775. 8. 15 Bogen.

Die Uebersetzung des Lälius von Hrn. Küster unterscheidet sich vor vielen andern besonders dadurch, daß ihr Verfasser den deutschen Ausdruck sehr gut in seiner Gewalt hat. Die bisherigen Uebersetzer des Cicero, so weit sie dem Recensenten zu Gesichte gekommen sind, (von Hrn. Bremers Arbeit nachher) sind meistens darin unglücklich gewesen, daß sie die vortrefliche lateinische Periode des Römers nicht gnug in der deutschen Sprache herumwerfen, ihr die rechte Form geben und so ihren Römer deutsch reden lassen konnten. Eine Eigenschaft einer Uebersetzung, die überhaupt viele der so häufig zum Vorschein kommenden aus den alten Sprachen unter uns Deutschen fehlt, die man den Franzosen mehr ablernen sollte, ohne doch ihre Untreue oder Flüchtigkeit im Uebersetzen zugleich nachzuahmen. H. K. scheint dem Recensenten darin glücklich gewesen zu seyn. Sein Lälius läßt sich mit Vergnügen lesen, und, einige Kleinigkeiten ausgenommen, scheint sein Ausdruck gut gewählt und frey ohne untreu zu seyn. Nur zwey kleine Stellen zur Probe. S. 23.

"Endlich haben fast alle übrige Güter, wornach die "Menschen streben, einen einfachen Nutzen. Reichthum "nutzt dazu, daß man ihn brauche; die Macht erwirbt "Verehrer; Würden machen, daß wir gepriesen werden; "Vergnügungen verschaffen Freude; Gesundheit macht, daß "man frey von Schmerzen sey und die Geschäfte des Kör"pers verrichte. Die Freundschaft enthält sehr viele Vor"theile. In allen Umständen ist sie zugegen. Kein Ort "kann sie von uns trennen. Niemals kommt sie zur unge"legnen Zeit; niemals wird sie beschwerlich ꝛc."

Eine andre aus dem Schlusse S. 81 fg. wo Lälius sich über seinen Freund Scipio so ausdrückt:

"Scipio ward mir unvermuthet entrissen, und er lebt "mir noch und wird mir immer leben. Denn ich liebte "seine Tugend, die nicht verloschen ist, und diese schwebt "nicht allein mir vor Augen, dem sie beständig gegenwärtig "war, sondern sie wird auch bey den Nachkommen berühmt

"und

"und unwürdig seyn. Da wird niemand in seinen Ge-"danken große Entwürfe machen und etwas wichtiges hoffen, "der sich nicht die Geschichte und das Bild desselben vorstel-"len sollte. Unter allen Gütern, die mir die Natur oder "das Glück geschenkt hat, ist keines, das ich der Freundschaft "des Scipio vergleichen könnte. Meines Wissens hab ich "ihn niemals im geringsten beleidigt, und von ihm hab ich "nie etwas gehört, das mir zuwider gewesen wäre. Wir "lebten in Einem Hause u. s. w. — Mann sieht es dem ganzen Gange der Uebersetzung an, daß ihr Verf. nicht nur der Sprache, woraus, sondern auch der, worin er übersetzte, mächtig war. So mehr wünscht der Recens. künftig kleine Nachläßigkeiten im Ausdruck vermieden zu sehen: z. E. das weitschweifige juristische derowegen, das zu niedrige: er ist wohl daran, um Gottes willen (proh Deum atque hom. fidem.) "das heißt auf mich einzudringen, S. 28 bey einigen Thieren, als welche, S. 52 niedriger Filz (impurus), S. 71 erzählen gehört habe, statt habe erzählen hören rc. — Hie und da könnte der Ausdruck auch wohl dem Original anpassender seyn, z. E. S. 44 fg. "Sie (die Tugend) ist in verschiedenen Fällen, besonders aber in der Freundschaft, empfindlich, so daß das Herz der Freunde bey ihrem Glück vor Freude aufwallt, und bey ihren Widerwärtigkeiten bange wird." Hr. K. erklärt das Lateinische contrahi, dem diffundi entgegen gesetzt ist, richtig aus dem Marsus periphrasis est tristitiae cujus habitus est, supercilia contrahere. (und sehr gut hat er bey seiner Uebersetzung das beste Hülfsmittel, die alten Commentatoren des Cicero, fleißig gebraucht,) allein, er macht in seiner Uebersetzung von diesem Bilde, wie man sieht, keinen Gebrauch, warum nicht lieber: — sich erweitert und — sich zusammenzieht oder enge wird —? Zu steif ist S. 55 und 56: "andre werden bey einem ansehnlichen Gewinn erkannt — ein zuverläßiger Freund wird in mißlichen Umständen erkannt," warum nicht lieber beydemahl fließender: lernt man kennen? Solche Kleinigkeiten, worauf Hr. K. sonst gewöhnlich aufmerksam ist, benehmen einer Uebersetzung das ausländische fremde Ansehen. S. 61 ist, wo nicht ein böser Druckfehler, deren es viele giebt, wenigstens ein den Sinn sehr verstellender Schreibfehler: "Der-"jenige, dem man Gutes erwiesen hat, muß es im Anden-

"ten behalten; aber der, welchem es erwiesen worden, muß "nie etwas davon erwähnen." Gerade umgekehrt zuletzt: der aber, der es erwiesen hat, der Wohlthäter, muß nie etc. Hr. K. hat hie und da Anmerkungen beygefügt. Die besten darunter sind die, in welchen er aus den alten Auslegern den Text erläutert und dadurch stillschweigend seine Uebersetzung bestätigt, einige andre erläutern kleine historische Umstände u. s. f. Unter diesen sind manche unrichtig und entbehrlich, z. B. gleich die zweyte von der praetexta und toga virilis, wovon wohl ein jeder das schon weiß, was hier davon steht, oder S. 35 *bbb*, die schon S. 29 *qq* steht. Beyläufig noch: die am letzten Ort in den Anm. mehrmals vorkommenden römischen Herren, z. E. die Herren Fabricius, Curius, Crassus, und wie die Herren weiter heißen, sind wol zu neumodisch, als ob sie Deutsche von Adel wären, so titulirt. Dem Recensenten wenigstens scheint das bey den ehrbaren Herren Römern zu viel komplimentirt. Doch das alles sind, wie gesagt, Kleinigkeiten, die den Werth dieser gut gerathenen Uebersetzung nur wenig herabsetzen. Den angehängten Epilogus galeatus, wo Hr. K. nicht den Cicero de amicitia, auch nicht diese Uebersetzung, sondern seinen Charakter gegen Beschuldigung von Verläumdungen etc. vertheidigt, werden vermuthlich die Leser seiner Gegenden verständlicher finden, als wir. Aber wenn Hrn. K. auch unrecht geschehen ist, oder wenn er sich zu vertheidigen nöthig fand, — nunc non erat hic locus.

Wir kommen zu Hrn. Bremers Uebersetzung der Ciceronischen Reden. Unstreitig hat hier ein Uebersetzer mehr Schwierigkeiten zu überwinden, als bey einer Schrift moralischen Inhalts, wie z. E. die oben angeführte. Cicero in einem großen Theile seiner Reden hat darin ein vorzügliches Verdienst, daß er einen auch an sich nicht wichtigen Gedanken durch einen starken lebhaften Ausdruck meisterlich zu heben versteht. So wortreich seine Beredsamkeit zuweilen ist, so zusammengedrungen ist sie wieder an andern Stellen. Als Meister seiner Sprache weiß er unter vielen ihm zu Dienste stehenden Ausdrücken gerade eins oder mehr der besten Wörter eben hier zu wählen, und dann seine Perioden so herrlich zu formen, daß man einen sehr alltäglichen Gedanken (und wie viele hat er deren, zumal in seinen Declamationen

mationen

Catilinarischen gegen den Catilina, in welchen seine werthe Person immer die Hauptrolle spielt,) dennoch in seiner Sprache mit Vergnügen liest. Der Uebersetzer, der uns eben dieß in unsrer Sprache wieder geben will, muß also freylich etwas mehr als die Worte des Originals verstehen, er muß das Feine der Sprache des Römers kennen, und was noch schwerer ist, Geschick und Geduld genug besitzen, nun in seiner Muttersprache einen eben so gewählten Ausdruck aufzusuchen, und dann aus Cicero's lateinischen Perioden deutsche zu machen.

Sonst wird er uns zwar eine an sich treue, aber noch keine gute Uebersetzung des Redners liefern. Mich dünkt, daß Foderungen dieser Art an einen Uebersetzer keinesweges übertrieben sind, am wenigsten dann, wenn der Uebersetzer, gerade solche Reden wählt, die schon einmahl, und im Ganzen genommen, hinlänglich, d. i. zum Unterricht für Deutsche recht gut und treu übersetzt sind. Das ist der Fall bey Hrn. B. Dieser erste Band seiner Uebersetzung enthält die vier Reden gegen den Catilina und die für den Milo, also dieselben, die Hr. Heinze schon vor einigen Jahren mit mehr andern deutsch geliefert hat. (S. Anh. zu den XII ersten Bänden der Allg. B. S. 734 ff.) Wer nach einer solchen treuen, sprachrichtigen und wirklich zuweilen das Original glücklich erreichenden Uebersetzung so bald eine andere liefert, der macht sich stillschweigend anheischig, sie besser als sein Vorgänger zu machen, sonst würde er ja lieber aus der großen Menge der übrigen Rede etwa nach der Zeitordnung mit andern anfangen. Hr. Bremer hat das nicht gethan; wir wollen nun sehen, (doch ohne specielle Vergleichung beyder Uebersetzungen, die ein jeder selbst anstellen kann,) wie weit ihm seine Arbeit gelungen, und ob sie ihm so sehr gelungen ist, daß nach der Heinzischen Uebersetzung seine jetzt schon nöthig war. Bey eigner Vergleichung dieser mit jener hat der Recensent gefunden, daß Hr. B. hie und da des deutschen Ausdrucks besser mächtig ist, als Hr. H. aber auch nur hie und da, und wenn man, wie Hr. B. eine treue Uebersetzung vor sich hat, hält es da wol schwer, eine oder andre kleine Nachläßigkeit im Ausdruck seines Vorgängers zu vermeiden? man denke nur an die Michaelische und Schulzische Bibelübersetzung, si parva licet componere magnis. Auch Treue können wir Hrn. B. nicht absprechen, wenn nemlich

diese so viel heißt, daß man seinen Verfasser in der Uebersetzung nicht gerade das Gegentheil, sondern denselben Hauptgedanken sagen läßt. Aber das, was wir in dieser zwoten Uebersetzung suchten, Cicero, den zierlichen starken Redner, der seine große Kunst im edlen Ausdrucke zeigt, haben wir nicht gefunden. Zur Bestätigung unsers Urtheils wollen wir gleich aus der ersten Rede gegen Catilina (die bey weitem dem Uebersetzer nicht am wenigsten gelungen ist, bey der zweyten z. E. ließe sich viel mehr erinnern) einige Stellen durchgehn. Hier finden wir so manche schwache, den Sinn des Originals bey weitem nicht erschöpfende Stelle, so manche nachläßige und unverständliche, wenigstens nicht deutsche, Periode, selbst mehrmals undeutsche in Reden am wenigsten zu verstattende Ausdrücke; daß wir schwerlich Hrn. B. für den Mann halten können, der uns alle Reden des Cicero vorzüglich gut liefern wird — Hier ist Beweis:

Erstlich schwache Stellen, die den Sinn nicht erschöpfen. S. 3; "wir sollten den Catilina ertragen, da P. Scipio den T. Gracchus, der die Grundsäulen des Staats nur erschütterte, getödtet hat? lateinisch: mediocriter labefactantem statum reipublicæ. Kann Jemand viel schlimmers thun, als die Grundsäulen des Staats erschüttern. Drückt das die Idee des Cicero aus? S. 4 fg. "Wir geben es zu, daß das Ansehn des Raths geschwächt "wird." Wie geschwächt das; aciem horum autoritatis hebescere hier ist! S. 14. (K. 6) Ist wohl irgend eine Art der Geilheit, die deine Augen nicht verrathen? Sind wohl jemals deine Hände nicht in Lastern vermischt und du gänzlich von Schandthaten frey gewesen." u. s. f. Dagegen höre man das Original; quæ libido ab oculis, facinus a manibus unquam tuis, quod flagitium a toto corpore abfuit? S. 15. "Ich will nichts von dem Unglück "wegen deiner Güter gedenken." und gleich nachher: "ich "komme zu dem, was nicht zu deiner häuslichen Schande "und deinen schlechten Umständen gehört." heißt lateinisch: ruinas fortunarum — quæ non ad privatam ignominiam vitiorum, non ad domesticam tuam difficultatem ac turpitudinem — pertinent. S. 16. "Alle Unternehmungen verunglücken dir, nichts destoweniger machst du "immer Entwürfe." heißt im Original: nihil agis, nihil assequeris, nihil moliris, quod mihi latere valeat in tempore

pore neque tamen conari ac velle desistis. Das ist doch wol zu wenig im Deutschen gesagt, eben wie S. 19: "Gesetze und Gericht hast du nicht nur gering geschätzt, sondern "auch unthätig gemacht." tu non solum ad negligendas leges ac quæstiones, verum etiam ad evertendas perstringendasque valuisti. S. 25: "jenen silbernen Adler, der "dir und allen deinen Gehülfen gewiß Schaden und "Traurigkeit verursachen wird." quam tibi — perniciosam esse confido ac funestam futuram. S. 31: "so wird "nicht nur dieses mächtige Verderben des Staats, sondern "auch der Rest und das Ueberbleibsel aller Bösewichter ausgerottet und vertilgt werden." extinguetur atque delebitur non modo hæc tam adulta reip pestis, verum etiam stirps ac semen malorum omnium. Noch gehört der ganze Schluß der Rede S. 33 fg. hieher, welcher aber zum Abschreiben zu groß ist. Das wiederholte Kanzelmäßige: Möchte doch! möchte doch! das sonderbare: unter deren Eräugung (quibus auspiciis), und die im Deutschen so ganz schwache Anrede an den Jupiter — wie wenig erschöpft dieß alles das Original!

2) Nachläßige und unverständliche Perioden. S. 18: "Du aber, da du siehst, daß dich alle — verfolgen — "trägst noch Bedenken, deren Angesicht zu fliehn, deren "Augen deine Gegenwart unerträglich ist und ihr Herz "verwundet." S. 26: "Zu diesem Unsinn hat dich die "Natur hervorgebracht, deine Meynung darin bevestigt, "dein Unglück dazu aufbehalten." Wer versteht das, wenn er nicht das Lateinische damit vergleicht: ad hanc te amentiam natura peperit, voluntas exercuit, fortuna servavit. S. 32: "Wie öfters Leute, die an einer schweren Krank"heit darnieder liegen, wenn sie von einer fieberhaften Hitze "geplagt werden, kaltes Wasser zu sich nehmen, und darnach "eine Linderung zu haben scheinen; auf die aber eine grössere "und heftigere Angst erfolgt: so wird auch die Verlegenheit "des Staats, die durch Bestrafung dieses einzigen etwas "gehoben wird, doch, da die übrigen am Leben bleiben, nur "darauf desto grösser werden." Eine völlig lateinische Periode, weitschweifig und ängstlich genug eingekleidet! Und auf solche stößt man durchgängig.

Endlich undeutsche, zumahl in Reden nicht zu billigende Ausdrücke. Hier ist eine Probe: der Dolch ist ge-

gleitet, fleug, den Staat verwalten, zum Kriege reisen, saugte, immer: streiten, statt des edlern: fechten, und welche statt einige, z. E. du hast welche ausgesondert und welche 2c. Ein Ausdruck, den sich der gut redende nicht einmal im gemeinen Leben erlaubt, und der hier wiederholt S. 10. 19. 33 2c. vorkommt.

Das alles zusammen genommen bestätigt den Recens. in dem Gedanken, daß Hr. B. wenigstens sehr langsam sich an die Uebersetzung der sämtlichen Reden des Cicero machen, und auf seinen deutschen Ausdruck verdoppelten Fleiß wenden müsse, wenn er mehr liefern will, als seine Vorgänger bereits geliefert haben. Aber er scheint uns ein zu rüstiger Schriftsteller zu seyn, als daß wir diesen Wunsch bey ihm erfüllt zu sehn hoffen dürften.

Og.

12. Sprachlehre.

Jakob Domitors; kurpfälzischen Rates, Grundris einer dauerhaften Rechtschreibung, Deutschland zur Prüfung forgeleget. Manheim 1776. 69 Seiten.

Es kommt seit einiger Zeit, eine deutsche Rechtschreibung nach der andern ans Licht, und oft gehen dieselben so weit von einander ab, es werden so verschiedene Meinungen vorgetragen, und mit scheinbaren Gründen unterstützet, daß der Lehrling oder ein Ausländer, welcher diese Gründe nicht genugsam prüfen kann, zulezt nicht weiß, wozu er sich entschliessen soll.

Die eine will das h allenthalben wegwerfen, wo es nicht stark wird ausgesprochen, sie sagt uns, wir sollen nicht mehr gehen, sehen, verzeihen, sondern geen, seen, verzeien, u. dgl. schreiben: Eine andere hergegen will es auch in solchen Wörtern geschrieben wissen, wo es bisher noch niemand geschrieben hat, z. B. fäuhen, bereuhen. Die eine verdoppelt das f, in straffen, lauffen, u. s. w. Die andere will von gar keiner Verdoppelung der Buchstaben wissen, und lehret daher, man soll rafen, falen, flisen, für raffen, fallen, fließen, schreiben, u. w. dergl. Neuerungen mehr sind.

Unsere

Unsere gewöhnliche Rechtschreibung hat wohl in manchen Stücken einer Verbesserung und Berichtigung nöthig; ob aber diejenigen Verbesserungen, welche der Verfasser vorschlägt, insgesamt hinlänglich gegründet sind, und allgemeinen Beyfall verdienen, wollen wir dem Leser zu beurtheilen überlassen.

Auf der 11. S., sagt er: "Die einzige Regel des "Schreibenden, ist der Laut des Mundes, den er durch die "Feder abzeichnen will, oder die Aussprache." Dieser Satz möchte richtig seyn, wenn die Aussprache durch ganz Deutschland einerley, und die gute Aussprache allgemein wäre; allein da in Deutschland, eben wie in allen Ländern, verschiedene Mundarten sind, so würde eine große Unordnung und Verschiedenheit der Rechtschreibung entstehen, wenn ein jeder denjenigen Laut, welchen er nach seiner Mundart einem Worte gibt, auch im Schreiben bezeichnen wollte. Einer würde Gebot, ein anderer Gepot oder Kepott, einer würde Mann, ein anderer Man oder Mahn, und wohl gar a Moan schreiben, weil er so spricht. Es muß also eine allgemeine Rechtschreibung seyn, welche zugleich die gute Aussprache anzeiget, und da diese in vielen Stücken durch die Etymologie bestimmt wird, so muß man bey der Rechtschreibung auch die Etymologie zu Hülfe nehmen.

Auf der 13. u. f. S. werden drey Regeln der Rechtschreibung gegeben, auf welche der Verfasser seine Verbesserungen bauet. 1. Die erste ist "**jeder Buchstab soll einen "Laut anzeigen, das ist, man soll nichts schreiben, "was man nicht ausspricht.**"

2. Die zweite: "**Kein Laut soll durch verschiedene Buchstaben ausgedrucket werden.**"

3. Die dritte: **Ein jeder Buchstab, soll nicht mehr als einen Laut anzeigen.**

Nach der ersten Regel, soll 1. das Verlängerungs-h, 2 das Verlängerungs-e 3, alle Verdoppelungen sowohl der Selbstlanter, als Mitlauter abgeschaffet werden, 15 S. Er schreibt also **Wal, ir, Jar,** für **Wahl, ihr, Jahr,** imgleichen **Bir, Hib, Zirde,** für **Bier, Hieb, Zierde; Pfare, Mäner, schlisen, gisen,** für **Pfarre, Männer, schließen, gießen,** u. dergl.

Nach der zweyten, können die Buchstaben, v, ph, c, q, und y, nicht mehr statt haben 53. S. Daraus folget, daß man fölig, für völlig, Profet, Kato, Zizero, kwällen, bei schreiben muß.

Nach der dritten Regel, soll 1) das ch überall in k verwandelt werden, z. B. drekseln, seks, für drechseln, sechs 55. S. 2) Das t in den fremden Wörtern, nicht wie z lauten, und daher nicht Nation, sondern Nazion geschrieben werden 56. S. 3) Man soll häüslich, heüt, nicht häuslich, heut schreiben. 4) Das u, welches auf ein q folget, soll dem w Platz machen, Kwaste, kwer 57. S. 5) Man soll entweder schpalten, schterben u. s. w. schreiben, oder wenn man spalten, sterben, beybehalten will, es auch so aussprechen, 58. S. 6) Man soll entweder lebendich schreiben, oder das g am Ende der Wortglieder, wie am Anfange derselben aussprechen, dieses gehet besonders auf die pfälzische Mundart, 60. S. 7) Weil b und p, d und t verwandt sind, und eine Landschaft d spricht, wo die andere ein t braucht, so sollte jede Landschaft den Gebrauch ihrer Mundart fleißig untersuchen, und diejenigen Wörter genau bestimmen, die von ihren Einwohnern, mit weichen oder harten Mitlautern geschrieben werden sollen, 62. S. 8) Das offene und geschlossene e zu unterscheiden, thut der Verfasser den Vorschlag, daß man das á bloß, aber auch ohne einzige Ausnahme, für die Wörter bestimmte, deren Stamm ein á hat, und das e für alle übrige brauchte, und meinet mit Quintilianen sagen zu können: Natura ipsa verbi patet: Das Wort selbst, sobald ich es verstehe, zeiget mir schon an, ob sein e, kurz oder lang, offen oder geschlossen sey. 67 S.

Das sind die Vorschläge, welche der Verfasser zu einer dauerhaften Rechtschreibung thut. Unsere Leser werden hieraus schon abnehmen können, wie sie aussiehet, unterdessen wollen wir ihnen doch noch eine Probe derselben vorlegen. Wir schlagen auf 17 S. "Wofern das Zeitmas "im Schreiben bemerket werden sollte: so muß man gesteen, "das diese beyden Arten fil leicht di bästen und vernünf"tigsten wären, di man ausfindig machen könte. Sie sind "beide algemein einfach, lejcht, und nicht der geringsten "Ferwirung unterworfen. Die Ferdopelung des geschrie"benen Selbstlauters kömt der Aussprache ziemlich nae.

Den

"Den wer einen Selbstlauter im Sprachen denet, der fer"
"dopelt oder ferfilfältiget in einiger Masen, u. s. w."

Es würde zu weitläuftig seyn, und wir würden unsere Grenzen überschreiten müssen, wenn wir die Sätze und Gründe des Verfass. nach der Schärfe prüfen, und dabey die Ursachen anführen wollten, warum wir ihm, in vielen Stücken, keinen Beyfall geben können, und sehr daran zweifeln, daß diese Rechtschreibung, als eine dauerhafte, in Deutschland werde aufgenommen werden.

E.

13. Haushaltungskunst.

Johann Friedr. Mayers — Sechste Fortsetzung der Beyträge und Abhandlungen zur Aufnahme der Land- und Haußwirthschaft nach den Grundsätzen der Naturlehre und der Erfahrung entworfen. Mit zwey Kupfern. 8. Frankfurt am Mayn, 1777. 1 Alph. 7 Bogen.

Acht Aufsätze von verschiedenem Inhalt machen diesen Theil der bekannten nützlichen Beyträge des Hrn. Verf. aus; unter welchen uns die Abhandlung von der Wiesenpflege, desgleichen von den Stubenöfen, und wie ein Staat, der Mangel an Arbeitern hat, den besten Nutzen von seinen Bewohnern ziehen kann, am meisten gefallen haben.

Fortsetzung der in den Briefen über die Bestellung eines Küchengartens gegebenen Anleitung zum Küchengartenbau. Der Küchengarten-Briefe zweyter Theil; von Franz Hermann Heinrich Lueder — 8. Hannover 1776. 2 Alphab. 4 Bogen.

Die Briefe des Herrn Lueders über diesen Gegenstand haben viele Leser gefunden, denen vermuthlich gegenwärtige Arbeit desselben um desto angenehmer seyn wird, da sie zur Ergänzung und weitern Ausführung der ersteren dienet und nichts zurückläßt, was in den Umfang eines Küchengartens gehöret.

Unter-

Unterricht von der vortheilhaftesten Schaafkultur. Nach den Lehrsätzen der Pflanzschule zu Mercopail. 8. Ulm. 1776. 10 Bogen.

Immer neue Sächelchen! — Sonsten hatte man eine Schaafzucht, nun aber, um was Neues zu haben, eine Schaafkultur. — Oesterreich hat nach dem Beyspiele Schwedens gar gute Anstalten zur Veredlung seiner Schaafzucht gemacht, und hier zu Mercopail hat man spanische und paduanische Schaafe, die recht gut fortkommen sollen. Man folgt den Regeln des Hastfers, ohne daß der Verf. diesem würdigen Mann einmal die Ehre thut, ihn in dieser Schrift zu nennen, und behält von drey Zeugungen allemal die Mutterlämmer, welche man mit neuen Böcken belegt, die mit ihnen gar in keiner Blutsfreundschaft stehen müssen.

Allgemeiner vollständiger Acker-Catechismus zum Gebrauch angehender Wirthschaftsbedienten und des gemeinen Landmannes, auch allenfalls zur Unterweisung der Jugend in den Landschulen. Vom Verfasser der Berliner Beyträge. Gr. 8. Breslau 1776. 1 Alphab. 2 Bogen.

Die Berliner Beyträge sind von uns schon mehrmals allen lesenden Landwirthen empfohlen worden. Gegenwärtiger Acker-Catechismus, welcher aus selbigen oft wörtlich zusammengetragen worden, kann also an dieser Empfehlung gleichen Anspruch machen und hat noch verschiedene Vorzüge der Deutlichkeit, die für manchen Leser dieser Art nicht allemahl überflüßig oder unnütz sein dürften.

Druck-

Druckfehler

in des XXIX. B. II. St.

S. 415. Z. 25. suchen l. sehen
S. 420. Z. 4. 5. der Anwendung vornemlich, l. den Anwendungen, vornemlich
S. 421. Z. 7. nämlich l. neulich
S. 434. Z. 16. Name l. Stamm
S. 436. Z. 9. Sündet l. Sünden
S. 437. Z. 31. der Erklärung l. die Erklärung
S. 439. Z. 4. verneinen l. erinnern
S. 439. Z. 5. 6. von unten; Juden, und Heiden und Christen l. Juden: und Heiden: Christen
S. 441. Z. 9. wie l. wir
S. 442. Z. 3. gewesen seyn l. seyn
S. 443. Z. 7. andere l. andern
S. 445. Z. 3. Erhabenen l. Urhebern
S. 608. Z. 23. jedem l. aber jedem

in des XXX. B. I. St.

S. 160. Z. 8. Rawlins l. Nawlins
S. 162. Z. 2. v. unten. Uebergewichte l. Uebergewicht
S. 163. fordern l. fodern
S. 164. Z. 4. Forderungen l. Foderungen
S. 165. Z. 14. Erstarkung l. Erstarkung
S. 165. Z. 29. ist Weltweise auszustreichen, und dafür ein bloßes W. zu setzen
S. 165. Z. 36. Geistlichkeit l. Geistlichen
S. 165. Z. 38. erfordert l. erfodert
S. 165. Z. 4 und 2 von unten, seyn l. seyen
S. 168. Z. 7. für erläuterten Anmerk. l. erläuternden
S. 171. Z. 22. Sensarle l. Sensaric
S. 173. Z. 11. z. B. insgemein l. insgemein z. B.
S. 173. Z. 17. nur l. nun
S. 173. Z. 21. 22. überhaupt nur in der Advents: und Fastenzeit, und an den Gedächtnißtagen der Heiligen rc. geprediget, l. überhaupt weniger geprediget.
S. 173. Z. 26. ist nach lernen ein rc. zu setzen
S. 173. Z. 27. Stärke des Geistes l. Werke des Geistes

S. 174.

